

SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.



Organ der Theosophischen Vereinigung.

VIII Jahrgang. 1893. Siebzehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Printed in Germany



Hirtenknabe.

Aus der Kindermusik von

Diefenbach.



Mädchen mit Kastagnetten.
Aus der Kindermusik von
Diefenbach.

Inhalts-Uebersicht

des

Siebzehnten Bandes.

Achter Jahrgang.

1893.

Aufsätze und Berichte.

Novellen und Erzählungen.

Gedichte.

Aphorismen.

Seite

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Anregungen und Antworten.

Seite

Bemerkungen und Besprechungen.

Theosophische Vereinigung.

Kunstbeilagen.



Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVII, 89. Juli 1893.

Simon Magus.

Von

Thomassin.

✱

Die meisten der Leser denken wohl, wenn sie von dem Magier Simon hören, nur an den Bericht der Apostelgeschichte, welcher lautet: „Es war aber ein Mann, mit Namen Simon, in derselben Stadt, der zuvor Zauberei trieb, und bezauberte das samaritische Volk, und gab vor, er wäre etwas Großes. Und sie sahen alle auf ihn, beide, Klein und Groß, und sprachen: Der ist die Kraft Gottes, die da groß ist. Sie sahen aber darum auf ihn, daß er sie lange Zeit mit seiner Zauberei bezaubert hatte. Da sie aber Philippi Predigten glaubten von dem Reich Gottes und von dem Namen Jesu Christi; ließen sich taufen beide, Männer und Weiber. Da ward auch der Simon gläubig, und ließ sich taufen, und hielt sich zu Philippo. Und als er sah die Zeichen und Thaten, die da geschahen; verwunderte er sich. Da aber die Apostel hörten zu Jerusalem, daß Samaria das Wort Gottes angenommen hatte; sandten sie zu ihnen Petrum und Johannem. Welche, da sie hinabkamen, beteten über sie, daß sie den heiligen Geist empfingen. (Denn er war noch auf keinen gefallen, sondern waren allein getauft in dem Namen Christi Jesu.) Da legten sie die Hände auf sie, und sie empfingen den heiligen Geist. Da aber der Simon sahe, daß der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an, und sprach: Gebet mir auch die Macht, daß, so ich Jemand die Hände auflege, derselbige den heiligen Geist empfange. Petrus aber sprach zu ihm: Daß Du verdammet werdest mit Deinem Gelde, daß Du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget! Du wirst weder Teil noch Anfall haben an diesem Wort; denn Dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott. Darum thue Buße für diese Deine Bosheit und bitte Gott, ob Dir vergeben werden möchte die Tücke Deines Herzens. Denn ich sehe, daß Du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit. Da antwortete Simon, und sprach: Bittet ihr den Herrn für mich, daß deren keins über mich komme, davon ihr gesagt habt".



Nach diesem Bericht kann man nun allerdings kein günstiges Urteil über Simon fällen und auch nur geringes Interesse an seiner Gestalt gewinnen. Jedoch besitzen wir noch eine Reihe von Nachrichten über das Leben und die Lehre des Magiers, die teilweise dem Forscher viel glaubwürdiger erscheinen als die eben angeführte Erzählung, und jeden Vorurteilsfreien, vor allen aber den Okkultisten, mit Achtung des Wissens des von der Apostelgeschichte so sehr Erniedrigten erfüllen müssen. Leider sind diese mit Bezug auf Inhalt und Umfang immer noch mangelhaft zu nennen. Es sind zerstreute Berichte der Kirchenväter, von denen allerdings einige die Werke Simons gesehen zu haben scheinen, sowie des Pseudoclemens von Rom in dessen Rekognitionen und Homilien, abgesehen von wenig wertvollen späteren Erzählungen, auf die wir hier angewiesen sind.

Der erste der Kirchenväter, der uns über den Magier Aufschluß giebt und dessen Zeugnis deshalb bedeutender Wert beigelegt wurde, weil er selbst aus Samaria (Flavia Neapolis, dem alten Sichem) stammte, ist Justinus Martyr. Er lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Sein Bericht find etsich in seinem Werke Apologia (I, 26) und im Dialogus cum Tryphone (120).[1]) Nach ihm erörterte eingehender Irenäus das Leben und die Lehre Simons. Derselbe entfaltete im letzten Decennium des zweiten Jahrhunderts seine hauptsächlichste Thätigkeit. Wie man annimmt, beruht seine Darstellung in seinem Werke Contra haereses (I. XXIII, 1—4; Opera, edidit Adolphus Stieren, Lipsiae, 1848) auf derjenigen des Justinus, die derselbe in seinem uns nicht mehr erhaltenen Werke über die Häresien gab. Möglich ist auch, daß Justinus und Irenäus aus einer gemeinsamen, nicht mehr vorhandenen Quelle schöpften. Diesen beiden Vorgängern schlossen sich dann Clemens Alexandrinus (Ende des zweiten Jahrhunderts) in seinem Werke: Stromateis (II, 11; VII, 17; Opera, edidit G. Dindorfius, Oxoniae. 1869) und Tertullianus in seinen Werken: De Praescriptionibus (ed. Hurter, Oeniponti. 1870) sowie: De Anima (34, 56)[2]) an. Letzterer wirkte am Anfange des dritten Jahrhunderts. Beide wissen nichts neues von Bedeutung zu berichten.

Die wertvollste Darstellung, die wir besitzen, findet sich in den „Philosophumena“, die dem Hippolytus zugeschrieben werden. Ein Exemplar dieses Werkes wurde im Jahre 1842 durch Minoides Mynas vom Berge Athos nach Paris gebracht. Es soll entweder am Ende des zweiten oder am Beginne des dritten Jahrhunderts verfaßt worden sein. In dem-

[1]) Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi, edidit de Otto, Jenae 1876. — Auch Hegesippus wäre neben Justinus zu erwähnen. Er erzählt jedoch nur (Eusebius, historia eccl. IV, 22), daß Simon aus dem Kreise der jüdischen Sekten, von denen überhaupt die häretische Verunreinigung der Kirche herstamme, hervorgetreten sei, was durch den Umstand erklärt werden kann, daß die Samaritaner selbst als jüdische Sekte betrachtet wurden.

[2]) Bibliotheca Patrum Eccl. Select. (curavit Dr. Guil. Bruno Linder). Fasc. IV. Lipsiae 1859.

selben[1]) findet sich ein Auszug aus einem Werke Simons, „Die große Offenbarung, ἡ μεγάλη ἀπόφασις“ genannt, welchen keine andere Quelle bietet und der für uns von größter Wichtigkeit ist. Wir müssen denselben später noch eingehend besprechen.

Von den nachfolgenden Autoren Origenes,[2]) Philastrius,[3]) Epiphanius,[4]) Hieronymus[5]) und Theodoretus[6]) kommt eigentlich nur Epiphanius in Betracht, der aber, wie Lipsius nachzuweisen suchte, aus einem verloren gegangenen Werke des Hippolytus über Häresien schöpfte.

Wir können also schon aus den Werken der Kirchenväter kein in jeder Hinsicht genügendes Material für unsere Darstellung entnehmen. Noch weniger kann uns aber die Erzählung der Clementinen[7]) befriedigen. Deren Verfasser hat offenbar mehr Talent zum Romancier als zum Historiker gehabt und wir können deshalb ihm nur mit Mißtrauen folgen. Allerdings glauben wir, daß wir einige Punkte seines umfangreichen Berichtes über Simons Lebens, welche uns der Wahrheit entsprechend erscheinen, nicht, wie andere Autoren, verwerfen sollen. Wir erlauben uns sogar, die Berichte über die Zauberkünste des Magiers unter Berücksichtigung der neueren Forschungen auf dem früher verachteten Gebiete der Geheimwissenschaften teilweise als annehmbar zu erklären. Doch hierüber werden unsere späteren Ausführungen Erläuterung geben. Hier sei noch angefügt, daß die Clementinen nach den neueren Forschungen eine Schöpfung der Sekte der Ebioniten sind, welche aus den Judenchristen gegen Ende des ersten oder am Beginne des zweiten Jahrhunderts hervorgingen, das Christentum nur als reformierten Judaismus annahmen und Christus nur für einen vollkommenen Menschen hielten.

An die Berichte der Clementinen schließen sich dann noch die der apokryphischen Akten Petri et Pauli, der Schrift des Pseudomarcellus, eines vermeinten Jüngers des Petrus, „De conflictu S. Petri et Simonis Magi“, sowie der Historia certaminis apostolici des Pseudoabdias, in der wir alle Sagen der Rekognitionen und der Akten Petri et Pauli finden.

---

[1]) Philosophumena, VI, 7—20 in: Refutatio omnium haeresium, ed. Lud. Duncker et F. G. Schneidewin, Goettingen 1859.

[2]) Origenes: Contra Celsum I, 57. V, 62. VI, 11. Edidit Carol. Eduard. Berolini 1846.

[3]) Philastrius: De Haeresibus. I. In: Patres Quarti Ecclesiae Saeculi, ed. D. A. Caillau. Paris 1842.

[4]) Epiphanius: Contra Haereses, II, 1—6; Opera, edidit G. Dindorfius. Lipsiae 1859.

[5]) Hieronymus: In Matthaeum. IV. 24, 5. Siehe: S. Eusebii Hieronymi Comment.; Migne Patrol. Grec., VII. col. 176.

[6]) Theodoretus: Haereticarum Fabularum Compendium I, 1. in: Opera omnia (ex recensione Jacobi Simondi, denuo edidit Joann. Ludov. Schulze). Halae 1769.

[7]) Homiliae: Siehe: Bibliotheca Patrum Eccles. Latinorum selecta. Vol. I. ed. Albertus Schwegler. Tubigensis 1847. Hom. I. Cap. XXII. — Recognitiones, Rufino Aquilei Interprete, curante E. Gersdorf. Lipsiae 1838. II, 7. — Constitutiones: Siehe: S. S. Patrum, qui temporibus Apostolicis floruerunt, Opera, ed. J. B. Cotelerius. Amsteladami 1724. VI, 7.

Von neueren Autoren, welche diese Quellen einer Kritik unterworfen haben, werden wir im Laufe unserer Erörterungen mehrere anzuführen Gelegenheit haben. Schon hier möchte ich auf die umfassende Darstellung, welche Simson in der Zeitschrift für wissenschaftliche Psychologie (Jahrgang 1841, 3. Heft) gegeben hat, verweisen, sowie auf die Fr. Hülsens (Sim. vita doctrinaque Berol. 1868), Möllers in seiner Geschichte der Kosmologie in der griechischen Kirche bis auf Origenes (Halle 1860; S. 284 ff.) und die Hilgenfelds in seiner Ketzergeschichte des Urchristentums (Leipzig 1884, S. 163 ff., 453 ff.). Schließlich sei noch auf die treffliche Bearbeitung des vorhandenen Quellenstoffes durch ein Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, den Redakteur des „Lucifer", G. R. S. Mead, welche im Jahrgang 1892 dieser in London (Theosophical Publishing Company) erscheinenden Monatschrift (Juni bis Dezember) enthalten ist, aufmerksam gemacht.

Unsere folgende Darstellung nun wollen wir in zwei Teile zerlegen, von denen der erste das Leben, der zweite die Lehre des Magiers Simon vorführt.

1. Das Leben Simons.

Von fast allen Autoren wird als Geburtsort Simons das Dorf Gittha angegeben, welches, wie der Verfasser der Clementinen bemerkt, eine Niederlassung der Gettonen in der Nähe von Cäsarea war. Einen verschiedenen Bericht des Flavius Josephus (Antiquit. Lib. XX. cap. 7, p. 969, ed. Haverkamp) hat man benützt, um recht gewagte Behauptungen aufzustellen. Derselbe erzählt von einem Magier Simon, der, in Cypern geboren, dem römischen Prokurator von Judäa, Felix, zu einer Heirat mit Drusilla, der Frau des Königs Azizus von Emesa, geholfen habe, der also zu der Zeit gelebt haben mußte, in welche die Apostelgeschichte und die Kirchenväter den Simon aus Gittha setzen. Simson bemerkt hierzu (S. 19), es könne wohl kaum zweifelhaft sein, daß der Simon aus Cypern mit dem samaritanischen identisch sei, und es werde dies noch gewisser durch die Bemerkung des falschen Clemens von Rom, der von dem langen Aufenthalte seines Simon in Caesarea Stratonis, dem Wohnsitze der römischen Prokuratoren, berichte. Auch könne diese Meinung schwerlich durch den Einwand Mosheims[1]) widerlegt werden, der es bedenklich findet, einen Mann wie Simon, welcher durch gemeine Künste und Zaubereien die rohe Menge habe zu fesseln und zu betrügen vermocht, für einen Freund des gebildeten Felix zu halten. Denn Felix werde wohl, nachdem er sich bereits einer verbotenen, ehebrecherischen Liebe hingegeben hatte, sich nicht gescheut haben, durch bethörende Zaubereien, denen er selbst vielleicht den Glauben versagte, den Gegenstand seiner Lüste seinen Wünschen geneigt zu machen.

[1]) Mosheim, de uno Simone Mago, in seiner Dissertat. ad historiam eccl. pertinent. Vol. II. p. 103, 89. Nota. Diese Schrift ist eine Widerlegung des Campegius Vitringa und Beausobre, welche den „Christen" Simon der acta nicht als identisch mit dem Gnostiker Simon betrachten wollten. — Die Kontroverse hätte sich leicht durch eine kritische Prüfung des Aktenberichtes entscheiden lassen, dessen geringe Glaubwürdigkeit jedem Vorurteilsfreien zur Erkenntnis kommen muß.



— Wir müssen gestehen, daß uns diese Versuche eines Identitätsnachweises recht überflüssig erscheinen. Man bedenke doch, wie verbreitet damals der Name Simon und wie leicht es möglich war, daß auch einmal zwei Männer dieses Namens, welche beide als Zauberer hervortraten, sich fanden. Allerdings haben gewisse Theologen Grund gehabt, den Bericht des Josephus so sehr zu betonen. Sie haben sich nämlich eine Zeitlang bemüht, sich über die Berichte der Apostelgeschichte und des Justinus Martyr derart hinwegzusetzen, daß sie schon ursprünglich im Simon der christlichen Erzählung nur den verhüllten Paulus fanden. Hierzu wurden sie durch die Entdeckung veranlaßt, daß einige Berichte über Simon, besonders der des Pseudoclemens, Hinweise auf den Apostel, seine Thätigkeit und seine Lehre enthielten. Sie bedachten hierbei nicht, daß es doch wahrscheinlicher ist, daß man einen wirklich existierenden Magier Simon mit gewissen Zügen des Paulus ausstattete, als daß man erst eigens zu diesem Zwecke einen solchen erfand. Auch sind wohl damals die Doktrinen Simons nicht so allgemein verbreitet gewesen, daß man gewisse Erdichtungen sofort als solche erkannt hätte. — Man bekehrte sich übrigens bald wieder von diesen sonderbaren Anschauungen. Hilgenfeld, der energisch für dieselben eingetreten war, gab später wieder (Ketzergeschichte des Urchristentums, S. 163 ff.) den Wert des Justin'schen Zeugnisses zu und dessen Unabhängigkeit von den Pseudoclementinen. Der samaritanische Magier und gnostische Religionsstifter Simon aus Gittha begann deshalb für ihn wieder aus dem Gebiete der Sage in das der Wirklichkeit überzutreten. Als einen Beweis der lebhaften Phantasie gewisser Kirchen- und Ketzerhistoriker möchte ich hier noch die von einigen neuern Gelehrten (Schliemann, Hilgenfeld) wieder zu Ehren gebrachte ältere Vermutung des Stephanus Le Moyne anführen, daß Justinus Martyr sich geirrt und das cyprische Kittium mit dem samaritischen Flecken Gittha verwechselt habe (!).

Die Zeit der Geburt Simons kann nicht mehr festgestellt werden. Als seine Eltern werden von den Recognitiones (II, 7) Antonius und Rahel genannt.[1]) Nach dem Berichte derselben soll er in Alexandrien in der griechischen Litteratur sowie in den Künsten der Magie unterrichtet worden und nach längerem Aufenthalte daselbst nach Palästina zurückgekehrt sein, wo er sich der Schule eines gewissen Johannes angeschlossen haben soll, der in den clement. Homilien (II, 23) ἡμεροβαπτιστής d. h. einer, der täglich tauft, genannt wird, was kaum etwas anderes als βαπτιστής bedeutet. (In den Rekognitionen II, 8 steht nur baptista). Er wird von den Clementinen ferner als besonderer Liebling seines Meisters geschildert. Wie sie berichten, gewann nach dem Tode des Johannes, Dositheus, einer der dreißig Jünger desselben, nur dadurch an Stelle Simons die oberste Leitung der Sekte, daß er diesen, als er eine zeitlang abwesend war, für tot ausgab. Simon begnügte sich nach seiner Rückkehr scheinbar mit den Verhältnissen, die er vorfand. Bald aber suchte

[1]) Ebenso auch von den Homilien II. Kap. 22.

er den Dositheus dadurch zu schädigen und zu verdrängen, daß er vorgab, derselbe weiche von der wahren Lehre ab. Dieser nun wurde durch die Verleumdung in seinem Hasse bestärkt und versuchte eines Tages, — so fabeln die Clementinen — den Simon, als er zur Belehrung kam, mit einer Rute, die er unter seinem Mantel verborgen hielt, zu schlagen. Zu seinem Erstaunen aber ging dieselbe durch Simons Körper wie durch Rauch hindurch. Er warf sich nun vor ihm mit den Worten nieder: „Sage mir, ob Du der Unveränderliche (Ἑστώς) bist, damit ich Dich anbete". Simon bejahte das und hierauf trat Dositheus zurück, um ihm die Leitung der Sekte zu überlassen. Er starb bald darauf und der Magier nahm sich der Jünger noch längere Zeit hindurch an. —

An dieser Erzählung wird wohl nur das als Wahrheitskern festzuhalten sein, daß Simon in der That mit Dositheus in Verbindung getreten ist, dessen Lehren, wie wir sie aus den Berichten der Väter kennen lernen, ja einige Ähnlichkeit mit den seinigen haben. Es fehlen uns aber alle näheren Anhaltspunkte zur Feststellung des Verhältnisses beider zu einander. Überhaupt besitzen wir über die Wirksamkeit Simons nur wenige Nachrichten. Die Apostelgeschichte sagt uns ganz allgemein, daß er in Samaria sich magischen Künsten ergeben und durch verschiedene Wunderzeichen die Bewunderung und Verehrung des Volkes erworben habe. Über die Art dieser Künste allerdings können uns wohl die Berichte des Irenäus über die Zaubereien der Simonianer sowie gewisse Andeutungen der Clementinen einigen Aufschluß geben. Irenäus schreibt: „Deshalb leben ihre (der Simonianer) eingeweihten Priester ausschweifend und treiben Zauberei, sowie ein Jeder derselben es vermag. Sie gebrauchen Exorcismen und Beschwörungen, Liebesmittel und Zaubersegen, und sogenannte vertraute Geister und Traumsender und alle übrigen Künste üben sie häufig". Jedenfalls wird ihr Meister Simon alle diese Arten der Magie noch geschickter als alexandrinischer Initiierter geübt haben. Erscheinungen wie die unseres animalischen Magnetismus und Spiritismus waren ihm offenbar bekannt. Wenn man dem Pseudoclemens glauben will, so waren in der That seine Adeptenkräfte hervorragend. Es ist nur zu bedauern, daß Berichte, die ein Okkultist für wahrscheinlich halten könnte, von ihm so häufig mit den albernsten Phantastereien vermengt werden. Seine Erzählung ist offenbar ein Beweis dafür, daß er selbst kein Eingeweihter war und von Magie recht wenig verstand. Wir wollen aber trotz der auftauchenden Schwierigkeiten versuchen, aus den von ihm erzählten Fabeln das herauszuschälen, was uns für diejenigen, welche dem Okkultismus näher getreten sind, interessant zu sein scheint.

So finden wir unter andern den Bericht, daß Simon im Feuer sich unverbrennbar bewiesen. Wer die Vorgänge in den suggestiven Zuständen nicht kennt, wer die hypnotischen Phänomene nicht anerkennen will, der muß allerdings schon über diese Erzählung der Clementinen als Fabel hinwegsehen. Wer aber der Erforschung der psychologischen Probleme näher getreten ist, wird ihrem Inhalt nicht alle Wahrscheinlichkeit absprechen.

Ich kann hier unmöglich auf die Berichte eingehen, welche wir von der Anästhesie und Analgesie der Yogis und Sanjasis, sowie der Schamanen im hypnotischen Zustande haben und beschränke mich darauf, näher auf die Fähigkeit des Fakirs Soliman Ben Aïssa hinzuweisen, den ich selbst in der Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München zu sehen Gelegenheit hatte. Ich habe über die Leistungen desselben ausführlich in Nr. 42 der „Bayerischen Zeitung“ zu München publiziert. Wie ich daselbst erwähnte, ergreift Soliman am Schlusse jeder Vorstellung einen Feuerbrand und erklärt, daß er sich diesen unter den Arm halten wolle. Er bringt ihn zuerst dem Kopfe und den Augen nahe und hält ihn dann so lange unter den Arm, bis die Zuschauer ihm zurufen, die vermeintliche Tortur zu enden. — Aehnliches leisten alle Aïssaiwijas, deren Sekte Soliman angehört. —

Diese Analgesie ist bekanntlich auch bei den spiritistischen Medien beobachtet worden.

In dem offiziellen Bericht des Komitées der Dialektischen Gesellschaft über den Spiritualismus wird gesagt: Fünf Zeugen bestätigen, daß sie rotglühende Kohlen auf die Hände oder Köpfe mehrerer Personen gelegt gesehen haben, ohne denselben Schmerz oder Brandwunden zu verursachen; und drei Zeugen bestätigen, daß dieselbe Probe bei ihnen selbst mit gleicher Unverletzbarkeit angewendet worden ist.[1])

Ferner finden wir ganz ähnliche Erzählungen von der Unverbrennbarkeit im hypnotischen Zustande (in der Ekstase), wenn wir das Gebiet der christlichen Mystik erforschen. Raymund erzählt im Leben der hl. Katharina von Siena Folgendes. Sie saß einst in der Küche am Heerde, den Bratspieß drehend und das Essen für die Hausgenossen besorgend; bald gab sie sich ihren Betrachtungen hin und wurde durch diese in Ekstase versetzt. Die Gattin ihres Bruders, Lysa, die ihren Zustand kannte, war indessen für sie eingetreten, und da sie das Essen fertig gemacht, war sie, um es aufzutragen, davon gegangen und hatte sie, am Heerde in der Verzückung sitzend, zurückgelassen. Als Lysa aber nun, nachdem die Hausgenossen sich schlafen gelegt, spät zur Küche zurückgekehrt war, um zuzusehen, wie es mit ihr enden werde, sah sie zu ihrem Schrecken, wie die Verzückte, vom Stuhle gefallen, mit dem Gesichte in Mitte der glühenden Kohlen lag, deren gerade eine große Masse sich zusammengefunden. Mit einem Schrei stürzte sie auf die Liegende hin und riß sie aus den Flammen heraus, gefaßt darauf, sie ganz verbrannt zu finden. Aber zu ihrem Erstaunen war keine Verletzung an ihr zu sehen, noch ein Geruch zu verspüren, ja nicht einmal ihr Gewand verkohlt (?). Als sie wieder zu sich gekommen war, ging sie davon, ohne daß eine Nachwirkung an ihr zu bemerken gewesen wäre. — Auch von Simeon von Assisi wird Aehnliches berichtet. Als er einst ekstatisch war, fiel ihm eine brennende

---

[1]) Der Spiritualismus und die Wissenschaft von William Crookes. Leipzig. Mutze, 1884, S. 113.

Kohle auf den Fuß; sie blieb liegen, bis sie erloschen war; er aber fühlte keinen Schmerz, auch zeigte sich später keine Verletzung.[1])

Wir finden also, daß die Unverbrennbarkeit, welche von Simon behauptet wird, auch bei vielen andern Personen in der Vergangenheit und Gegenwart konstatiert wurde, und deshalb ist die Annahme, daß er, der sich den Beinamen eines Magiers doch durch gewisse Kräfte erworben haben muß, auch über die besprochene verfügt haben kann, gewiß möglich.

Die Clementinen wissen ferner zu berichten, daß Simon habe fliegen können. Der Okkultist wird auch diese Erzählung nicht als Fabel belächeln, sondern auf die vielen Nachrichten über Levitationsphänomene verweisen, welche aus älterer und neuerer Zeit uns geboten werden.

Eine große Anzahl solcher findet sich in der „christlichen Mystik" des Goerres (II, 515—564). Wir hoffen, dieselben in einer späteren Studie über die Levitation eingehender besprechen zu können. Hier sei nur erwähnt, daß solche besonders in den Akten des heiligen Petrus von Alcantara, Maria von Agreda, Franziskus von Assisi, Agnes von Böhmen, Dominikus, Bernard, Franziskus Xaverius, Ignatius von Loyola, Katharina von Siena, Theresia, Stephan von Ungarn, Theresia von Kastilien, Maria Gometz, Camillo de Lellis, Bernardinus und der Christina Mirabilis, welch letztere allerdings mit vielen Märchen ausgeschmückt wurde, vorkommen. Die verschiedenen Menologien, die der Franziskaner, Karmeliten, Dominikaner, Cistercienser, Waddings Annalen der Minoriten und Bovers der Kapuziner, sind, wie Goerres sagt, voll von Zeugnissen für diese Erhebungen. Während der Levitation soll bei den meisten Heiligen eine besondere Leichtigkeit des Körpers beobachtet worden sein. Manche sollen sich schwebend nach einem bestimmten Ziele hinbewegt haben, wie Josef von Cupertino. Coleta und Franziskus von Assisi sollen in gewaltiger Höhe schwebend gesehen worden sein. Ludwig von Mantua soll 3 Tage lang geschwebt haben.

Man mag nun allerdings einwenden, daß mittelalterliche Heiligenlegenden nur mit großer Vorsicht als Beweise angeführt werden können. Ich will im Allgemeinen dieser Meinung beistimmen, glaube aber doch bemerken zu müssen, daß, wie viele Gegner Roms angeben, man nicht immer mit Bezug auf Wunderlegenden bei der Kurie eine verwerfliche Leichtgläubigkeit feststellen kann.

Ueberdies will ich diejenigen, welche diese Berichte nicht annehmen können, auf die Nachrichten verweisen, welche noch in neuester Zeit über die Selbstlevitation indischer Yogis gegeben werden. In der zu Madras erscheinenden Zeitschrift „The Theosophist" finden sich mehrmals solche von hohem Interesse. Srenath Chatterjee, ein Regierungsbeamter, berichtet in der Septembernummer des Jahres 1887 über die Selbstlevitation eines tibetanischen Lama, die er in seinem eigenen Hause beobachtete. Derselbe soll eine Elle hoch emporgestiegen sein und ihm gesagt haben,

---

[1]) Goerres Mystik, II, 285—86.

daß in seinem Kloster dieses Phänomen sogar von Lamaschülern, die noch nicht weit fortgeschritten wären, hervorgebracht werden könnte. — Ferner findet sich im Novemberhefte desselben Jahrganges eine Reihe von Bestätigungen der Thatsache der Levitation durch Augenzeugen. L. Venkata Kristnaya behauptet: „Ich habe drei Personen sich während der Uebung der Yoga vom Boden erheben sehen. Mein eigener Vater war eine derselben. Er that es in meiner Anwesenheit nicht weniger als zwanzig mal. Ein würdiger Yogi, ein Freund meines Vaters, vollbrachte es zweimal in meiner Gegenwart, indem er mir sagte, ich solle mich zu ihm setzen und den Vorgang überwachen".

Diesem Berichte schließt sich ein weiterer von K. R. Venkata Kistnarow an, der als Knabe einen schwebenden Yogi sah. Hakim Goolam Khader Sahib erzählt, daß er einen Brahmanen von guter Erziehung kennen gelernt habe, der 25 Jahre hindurch die Yoga übte und den er sechsmal nach etwa einstündiger Betrachtung sich in die Luft erheben sah. Um sich zu überzeugen, daß der Brahmane kein künstliches Mittel angewandt habe, schwang er einen Stock um seinen Körper und fand keinen Widerstand.

Schließlich behauptet auch noch ein gewisser V. Vasudeva Sastri, daß ein Brahmane, der sich als Gast in seinem Hause aufhielt, zu seinem und seiner Hausgenossen Erstaunen während der Betrachtung langsam in die Höhe stieg und sich nach einiger Zeit ebenso langsam wieder niederließ. — Daß man ferner das Levitationsphänomen bei spiritistischen Medien manchmal beobachtete, dürfte wohl manchem der Leser bereits bekannt sein. In dem Berichte der Dialektischen Gesellschaft in London über den Spiritualismus heißt es: „Dreizehn Zeugen bestätigen, daß sie schwere Körper — in einigen Fällen sogar Menschen — sich langsam in die Luft erheben und daselbst ohne irgend welche sichtbare oder fühlbare Unterstützung einige Zeit verweilen gesehen haben".

Diese Behauptungen verdienen jedenfalls Beachtung. Wie man das Levitationsphänomen, das eine Aufhebung der Schwerkraft voraussetzt, erklären soll, ist allerdings nicht zu entscheiden. Die Thatsachen aber, welche den aufgestellten Naturgesetzen widersprechen, sollten uns eben zu weiteren Forschungen anregen. In dieser Hinsicht sagt John Herschel sehr richtig in seiner Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften: „Der vollkommene Beobachter wird in allen Teilen des Wissens seine Augen gleichsam offenstehend halten, damit sie sofort von jedem Ereignis getroffen werden können, welches sich nach den bereits angenommenen Theorien nicht ereignen sollte; denn dieses sind die Thatsachen, welche als Leitfaden zu neuen Entdeckungen dienen".

Nach der Darstellung der Homilien (II, 26) trennt Simon die Seele eines unschuldigen Knaben, um sie bei seinen magischen Künsten zu gebrauchen, von ihrem Leibe und bewahrt des Knaben Bild in seiner Schlafkammer auf. Er selbst aber sucht dann sein Verbrechen durch folgende Behauptungen zu verbergen. Er will den Knaben aus Luft ge-

formt, ihn dann abgebildet und wieder in Luft haben verfliegen lassen. Zuerst habe der Menschengeist, in die Natur des Heißen verwandelt, Luft an sich gezogen, diese Luft habe er dann in Wasser, das Wasser in Blut und dieses endlich in Fleisch verwandelt. — Dieses Verfahren soll seine Pflegebrüder Niceta und Aquila nach der clementinischen Fabel veranlaßt haben, ihn zu verlassen. Simon suchte sie, wie sie berichten, vergebens durch die weitere Bemerkung zurückzuhalten, es sei ein Dämon gewesen, dessen er sich bedient habe.

Ehe wir unsere Anschauung über diese Erzählung äußern, möchten wir noch diejenige Uhlhorns wiedergeben, der in seinem Werke: Die Homilien und Rekognitionen des Clemens Romanus (Göttingen 1854, S. 295 f.) hierüber sagt:

„Auf der Grenze zwischen Lehre und Geschichte steht die Erzählung von dem toten Knaben. Es läßt sich jetzt, nach dem, was wir in Hinsicht auf die Lehre erkannt haben, leicht durchschauen, daß wir in derselben eine Persiflage der Simonianischen Lehre von der Verbildlichung der göttlichen Macht im Menschen vor uns haben, ganz ähnlich wie bei den Mitteilungen der Philosophumena sich wohl nicht wird bezweifeln lassen, daß die Bilder, welche nach übereinstimmenden Angaben (Phil. 176, 32; Iren. I, 23, 4) die Simonianer hatten, mit dieser Lehre im Zusammenhang stehen. Simon will den Knaben selbst gebildet haben. Der Menschengeist, in die Natur des Heißen verwandelt, hat Luft angezogen, diese wird in Wasser, das Wasser in Fleisch und Blut verwandelt; Simon hat dann ein Bild davon genommen und den Knaben darnach wieder in Luft verfliegen lassen. Das ist aber bis ins Einzelnste genau der Gang, den die Verbildlichung der göttlichen δύναμις im Menschen nimmt. Der Menschengeist ist ja ein Ausfluß von ihr, sie selbst ist aber Feuer (Phil. 163, 90). Das Feuer wird Luft und Wasser. Luft und Wasser sind aber nach Phil. 166, 78 die beiden letzten Aeonen, λογισμός und ἐπιθύμησις. Der Uebergang zu Fleisch und Blut ist dann der Uebergang in die materielle Welt, und die Verbildlichung wird dadurch persifliert, daß sie real gefaßt wird von dem Verfertigen eines wirklichen Bildes. Endlich, wenn Simon den abgebildeten Knaben wieder in die Luft verfliegen läßt, so soll damit unverkennbar die Rückkehr des verbildlichten, nun in die ἐνεργεία übergetretenen Menschengeistes in die ἀπέραντος δύναμις verspottet werden".

Die Erklärung ist jedenfalls ein Beweis für den scharfen Blick dieses Forschers, und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß den Verfasser die Erinnerung an die simonische Lehre bei seiner Erzählung leitete. Daß aber der letzteren gar kein realer Vorgang zu Grunde liegt und nur der Wunsch, durch eine Persiflage Simon zu verspotten, sie veranlaßte, glauben wir nicht annehmen zu müssen. Es kam uns nämlich, als wir die Geschichte von dem Knaben lasen, der Gedanke, daß man bei einem Magier die Fähigkeit voraussetzen könnte, von der die modernen Spiritisten sprechen, nämlich diejenige, die Materialisation eines günstig gesinnten Geistes zu veranlassen. Die Seele eines angeblich gemordeten Knaben, welcher er

sich zu seinen Zaubereien bedient haben soll, mag für ihn eben das gewesen sein, was ein kontrollierender Geist für ein modernes Medium ist. Warum sollte dann nicht auch dieser kontrollierende Geist Simons nach einer Verstofflichung gestrebt haben, die ihm Simon durch seine Beschwörungen erleichterte. Denn es ist die Annahme möglich, daß eben diese Beschwörungsakte in früheren Zeiten spiritistische Manifestationen begünstigt haben, da sie ein Mittel der Anziehung durch den Willen waren.

Daß Simon sein psychologisches Experiment im Beisein von Jüngern vollführte, ist ja leicht möglich, ebenso auch, daß sie dasselbe nicht verstanden, wenn sie auch nicht geglaubt haben werden, daß ihr Meister ein Verbrechen begangen habe. Vielleicht haben aber thatsächlich später einige ungetreue Jünger den Vorgang so zu verzerren versucht, daß sie ihn zu einer Verläumdung Simons benutzen konnten.

Es fällt in der clementinischen Erzählung noch auf, daß später der Magier die erbosten Jünger durch die Erklärung zu beruhigen sucht, „es sei ein Dämon gewesen". Diese letztere dürfte gewiß für unsere Auffassung zu verwerten sein.

Eine Bestätigung der Annahme, daß Simon die Gabe besaß, Materialisationen zu veranlassen, dürfte man wohl auch in der Erzählung finden können, daß Simon bei Gastmählern allerlei Gestalten erscheinen ließ.

Was die Behauptungen der Clementinen betrifft, daß Simon die Macht besaß, durch bestimmte Zauberformeln die Dämonen auszutreiben und die dem Menschenleben feindlichen Engel von demselben fern zu halten, so werden sie jedenfalls dem Spiritisten nicht so absurd erscheinen als dem Materialisten, wenn auch ersterer immer geneigt ist, animistische Teufel, d. h. solche, welche mit der Seele des Besessenen identisch sind, wie z. B. der Wemdinger Teufel, von übelwollenden, niedrigstehenden Intelligenzen zu unterscheiden, sowie er auch in der Beschwörung nur einen einfachen psychologischen Vorgang sieht, bei welchem die größere Willenskraft des Exorcisten den angeblichen Teufel bannt.

Nicht unmöglich wäre auch, daß Simon, wie die Clementinen erzählen, in doppelter Person sich zeigen, also telephanische Phänomene, Erscheinungen seines Doppelgängers in der Ferne, hervorbringen konnte. Diejenigen, welche die Berichte über das außerkörperliche Wirken des lebenden Menschen, die Aksákow im zweiten Bande seines Werkes „Animismus und Spiritismus" (S. 603—640), Gurney und Myers in den „Phantasms of the Living" (vol. I.) und Dr. du Prel in dem Kapitel „Majavi Rupa" seines Werkes: „Die monistische Seelenlehre" bieten, eingesehen haben, werden das nicht bestreiten wollen. Diesen Fällen aus neuester Zeit ließen sich noch viele aus älterer zur Vergleichung zur Seite stellen und man wird wohl auch einen Teil derjenigen, die Görres erzählt, (II, 578—594) für wahr halten können. (Fortsetzung folgt.)





Weg und Ziel.

Von

Franz Evers.

*

Vieles soll uns noch fehlen, heißt es immer — und der Pessimismus fühlt sich als Herrscher, ohne daran zu denken, daß er nur Mittler ist. Erklärlicher Weise. Unsere Kulturwelt soll im Taumel der äußeren Sinne befangen sein, sie soll genußsüchtig, verroht, dem Untergang geweiht sein; und sie ist es auch.

Der Moralist verdammt nun —; aber der Psychologe versteht oder sucht zu verstehen, und der ist auch Ethiker — trotz alledem; ja, er ist mir der größere Ethiker.

Wohl beachtet man das äußere, physische Weltleben, das ja allerdings stets ein Abglanz der psychischen, inneren Arbeit ist; man spricht von Degeneration des Leibes und der Seele und nennt das Dekadenz. Aber man geht den psychischen Quellen nicht oder doch nur selten und ungenügend nach und — man vergißt die starke, übergroße Potenzierung der inneren Kraft, des göttlichen Geistes derjenigen — und seien es nur Vereinzelte — derjenigen, die mit der überfeinen Nervenempfindsamkeit fein hauszuhalten wissen und, abgekehrt von allem äußeren Sinnenleben, diese zarteste und doch so starke Innerlichkeit sich und ihrer göttlichen Erkenntnis weihen. Es dürfte wohl bekannt sein, daß die Geisteskraft, ja die Gotteskraft will ich sagen, in Zeiten des „moralischen" Niederganges eines Volkes sich in Auserwählten, in gezeichneten Individuen aufspeichert und in diesen Einzelnen so an Intensität zunimmt, daß in ihnen die Rettung für die Zukunft liegt, das Hinüberretten jenes „Dekadenz"volkes in seine Zukunft, welche dann jedesmal ein gewaltiges Wirken des Geistes ausspricht. Die Gotteskraft jener in der Stille Berufenen findet ihre Jünger, Ausbreiter und Vergeuder. Und also wird es geschehen...

Deshalb fehlt uns auch nichts. Der Psychologe weiß, warum. Wir haben alles, was wir gebrauchen. Und das Leid und Leiden der

vielen Tausende, wahrlich, es ist nötig, nötig für sie, die der äußeren oder inneren Schmerzen in ihrer Entwicklung noch nicht Herr geworden sind, die noch zweifelnd, oft verzweifelnd zu ringen haben.

Die Welt ist Leid; und alles Leid ist Menschenanteil. Darum sind wir ja in diesem Dasein, daß wir mit unserer Körperlichkeit in jeder Form auch all unsere Schmerzen in jeder Form überwinden lernen, daß wir unter Gram und Golgatha uns erringen, uns zum Bewußtsein kommen, bis der erwachte Geistmensch in uns sich in den Sphären seiner Göttlichkeit verwirklicht.

Das wäre eine Bejahung des Pessimismus — und sie ist es auch. Wohl verstanden aber spielt der Pessimismus nur die Mittlerrolle – nicht zur Zweck- und Trostlosigkeit, wie der Materialismus trotz seiner sozialethischen, gut gemeinten Bestrebungen logisch folgern muß, sondern — zur eigenen Vergeistigung, zur Befreiung, zur inneren Freiheit. Die freischaffende Lust des gottgewordenen, bewußten Willens, der sich alles Leides in seiner Körperlichkeit entledigt hat, ist das Ziel: ein Ziel, des Strebens wert.

Das ist Religion ohne Dogma, die echte Religiosität in jedem Einzelnen, die innerste, letzte Gefühlskraft, welche nicht Wirkung sondern Ursache der gespanntesten Lebensthätigkeit ist. Da liegt der erste Keim des Bewußtwerdens. Man ahnt sich innerlich.

Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Ohne äußeren Kirchenmechanismus und ohne Moralismen des Strafgesetzbuches thue das ein jeder, ein jeder in seiner Innerlichkeit. Denn nur durch das Wachsen und Zum-Ziele-Kommen des Einzelnen stellt sich das Heil der Allgemeinheit dar; dies Heil ist Gott, der Geist, und Gott kennt sich in einem Jeden von uns Allen.

Da fallen mir Worte ein, die ich erst kürzlich gelesen. Ein Buch enthält sie, das in seiner packenden, philosophischen Kürze einen sicheren Weg geht.[1]) Es ist induktiv, treffend, ohne jede Deutelei. Und also lauten jene Worte:

„Gott ist.

Wie Gott ist, ahne ich nur, erkenne ich nicht. Der sprachliche Ausdruck meiner unsprachlich gewonnenen Ahnung des Wesens Gottes beschränkt sich darauf, daß ich sage, wie Gott nicht ist.

Nirgends sehe ich körperliches Sein; alles körperliche Sein ist Werden. Sein ist unkörperlich.

Alles Werden folgt dem Willen eines Wollenden, wird gewollt. Der Wollende will, wird nicht gewollt; der Wollende ist, wird nicht.

Gott unterliegt nicht dem Zwangsmittel zum Werden, dem Gefühl. Gott ist unfühlend.

---

[1]) Gustav Crusius: Des Lebens Zweck und Ziel. Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik. 2. verb. Auflage (Leipzig, Otto Wigand).

Gefühl ist nicht ein Bestandteil seines Wesens, es ist nur ein Bestandteil der Verkörperung seines Willens, der sich verkörperte, um am Körperlichen zu geschehen, zu zeugen".

Gott unterliegt nicht der Zeit, dem Raum, der Zahl. Er ist unzeitlich, unbegrenzt, einheitlich.

Raum, Zahl, Zeit sind Aeußerungen der Verkörperung des Willens Gottes auf der von Gott abgewandten Bahn des Geschehens...

Geistige Werdelust besteht, umgekehrt wie körperliche und seelische, in sich abschwächendem Gefühl, in Befreiung vom Gefühle und seinem Zwange, im Uebergange zur Gefühllosigkeit.

An Stelle des früheren Strebens nach gesteigertem, erweitertem und veredeltem Gefühlsgenuß, dem bisherigen Selbstzweck des Lebens, tritt während des Werdeganges zur Entkörperung das Streben nach klarer, unmittelbarer Erkenntnis Gottes, des unkörperlichen, unfühlenden Seins. Die unsprachliche direkte Erkenntnis Gottes, die Offenbarung, das Schauen Gottes ist nicht mit Gefühlsäußerung verbunden. Unfühlend nahe ich dem Unfühlenden. (Der Mangel an adäquatem Ausdruck läßt bei sprachlicher Umhüllung des Erschauten den allemal schönsten, d. h. gefühlvollsten[1]) wählen, Hochgefühl und Ekstase eintreten. Vergl. Psalmen, das Hohe Lied usw.)"

Das mag manchem abstrakt, wie gemütlos klingen, ohne Gefühlsübertragung auf andere. Der Verfasser wird wissen, warum er also spricht. Er redet zum Intellekt; er will einen philosophischen Geleitbrief erhalten, und da ist es in der That eine Erfrischung, ein Buch zu lesen, das den vollsten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen kann, auf Wissenschaftlichkeit nicht im historischen, sondern im induktiven, selbstbeweisenden Sinne.

---

[1]) Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, daß hier doch wohl ein Widerspruch in den Ausführungen des Verfassers vorliege. Er sagt oben: Unfühlend nahe ich dem Unfühlenden, während er in dem folgenden Klammersatz von dem jedesmal gefühlvollsten Ausdruck des Geschauten bei sprachlicher Umhüllung spricht und dann auf Hochgefühl und Ekstase zurückkommt. Das erscheint mir nicht als Widerspruch. Allerdings naht man in der Ekstase dem Unfühlenden unfühlend. Der Vorläufer bleibt aber doch stets das größte Hochgefühl. Wir können selbstverständlich nur zum geistigen Schauen gelangen, wenn sich vorher in uns alle Gefühle ausgelöst haben, d. h. wenn sie durchlebt wurden — bis wir eben innerlich unfühlend, rein-schauend sind, wissend. Daß bei künstlerischer Verwendung solch reinen Schauens der jedesmal „schönste", „gefühlvollste" Ausdruck gewählt wird, gewählt werden muß, um in anderen ein Bild (ein Mitschauen in der Idee) zu erwecken, liegt in der Kunst als solcher bedingt. Kunst ist und bleibt Sinnenübertragung, Gefühlswirkung. Das reine geistige Schauen ist längst keine Kunst mehr. Daß aber religiöse Sänger alle solche Mittel der Kunst, die ihnen überhaupt zur Verfügung stehen, bei ihren Schöpfungen anwenden, ist nicht mehr als natürlich; der Geist treibt sie dazu. Und gerade jene religiösen Sänger sind es, die wohl die gefühlsstärksten Ausdrücke wählen und die feinsten, innersten, ja leidenschaftlichsten Saiten im Herzen der Genießer anzuschlagen wissen. Beispiel sind da allerdings die Psalmen, das Hohe Lied, wie überhaupt alle prophetischen Schöpfungen aller Religionen. Beruht doch das Geheimnis des gewaltigen Wirkens aller großen und größten Religionsstifter nicht zum geringsten Teile in ihrem Künstlertum. F. E.

Da möchte ich mir nun noch einiges auslesen, das ein paar scharfe Striche zu einem Skizzenbilde vereinigen kann.

Der Verfasser spricht in dem Buche über Philosophie, Religion und Ethik und definiert die Begriffe im Eingange seines Buches wie folgt:

Die Philosophie besteht im erfolgreichen Streben nach klarer Erkenntnis des Wesens und der Ursache aller Erscheinungen, d. h. im Suchen und Finden von Wahrheiten.

Die Religion hat alle Erscheinungen als Willensäußerungen eines unkörperlichen Daseins erkannt, dessen Wille auf dem Wege der Verkörperung geschieht. Sie strebt nach klarer Erkenntnis des Willens und des Wollenden — Gottes.

Während die Philosophie nur die Verkörperungen des Willens Gottes zu Objekten ihrer Erkenntnis hat und für jedes Ding, jede Erscheinung, jede Verkörperung eine eigene Ursache, d. h. die Wahrheit nach allen Richtungen sucht, entkörpert die Religion den Willen Gottes von seinen Aeußerungen, indem sie ihn in jeder Erscheinung erkennt, sich seiner Richtung anschließt, dem Willen in werdender Erkenntnis folgt, ganz in ihm aufgeht, um zu körperlosem Dasein, d. h. zu klarer Erkenntnis des Wollenden selbst zu gelangen.

Die Ethik fixiert sprachlich die Richtung des erkannten Willens Gottes durch Normen, die sie für alle Handlungen aufstellt, damit diese auch dann der Richtung des Willens Gottes konform geschehen, wenn sie vom Gefühl allein diktiert werden, oder einer nur zu banausischen Zwecken geübten Erkenntnis entspringen.

Ueber jeden dieser drei Begriffe spricht sich der Verfasser dann in den folgenden Kapiteln mit umfassender Kürze aus, und besonders ist hier seine äußerst glücklich gewählte Terminologie zu loben, die er gleich im Anfang als bestimmend für das Buch darlegt.

Im ersten Teile: Philosophie unterscheidet der Verfasser, je nachdem ob näher oder ferner dem Ziele, vier Hauptstadien, in denen alles Leben stromabwärts treibt. Diese vier Hauptstadien, welche von ihm die vier Lebensniveaus genannt werden, unterscheiden sich durchaus in ihrem Wesen, wenn sie auch in ihren Uebergängen nur verschwommen von einander abgegrenzt sind.

Im ersten Lebensniveau finden wir unbewußtes, willenloses Treiben zu Thal, unbedingten Gehorsam dem Zwangsmittel der Bewegung: dem Gefühl gegenüber, primitives Gefühlsleben, Vegetieren.

Das zweite Lebensniveau zeigt entwickeltes Gefühlsleben. Es ist beeinflußt durch eigene Auswahl in der Gefühlsbefriedigung, verbunden mit dem Streben nach Steigerung und Verlängerung derselben, dem Streben nach Genuß. Erstes Seelenleben.

Auf dem dritten Lebensniveau tritt nun die Emanzipation vom Gefühl ein, das durch das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit als Selbstzweck verdrängt wird. Hier finden wir das Suchen der Wahrheit nach allen Richtungen. Es ist bewußtes Treiben zu Thal, doch unbe-

wußt des Endziels, ethische Selbstbesinnung und erstes Erkenntnisleben (Philosophie).

Das vierte Lebensniveau endlich ist charakterisiert durch bewußtes Zustreben dem erkannten Ziele der Strömung zu, durch freien, d. h. vom Irrtum befreiten Willen, durch Geistwerdung, Vergeistigung (Religion).

Hiermit beschäftigt sich der Verfasser nun eingehend, indem er das Dasein, das sich auf allen diesen vier Lebensniveaus abwechselnd abspielt, daran mißt und erklärt.

Mit Interesse folgt man seinen Ausführungen, die namentlich in dem Kapitel über Religion viel des Anziehenden und Beachtungswerten bieten. Am Eingang dieser Skizze habe ich schon Einiges von dem, was er über das Wesen Gottes sagt, angeführt und möchte hier noch Weniges hinzufügen. Er spricht da von dem vierten Lebensniveau (Religion) und von dem Endziel und äußert sich folgendermaßen:

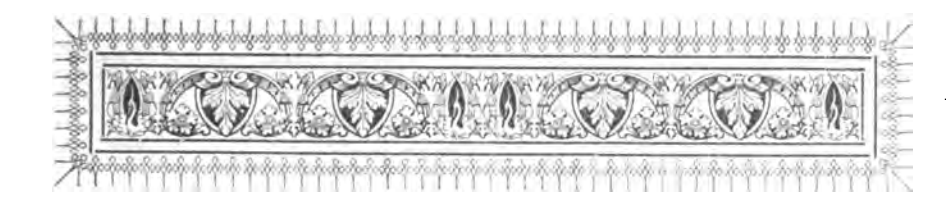
„Das Endziel ist eigenes körperloses Dasein als erzeugter Geist, als erfüllter, gewordener Wille Gottes. Der Weg zum Ziele ist: fortschreitende Entkörperung, Geistwerdung, (bewußt-)werdender, sich am Einzelobjekt erfüllender Wille, das nach klarer Erkenntnis dieses Willens in ihn aufgeht, um ihn und damit fortan sich selbst zu wollen („esse se velle"). Religion besteht im Uebergange zu körperlosem Dasein".

Was nun die Schlußbetrachtungen des Buches, das Kapitel über die Ethik, anbetrifft, so kann ich mich nicht sehr dafür begeistern. Die sprachliche Fixierung eines jedesmal höchsten Zieles sowie seiner Richtung ist an sich schon eine schwierige Sache. Kommen nun noch die Verhaltungsnormen und die praktischen Mittel der Verwirklichung hinzu, so wird die Aufgabe für den geistigen Schöpfer oder Klärer noch um so unerquicklicher werden, zumal da ja die Lebensformulierung solcher Erkenntnisgedanken mehr oder weniger der Beruf Anderer, Dritter ist.

Der Wert des Buches aber bleibt durch diesen Schlußteil unbeeinträchtigt.

„Nur auf dem Wege der Geistwerdung nahe ich mich Gott. Nur als werdender Geist erkenne ich den seienden Geist. Nur während des Aufleuchtens des Funkens Gottes an mir selbst schaue ich Gott". . . . .





Ueber den Einfluß psychischer Faktoren im Okkultismus.

Von

Dr. Carl du Prel.

✠

1. Beim Agenten.

„Wunder ereignen sich nur dort, wo eine gläubige Menge vorhanden ist". Mit dieser Phrase glaubt man alle okkulten Phänomen erklären d. h. beseitigen zu können. Der Satz ist richtig oder falsch, je nachdem er verstanden wird; wie er aber zu verstehen ist, um richtig zu sein, das soll hier untersucht werden.

Nehmen wir den Satz als Thatsache an, so könnte er noch immer in doppeltem Sinne zu verstehen sein; die Gläubigkeit der Menge könnte den Schein der Wunder und die Legendenbildung erzeugen, oder sie könnte ein mitwirkender Faktor wirklich geschehender Wunder sein. Unnütz zu sagen, daß ich von „Wundern" nur wegen des bequemen Ausdrucks spreche, ohne doch etwas Anderes darunter zu verstehen, als Vorgänge von unbekannter Kausalität.

Betrachten wir z. B. die Wunder Christi. Für Leute wie Strauß und Renan setzen Wunder immer ein wundersüchtiges Publikum voraus, aber die Objektivität des Vorganges wird von ihnen bestritten. Die Okkultisten dagegen geben den Zusammenhang von Glaube und Wunder zu, aber sie wollen damit nicht den objektiven Vorgang aufheben, sondern behaupten, daß der Glaube das Phänomen fördert, der Unglaube es lähmt. Sie behaupten also, daß der psychische Faktor im Okkultismus eine Rolle spielt, und zwar beim Agenten, beim Patienten und beim Zuschauer.

In diesem Sinne ist schon in der Bibel von der Wirkung des Glaubens die Rede. Einerseits sagt Christus, daß der Glaube Berge versetzen kann, andererseits aber hat er selbst die Erfahrung gemacht, daß der Unglaube seiner Zuschauer seine Kraft lähmte. Bei Markus heißt es nämlich: „Und er konnte daselbst keine Wunder thun, außer daß er wenigen Kranken die Hände auflegte und sie heilte".[1]) Es ist klar, daß der Evangelist diesen Satz nicht im Sinne der Aufklärung schrieb, sondern des Okkultis-

[1]) Markus VI, 5.

mus, und Christus selbst hat den Vorgang in diesem Sinne ausgelegt: „Und er verwunderte sich über ihren Unglauben“,[1]) d. h. er verwunderte sich über seinen Mangel an Kraft, und schrieb ihn ihrem Unglauben zu. In demselben Sinne heißt es bei Matthäus: „Und er wirkte daselbst nicht viele Wunder ihres Unglaubens wegen.“[2]) So heißt die Stelle in der Vulgata, und Luther hat ihren Sinn offenbar mißverstanden, wenn er übersetzt: „Und er that daselbst nicht viele Zeichen um ihres Unglaubens willen“. In der Vulgata lähmt der Unglaube der Zuschauer die Kraft des Agenten; Luther aber stellt die Sache hin, als wäre Christus nicht aufgelegt gewesen, Wunder zu thun, die bei so ungläubigen Zuschauern doch umsonst gethan wären. Dies ist ein bedeutender Unterschied; aber jeder, der im Okkultismus bewandert ist, wird die Stelle im Sinne der Vulgata auslegen. Die Bibel, altes wie neues Testament, ist eben nur vom Standpunkte der Geheimwissenschaften aus verständlich, und wenn Leute wie Strauß und Renan unbestreitbar sehr viel Gelehrsamkeit zu ihren Bibelforschungen aufgewendet haben, so muß doch gesagt werden, daß sie ein mystisches Buch mit der Brille der Aufklärung gelesen und darum nicht verstanden haben. Die Aufgeklärten können die Existenz von Wundern in dem von mir gemeinten Sinne sehr wohl zugeben; ja, wenn sie sich nicht etwa für allwissend ausgeben wollen, müssen sie sogar zugeben, daß es Phänomene von unbekannter Physik und Psychologie geben kann. Sehr bestimmt aber werden sie leugnen, daß selbst unbekannte Naturkräfte oder unbekannte Menschenkräfte von einem psychischen Faktor beeinflußt werden können. Die Naturforscher werden sagen, daß Wasserstoff und Sauerstoff, in einem Kolben sich mengend, zu Wasser werden muß, mag nun ein skeptischer Zuschauer daneben stehen, oder ein Professor, und das Gleiche müsse auch gelten von den Phänomenen der unbekannten Physik.

Ich bestreite das nicht nur nicht, sondern ich behaupte selbst, daß bei unbekannter Physik der psychische Faktor von keinem Einfluß ist. Die Erfahrung hat das von jeher bestätigt. Nicht bloß aus dem Mittelalter, sondern noch aus neuester Zeit finden wir zahlreiche Berichte über Spukhäuser. Wenn die Geschichte zu toll wird, kommen Juristen und Polizeiorgane, die dem Spiritismus einen vollständigen Unglauben entgegensetzen; aber das hindert die Phänomene durchaus nicht, sich fortzusetzen. Gegenstände fliegen herum, Steine werden geworfen und zertrümmern Fensterscheiben und sogar Mauern zc. Warum? Weil eben diese Vorgänge auf bloßer Physik beruhen. Eben weil die Wissenschaft es unterläßt, diese Physik zu studieren, zieht die Polizei mit so großer Regelmäßigkeit von Spukorten mit so langer Nase ab. Jenen Physikern, die das Bedürfnis haben sollten, die ihnen bekannte Physik durch die unbekannte zu ergänzen, ist daher dringend zu empfehlen, Spukorte zu be-

[1]) Markus VI, 6.
[2]) Matthäus XIII, 58.

suchen. Sie können dann z. B. sehen, daß die geworfenen Steine oft rückläufige, also mechanisch unmögliche Wurfkurven beschreiben, was die Polizei nicht abhält, einen menschlichen Bösewicht zu vermuten. Sie können sehen, daß die Geschosse naß sind, ohne daß es doch regnet, oder so heiß, daß man sie nicht aufheben kann, was die Polizei nicht abhält, zu glauben, eine menschliche Hand habe sie geschleudert. Bei solchen Phänomenen stößt uns also die Natur mit der Nase darauf, daß hier unbekannte Physik zu lernen ist; aber die Physiker bleiben davon weg, noch dazu unter dem Vorwand ihrer Wissenschaftlichkeit.

Es liegt aber im Okkultismus nicht bloß unbekannte Physik vor, sondern auch unbekannte Psychologie, oder die Vermengung beider. Daß aber bei Kräften, die aus der Psyche fließen, der jeweilige Zustand der Psyche von großem Einfluß sein muß, ist nicht bloß selbstverständlich, sondern auch beweisbar.

Unsere Naturforscher wissen, daß eine Naturkraft latent bleiben kann, wenn ihr die Bedingungen fehlen, aus der Latenz zu treten. Ein Samenkorn, in eine Mumienkiste gelegt, geht nicht auf. Nach 3000 Jahren herausgenommen und in Erde gelegt, geht es auf, weil eben diese Erde der richtige Recipient ist. Eine geniale Idee, bei Hottentotten ausgesprochen, geht in den Gehirnen nicht auf, nach Jahrhunderten aber kann sie als genial erkannt werden. Warum sollte nun von den unbekannten Menschenkräften nicht das Gleiche gelten? Der Agent ist ein teils physisches, teils psychisches Wesen; die von ihm ausgehende Kraft muß also von beiden Faktoren bestimmt werden. Der Patient ist ebenfalls physisch und psychisch; warum also sollte die Kraft nicht gelähmt werden, wenn er ein widerstrebender Recipient ist?

Betrachten wir zunächst den Agenten. Der alte Paracelsus, bei dem wir sehr viel lernen könnten, aber wenig lernen, sagt: „Die Imagination wird gekräftigt und vollendet durch den Glauben, daß es wahrhaftig geschehe; denn jeder Zweifel bricht das Werk. Glaube soll die Imagination bestätigen, denn Glaube beschließt den Willen. Daß der Mensch nicht perfekt imaginiert und glaubt, das macht, daß die Künste ungewiß sind, so doch ganz gewiß sein mögen“.[1]) Diese Einsicht ist übrigens schon sehr alt. Die Macht des psychischen Faktors auf den eigenen Leib, auf fremde Leiber, ja auf die leblose Natur, ist aber von jeher sehr verschieden benannt worden. Die Stoiker sagen, daß der Weise durch seinen Gleichmut es zur höchsten Affektlosigkeit und Apathie bringen kann; aber mit solchen Aussprüchen haben die philosophischen Historiker nichts anzufangen gewußt, weil sie von hypnotischen Zuständen und Autosuggestionen nichts wußten. Kant spricht von der Macht des Gemütes auf den Körper, Feuchtersleben und Andere sprechen von der Macht der Seele über den Körper. Andere nennen es Macht des Glaubens, der Phantasie, der Ueberzeugung, des Willens, der Autosuggestion 2c.

---

[1]) Paracelsus: Bücher und Schriften (edit. Huser. 1603) II, 513.

Nun kann aber offenbar nur das allen diesen Dingen Gemeinschaftliche der eigentlich wirkende Faktor sein. Dieses Gemeinschaftliche ist der Wille des Agenten, und jene verschiedenartigen Vermögen, denen der Erfolg zugesprochen wird, können nur insofern von Einfluß sein, als sie den Willen steigern oder auch lähmen können. Ein Agent, der an seine eigene Macht nicht glaubt, kann auch nicht ernstlich wollen. Man kann nicht wirklich wollen, was man für unmöglich hält. „Non potest facere, quod non credit posse facere“.[1])

Nehmen wir die einfachste der okkulten Wirkungsweisen, das Magnetisieren. Seitdem Puységur die Formel aufgestellt hat „Croyez et veuillez!“ ist diese Einsicht nicht mehr verloren gegangen, daß das vom Magnetiseur entsendete Fluid psychisch von ihm beeinflußt wird, nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ. Alle Magnetiseure wissen es, daß ruhige Gewißheit des Erfolges auf Seite des Agenten den Erfolg steigert. Aus den Versuchen in der Reichenbach'schen Dunkelkammer wissen wir, daß die odische Ausstrahlung eines Agenten quantitativ bestimmt wird von seinem psychischen Erregungszustand. Das muß auch von der odischen Ausstrahlung des Magnetiseurs gelten, die er zu Heilzwecken verwendet. Sie muß quantitativ der Kraft seines Willens entsprechen, und diese wiederum ist bedingt durch den Grad seines Selbstvertrauens. Du Potet sagt, daß das mehr oder minder große Vertrauen des Magnetiseurs in seine Kraft den Erfolg bestimmt.[2]) Deleuze, einer der erfahrensten Magnetiseure, sagt: „An manchen Tagen wirke ich stärker, und zwar immer, wenn ich mit mehr Hingebung und Vertrauen magnetisiere. Ich machte auch die Beobachtung, daß meine Kraft wächst, wenn ich einen heilsamen Erfolg erreicht habe. Die Verminderung des Selbstvertrauens hindert zwar nicht den Erfolg, vermindert ihn aber“.[3]) Vom Einfluß magnetisierender Frauen auf ihre Kinder sagt er, er sei dem des geübtesten Magnetiseurs vorzuziehen.[4]) Dagegen seien die aus bloßer Neugier angestellten Versuche oft von ganz anderem Resultat, als die aus reinerem Triebe, Gutes zu thun, angestellten.[5]) Alle diese Erfahrungen werden verständlich, wenn wir bedenken, daß das Od quantitativ und qualitativ bestimmt wird durch psychische Faktoren, den Willen, das Selbstvertrauen und die Gesinnung.

Verschiedene Magnitiseure haben die Erfahrung gemacht, daß die Somnambulen besser und kräftiger magnetisieren können, als die Magnetiseure selbst, und daß sie es gern thun, hat man schon in den chambres de crises zu Mesmers Zeiten beobachtet. Nun läßt sich aber nicht einsehen, daß der Somnambulismus die magnetische Kraft steigern sollte; die Steigerung muß also von der Veränderung des psychischen Faktors kommen.

---

[1]) Campanella: de sensu rerum et magia. l. IV, c. 18.
[2]) Du Potet: Expériences publiques, faites à l'Hôtel Dieu. 98.
[3]) Hist. critique du magétisme animal, I, 138.
[4]) Ders. I, 140.
[5]) Hermes, Journal du magnétisme. März 1826.

Da sie den magnetischen Einfluß am eigenen Leibe erfahren und als einen wohlthätigen empfunden haben, sind die Somnambulen von jedem Zweifel sehr entfernt, haben das größte Selbstvertrauen, und da sie von den Dingen der Außenwelt nicht abgezogen werden, sind sie einer viel größeren Konzentration der Gedanken und des Willens auf den Kranken fähig, mit dem sie in Rapport stehen, als ihr Magnetiseur.

Reichenbach hat es zur Genüge nachgewiesen, daß das Od in der ganzen Natur verbreitet ist, daß es ein physikalisches Agens ist, verwandt, aber nicht identisch mit Mineralmagnetismus, Elektricität und Galvanismus. Dieses Od, gegenüber dem der unorganischen Natur schon im Pflanzenreich modifiziert, ist im menschlichen Körper humanisiert, und darauf, auf seiner gesteigerten Assimilierbarkeit, beruht die physiologische Wirkung des animalischen Magnetismus auf den Kranken. Im Od verrät sich aber gleichsam die innerste Substanz der betreffenden unorganischen und organischen Träger, darum ist es, vom Menschen ausstrahlend nicht bloß von physiologischer Wirkung. Wenn die monistische Seelenlehre eine Wahrheit ist, d. h. wenn der Mensch nach Körper und Seele eine Einheit ist nach der Formel der Kirchenväter: anima rationalis et caro unus est homo, dann muß das menschliche Od auch psychisch modifiziert werden und je nach seinem Träger individuelle Qualitäten annehmen können. Seine Quantität und Qualität sind bestimmt durch den Grad des Selbstvertrauens des Agenten und durch seine Gesinnung. Mehr als mit den Händen magnetisiert man mit dem Willen, und mehr, als mit dem Willen, mit der Gesinnung. Wenn beim Magnetisieren unbestreitbar ein physikalischer Prozeß vorliegt, so doch sicherlich auch ein physiologischer, ja ein psychischer. Eben wegen der Veränderlichkeit des psychischen Faktors sehen wir das magnetische Fluid so Verschiedenartiges leisten, was nicht möglich wäre, wenn es immer nur als physikalisches Agens in Betracht käme. Und nur darum, weil der Wille des Agenten auch von seiner moralischen Gesinnung beeinflußt wird, sehen wir die qualitative Verschiedenheit des magnetischen Fluids so weit gehen, daß eine und dieselbe Kraft Entgegengesetztes bewirken, sowohl zur Heilung, als zur Schädigung des Menschen verwendet werden kann. Darum finden wir mehrfach Analogien zwischen dem Magnetisieren, der Fernwirkung, dem Zauber- und Hexenwesen.

Was die Okkultisten und Magnetiseure beständig gelehrt haben, wird jetzt auch von den Hypnotiseuren bestätigt. Auch hier ist das Selbstvertrauen des Agenten nötig. Professor Forel sagt: „Die Begeisterung ist beim Hypnotisierten wie beim Hypnotiseur ein wichtiger Faktor; denn um Andere recht zu überzeugen, muß man meist selbst überzeugt sein".[1])

Der Nachweis, daß der Magnetismus nicht nur physikalisch in Betracht kommt, sondern quantitativ und qualitativ bestimmt wird durch das Selbstvertrauen, den Willen und die Gesinnung des Agenten, ist insofern

---

[1]) Forel: der Hypnotismus, 37.

von größter Wichtigkeit, als der Magnetismus, sobald wir in ihm die Bedeutung des psychischen Faktors anerkennen, uns den Schlüssel zur Magie liefert, zur weißen wie schwarzen. Die Magnetiseure wissen es, daß ihre Wirkung nicht unbedingt an Manipulationen und Striche gebunden ist, daß oft bloßes Händeauflegen genügt, daß der Blick magnetisieren, ja der bloße Gedanke und Wille den Magnetismus auslösen und ihn psychisch färben kann. Daher sehen wir schon in der Bibel, daß der Agent in festem Glauben an seine Macht auch eine zerstörende Wirkung ausüben kann,[1]) und derselbe Jesus, welcher Kranke heilt, verflucht den Feigenbaum, daß er verdorrt.

Je mehr der psychische Faktor überwiegt, desto mehr tritt die sichtbare magnetische Manipulation als entbehrlich zurück. In der Bibel wird meistens nur die Hand aufgelegt, und das erweist sich in seiner heilkräftigen Wirkung als ein psychisch magnetischer Akt. So in zahlreichen Stellen des neuen Testaments. Daß aber diese Manipulation identisch ist mit jener, wodurch Somnambulismus erzeugt wird, das drückt das alte Testament durch die bei den prophetischen Gesichten immer wiederkehrende Formel aus: die Hand des Herrn kam über ihn.

Es giebt freilich Magnetiseure, die nur an das physikalische Agens glauben, auf gutes Glück mit den Händen Striche machen und bei diesem Verfahren dennoch oft Wirkungen erzielen; aber gerade die erfahrensten und besten Magnetiseure haben von jeher die hohe Bedeutung des psychischen Faktors betont. Gesinnung, Wille und Selbstvertrauen verstärken die Wirkung, jeder Zweifel dagegen schwächt sie.

Was aber vom Magnetisieren gilt, das gilt von aller Magie überhaupt, weil eben in beiden dieselbe Kraft wirkt. Die Okkultisten des Mittelalters sind einig darüber, dem psychischen Faktor eine größere Bedeutung zuzuschreiben, als den magischen Ceremonien. Pomponatius sagt, es gebe Menschen, die durch die Willenskraft die wunderbarsten Erscheinungen und Heilungen vollbringen; dazu müsse man aber Glauben und Liebe haben und das dringende Verlangen, dem Kranken zu helfen, daher denn auch nicht jeder dazu fähig sei. Und — um es gleich hier zu sagen — er kannte auch die Macht der Suggestion beim Patienten; auch dieser müsse den Glauben haben, daher seien Kinder besonders empfänglich.[2]) Agrippa sagt: „Um auf magische Weise zu wirken, ist ein standhafter Glaube, ein unerschütterliches Selbstvertrauen nötig. Man darf in den Erfolg nicht den geringsten Zweifel setzen, ja nicht einmal den Gedanken daran aufkommen lassen. Denn wie ein fester und unerschütterlicher Glaube sogar bisweilen dann, wenn er die Sache falsch angeht, Wunderbares vollbringt, so zerstört und bricht jedes Mißtrauen und jeder Skrupel die Geisteskraft des Operierenden, die nun zwischen zwei Extremen in der Mitte schwebt, woher es kommt, daß der von oben ersehnte Einfluß

---

[1]) Apostelgeschichte 5, 5—10.

[2]) Pomponatius: de natur. effect. admirandorum causis, c. 4—5.

nicht erlangt wird und verloren geht, da derselbe ohne eine standhafte und unerschütterliche Kraft unserer Seele weder mit den Dingen noch mit den Werken sich verbinden oder vereinigen kann". „Eine standhafte Gläubigkeit vermag so viel, daß sie selbst bei falschen Meinungen und Operationen Wunder wirkt. Denn jeder erhebt, auch bei einer falschen Religion, wenn er nur unerschütterlich an ihre Wahrheit glaubt, gerade vermöge der Gläubigkeit seinen Geist in so weit, daß er sich jenen Geistern ähnlich macht, welche die Führer und Fürsten dieser Religion sind, und Dinge wirkt, welche die Vernunft und Natur nicht begreifen. Ein Wanken in der Gläubigkeit und Mißtrauen entkräftet jedes Werk, nicht bloß bei der Superstition, sondern auch bei der wahren Religion, und macht den gewünschten Erfolg selbst bei den stärksten Experimenten unsicher".[1])

Bei Paracelsus kommt die Betonung des psychischen Faktors immer wieder vor: „Haben wir Gedanken, und glauben in dieselbigen, so vollendt der Glaube dasselbig Werk, und ohn den Glauben geschicht nichts".

„Der Glaub gibt Imaginationem, die Imagination gibt ein Sydus, das Sydus gibt effectum".

„Darumb solche Kunst weitter ungewiß seind in dem, daß der Mensch an ihm selbst ungewiß ist; so mag ein ungewißer Mann nichts gewiß handlen, ein zweiffeler nichts bestandigs außrichten; Einer, der dem Leib dienet, nichts Gründliches im Geist thun".

„Darinn wissendt, daß unsere starcke, die der Leib hatt aus dem Fleisch und Blut, gar eine kleine starke sey, und unsere starcke all liegt allein im Glauben ..."

„Die Imagination ist ein werckmeister in ihr selbst und hatt die Kunst und allen Werckzeug, alles was sie gedenken mag, dasselbig zu machen".[2])

Van Helmont, von sympathetischen Mitteln sprechend, sagt, er habe immer Erfolg gesehen, wenn die Mittel mit menschenfreundlicher und wohlwollender Gesinnung gegeben wurden, dagegen Mißerfolg, wenn der Agent unaufmerksam, oder bekümmert, oder gar betrunken war.[3])

Aber schon Pythagoras verlangte diese fiducia sui, den festen Willen, die Wirkung zu erzeugen, und den Glauben, daß sie eintrete.[4]) Man könnte die Richtigkeit dieses Prinzips aus allen Religionen beweisen; darum eben beweisen Wunder nicht den dogmatischen Teil der betreffenden Religion, sondern nur die Bedeutung des psychischen Faktors. Die Geschichte der ersten Jesuiten — welche mit den heutigen Intriguanten zu verwechseln sehr Unrecht wäre — bietet viele sehr wohl beglaubigte sogenannte Wunder, die sich aus dem glühenden Verlangen und Selbstvertrauen erklären, das diese Männer beseelte; aber diese Wunder hörten auf in dem Maße, als der Orden nur mehr weltliche Interessen verfolgte. Es ist nur eine schlechte Ausrede, wenn es heißt, die Zeit der Wunder

---

[1]) Agrippa: de occulta philosophia, I, c. 66; III, c. 4.

[2]) Paracelsus, II, 396; II, 496, II, 514; I, 88; I, 97.

[3]) Van Helmont: de symp. med.

[4]) Hierocles in aur. carmen.

sei vorüber, und von den Bonzen aller Religionen kann man behaupten, daß die Abnahme der Wunder nur den unter ihnen selbst eingerissenen Unglauben beweist.

Wer heute auch nur die Tageszeitungen in die Hand nimmt, wird dann und wann Berichte finden, welche zeigen, daß die „Wunderthäter" nicht ganz ausgestorben sind, wobei freilich die Berichterstatter ihren Unverstand, den sie Aufklärung nennen, meistens sehr deutlich zur Schau tragen. Bei solchen Wunderthätern ist der magnetische Akt meistens mehr oder minder verborgen, der psychische Faktor dagegen in hoher Steigerung nachweisbar. Es wäre ungemein oberflächlich, alle diese Heilungen in Bausch und Bogen zu verwerfen. Auf die äußere Form des Aktes kommt es selbstverständlich ganz und gar nicht an. Der Agent, wenn nur der psychische Faktor den entsprechenden Erregungsgrad hat, vermag selbst dann zu wirken, wenn er sich durchaus nicht bewußt ist, selbst der Agent zu sein, und etwa seine Kraft von einer Adresse herleitet, an die er sich in Form eines Gebetes wendet. Wer psychologisches Verständnis für okkulte Phänomene hat, wird sich über Gebetheilungen nicht nur nicht lustig machen, sondern wird gerade an diesen viel weniger zweifeln, als etwa an den einfach magnetischen. Keine fiducia sui, kein Selbstvertrauen kann denjenigen Grad erreichen, den das Vertrauen in die Hülfe eines allmächtigen Gottes, oder der Jungfrau Maria, oder überhaupt irgend einer olympischen Figur irgend einer Religion zu verleihen vermag, und wobei der Agent bloßes Werkzeug zu sein glaubt. Im alten Testamente erfleht Elias seine Heilkraft von Gott, was ihn nicht abhält, sie mit einem magnetischen Akt zu verbinden, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sogar den Parallelfall auf Seite der Fremdsuggestion finden wir dort erwähnt.[1])

In Zeiten religiöser Indifferenz und Glaubenszersetzung müssen solche Phänomene immer seltener werden, weil eben der Agent nicht mehr unter dem tiefgreifenden Einfluß seiner Autosuggestion steht. Wir haben Berichte über solche Heilungen massenhaft aus den Zeiten der Apostel und aus den ersten Jahrhunderten des Christentums, und daß sie heute so selten sind, ist der beste Beweis dafür, daß der religiöse Glaube nicht bloß beim Volk geschwunden ist, sondern bei den Vertretern der Kirche selbst, die eben gleich der ganzen modernen Gesellschaft vom Materialismus zersetzt ist, und weit mehr an politische Umtriebe, Peterspfennig, Erbschleichereien und den Erlaß hirnwütiger Dogmen denkt, als an die Nachfolge Christi. Die Kirche freilich betont nur immer den Unglauben der Recipienten; aber wenn auch die lähmende Wirkung dieses Faktors ganz unbestreitbar ist, so beruht doch die fast vollständige Abnahme der „Wunder" in erster Linie darauf, daß die Agenten selbst nicht mehr von jenem unerschütterlichen Selbstvertrauen und Verlangen durchglüht sind, wodurch magische Wirkungen erzeugt werden können.

---

[1]) 1 Kön. 17, 19—22. 2 Kön. 4, 32—35. 2 Kön. 13, 21.

Nur eine energische Wiederbelebung der Volksmetaphysik in irgend einer Form könnte uns die Wunderheilungen der Apostelzeit wieder zurückbringen; nur in solchen Zeiten sind Autosuggestionen des Agenten von solcher Energie, daß magische Wirkungen daraus entstehen können. In Zeiten dagegen, in welchen das metaphysische Bedürfnis so sehr abgenommen hat, wie heute, ein platter Materialismus die Weltanschauung der Gebildeten, und Büchner's „Kraft und Stoff" das Evangelium der Arbeitermassen geworden ist, — in solchen Zeiten ist nichts zu hoffen. Es ereignet sich aber alsdann, was eben auch in unseren Tagen geschieht, daß die Menschen, weil ihnen selbst der psychische Faktor fehlt, die früheren Jahrhunderte nach sich beurteilen und alle Berichte dieser Art verwerfen. Man nennt das Aufklärung und behauptet, wir seien zu gebildet geworden, solche Geschichten glauben zu können; in der That aber sind wir nur zu skeptisch geworden, um solche Wunder noch wirken zu können.

Wenn Christus und die Apostel wiederkämen und bei uns Heilungen verrichteten, würden sie von den in ihren Einnahmen bedrohten Aerzten als Kurpfuscher denunziert und von den Behörden, die sich den Aerzten gehorsamst zur Verfügung stellen, an Geld und Freiheit gestraft werden; denn psychische Wunderthäter werden von der Polizei nicht anerkannt. Und doch könnte man gerade aus der Geschichte der Medizin den Beweis führen, daß sie um so mehr auf Abwege geriet, je mehr sie den psychischen Faktor verleugnete. Eine Medizin nämlich, welche von einer Psyche weder beim Agenten noch Patienten etwas weiß, und die im menschlichen Körper nur ein chemisches Problem sieht, muß zunächst darauf verfallen, alles Heil von chemischen Substanzen, von Medikamenten, zu erwarten, die dem kranken Körper zugeführt werden. Damit hört sie auf, Kunst zu sein, und wird Wissenschaft, Arzneikunde, und das anatomische und physiologische Studium des menschlichen Körpers wird ihre Hülfswissenschaft. Aber das einheitliche Band, welches die Teile des menschlichen Leibes umfaßt, fehlt dieser Betrachtung, und indem das Studium immer mehr ins Detail geht, wird man schließlich Aerzte für den Magen, für die Augen, für die Ohren 2c. haben, als wäre der Organismus eine bloße Mosaikarbeit. Aber diese nur isolierend die Teile behandelnden und diese zudem nur von außen beikommenden Rezeptschreiber müssen allmählich die Unzulänglichkeit ihrer Scheinwissenschaft erkennen. Immer mehr Substanzen aus dem Mineral- und Pflanzenreiche werden herangezogen werden, und ein beständiger Modewechsel in der medikamentösen Behandlung wird eintreten, bis schließlich dieses vergebliche Streben dem medizinischen Nihilismus Platz macht. Die einen werden sich dann auf das prophylaktische Verfahren der Hygiene beschränken, andere Anleihen bei der Volksmedizin machen, z. B. Wasserbehandlung, Massage 2c. Diejenigen aber, die den bisherigen Weg nicht verlassen wollen, werden, wenn das Vertrauen in das Medikament auch ihnen geschwunden sein wird, trachten, durch tiefere Einsicht in den Bau und die Funktionen des menschlichen Körpers das Ziel zu erreichen. Dann wird die Sektion ihre Blüte-

zeit feiern und Leichen werden um das Rätsel des Lebens befragt werden. Esquiros, der Irrenarzt, rühmte sich, 3000 Irrsinnige seciert zu haben. Das beweist offenbar, daß er diese 3000 Patienten nicht geheilt hat, daß also auch aus dieser Methode nichts zu lernen ist. In dieser Richtung selbst liegt aber das treibende Moment, zur Vivisektion überzugehen, die aber trotz aller Devotion der Behörden vor der medizinischen Wissenschaft in den Spitälern nicht zugelassen wird. Es wird also das Tierreich herangezogen werden, und um so mehr Forscher werden diese Richtung einschlagen, als hier mühelos Lorbeeren zu pflücken sind. Es bedarf dazu nur einer fruchtbaren Phantasie, immer neue Qualen zu ersinnen, denen man die Tiere aussetzt, einer geduldigen Mikroskopie und genauen Beschreibung dessen, was man sieht; das unbequeme Denken aber ist hier überhaupt nicht mehr erforderlich. Das Publikum, dem diese Veranstaltungen allmählich bekannt werden, entsetzt sich zwar, aber man macht ihm weiß, es geschehe zum Wohle der Menschheit, und selbst die Behörden lassen sich wieder mit dem Worte „Wissenschaft“ abspeisen und bewilligen die größten Summen zum Bau der Folterkammern der Wissenschaft. Daß die Vivisektion, selbst wenn sie die versprochenen, aber nie gebotenen Vorteile brächte, noch immer eine moralische Niederträchtigkeit sein könnte, danach wird gar nicht gefragt. Die Wissenschaft steht bereits über der Moral, der Zweck heiligt die Mittel.

Daß übrigens auch Versuche an lebenden Menschen gleichwohl in unseren Spitälern vorgenommen werden, können die Leser aus zwei Schriften entnehmen: 1. Divisionspfarrer Richard Knoche: „Die wissenschaftliche Tierfolter“. (Hannover 1883). 2. Dr. med. Koch: „Aerztliche Versuche an lebenden Menschen. Oeffentliche Anklage wider Professor Dr. Ziemßen und andere“. (Leipzig 1893). Diese Schriften enthalten haarsträubende Anklagen. Der ersteren entnehme ich wenige Zeilen: „Ingleichen marterte jüngst ein Arzt in New-York das 16jährige seinen Eltern geraubte Mädchen Alice Ducthors nackt und geknebelt unter der Luftpumpe langsam zu Tode. Die „wissenschaftlichen Versuche“ dieses Scheusals in Menschengestalt, das sich Dr. Émerole nennt, dauerten sechzehn Tage und kamen durch das treue Hündchen des jungen Mädchens an den Tag. Der Verbrecher wurde zu lebenslänglicher Haft und Entschädigung von 50000 Dollars an die Eltern verurteilt“.

Die letztere Schrift zeigt, daß ähnliche Dinge — aber ungestraft! — auch in Europa, Deutschland nicht ausgenommen, vorkommen. Einer der darin erwähnten Vivisektoren hat es in der moralischen Verkommenheit soweit gebracht, daß er in einem vor Kollegen gehaltenen Vortrag cynisch erklärte, seine Versuche, das schwarze Blatterngift Kälbern einzuspritzen, seien ihm schließlich zu teuer gekommen, er habe sie daher mit Erlaubnis des Oberarztes bei 14 Kindern eines Findelhauses fortgesetzt, denen er Tag für Tag das Gift einspritzte!!

Wiewohl nun an den Behauptungen des Dr. Koch kaum ein Zweifel bestehen kann, da er die eigenen Worte der von ihm Angeklagten anführt,

glaubte ich doch, an einen der letzteren mich mit dem Ersuchen wenden zu sollen, mir kurz, Ja oder Nein, mitzuteilen, ob diese Anklagen auf Wahrheit beruhen. Er schrieb mir, er könne weder Ja noch Nein antworten, da er die Schrift nicht gelesen habe; als ich sie ihm aber rekommandiert ins Haus sandte, antwortete er mir überhaupt nicht mehr.

Da nun solche Dinge in ganz Europa ungestraft geschehen und keine Behörde den Mut findet, dagegen einzuschreiten, so bleibt dem Publikum nur übrig, sich selber, so gut es kann, zu schützen, und zunächst die Vivisektoren gesellschaftlich als das zu behandeln, was sie sind, und wofür jeder Leser den ihm passend dünkenden Ausdruck selber finden mag. Er wird ihn um so besser treffen, wenn er sich vorher, etwa in dem Buche von Professor Zöllner,[1]) orientiert haben wird. Das Publikum hat im Allgemeinen keine Ahnung weder von den Greueln der Vivisektion, noch von ihrem Umfang. Wie die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 3. Juni 1893 berichtet, hat Professor Poore in England jüngst selber veröffentlicht, daß er an 3960! lebenden Tieren Experimente vorgenommen habe. In England sind aber der Vivisektion gesetzliche Schranken gesetzt, in Deutschland keine. Der Tierschutzverein in Dresden bemüht sich seit Jahren vergeblich, diesem mörderischen Treiben ein Ende zu machen, und seine Petition an den Reichstag ist in den Papierkorb gewandert!!

Das, was die Vivisektoren suchen, könnten sie im Somnambulismus und Hypnotismus finden, wovon sie aber nichts wissen; daß dagegen der von ihnen eingeschlagene Weg überhaupt nicht zum Ziele führt, das haben schon zahlreiche Stimmen aus ihrem eigenen Lager in allen Ländern Europas beteuert. So hat Professor Hyrtl[2]) die Wertlosigkeit der Vivisektion behauptet, sich für das gesetzliche Verbot derselben ausgesprochen, und er nennt die Vivisektoren „Schinderknechte". Wenn aber im Gegensatz zu ihm Professor Virchow erst jüngst öffentlich erklärte, die Medizin könne die Vivisektion zur Lösung des Menschenrätsels nicht entbehren, so muß dieser Ausspruch als eine kolossale Anmaßung zurückgewiesen werden: die Lösung des Menschenrätsels ist Aufgabe der Philosophie, aber nicht der „Klystierspritzologie".

Die Geschichte der Medizin zeigt also, daß, wer auf falschen Wegen wandelt, sich um so mehr verirren muß, je weiter er vordringt. So sehr hat man heute den psychischen Faktor des ärztlichen Agenten aus den Augen verloren, daß man die einem solchen nötigen Eigenschaften bei den angehenden Aerzten nicht anerzieht, sondern vielmehr untergräbt. Das Mitleid, diese conditio sine qua non des psychischen Agenten, wird bei den Studenten systematisch unterdrückt, indem man sie zu Zeugen haarsträubender und stundenlanger Tierquälereien macht. Sind sie endlich so weit abgestumpft, daß sie sich dieser Mitleidslosigkeit sogar rühmen, und dafür wissenschaftlich so weit gehoben, daß sie im Patienten nicht mehr

---

[1]) Zöllner: Ueber den wissenschaftlichen Mißbrauch der Vivisektion.

[2]) Hyrtl: Lehrbuch der Anatomie. (15. Aufl.) S. 20.

den leidenden Menschen sehen, sondern den interessanten Fall, dann erhalten sie den Doktorhut und werden auf das Publikum losgelassen.

Man kann es geradezu sagen, daß die Medizin in dem Maße, als sie Wissenschaft geworden ist, umsomehr aufgehört hat, Heilkunst zu sein. Beim Publikum greift diese Einsicht immer mehr um sich. Es wendet sich von der Medizin in einer Weise ab, die schon einer Massenflucht gleichsieht. Man ruft zwar den Arzt, besonders wenn es schlimm geht, weil eben Ertrinkende nach einem Strohhalm greifen; aber das Publikum ahnt bereits, daß die Heilkunst vielleicht doch auf Eigenschaften beruhen könnte, bei welchen die Gelehrsamkeit nicht den Ausschlag giebt, und darum haben heute die sogenannten Pfuscher mehr Zulauf als je. Ich weiß einen Heilkünstler dieser Art, der, wiewohl von den Aerzten immer wieder denunziert, gerichtlich verfolgt und mit Geldstrafen belegt, sein Gewerbe doch ruhig fortsetzt, weil die Strafgelder — von der Gemeindeverwaltung bezahlt werden.

Aber noch eine andere Erscheinung bereitet sich vor. Aerzte, welche sich durch Erfahrung davon überzeugen, daß die Heilkunst, eben weil sie Kunst ist, auch von Ungelehrten ausgeübt werden kann, werden bestrebt sein, daraus Vorteile zu ziehen. Dieselbe „Wunderdoktorin von Hernals“, deren Prozeß jüngst in Wien viel Staub aufgewirbelt hat, die aber freigesprochen werden mußte, weil sie nachwies, viele Leute geheilt, aber nie ein Honorar empfangen zu haben, hat sich nun, um den Chikanen der Behörde zu entgehen, kontraktlich an einen Arzt gebunden, unter dessen „Kontrole“ sie nun gegen Bezahlung heilt.

Die Geschichte zeigt, daß die psychische Heilkunst oft mit einem religiösen Aufschwung, wäre es auch bei der Bildung ketzerischer Sekten, sich verbunden zeigt. Aber diese Art der Wiederbelebung des psychischen Faktors liegt nicht in unserer Hand, und dieser nächste Weg, die Menschen zum Glauben an die Kräfte der menschlichen Seele zurückzubringen, ist uns versperrt. Sollen wir aber darum die Flinte ins Korn werfen, oder giebt es ein anderes Mittel, Phänomene, die aus früheren Jahrhunderten so massenhaft berichtet werden, neu ins Leben zu rufen? Er scheint so. Die moderne Richtung der Medizin hat in der Vivisektion den Gipfel der Absurdität und Immoralität erreicht, und sie selbst beginnt nun, in eine rückläufige Bewegung einzulenken.

Eine Verstärkung des Glaubens, der religiös motivierten Ueberzeugung, des Selbstvertrauens, mit einem Worte gesagt: der Autosuggestion, läßt sich von unserer Zeit nicht hoffen. Aber es ist nicht undenkbar, daß wir die Phänomene der weißen Magie bis zu einem gewissen Grade mehren können, indem wir den psychischen Hebel magischer Operationen, die Autosuggestion, auf Seite des Patienten wirken lassen, indem wir sie als Fremdsuggestion erteilen. Wenn die Kraft des Glaubens beim Agenten nicht verstärkt werden kann, muß versucht werden, sie beim Patienten zu steigern. Kann der Glaube die Kraft geben, zu heilen, warum nicht die, geheilt zu werden? Dieses Mittel, die hypnotische Fremdsuggestion, hat

in die moderne Medizin Eingang gefunden. Erst in diesem Zusammenhang betrachtet, erhält der Hypnotismus jene Stelle in der transcendentalen Psychologie, die ihn uns verständlich macht. Ohne sich der Sache recht bewußt zu sein, und mehr infolge zufälliger Beobachtungen hat die Medizin diesen Weg eingeschlagen. Die Macht der Suggestion wird heute nicht mehr bestritten.

Das Ideal der Heilkunst wäre die, wo der Patient zugleich Agent ist und sich selber die nötigen Autosuggestionen erteilt. Wie weit eine solche „mind-cure“ möglich ist, läßt sich heute noch nicht sagen. Zunächst wertvoll wären Heilungen, die ein fremder Agent durch die Macht seines Glaubens erzielt. Solange wir aber auch davon noch weit entfernt sind, ist es immerhin erfreulich zu sehen, daß wenigstens die Fremdsuggestion zu Heilzwecken verwendet wird. Damit ist der psychische Faktor in eines seiner Rechte wieder eingesetzt, indem wenigstens anerkannt ist, daß er auf Seite des Patienten zu wirken vermag, wie wir im Nachfolgenden sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)



Der Wert der Gedanken.

Deine Gedanken sind deine gefährlichsten Verführer, denn deine Gedanken sind dein Ich; und wer könnte dir ein größerer Verführer sein als du selbst.



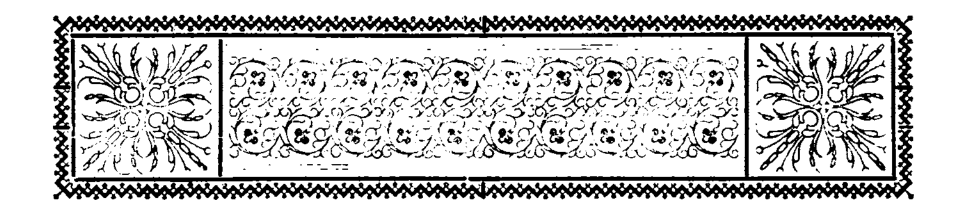
Denen, die meine Gedanken wissen, werden alle Dinge offenbar: also spricht der ewige Geist. Aber nur der kann mich wissen, der mich in sich selbst gefunden und gedacht hat.



Für viele wäre es vom Uebel, wenn sie sich selbst ausdächten. Sie müssen erst von andern leichter befunden werden, als sie zu sein glauben. Das aber sind die Geistig-Schwachen, die sich ihrer selbst erst bewußt werden müssen.

Der Wanderer.





Christus in uns!

Die Offenbarung der Offenbarungen.

Von

Hübbe-Schleiden.

✻

Lerne Gott leben, und Gott wird dich leben!

Die Revolutionszeit Englands 1649—1688 und namentlich die dem Ausbruche derselben vorhergehenden Jahrzente waren — wie heutzutage bei uns — die Zeit religiöser Erweckungen, die sich im Aeußeren durch Sektenbildungen kundthaten. Die bekannteste und nachhaltigste dieser mystischen Parteibildungen jener Zeit waren die sogenannten Quäker (von George Fox begründet und von William Penn zur Bedeutung erhoben). Innerlich aber höher entwickelt, als die Quäker, war Jane Leade (sprich: Dschehn Liehd), die Stifterin der „Philadelphischen Gesellschaft" (1623—1704).

Sie war im Jahre 1623 als Tochter eines angesehenen Mannes, Namens Ward, in der englischen Grafschaft Norfolk geboren und war von Natur ekstatisch veranlagt. Schon 1641 (in ihrem 19. Lebensjahre) fühlte sie sich durch eine Vision Jesu zu einer Prophetin berufen. Zunächst verheiratete sie sich 1644 mit einem fromm gesinnten Manne, William Leade; dabei nahm ihre innere Entwickelung stetigen Fortschritt. Nachdem dann im Jahre 1670 ihr Ehemann gestorben war, begründete sie jene „Philadelphische Societät", deren bedeutendstes Mitglied der englische Arzt John Pordage war. Sie und ihre Anhänger hatten viele Anfechtungen durchzumachen, sowohl vonseiten Cromwells wie der anglikanischen Geistlichkeit; indessen dehnte sich ihre Gemeinde auch in Holland und in Deutschland aus. 1703 versuchte diese Gemeinde ihre Glaubenslehren in einem Bekenntnisse zusammenzufassen; aber gerade dies ward die Veranlassung zu inneren Spaltungen, — und es war in der That besser, daß eine verfrühte geistige Bewegung ganz zu Grunde ging, als daß sie in dogmatischer Verknöcherung dem innern Geistesleben nur ein neues Hindernis bereitete. Jane Leade starb 1704 im Alter von 81 Jahren.

In ihrer geistigen Entwicklung lehnte sie sich am meisten an Jakob Böhmes Schriften an. Die Visionen und die Offenbarungen aber, die ihr

in ihren ekstatischen Zuständen zu Teil wurden, waren durchaus von eigenartigem Charakter und sind von erheblichem Werte für die Wenigen, welche sie verstehen können und sich nicht daran stoßen, daß dieselben selbstverständlich ganz und gar mit dem in Jane Leade selbst vorhandenen Vorstellungsmateriale sich darstellten. Ihr eigenes höheres Geisteswesen erschien ihr dabei in Gestalt von „Gottes ewiger Jungfrau, der Weisheit".

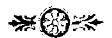
Schon vielfach sind in deutscher Sprache Werke von ihr herausgegeben worden. Zum ersten Male übersetzt, liegt uns jetzt eine ihrer wertvollsten Schriften, die „Offenbarung der Offenbarungen", vor.[1])

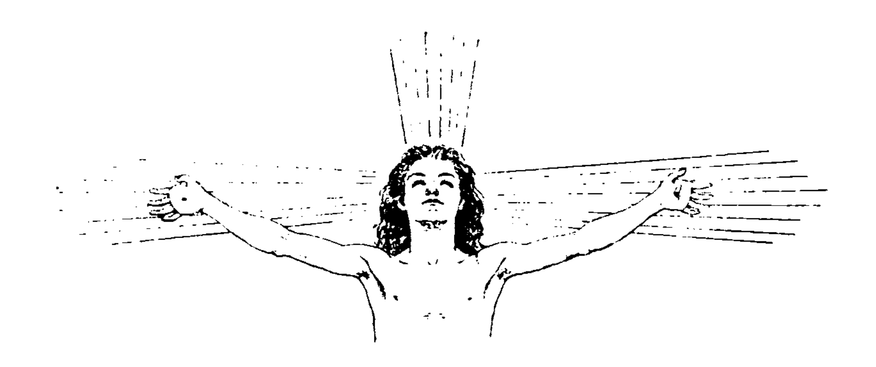
Als Grundgedanke dieses Buches ist das „Christus in uns!" zu bezeichnen, welches überhaupt das Wesen nicht nur der Geisteserweckungen jener Zeit, sondern aller mystischen und gnostischen Bewegungen war und ist. Mögen vielen Lesern auch manche der Sinnbilder schwer zu deuten sein, einigen sogar das Meiste unverständlich bleiben, jedenfalls enthält diese Schrift mancherlei praktische Hinweise und besonders für den Mystiker wertvolle Anweisungen. Von diesen hier einige Beispiele:

In erster Linie wird, wer in das innere Geistesleben eindringen will, gewarnt davor, den persönlichen Leidenschaften und irgend welchen ethischen Schwächen und Fehlern nachzugeben (6 u. 7), jedoch sich auch nicht durch das Grämen über die einmal begangenen und überwundenen „Sünden" in seinem Fortschritte beeinträchtigen zu lassen (25); sodann aber wird ihm geraten, „die umstrickenden, erstickenden Sorgen dieses Lebens, soviel wie möglich, zu vermeiden, sich auch von allem weltlichen Verkehr zurückzuziehen und Geist, Seele und Leib in völliger Hingebung darzubringen" (6 u. 208). Weiter heißt es: „Tretet über geistige Fragen in keinerlei Unterhandlung mit den nur äußerlich bewußten Verstandesmenschen!" (209). Denn „umsonst ist die Hoffnung auf das Erstehen des Gottesreiches in uns, das uns die Geburt des heiligen Geistes bringen wird, bevor wir nicht zur Einheit in uns selbst gelangt sind" (20). „Deshalb tretet nicht hinaus vor die Welt, ehe nicht Christus, euer Leben und eure Stärke, in euch erstanden ist und euch Riesenkraft verliehen hat!" (14).

Vor allem aber „bedarf es eben dieses unbedingten Vertrauens, daß wirklich „Christus", die wesentliche Gottheit, sich mit dem Lebenstriebe unserer Seele berühre und verbinde, und wir dadurch unsere Einzelgewalt wieder erlangen" (118). „Eine andere Regel ist auch die, daß wir das königliche Vorrecht des Willens üben, der in die Macht des heiligen Geistes versenkt und mit ihr Eins geworden ist" (119). Besonders treffend ausgedrückt ist diejenige Weisung, in welche die dem Mystiker gestellte Aufgabe zusammengefaßt wird: „Lerne Gott zu leben, und Gott wird dich leben!"

[1]) Jane Leade: Offenbarung der Offenbarungen, Leipzig 1893 in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) 2 Mk. 40 Pfg.





Stigma.

Vom

Wanderer.

Mit goldnen Kränzen schmückte sich die Nacht
und streute Frieden aus mit stillen Händen.
Ich fühl ihr Wirken . . . und ich bin erwacht.
Es glüht auf meiner Kammer dunklen Wänden,
es glüht von goldner, schimmernder Mondespracht,
es loht und flackert wie von Himmelsbränden . . .
und ich bin ruhig, gottbereit . . .
Die Schmerzen
im wunden, wehgequälten Herzen,
sie sind so weit.

Um meine Stirne haucht ein kühles Wehn . . .
Ich fühle . . bin . . und fühle, daß ich werde . .
Das Wundenblut will mir vom Herzen gehn . .
und ich bin über mir und dieser Erde.
Ich seh den Gott, den Heiland vor mir stehn . .
Ich weiß . . und will der Zeichen dunkles Werde . .
und meine Seele küßt den Geist . . .
Die Schmerzen
der Nägelmale brennen mir im Herzen —
Der Bann zerreißt . . .

Mein Geist wird Gott, mein Geist ist ewiger Gott.





„Traum“.

Kunstbeilage zur „Sphinx“, Juliheft 1893.



Das Rätsel des Astralkörpers.

Von

Ludwig Deinhard.

Die neueste Litteratur des Okkultismus bringt einige interessante Fälle von Loslösung des Astralkörpers, die mir so lehrreich erscheinen, daß ich sie den Lesern der „Sphinx" mitteilen möchte.

Dr. med. Gibier berichtet in „L'Analyse des choses" von einem jungen Pariser Graveur,[1]) der ihn zu Anfang des Jahres 1887 konsultiert und dabei folgendes Erlebnis erzählt habe: Vor einigen Tagen habe er sich abends 10 Uhr in seinem Zimmer in Folge einer unerklärlichen Empfindung von Müdigkeit aufs Sofa gelegt und sich dann, um nicht einzuschlafen, eine Cigarre angebrannt. Gleich darauf spürte er eine Betäubung, die Gegenstände vor seinen Augen fingen an, sich scheinbar zu drehen und plötzlich hatte er die Empfindung, — obwohl er das Sofa nicht verlassen, daß er sich mitten im Zimmer befände.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen erblickt er nach dem Sofa schauend sich selbst darauf liegen, den einen Ellenbogen aufgestützt, die Cigarre in der Hand. Zuerst glaubte er zu träumen, dann aber, er sei gestorben. Das versetzte ihn in große Angst; er begann, sich mit seiner Vergangenheit zu befassen und Vieles zu bereuen. Nachdem er sich wieder gefaßt, fing er an, seinen Körper aufmerksam zu betrachten und machte dabei die Beobachtung, daß er in dessen Inneres hineinblicken konnte. Er sah ganz deutlich die Bewegung des Herzens, das Fließen des Blutes u. s. w. Der Körper lebte also offenbar noch und nun vermutete er, er befinde sich nur in einer Ohnmacht.

Als er etwas beruhigt ist, kommt ihm der Gedanke, er wolle die noch immer brennende Lampe auslöschen, damit sie nicht etwa einen Brand verursache. Beim Versuch, den Docht herunterzudrehen, macht er aber die Erfahrung, daß es ihm unmöglich ist, die Schraube zu drehen.

Nun betrachtete er sich selbst. Wenn ihn sein Gedächtnis nicht täusche, erzählte er weiter, so kam es ihm vor, wie wenn er in Weiß gekleidet gewesen

[1]) Siehe diesen Bericht in Papus' Traité méthodique de Science occulte. pag. 862.

sei. Um sich hiervon besser zu überzeugen, stellt er sich vor den Spiegel, wo aber eine neue Ueberraschung seiner wartet. Er sieht nämlich dort nicht etwa das Bild seines neuen Körpers, sondern sein Blick scheint sich auszudehnen, er sieht durch den Spiegel und die Wand hindurch in das Zimmer seines Nachbarn hinein, wo er noch nie gewesen. Dort ist es dunkel, aber von seiner Magengrube aus scheint ein Licht auszustrahlen, das die Umgebung erleuchtet, so daß er die ihm völlig fremden Gegenstände, Möbel, Bilder u. s. w., im Nachbarzimmer deutlich unterscheidet.

Nun kommt ihm der Gedanke, in die Nachbarwohnung einzudringen; kaum gedacht, so befindet er sich auch schon dort, und kann nun gemächlich die ganze, ihm fremde, Umgebung inspizieren.

Es kam ihm vor, wie wenn er nur zu wollen brauche, um beliebig den Ort zu wechseln. So machte er scheinbar in diesem Zustand noch einige weitere Touren, die aber seine Gedanken derart verwirrten, daß es ihm später nicht mehr möglich war, sich der Einzelheiten zu erinnern.

Um 5 Uhr morgens endlich erwachte er steif und kalt, auf dem Sofa liegend; die Lampe war ausgebrannt; seine Hand hielt noch die ausgegangene Cigarre. Auf seine Bitten führte ihn später der Hausmeister in das Nebenzimmer, wo er Alles thatsächlich so vorfand, wie er es „astraliter“ gesehen.

Die Nummern vom Februar und April 1893 der „Initiation“ ferner bringen aus der Feder eines österreichischen Offiziers einen ähnlichen Bericht von Aussendung des Astralkörpers, die aber in diesem Falle spontan zu jeder beliebigen Zeit vor sich gegangen zu sein scheint. Die Darstellung ist, obwohl etwas umfangreich, doch so außerordentlich klar und anschaulich gegeben, daß ich an derselben nichts kürzen zu sollen glaubte, damit nichts von ihrer Anschaulichkeit verloren gehe. Sie lautet:

I. Die „Laterne“.[1])

Im Jahre 1874 erwarben meine Eltern eine Meierei, welche zu dem kleinen Dorf P. in Böhmen gehört.

Das Dorf liegt mitten auf einer sehr ausgedehnten Ebene, welche ein Plateau von etwa 50 Kilometer Umfang bildet, das weder Holz noch fließendes oder stehendes Wasser besitzt, so daß das nöthige Wasser für die Bewohner ausschließlich aus einem 42 Meter tiefen Brunnen geschöpft werden muß. Die Bevölkerung von P. setzte sich damals aus im Ganzen 26 Köpfen zusammen: Männer, Frauen und Kinder, die in 6 Häusern wohnten.

Die Meierei lag am Eingang des Dorfes, auf 3 Seiten von den dazu gehörenden bebauten Feldern umgeben; die durch das Wohnhaus

[1]) Uebertragen aus „Initiation“ Febr. 1893.



meiner Eltern gebildete 4. Seite stand vorne an der Dorfstraße, während man von den andern Fenstern aus über die Felder blickte.

Nach der Straßenseite hin lag ein kleiner etwa 2 Meter breiter Gemüsegarten ohne Obstbäume, umzäunt von einem circa 1,60 Meter hohen Holzgitter.

Im ersten Stock des Hauses befand sich mit einem andern Gemach zusammenhängend ein Speisezimmer, dessen Fenster einerseits nach dem eben erwähnten Gärtchen, andrerseits nach den Feldern hin hinausgingen.

Diesem Hause gegenüber stand auf der andern Seite der Straße eine Herberge.

Die Inwohner der Meierei bestanden aus meinem Vater, meiner Mutter, meinen fünf Brüdern und Schwestern, einem jungen Mann von 22 Jahren, Studenten der Medizin, der als Lehrer der Kinder zur Familie gehörte, und endlich aus 2 Mägden. Ich selbst studierte damals in Prag.

Das Dorf P. stand in der Umgegend in schlechtem Ruf: man sagte, es spuke dort!

Die Bewohner des Dorfes, sowie die der Umgegend behaupteten, daß sich häufig, ein oder zwei Mal die Woche, selbst noch öfter, bei sinkender Nacht, das Licht einer „Laterne“ sehen ließe, die über die Felder und durch das Dorf striche, und es gab Personen, die sogar behaupteten, daß diese „Laterne“ die Leute, die sich auf den Feldern oder in den Nachbar-Dörfern verspätet, bis nach P. begleite, um sich dann, nachdem dies geschehen, auf den Feldern zu verlieren. Die Bevölkerung des Landes verband diese Erscheinung mit einem düsteren Ereignis, welches sich ein Jahr zuvor in dem der Meierei gegenüber gelegenen Wirtshaus zugetragen.

Der Wirt desselben war verschwunden, ohne daß seit 15 Jahren irgend eine Spur von ihm aufgekommen; die öffentliche Meinung beschuldigte seine Frau, die in der in Rede stehenden Epoche das Haus führte, ihren Mann umgebracht und seinen Leichnam durch Verbrennen desselben in einem Ofen, welcher für gewöhnlich als Backofen diente, zum Verschwinden gebracht zu haben.

Und wirklich hatte diese Frau unter der Anklage des Gattenmords eine mehrmonatliche Untersuchungshaft zu bestehen, wurde jedoch wegen mangelnder Beweise freigesprochen.

In dem Glauben der Leute vom Dorfe war jene leuchtende Erscheinung der Geist des Toten, welcher die Schuldige beunruhigte, ohne andern irgend einen Schaden zuzufügen. Auch sah man die Witwe nach Sonnenuntergang niemals das Haus verlassen, und Thüren und Fenster des Wirtshauses wurden mit Beginn der Dämmerung hermetisch verschlossen.

Dies war die Geschichte, die man mir jedesmal, so oft ich während der Ferien meine Angehörigen besuchte, mit zahlreichen Variationen wiederholte.

Trotz der Versicherung meiner Eltern, der Kinder und übrigen Personen des Hauses, daß sie öfters abends in den Feldern das mysterieuse Licht umherirren gesehen hätten, schenkte ich der Sache keine Aufmerksamkeit, um so weniger, als niemand aus unserm Hause die Erscheinung jemals aus der Nähe beobachtet und ich überhaupt alle derartigen Dinge für Absurditäten hielt.

Im Jahre 1876 machte ich meinen Militärdienst. Im August erhielt ich einen Urlaub von 14 Tagen und kehrte zu den Meinigen nach P. zurück.

Am Tage nach meiner Ankunft begab sich N., der junge Lehrer meiner Brüder und Schwestern, zu Fuß nach H., einem 6 Kilometer entfernten, benachbarten Dorf.

Es war ungefähr $9\frac{1}{2}$ Uhr abends geworden, als N. zurückkehrte. Bei seiner Ankunft bemerkten wir, daß er sich in einem ungewöhnlich aufgeregten Zustand befand. Auf unsere Fragen, was ihm denn zugestoßen wäre, konnte er zuerst gar keine Antwort geben; nach einigen Minuten jedoch beruhigte er sich etwas und erzählte uns, er habe auf halbem Wege, als er ruhig seine Straße marschierte, plötzlich seitlich in unmittelbarer Nähe seiner linken Hand ein fahles neblichtes Licht erblickt: „die Laterne"! Die Erscheinung hätte, indem sie seitwärts von ihm beständig fortschwebte, eine hin- und hergehende Bewegung gemacht, wie eine von einer gehenden Person getragene Laterne.

N. geriet darüber in größte Aufregung; er habe anfangs laufen wollen, sagte er; allein er konnte nicht, hatte vielmehr große Mühe, sich bis ans Haus zu schleppen; die Erscheinung hätte ihn ruhig bis an das Thor der Meierei begleitet, um dort zu verschwinden.

Wie es sich denken läßt, drehte sich die Unterhaltung bis spät in die Nacht um dieses Abenteuer. Allein, ich persönlich wußte nichts damit anzufangen und dachte, ohne übrigens N. zu widersprechen, an eine Hallucination, als ersten Vorboten einer fieberartigen Erkrankung.

Um N. vollständig zu beruhigen und weil ich es für eine Gewissenspflicht hielt, ließ ich mein Bett in seinem Zimmer aufschlagen. Die Nacht verfloß jedoch ohne Zwischenfall und am folgenden Morgen hatte sich N. vollkommen erholt; nur ein tiefer Eindruck war von dem am Vorabend Erlebten zurück geblieben. —

Es war der 10. oder 12. August herangekommen, drei oder vier Tage nach dem berichteten Ereignis. Der Tag war sehr schön und sehr heiß gewesen; bei Sonnenuntergang keine Spur von Wolken; es war der Abend von jener wundervollen Klarheit, wie er im Süden so häufig ist. Es war $7\frac{1}{2}$ Uhr geworden; ich begab mich ins Wohnhaus, in den ersten Stock, in jenes neben dem Speisezimmer gelegene Gemach; es war die Stunde des Abendessens.

Plötzlich höre ich Geräusch, die Stimme der Kinder, die nach mir riefen. Ich trete in das Speisezimmer, wo mich die Kinder mit dem Ruf:

„Die Laterne, die Laterne" empfangen, mit den Armen zu dem Fenster hinausdeutend, das nach den Feldern hinausging.

Ich entdeckte sofort mitten auf den Aeckern in einer Entfernung von 400 bis 500 Meter etwas Leuchtendes, wie eine kleine Kugel, die sich vor- und rückwärts bewegte, indem sie sich dabei unserm Hause allmählich näherte. Ich wiederhole: es war noch beinahe hell; die Erscheinung schien kein Licht um sich zu verbreiten.

Auf den Lärm, den die Kinder machten, waren meine Mutter, die zwei Mägde, sowie N. heraufgekommen, und Jeder von uns beobachtete die „Laterne": diese bewegte sich mit der Geschwindigkeit eines langsam gehenden Menschen nach vorwärts; ihre oscillierende Bewegung erinnerte wirklich an das Hin- und Herschwanken einer in der Hand getragenen Laterne.

Die Erscheinung näherte sich so auf etwa 20 Meter dem Fenster, an dem wir uns befanden. Als sie solcher Weise herangekommen war, konnte ich deutlich ihre Form unterscheiden, die eiförmig war, der größere Durchmesser etwa 25 Centimeter, der kleinere Durchmesser etwa 18 bis 20 Centimeter. In der Mitte erschien ein Brennpunkt, dessen Lichtintensität gegen die Innenwände des Ovoids zu abnahm; die Konturen desselben blieben trotzdem deutlich erkennbar; das Ganze war nicht transparent.

Wie ich soeben bemerkte, war das Phänomen in gerader Linie bis auf 20 Meter zu unserem Hause herangekommen. Indem es seinen Weg nach rechts fortsetzte, bog es um das Haus herum, so daß ich mich — gefolgt von allen Anwesenden — ans andere Fenster begab, das nach der Landstraße, dem kleinen Garten und dem Wirtshaus zuging.

Wir konnten nun die „Laterne" wieder beobachten. Sie war um das Haus herumgekommen und zeigte sich vor der Umzäunung unseres kleinen Gartens, gegenüber dem Wirtshaus, von dem letzteren durch die ungefähr 4 Meter breite Straße getrennt.

Die Erscheinung stand in diesem Moment still, so zu sagen, gestützt auf unsern Zaun. Dies währte 3 bis 4 Sekunden: dann erhob sich die leuchtende Kugel plötzlich, wie durch eine Feder in die Höhe geschnellt, bis zur Spitze des Zauns (1,60 Meter) und ließ sich auf einer der Holzlatten nieder.

Der Anblick dieses unerklärlichen, leuchtenden und auf dem Gartenzaun schwebenden Etwas auf eine Distanz von 4 Metern war sehr eindrucksvoll.

Es herrschte absolute Ruhe, sowohl an unserm Fenster, wo Niemand sich rührte, als auch auf der menschenleeren Straße. Die Thüre, die Fensterläden und sonstigen Oeffnungen des gegenüberliegenden Wirtshauses waren wie gewöhnlich um diese Stunde geschlossen.

Als die Erscheinung etwa 2 oder 3 Minuten unbeweglich auf dem Zaun verharrt hatte, unterbrach ich die Stille, indem ich mit lauter Stimme N. ersuchte, mir mein Jagdgewehr zu holen und es zu laden. N. weigerte sich jedoch und bat mich dringend, nicht so zu sprechen. Ich

selbst konnte mich nicht entschließen, das Fenster einen Augenblick zu verlassen, um das Phänomen nicht aus den Augen zu verlieren.

Die kurze Unterhaltung zwischen mir und N. hatte am Stande der Dinge nichts geändert; die „Laterne" blieb noch etwa 2 Minuten an ihrem Platz, glitt dann von dem Zaun wie über eine schiefe Ebene herunter bis etwa auf einen Meter vom Boden, nahm dann ihre oscillierende Bewegung in der Richtung nach der Wirtshausthüre wieder auf und verschwand wie ein Licht, das plötzlich erlischt.

Der hier berichtete Vorfall war der erste und merkwürdigste von denen, die ich in P. beobachtet habe; allein es traten auch andere, weniger frappante, aber trotzdem sehr merkwürdige ein, die mir in gewissem Zusammenhang mit der „Laterne" zu stehen schienen. Darüber will ich nun berichten, da dieselben auf das soeben mitgeteilte Phänomen ein gewisses Licht werfen.

II. Die Lösung des Rätsels.[1])

Wie ich früher sagte, setzte sich die Bevölkerung von P. damals aus 26 Personen zusammen, die in 6 Häusern wohnten. Ein leer stehendes Haus, welches mitten im Dorf sich befand und zur Meierei meiner Eltern gehörte, ist dabei nicht mitgezählt. Seitwärts von diesem stand ein Häuschen, mehr eine Art Hütte, bewohnt nur von einer einzelnen Frau. Diese Frau B. nun war in der ganzen Gegend als Hexe verschrien! Die Bauern schrieben ihr alle möglichen Arten von okkulten Kräften zu, die Kenntnis aller Künste der schwarzen Magie, Verursachen von Krankheiten des Viehes, Abtreiben der Frucht von Kühen u. s. w.

Ich hatte während meiner Ferien zum erstenmal Gelegenheit, diese Frau zu sehen, einige Monate, nachdem sich meine Eltern in P. niedergelassen hatten.

Frau B. kam regelmäßig alle Samstage auf die Meierei, um Eier, Butter und Käse zu kaufen, welche sie dann auf benachbarten Märkten wieder verkaufte.

Es war eine Person von ungefähr 40—45 Jahren, klein, gedrungen, etwas dickleibig, mit einem unangenehmen Gesicht, ohne gerade häßlich zu sein. Der breite Mund mit den ziemlich dicken Lippen war etwas schief, rechts nach unten gezogen; die Nase kurz, mit weitgeöffneten Nüstern, die Stirne sehr niedrig; die Haare, kastanienfarbig, fingen an grau zu werden. Ihre Augen waren ganz besonders merkwürdig: sie waren nämlich von ungleicher Farbe, dabei klein und stechenden Blicks; das rechte Auge grau, das linke dagegen oben hell-blaugrün; unten aber tiefbraun.

Die Geschichten, welche über diese Person erzählt wurden, waren mir wohlbekannt; und wenn ich auch von denselben nichts hielt, betrachtete ich deren Urheberin nichtsdestoweniger mit einer gewissen Neugierde.

---

[1]) Uebertragen aus „Initiation" April 1893.



Ich muß hier ein Erlebnis einschalten, dessen Wichtigkeit sich in der Folge zeigen wird.

Ehe meine Eltern die Meierei kauften, hatte diese einem Herrn vom hohen österreichischen Adel gehört und hatte unter der Verwaltung eines ungebildeten Bauern gestanden, den, wie die Leute sagten, jene Frau B. ganz in ihrer Gewalt hatte. Die Meierei wurde verkauft, weil sie ihrem Besitzer keine Renten eintrug; im Verkauf waren alle Thiere, auch ein Hund, mitinbegriffen. Es war dies ein Schäferhund von braunrotem Pelz, sehr wachsam bei Nacht und ganz harmlos bei Tag. Der Hund war Niemand gegenüber zutraulich, außer den Mitgliedern unserer Familie; er hatte namentlich eine besondere Zuneigung zu mir.

Dieser Hund nun hatte ganz merkwürdige Augen: das rechte Auge war grau, das linke oben hell-blaugrün, unten tiefbraun, d. h. kurz der Hund hatte genau dieselben Augen wie Frau B. Außerdem zeigte das für gewöhnlich sehr gutmütige Tier gegenüber dieser Frau eine außerordentliche Aufregung. Während des Tages, an dem Frau B. auf die Meierei kam, mußte man den Hund an die Kette legen. Er bellte und heulte fürchterlich, und hörte nicht eher auf, als bis die B. wieder fort war. Er wußte diesen Tag, an welchem die B. ihre Einkäufe machte, ganz genau, zeigte vom frühen Morgen an eine schlechte Laune und suchte sich loszumachen, wenn man ihn anband.

Die Ursache dieser Erregung war uns unbekannt. Frau B., die ich eines schönen Tages frug, ob sie jemals dem Hunde etwas angethan habe, bestritt dies und gab mir zur Antwort, es sei dies eine böse Bestie, die eines Tages noch Jemand recht beißen werde, wenn man sie nicht bei Zeiten abschaffe. Dabei ist zu bemerken, daß der Hund sich außerhalb des Hauses vor der B. fürchtete; er ging durch, sobald er sie auf der Straße sah. In der Meierei war man natürlich an seine Launen so gewöhnt, daß man sie gar nicht mehr beachtete und ihn nur jeden Samstag an die Kette legte.

Im Monat August 1876, einige Tage nach der Erscheinung der „Laterne“, am Vorabend meiner Abreise zum Regiment, machte ich nun einen Spaziergang in Gesellschaft des oben genannten N. Der Hund folgte uns, wie gewöhnlich. Wir richteten unsere Schritte nach jenem leer stehenden Haus, wo ich im Vorbeigehen nach allerlei Plunder sehen wollte, der sich dort auf dem Speicher befand.

Die B. mußte gesehen haben, wie wir hineingingen. Als wir nach einer halben Stunde herauskamen, stand die B. an ihrer Thüre, gegen die Mauer gelehnt. Der Hund kam hinter uns drein. Kaum hatte dieser den Hausgang verlassen, so stieß er ein Heulen hervor, gerade wie ein Hund, dem man eben einen wohl gezielten Hieb versetzt, und jagte in der Richtung nach der Meierei davon. N. und ich sahen überrascht einige Augenblicke dem davonlaufenden Hund nach, als Frau B., die die ganze Zeit über, von uns nicht weiter beachtet, seitswärts an ihrer Thüre gestanden, zu lachen anfing.



Ich drehte mich gegen sie um; die Geschichte mißfiel mir, und doch begriff ich nicht, warum. Da ich nicht wußte, was ich zu ihr sagen sollte, so wandte ich mich wieder weg, in der Absicht, nach dem Hund zu suchen. Dieser hatte etwa 100 Meter von uns Halt gemacht und schaute nach uns zurück. Wir unsrerseits blieben da, wo wir waren, und ich fing an, den Hund zu rufen und zu pfeifen. Er folgte erst auf mein wiederholtes Rufen. Er begann langsam, auf uns zu zu kommen, mit zurückgelegten Ohren, den Schwanz zwischen den Beinen, nach jedem Schritt stehen bleibend und sich auf den Boden niederlegend. Wie er sich so beim Vernehmen meiner Stimme nach und nach uns wieder näherte — ich rief ihm fortwährend zu, — wurde er sichtbar immer mutiger. Als er auf ungefähr 12 Meter zu uns herangekommen war, legte er sich auf den Boden und begann ein dumpfes Knurren. Ich rief ihm immerfort zu. Er aber wich nicht mehr von der Stelle; seine Wut schien zuzunehmen.

Ich hatte jetzt die Empfindung, hier gehe irgend etwas vor. N. sagte mir nachher, daß es ihm schier übel geworden sei. Instinktiv warf ich einen Blick auf Frau B. und war über den ganz veränderten harten und gehässigen Ausdruck, den ihre Gesichtszüge angenommen, ganz frappiert. Ich habe den eigenartig-boshaften Ausdruck dieser Physiognomie nie vergessen, ebensowenig, wie den unsinnig heftigen Zorn, der in diesem Moment in mir selbst aufstieg.

Ich rief in kurzem, barschen Ton dem Hund zu. Ich wußte sicher, daß er folgen werde. Das Tier erhob sich, mit gesenkten Ohren, funkelnden Augen; dann sprang es unter fürchterlichem Geheul in wenigen Sätzen gegen die Thüre der Hütte. Frau B. dagegen hatte sich, als der Hund aufsprang, rasch verzogen und die Thüre mit Wucht hinter sich zugeschlagen.

Der Hund, an der Thüre angekommen, heulte und kratzte wütend gegen dieselbe, wie wenn er den Eingang hätte erzwingen wollen. Ich hatte die größte Mühe, ihn davon wegzubringen; es bedurfte unsrer vereinten Anstrengungen, um ihn am Halsband zu nehmen und bis nach Hause zurück zu schleppen.

N. und ich fühlten uns nach diesem Erlebnis beide zum Ausgehen aufgelegt, wobei wir noch lange das bizarre Benehmen der Frau und des Hundes besprachen und uns in allerlei Vermutungen ergingen.

Tags darauf reiste ich nach meiner Garnison.

Ende Dezember erhielt ich zum Neujahrstag wieder Urlaub und kam nach P. zurück.

Da unsere Räume etwas beschränkt, und überdies durch den Besuch von Verwandten alle Zimmer besetzt waren, so ließ ich mir in dem leeren Hause im Dorf ein Bett aufschlagen.

Ich begab mich gegen 11 Uhr abends dahin, begleitet vom Zimmermädchen, welches Wasser, Handtücher 2c. für mich mitnahm. Unser Schäferhund lief mit. Nachdem das Mädchen alles zurecht gemacht hatte, ging es fort, der Hund mit ihm.

Das Schlafzimmer, in dem ich die Nacht zubringen sollte, lag im ersten Stock. Man erreichte es durch einen Gang, auf den die Thüre eines Vorzimmers herausging. Dies letztere Zimmer war leer, vollständig unmöbliert. Es stand durch eine zweite, jener ersten gegenüber befindlichen Thüre mit meinem Schlafzimmer in Verbindung. Mein Bett war in dem Winkel seitwärts von der Verbindungsthüre beider Zimmer aufgeschlagen; wurde diese letztere, welche nach dem Schlafzimmer zu aufging, geöffnet, so berührte sie meine Bettlade unten am Fußende.

Nachdem das Zimmermädchen weggegangen, schloß ich mit dem Schlüssel die Hausthüre unten ab und stieg hinauf. Die Thüre des Vorderzimmers machte ich hinter mir zu, schloß sie aber nicht ab und betrat mein Schlafzimmer, indem ich die zweite Thüre halb offen und an das Fußende meines Bettes angelehnt ließ.

Ich kleidete mich aus — ich war in Uniform — wobei ich meinen Kavalleriesäbel an einen Stuhl, der mir als Nachttisch diente, lehnte; darauf legte ich mich nieder und blies das Licht aus.

Kaum war es dunkel, so hörte ich ein sehr starkes Kratzen an der Thüre des vorderen Zimmers. Das Geräusch glich auf ein Haar dem Kratzen eines Hundes an einer Thüre, durch die er hinein oder heraus gelassen werden möchte. Nur war das von mir gehörte Kratzen sehr stark, wie wenn ein Hund durchaus durch die Thüre wollte.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, dachte ich, unser Hund werde wohl im Hause zurückgeblieben sein. Allein das Scharren machte auf mich den Eindruck, wie wenn es gegen die innere Seite und nicht gegen die äußere Gangseite der Vorzimmerthüre geschehe. Ich rief wiederholt dem Hunde mit seinem Namen „Sokol“ zu. Statt jeder Antwort wurde das Geräusch nur stärker.

Wie schon bemerkt, hatte ich die Verbindungsthüre zwischen beiden Zimmern offen gelassen. Ich konnte diese Thüre, welche gegen mein Bett gelehnt war, mit den Füßen erreichen, und so stieß ich mit einer heftigen Bewegung meines rechten Fußes gegen dieselbe, so daß sie mit lautem Getöse zuschlug. Im selben Augenblick begann das Scharren mit noch größerer Vehemenz gerade gegen die nun geschlossene Thüre vom Vorzimmer aus.

Ich muß gestehen, daß ich, nachdem ich den Hund vergeblich gerufen und das sonderbare Geräusch gleichwohl sich noch hören ließ, momentan Schrecken empfand und deshalb wohl die Thüre zuschlug. Aber im Moment, als ich diesen Lärm auch an dieser Thüre vernahm, ganz in meiner Nähe, da war auch die Empfindung des Schreckens ebenso rasch wieder verflogen, und ich machte mich daran, die Kerze anzuzünden. Kaum hatte ich Licht gemacht, so hörte auch das Scharren auf.

Ich stieg aus dem Bett, schlüpfte in mein Beinkleid und durchsuchte das vordere Zimmer.

Ich hatte dabei fortwährend den Hund im Kopf, trotz der positiven Unmöglichkeit seiner Gegenwart. Im Zimmer war nichts.

Ich ging auf den Korridor hinaus, stieg die Treppe hinab, durchforschte das Erdgeschoß, rief den Hund bei seinem Namen: immer nichts.

Ich konnte nichts anderes thun, als wieder ins Schlafzimmer zurückkehren, und da mir die Geschichte rätselhaft blieb, so legte ich mich wieder zu Bett und blies das Licht aus.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, als der Heidenlärm wieder losging, und zwar womöglich noch stärker, und wiederum an der äußeren Seite der Verbindungsthüre, die ich diesmal hinter mir geschlossen hatte.

Nun aber begann in mir der Zorn aufzusteigen; ich hatte die Sache satt, und ohne mir Zeit zum Lichtmachen zu nehmen, sprang ich aus dem Bett, griff nach meinem Säbel, riß ihn aus der Scheide und stürzte in das vordere Zimmer. Beim Oeffnen der Thüre empfand ich einen Widerstand und glaubte in der Dunkelheit einen Schimmer, einen leuchtenden Schatten, wenn ich es so bezeichnen darf, zu erblicken, ein Etwas, das sich unbestimmt von der Eingangsthüre des Vorderzimmers abhob.

Ohne weiteres Besinnen fiel ich aus und führte einen fürchterlichen Säbelstoß in der Richtung gegen die Thüre.

Eine ganze Garbe von Funken sprang von der Thüre ab, wie wenn ich einen in der Füllung steckenden Nagel gestreift hätte. Die Säbelspitze war in das Holz gedrungen und ich hatte Mühe, die Waffe wieder herauszuziehen. Eiligst kehrte ich nach meinem Zimmer zurück, zündete Licht an und, den Säbel in der Hand, untersuchte ich zunächst die Thüre.

Die Füllung war von oben bis unten gespalten. Ich suchte nach dem Nagel, den ich berührt zu haben mir einbildete, fand aber nichts; ebensowenig schien auch die Säbelspitze an Eisen vorbeigestreift zu sein.

Ich stieg von neuem in das Erdgeschoß hinunter, visitierte alles durch, fand aber nichts Auffallendes.

Darauf kehrte ich in mein Zimmer zurück; es war $1/4$ vor zwölf.

Ich überdachte die Dinge, die soeben vorgefallen waren. Es wollte mir keine Idee für eine Erklärung kommen, allein ich empfand doch ein wirkliches Gefühl von Ruhe nach jener großen Aufregung und erinnere mich recht wohl, daß ich, beinahe unwillkürlich, meine Säbelklinge streichelte, als ich mich wieder niederlegte und die Waffe neben mir ins Bett unter die Decke steckte.

Ich schlief dann bald ein ohne weitere Beobachtung und erwachte am andern Morgen gegen 8 Uhr.

Im Lichte des Tages erschienen mir die Ereignisse der Nacht beim Anblick der zersplitterten Thüre noch sonderbarer.

Ich verließ endlich den Ort und begab mich ins Wohnhaus, wo Alles schon beim Frühstück versammelt war und wo man mich erwartete. Ich erzählte natürlich mein Abenteuer, das den zu Besuch gekommenen jungen Leuten sehr unwahrscheinlich vorkam. Meine Eltern dagegen, sowie N. schienen hiervon sehr betroffen.

Als das Frühstück beendet war — es war etwa 10 Uhr geworden — wollten alle die zersplitterte Thüre sehen, und meine Eltern, unsere jungen Leute, N. und ich, Alles lenkte nun seine Schritte nach dem Hause im Dorfe. —

Mitten auf dem Wege begegnete uns eine Frau aus dem Dorfe und sagte uns, sie hätte soeben zu uns kommen wollen, um N. zu bitten, er möchte doch nach Frau B. sehen, welche krank wäre. Eine andere Frau, die aus irgend einem Grund vor wenigen Augenblicken nach der B. gesehen, hätte dieselbe auf ihrem Bett bewußtlos und im Blute schwimmend gefunden.

Wir beflügelten unsere Schritte. Ich selbst fühlte mich eigentümlich betroffen bei den Reden dieser Person.

Als wir bei der B. angelangt waren, bot sich uns ein schrecklicher Anblick dar.

Die Frau, im Delirium auf dem Bett liegend, das Gesicht beinahe vollständig mit geronnenem Blute übergossen, die Augen geschlossen und von dem Blute zugeklebt, das noch immer langsam aus einer tötlichen Stirnwunde herausquoll. Die Wunde, offenbar von einem schneidenden Instrument herrührend, begann 2 Centimeter über der Grenze der Haare und setzte sich in gerader Linie bis zur Nasenwurzel fort, etwa 7½ Centimeter lang. Der Schädel war buchstäblich gespalten und die Gehirnmasse drang durch den Spalt.

N. und ich liefen nach Hause. N., um das Nötigste zu einem Verband zu holen, ich, um einen Wagen anspannen und den Arzt aus einer kleinen Nachbarstadt herbeiholen zu lassen.

Als der Wagen fort war, kehrte ich zur B. zurück, welche in der Zwischenzeit von N. provisorisch verbunden worden war. Die Hütte hatte sich inzwischen mit Dorfbewohnern gefüllt, darunter war auch die Wirtin der Herberge. Niemand hatte eine Idee davon, was der B. passiert sein könnte. Die Verwundete, welche von der Bevölkerung stets gefürchtet worden war, erregte bei den Anwesenden keine andere Empfindung, als die der Neugier, mit Ausnahme der Herbergswirtin, welche nicht nur aus Neugierde gekommen, sondern vielmehr sichtbar befriedigt schien, und die sich nicht genierte, laut zu sagen: „Endlich hat die B. das Schicksal ereilt, das sie verdient".

Ich muß aber jetzt hervorheben, daß ich, beim ersten Anblick der mit offenem Schädel auf das Bett hingestreckten B. die Empfindung hatte, daß etwas Dunkles in meinem Kopf hell zu werden begann. In diesem Augenblick begriff ich, daß es die B., die „Hexe" war, welche von der Spitze meiner Waffe getroffen wurde, als ich jenen Säbelstoß in der Nacht ausführte, der die Thüre des leeren Zimmers gespalten hatte.

Nachdem die Verwundete gewaschen und verbunden war, ging ich mit N. hinaus. Wir erstiegen den ersten Stock des leeren Hauses und kamen zur zersplitterten Thüre. N. betrachtete sie, ohne etwas zu sagen: Er war sichtbar erschüttert. Was mich betrifft, so war ich es nicht

minder. Ich brach endlich das Stillschweigen und teilte N. meine Ideen mit.

Es ist nötig, hier beizufügen, daß ich in der in Rede stehenden Epoche von den okkulten Wissenschaften und Kräften noch keine Notiz genommen hatte; N. ebensowenig. Die Vermutung des Zusammenhangs zwischen den Vorfällen der Nacht und dem Zustande, in dem wir die B. gefunden, basierte deshalb auf reiner Intuition.

N. antwortete auf meine Erklärung —, wenn man meine Aeußerungen so nennen darf —, nur mit einem: „Ich begreife gar nichts, aber es gehen hier schreckliche Dinge vor". Ich selbst begriff ebensowenig und wir kamen endlich dahin überein, die Ereignisse der Nacht niemand mehr gegenüber zu berühren, es möge mit der B. gehen, wie es wolle. Wir stiegen herunter und begaben uns wieder zur B.

Diese befand sich in einem Zustand von Koma; das Delirium war einer tiefen Abspannung gewichen, die sie nicht mehr verlassen sollte.

Wir empfahlen den Frauen, die sich dort eingefunden, bis zur Ankunft des Arztes die Kaltwasser-Kompressen beständig zu erneuern und kehrten alle zusammen nach der Meierei zurück.

Die Mitglieder unserer Familie hatten den ursprünglichen Zweck unseres Ausgangs, d. h. die Besichtigung der zersplitterten Thüre, vollständig aus den Augen verloren und wir, N. und ich, hüteten uns natürlich sehr, darauf zurück zu kommen. Das Gespräch drehte sich nur um den Unfall der B., und als einer der jungen Leute mir zurief, man hätte ja ganz vergessen, die Thüre zu visitieren, da gab ich zurück, es lohne sich wohl kaum, sich wegen dieser Sache nochmals zu bemühen, und ich sei jetzt selbst der Ansicht geworden, daß es wohl weiter nichts gewesen sein werde, als ein ungewöhnlich lebhafter Traum.

Um 1 Uhr nachmittags kam der Arzt an. N. und ich begleiteten ihn zur B.

Der Arzt konnte nur die Schwere der Verwundung konstatieren; er eröffnete uns, daß die B. nur noch wenige Stunden zu leben haben werde. Auf seine Fragen, wie die Verwundung wohl entstanden sein könne, enthielten wir uns, wie verabredet, jeder Andeutung.

In der Voraussicht eines raschen Endes blieb der Arzt bei uns in P. Er setzte einen Bericht über den Thatbestand auf, den ich sofort durch Boten nach dem nächsten Gensdarmerieposten beförderte, damit eine Untersuchung über die Entstehung des Unfalls eingeleitet würde.

Ein Brigadier langte um 7 Uhr abends an. Er nahm im Zimmer der B. selbst ein Protokoll auf, in Gegenwart des Arztes, welches von N. und mir, der Frau, welche die B. zuerst in bewußtlosem Zustand gefunden, und noch anderen Dorfbewohner unterzeichnet wurde.

Die Untersuchung des Gensdarmen war noch nicht zu Ende, als um 7¾ Uhr die B. sich plötzlich in ihrem Bett aufrichtete, indem sie sich auf die Ellenbogen stützte. Ihre Augen waren dabei ungewöhnlich weit geöffnet. Nachdem sie einige Augenblicke in diesem Zustand verharrt hatte,

fiel sie mit geschlossenen Augen zurück. Sie war tot. Der Arzt schloß ihr die Lider.

Da Niemand irgend eine Angabe über die Entstehungsart der Verwundung der B. zu machen imstande war, so beendete der Brigadier sein Protokoll und ging fort.

Eine obrigkeitliche Person kam dann andern Tages, am 1. Januar, in der Frühe an, um, wie üblich, den Arzt zu vernehmen, welcher bei uns geblieben war. Darauf wurde die B. am Abend auf dem Kirchhof des nächsten Dorfes beerdigt.

Die vom Gericht der reinen Form wegen angeordnete Untersuchung blieb resultatlos und wurde deshalb nach wenigen Tagen wieder eingestellt: man vermutete einen unglücklichen Sturz.

Ich habe zu den eigentlichen Thatsachen Nichts weiter hinzuzufügen, nur noch eine Koincidenz zu erwähnen: daß nämlich in P. und Umgebung mit dem Tod der Frau B. auch das Gerede von der „Laterne" verstummte. Niemand hat sie im Verlauf der darauffolgenden Jahre je wieder gesehen.

Seit der Epoche dieser Ereignisse, d. h. seit 17 Jahren, habe ich Gelegenheit gehabt, eine große Anzahl von anscheinend übernatürlichen, oder wenigstens der gewöhnlichen Erklärung spottenden Thatsachen zu beobachten. Ich hatte dagegen niemals Gelegenheit, Zeuge eines spontan eintretenden, jener „Laterne" analogen Phänomens zu sein. Ich habe immer gefunden, daß die wunderbarsten Phänomene ihre erste Ursache in, im Menschen schlummernden, Kräften haben, wobei ich jedoch keineswegs a priori die Existenz anderer als menschlicher Kräfte leugnen möchte, und glaube aus den oben geschilderten Ereignissen folgende Schlüsse ziehen zu können:

1. daß Frau B. ein sehr stark entwickeltes „physikalisches Medium" war, aber ein solches mit bewußter Wirkungsweise;

2. daß demzufolge die B. mit Bezug auf die Emission ihres astralen Körpers mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, oder in gewisse Praktiken derart eingeweiht war;

3. daß das nächtliche Geräusch in meinem Zimmer durch die B., d. h. durch ihren Astralkörper hervorgerufen wurde, und zwar in der Absicht, sich dafür zu rächen, daß ich es dahin gebracht, daß unser Hund der okkulten Gewalt Widerstand leistete, welche die B. außerhalb unseres Hauses auf ihn ausübte. Deshalb war sie zu dem Entschluß gekommen, jenes Geräusch nachzuahmen, das der Hund an ihrer eigenen Thüre gemacht hatte, als er auf sie losgegangen war;

4. Daß, als ich den Säbelstoß gegen die Thüre oder gegen jenen leuchtenden Schatten ausführte, der Stahl den Astralkörper berührt und daß eine Trennung der Moleküle desselben, bewirkt durch den Kontakt mit der jenen Astralkörper mit beträchtlicher Geschwindigkeit durchdringenden Stahlspitze die Verwundung der B. verursacht haben müsse;

5. endlich, daß die Erscheinung der „Laterne“ nichts weiter war, als eine astrale Emanation der B., welche sich darin gefiel, den Leuten bange zu machen.

Dieser zuletzt erwähnte Umstand zwingt mich auch zu der Vermutung, daß ich, wenn ich damals meine Absicht ausgeführt und auf das Phänomen geschossen hätte, wahrscheinlich im selben Augenblick die B. getötet haben würde.

Gustav Bojano.

Diese Beschreibung einer ovoidalen Leuchtkugel erinnert an Abbildungen von ebenfalls eiförmigen Lichterscheinungen, die dem allerdings im Ganzen wohl nicht sehr zuverlässigen englischen Werke: „Twixt two worlds“ zufolge in Sitzungen mit dem früheren Medium Eglinton aufgetreten zu sein scheinen. Wenn ich mich recht entsinne, so stellen bei Eglinton diese ovoidalen Leuchtkörper in gewissem Sinne astrale Embryos dar, aus welchen sich dann im ferneren Verlauf der Sitzung ganze Phantomgestalten herausentwickeln, unter Einwirkung irgend eines von Intelligenz geleiteten organisierenden Prinzips. — Die Solidarität des Doppelgängers mit dem Körper ist bekanntlich von Dr. du Prel eingehend bearbeitet worden (siehe dessen „monistische Seelenlehre“ S. 248). Die Verwundung der Frau B. (im obigen Beispiel) durch einen entfernt von ihrem Körper ausgeführten Säbelstoß wirklich dem Verständnis klar zu machen, wird aber erst möglich sein, wenn wir auf derartige Vorgänge die naturwissenschaftliche Forschungsmethode anzuwenden beginnen; eine Aufgabe, die sich ja die Gesellschaften für psychische Forschung recht eigentlich gestellt haben.



Ich hatte vorliegenden Bericht schon beendet, als mir das Maiheft der Zeitschrift „Initiation“ (Nr. 8, Vol. 19, Mai 1893) zuging, in dem neuerdings sehr interessante Mitteilungen von Albert de Rochas über das Phänomen der nach außen verlegten Empfindlichkeit (phénomène de l'exteriorisation de la sensibilité) zu finden sind.

Dieses Phänomen zeigte sich öfters bei magnetisch-hypnotischen Versuchen, die de Rochas seit längerer Zeit mit einem den höheren Ständen angehörenden Herrn Mr. X . . . anstellt. Ein solcher am 28. April 1892 vorgenommener Versuch verlief folgendermaßen:

Mr. X . . . wird durch magnetische Striche in Hypnose (Stadium Somnambulismus mit darauffolgender Erinnerungslosigkeit wie es scheint) versetzt. Der Astralkörper tritt, für de Rochas natürlich unsichtbar, aus. Mr. X . . . sagt wenigstens, daß er seinen materiellen Körper nur von außerhalb sehe. De Rochas ersucht nun Mr. X . . ., er möchte seine rechte Astralhand in seine (de Rochas) rechte Hand legen, dann diese drücken. Mr. X . . . fühlt in seiner Astralhand angeblich den Druck der körperlichen Hand de Rochas; während letzterer den Druck der Astralhand des ersteren nicht empfindet.

De Rochas ersucht ferner Mr. X . . ., er möge nun seinen astralen Ringfinger gegen eine von ihm hingehaltene Nadel so lange strecken, bis er deren Stich deutlich empfinde. Dies geschieht. Mr. X . . . spürt den Stich und nach einiger Zeit wird Mr. X . . . aufgeweckt. Vollständige Erinnerungslosigkeit, wie gewöhnlich. Mr. X . . . unterhält sich nach dem Erwachen mit anwesenden Familienmitgliedern de Rochas' über fern abliegende Dinge und zieht während dem von seiner rechten Hand einen Handschuh, den er die ganze Zeit über, also auch während der Experimente, angehabt. Er betrachtet aufmerksam die Spitze seines Ringfingers. De Rochas fragt, was er denn habe, worauf Mr. X . . . antwortet, er fühle hier etwas wie einen Nadelstich und thatsächlich treten auch gerade an der bezeichneten Stelle beim Druck durch den Daumen einige Bluttröpfchen aus; Mr. X . . . sieht nach, ob der Handschuh an der betreffenden Stelle nicht durchbohrt ist, findet aber natürlich nichts.

De Rochas fügt noch bei, daß man allerdings schließlich den Einwurf machen könnte — und bei Hypnotiseuren wäre derselbe ja geradezu unvermeidlich — daß das Austreten des Blutes eine Folge der Autosuggestion sei, die Mr. X . . . sich gab, er sei an dieser Stelle gestochen worden. Allein eine solche Autosuggestion führt doch die Erscheinung des sogenannten Stigma (subkutane Blutstockung) herbei. „Hier aber", sagt de Rochas, „hatten wir es mit einer wirklichen Hautverletzung zu thun".

Dieser Bericht enthält in wenig Worten offenbar dieselben Vorgänge, welche die obige Geschichte der „Laterne" ausführlich schildert. Bei der „Laterne" haben wir den spontan wohl durch Autosuggestion angeregten Austritt des Astralkörpers und dessen Verwendung; hier bei de Rochas tritt der Astralkörper durch Fremdsuggestionen aus, wird verwundet, und dies tritt genau an derselben Stelle des materiellen Körpers ein, an der der astrale vorher verwundet wurde.



Gedanken eines Sterbenden.

Von

Elisabeth Rittmeyer.

Da lieg ich nun und geb dir alles wieder,
erhabne Schöpferkraft:
das müde Herz, die einst so stolzen Glieder,
im Lebensdienst erschlafft.

Nun strebt der Geist, befreit von seiner Hülle,
der ewgen Heimat zu,
des Glückes müd und müd der Leiden Fülle,
voll Sehnsuchtsdrang nach Ruh. —

Von all dem toten Reiz der Lebenstrümmer
blieb einzig mir gefeit
der Ahnung ernst-geheimnisvoller Schimmer,
dein Trost „Unsterblichkeit".

Milliarden Welten ließest du vergehen
zu Staub in ihrem Lauf;
und aus den Trümmern jener Welten stehen
dir zahllos neue auf.

Und diese ewig wechselnden Gestalten,
erhabne Schöpferkraft,
sind das Gewand, darin dein göttlich Walten
die Ewigkeit sich schafft.

Es klammert alles sich wie sehnsuchtstrunken
an Leben und Gedeihn;
kann es mit dem lebend'gen Gottesfunken
im Innern anders sein?

Nur das Gewand der Seele muß zerspringen,
es altert und zerreißt;
doch nimmer kann, ein leerer Schall, verklingen
der gottgeborne Geist.

Er zieht dahin auf unsichtbaren Flügeln,
und niemand kennt den Pfad; —
mir ist, es dämmert ob den Erdenhügeln,
die neue Sonne naht. —

Und du, o Geisteshauch, der einst hienieden
die Seele mir entfacht,
du nimm mich hin und spende Licht und Frieden
jenseits der Grabesnacht!



Neues von und über Tolstoi.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

✻

Der Herausgeber und gewandte Uebersetzer der gesammelten Werke des Grafen Leo Tolstoi, Raphael Löwenfeld, hat im vorigen Jahre ein Werk veröffentlicht, für welches ihm die gebildete Welt des In- und Auslandes großen Dank schuldet. Es ist eine ausführliche, nach reichen und zuverlässigsten Quellen gearbeitete Lebensbeschreibung Tolstois.[1]) Dieses Buch hat einen um so größeren Wert, als es in keiner Sprache, auch nicht in der russischen, ein gleiches oder ähnliches giebt noch geben kann, da der Verfasser über ein Material verfügte, das in der Regel erst nach dem Tode des Dichters, dessen Biographie man schreibt, allgemein zugänglich wird, nämlich die eigenhändigen Aufzeichnungen und Tagebücher Tolstois und seiner Frau.

Der vorliegende 1. Band der Lebensgeschichte reicht bis zum Anfang der 60er Jahre, da Tolstois schöpferische Kraft zur höchsten Entfaltung gelangt und sich bald darauf offenbart in den beiden monumentalen Dichtungen: „Krieg und Frieden" und „Anna Karénina".

Diese großen Romane — wenn die Bezeichnung „Roman" auf sie überhaupt noch anwendbar ist — bilden den Abschluß der rein künstlerischen Thätigkeit Tolstois; sie sind das poetische Ergebnis seines bisherigen Lebens und Denkens. Wer es noch nicht weiß, der ersieht es leicht aus Löwenfelds eingehender Analyse der Persönlichkeit des Dichters und seiner jüngeren Werke, daß Tolstoi schon sehr früh, im Jünglingsalter, sich vorzugsweise mit ethischen, sozialen und pädagogischen Problemen beschäftigt und abgequält hatte, und daß seine gegenwärtige Thätigkeit als Moralphilosoph und Volkslehrer nichts ist, als eine Fortsetzung jener alten Gedankenarbeit, eine Ausbildung, Vertiefung und Abrundung, eine begriffliche Fixierung der Weltanschauung, welcher er seit mehr als 40 Jahren anhängt. Und wenn Tolstoi nach seinen großen rein litterarischen Werken auch nichts mehr geschrieben hätte, so könnte man aus dem bereits Vor-

[1]) Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. 1. Teil. Berlin (bei Wilhelmi) 1892. 293 Seiten.

handenen mit mathematischer Sicherheit, gleichsam a priori, seine ganze jetzige Moralphilosohie konstruieren. Nur die Form an dieser ist neu, nicht der Inhalt; und nichts kann demnach unbegründeter sein, als von einer „letzten“ Entwicklungsperiode Tolstois zu sprechen und ihm den Vorwurf zu machen, er sei jetzt auf Abwege geraten.

Der Widerstand und die Unvereinbarkeit des Kulturlebens mit den Forderungen der Natur und der Vernunft — das ist das beständig wiederkehrende Grundthema aller seiner Dichtungen. „In allen (poetischen) Werken (der ersten Zeit) Tolstois ringt eine sittliche Anschauung nach Gestaltung“, sagt Löwenfeld (S. 292), und charakterisiert trefflich diese Anschauung folgendermaßen: „Alle Empfindung der Gesellschaft ist unaufrichtig, unsittlich. Selbst das Gefühl der Liebe hat sich von dem Natürlichen so weit entfernt, daß es Selbstzweck geworden ist — der Natur ist es nur ein Mittel. Und was geschaffen zu sein scheint, daß Alle es mit gleichem Rechte genießen, hat eine verkrüppelte Menschheit nach dem Begriffe des Eigentums ungleich verteilt. Der Mensch selbst ist zum Eigentum geworden. Um von diesen Fesseln der Kultur frei zu werden, müssen wir das junge Geschlecht außerhalb unserer Vorurteile erziehen. Wir haben kein Recht, dem Kinde die Wahrheit zu lehren, die wir selbst nicht ohne Zweifel anerkennen. Wir müssen vielmehr auf seine Instinkte lauschen und seine reine Natur zu voller Entfaltung führen“.

In dem Kampfe der verbildeten Gesellschaft mit der Ursprünglichkeit des Volkes, des Egoismus mit der reinen Gesinnung, neigte sich Tolstoi schon als junger Mensch auf die Seite des Schwächern: „Der Selbstsucht stellte er die Selbstverleugnung gegenüber, dem Kampf um den Besitz die hülfreiche Menschlichkeit, den Feindseligkeiten der Völker den ewigen Frieden“. Wer erkennt nicht in alle dem den Tolstoi von heute? „Dies ist“, sagt Löwenfeld, „der Zusammenhang zwischen Tolstoi's Dichtung und seinem pädagogischen Wirken“ von einst und jetzt. Denn seine pädagogischen Reformpläne und -Bestrebungen sind viel älteren Datums, als man wohl annimmt.

„Die Erfahrungen in Krieg und Frieden — auch Tolstoi war, wie die meisten seines Standes, Soldat gewesen —, das Leben in Asien (Kaukasus) und in Europa, der Verkehr mit dem Volke und mit der Blüte der Gesellschaft hatten, schreibt unser Biograph (S. 109), dem ruhelosen Frager keine Antwort gegeben, die ihn befriedigte. Wo immer er sich bewegte, klang die Losung „Fortschritt“ an sein Ohr, und die sie im Munde führten, die Priester des Fortschritts, schienen ihm weder gut noch glücklich zu sein. Sind das die Früchte der Bildung, ist dieser Fortschritt das Endergebnis der Civilisation, der weder versittlichen noch beglücken kann — so ist diese ganze Civilisation ein Irrtum!“ Aber vielleicht ist sie es nur in Rußland, welches die Arbeit von Jahrhunderten in einem hat machen wollen! Ob im Westen die Civilisation das Glück und die Gesittung der Menschen vermehrt hat?

Um dies beantworten zu können, ging Tolstoi im Jahre 1857 zum erstenmal ins Ausland. Aber auch hier fand er bloß die Bestätigung seiner Ansicht, daß unsere Kultur den Menschen nur verderbe und ihn unfähig mache, natürlich zu empfinden und vernunftgemäß zu handeln. Die zweite Auslandsreise, die Tolstoi 3 Jahre später unternahm, hauptsächlich um das Schulwesen in Europa zu studieren, war reicher an positiven Resultaten. Er machte die persönliche Bekanntschaft mehrerer hervorragender Geistesgenossen, wie Proudhons, der verbannt in Belgien lebte, Fröbels und Berthold Auerbachs. Löwenfeld vermutet, daß Tolstoi auch Schopenhauer besucht habe, den er später eifrig las, den er den „genialsten aller Menschen" nannte, und dessen Philosophie ihm ohne Zweifel schon damals nicht ganz fremd war.

Von den neueren Dichtern war es Auerbach, der ihn durch die volkstümlichen Stoffe und die lehrhafte Art seiner Erzählungen am meisten fesselte. „Diesem Schriftsteller, äußerte sich Tolstoi einmal, verdanke ich's, daß ich für meine Bauern auf dem Lande eine Schule eröffnet habe und mich für die Volksbildung zu interessieren begann (S. 130)". In Jena lernte er einen jungen Gelehrten, Keller, kennen und betraute ihn mit der Verwirklichung seiner pädagogischen Pläne in Rußland.

Der Dorfschule und der ganzen Lehrthätigkeit Tolstois widmet Löwenfeld zwei der interessantesten Kapitel (VIII und IX) seines Buches, in denen er ausführlich die pädagogischen Ansichten des Grafen entwickelt.

Was Tolstoi von den Schulmännern besonders beherzigt wissen möchte, ist: 1) daß Bildung und Erziehung zwei wesentlich verschiedene Dinge sind; 2) daß es nicht die Aufgabe der Schule ist, sich in das Werk der Erziehung zu mischen; 3) daß das Prinzip einer gesunden und ersprießlichen Pädagogik das umgekehrte der hergebrachten ist, nämlich: die Lehrenden sollen auf die Stimme der Lernenden hören. Die Bildung, meint Tolstoi, ist frei, darum gesetzlich und berechtigt, die Erziehung dagegen gewaltsam, also ungesetzlich und unberechtigt: sie hat die Vernunft gegen sich, kann demnach nie Gegenstand der Pädagogik sein. Der Zweck der Schule ist; die Wissenschaft selbst, nicht aber die Beeinflussung der Persönlichkeit des Lernenden durch die Resultate der Wissenschaft. „Ich glaube nicht, sagt er (S. 239 f.), an die Möglichkeit eines theoretisch ersonnenen harmonischen Wissenschaftskodex; ich glaube aber, daß jede Wissenschaft durch freien Unterricht sich bei jedem Menschen zu einem Kodex des Wissens harmonisch ordnet. Man wird mir entgegnen, daß der Lehrende stets durch seinen Unterricht einen bestimmten Einfluß auf die Individualität des Zöglings wird üben wollen. Dies Bestreben sei so natürlich; es abzuwehren unmöglich. Gerade das beweist mir aber um so mehr die Notwendigkeit der Freiheit bei dem Werke des Unterrichts. Wenn man sagt, die Wissenschaft trage das Moment der Erziehung schon in sich, so ist das wahr und auch nicht wahr, und in dieser Behauptung liegt der Grundirrtum der gewöhnlichen Pädagogik. Die Wissenschaft als solche enthält nichts Heterogenes, ihr Inhalt ist

sie selbst. Das was erzieht, kann nur im Unterricht, im Vortrag der Wissenschaft liegen, im Verhältnis des Lehrers zu ihr und zu seinen Schülern. Willst du durch die Wissenschaft einen Schüler erziehen, habe deine Wissenschaft lieb, beherrsche sie, und die Schüler werden sowohl dich als die Wissenschaft lieb gewinnen, und du wirst sie erziehen. Wenn du sie aber selbst nicht liebst, so magst du noch so viel lehren, Erziehungskraft wird deine Wissenschaft nicht haben".

Die Schule der Zukunft wird also nach Tolstoi sein: eine vielseitige und bewußte Einwirkung eines Menschen auf den anderen, mit dem einzigen Ziele, Wissen zu überliefern, ohne daß der Lernende unmittelbar mit Gewalt oder durch Kniffe gezwungen wird, das anzunehmen, was dem Lehrenden beliebt. Vielleicht wird eine solche Schule unseren gewohnten Vorstellungen gar nicht entsprechen und nicht ein Zimmer mit Tischen, Bänken u. dgl. sein, sondern eine Schaubude, ein Theater, eine Bibliothek, ein Museum, eine Vorlesung — was weiß ich, je nach den Verhältnissen und Bedürfnissen des Landes, des Volkes. Eine Gleichartigkeit und unveränderliche Starrheit in der Einrichtung der Schulen ist weder wünschenswert noch durchführbar.

„Der Mensch kommt vollkommen auf die Welt": darin stimmt Tolstoi mit Rousseau überein.[1]) Die Schule kann also den Menschen nur verderben, wenn sie ihn erzieht, d. h. ummodelt. Das Kind bedarf nur des Materials; dieses muß ihm der Erwachsene, der Lehrer bieten, damit es dann seine angeborenen individuellen Gaben frei und harmonisch entwickle. —

Ueber das jetzige Leben und Wirken Tolstois, über seine Familie und die große Verbreitung seiner religiös-ethischen Lehren in allen Schichten der russischen Gesellschaft spricht Löwenfeld in einer anderen Schrift, die wir ebenfalls mit großem Interesse lasen.[2]) Es sind Erinnerungen an die Tage, die der Verfasser in Moskau und im gastlichen Hause des Grafen auf dessen Landgute, Jásnaja Poljána, zugebracht hatte. —

Eine dritte Arbeit Löwenfelds, die wir hier zu erwähnen haben, ist die Uebersetzung einer in der letzten Zeit viel besprochenen Schrift Tolstois.[3])

Wie kommt es, fragt er, daß die Menschen, obgleich sie ganz im Klaren sind über die Schädlichkeit und Vernunftwidrigkeit des Genusses von betäubenden Mitteln, wie Tabak, Alkohol, Morphium u. dgl., sich dennoch diesem Genusse hingeben? Nur, um ihr Gewissen zu betäuben, lautet die kategorische Antwort. Daß dieser Satz in seiner

[1]) Die Irrtümlichkeit dieser Anschauung ist für jeden, der Kinder kennt, und weiß, mit welchen Schwächen in den Anlagen des Geistes und Charakters sie behaftet sind, so handgreiflich, daß es nicht nötig ist, hier ausführlicher darauf hinzuweisen. — Tolstoi ist eben groß in seinen Irrtümern sowie in seinem guten reinen Wollen.

(Der Herausgeber.)

[2]) Gespräche über und mit Tolstoi. Berlin (bei Wilhelmi) 1891. 122 Seiten.

[3]) Warum die Menschen sich betäuben. 3. Aufl. Berlin (Wilhelmi) 1891. 78 Seiten.

Allgemeinheit an das Lächerliche grenzt, liegt auf der Hand. Trotzdem enthält die Broschüre viel Wahrheit und namentlich viel Geist. Wenn Jemand sich berauscht, in der Absicht, sein Gewissen zum Schweigen zu bringen — denn daß dieses vorkommt, wird man gewiß nicht leugnen —, so kann der Seelenzustand oder die Gemütsverfassung, welche dem Entschluß, sich zu betäuben, vorangeht, allerdings wohl nicht anders sein, als wie Tolstoi (S. 11 ff.) ihn beschreibt.

„Unser Leben", so schließt er (S. 147) seine feine Analyse, „ist nicht, wie es nach den Forderungen des Gewissens sein sollte. Es diesen Forderungen gemäß umzugestalten, dazu fehlt die sittliche Kraft. Die Zerstreuungen, welche unser Bewußtsein von diesem Zwiespalt verdunkeln könnten, sind nicht genügend oder man hat sie bis zur Uebersättigung genossen. Um nun die Möglichkeit zu haben, das Leben fortzusetzen, ohne Rücksicht auf die Stimme des Gewissens, welche es verurteilt, paralysieren die Menschen durch Gift dasjenige Organ, vermöge dessen das Gewissen zu ihnen spricht, und gleichen einem, der sich absichtlich die Augen trübt, um nicht zu sehen, was er nicht sehen will". Die Häßlichkeit und Sinnlosigkeit unseres Lebens ist der sicherste Beweis, daß der größte Teil der Menschen im beständigen Zustande der Trunkenheit — wir würden sagen, und wohl mit größerem Recht und im eigentlichsten Sinne: im hypnotischen, suggerierten Zustande — sich befindet. „Wäre es denn möglich, daß Menschen, die nicht betrunken (suggeriert) sind, ruhig Alles das thun könnten, was in unserer Welt geschieht, vom Eiffelthurm an bis zur allgemeinen Wehrpflicht?" Die Befreiung von dem furchtbaren Uebel der Trunkenheit wird, so glaubt Tolstoi, eine Epoche im Leben der Menschheit bilden, und diese Epoche bricht bereits jetzt an.





Auf der Suche nach dem Himmel.

Nach Leixners Humoresken.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

✻

„Es war ein Knabe mit blonden Haaren und großen blauen Augen", so läßt Otto von Leixner in seiner wunderhübschen Humoreske „Die vier Himmelsfenster"[1]) eine Großmutter im Familienkreise ihrer Schar von Enkeln erzählen. „Es war ein liebevolles, gehorsames Kind, dabei aber stets lustig und guter Dinge. Wenn ich am Morgen hinaustrat, um in dem großen Gastgarten zu frühstücken, da hörte ich schon irgendwo die fröhliche Stimme des kleinen Karl und bald kam er auch sicher herbeigerannt, um mich zu begrüßen und mir alles mögliche vorzuplaudern. Da stellte er sich vor mich hin und stützte seine Arme auf meine Kniee. Er erzählte von seinen Eltern und Spielgefährten, von seinen Lehrern und von seinen Büchern, von Blumen, Schmetterlingen und Vögeln. Während dem sah er mich unverwandt an, mit großen, guten Augen. Ich aber mußte nun immer hineinblicken in diese Augen und seht: das war das erste Himmelsfenster".

— — —

Einem der Kinder, das den Vater fragt: Kannst Du bei mir auch in den Himmel sehen? — antwortet dieser: „Ja, Herzblättchen, ich sehe einen Engel drin und ganz tief unten, da ist etwas Glänzendes, das ist wohl der liebe Herrgott. Nun aber höre zu, die Großmutter wird jetzt vom zweiten Fenster erzählen".

Und die Greisin hob von Neuem an: „Also das erste Fenster heißt: Das Fenster der Kindheit, Das zweite aber —, doch hört nur. Kennt Ihr den guten Alten, der in unserm Garten im Frühjahr die Bäume

---

[1]) Otto von Leixner: Aus vier Dimensionen. Humoresken. Bei Otto Janke in Berlin. 1 Mark. — Wir empfehlen diese kleine Sammlung geist- und gemütvoller Erzählungen unsern Lesern sehr.

schneidet und die Wege reinigt?“ Die Kinder nickten. „Der alte Fromann hat kein Haus und kein Feld, er besitzt nichts als seinen Fleiß. Und er hat gar viel Trauriges erlebt. Zwei Söhne sind bei Vionville gefallen, in dem großen Kriege gegen die Franzosen; seine Tochter und die Frau sind auch schon tot. Er hat sie alle lieb gehabt und hat sehr viel geweint, ehe er sich darein fand, so ganz allein zu leben. Aber trotz allem Unglück hat er nie aufgehört, ein guter Mensch zu sein. Als einmal ganz arme Leute, die neben ihm wohnten, starben und ein kleines Mädchen von sechs Jahren hülflos zurückließen, da nahm er das verlassene Kindchen zu sich und hat es treu gepflegt, als es schwer krank war. Einmal war ich bei ihm in seinem kleinen, bescheidenen Stübchen, um mich zu erkundigen, wie es der kleinen Martha gehe. Da sah ich Fromann am Bette sitzen mit gefalteten Händen, und er schaute auf das blasse, jetzt schlafende Kind. Sein Gesicht war abgemattet, denn er hatte bei dem kranken Kinde die ganzen letzten Nächte gewacht und es durch seine Pflege vom Tode bewahrt. Als ich zu ihm trat, wandte er den Kopf und schlug die Augen zu mir auf. Es sind keine schöne Augen, aber in dem Augenblick, wo sie mich ansahen, voll Freude über die Rettung des Kindes, da las ich aus ihnen unendliche Güte; und da, liebe Kinder, hab' ich auch das zweite Himmelsfenster entdeckt. Es heißt: das Fenster der Herzensgüte“.

„Nun, und das dritte?“ fragte der ältere Knabe, in dessen Augen aufdämmerndes Verständnis schimmerte.

„Und das dritte?“ wiederholte die Greisin sinnend die Worte und ließ den Blick hinüberschweifen zu dem Sohne und der Schwiegertochter. „Es war einmal ein junger Mann; er hatte stets sehr fleißig gearbeitet, besaß die schönsten Zeugnisse und verstand sehr viel in seinem Beruf. Er war jedoch nicht reich und mußte sein tägliches Brot sich schwer erringen und auch für seine Mutter sorgen. Endlich erhielt er eine bessere Stellung. Dieser Mann, welcher Wolfgang hieß“, — ihr Blick begegnete jenem ihres Sohnes, der noch aufmerksamer zu lauschen begann, — „hatte ein junges Mädchen so lieb, daß er es gar zu gerne gebeten hätte, seine Frau zu werden. Aber er wagte nicht es ihr zu sagen, denn er schien sich doch zu arm und wußte, daß ein reicher, angesehener Mann auch um das Mädchen sich bewerbe. Dieses Mädchen, es hieß Emilie“. —

Der Blonde hob den Kopf: „Das ist merkwürdig, der Mann heißt so wie der Vater, und unsere Mutter heißt ja auch Emilie!“

„Ja“, sagte die alte Frau, als wäre sie verwundert, „das ist merkwürdig! Nun, hört nur. Das Mädchen also hatte aber längst den Wolfgang lieb und sagte: ‚Wenn mir Wolfgang auch nicht ein schönes Haus geben kann und keine kostbaren Kleider und goldenen Ketten, ich will doch lieber zu ihm gehen und mit ihm gerne auch Trübes und Trauriges tragen, denn ich hab' ihn lieb von Herzen‘. Und seht, liebe Kinder, durch einen Zufall habe ich gehört, wie sie Alles das dem Wolf-

gang sagte; und nicht nur hören konnte ich die Worte, sondern ich konnte dem Mädchen dabei auch in das Auge sehen — und das war das dritte Himmelsfenster, das Fenster der Liebe. Emilie hat treu an der Seite des Mannes gestanden in schweren Zeiten" — — — „sie hat nur gelebt für ihn und für die Kinder, hat ihn, wenn er müde war von der zu großen Arbeit, durch ihre stets gleiche Heiterkeit und Liebe getröstet".

— — —

„Gott segne Dich, Emilie und die Kinder! Jetzt aber geht, ich bin recht müde. Vielleicht —", sie stockte. „Vielleicht werde ich bald durch ein anderes Himmelsfenster schauen", sagte sie leise. Der Sohn erblaßte. „Gott verhüte es! . . . ."

Weiter wird nun geschildert, wie nach kurzer Zeit die Großmutter, die Kinder und die Enkel segnend, stirbt. Nachdem alles vorbei und der Vater mit dem älteren Knaben an der Hand vom Begräbnisse heimgekehrt ist und vom Schluchzen übermannt auf einem Stuhl zusammensinkt, tritt seine Frau, ihre Thränen zurückdrängend, zu ihm und legt ihm die Hand aufs Haupt. „Weißt Du noch, Wolfgang", begann sie mit sanfter Stimme, „wie die Blicke unserer sterbenden Mutter so leuchteten, wie verklärt? Sieh', da hab' ich durch das vierte Fenster in den Himmel geblickt, in welchem ihre Seele schwebte. Ohne Leid ist sie hinüber, wir haben sie so lange gehabt, und sie lebt ja bei uns weiter. Und hast du nicht auch mich und die Kinder?"

Wolfgang blickte auf und in die Augen über ihm: „Ja, ja", sagte er leise, „die Augen der sterbenden Mutter waren Himmelsfenster. Und ich habe ja Dich!" — „Und die Kinder auch!" fügte sie hinzu. „Da können wir ja immer in den Himmel hineinblicken".

— — —

In zwei anderen Skizzen dieser selben Humoresken-Sammlung erzählt Leixner von Jünglingen, die auszogen, um das Glück zu suchen.

Der eine begegnet zuerst einem verbitterten Greise, der ihm unter anderem eine Weisung giebt, die er von einem weisen Manne einst erhalten, aber nicht an sich erfüllt gefunden habe: „Du mußt durch Kummer und durch Schmerz in das Land ziehen, wo Erkenntnis und Heiterkeit wohnen. Dort werden deine Wünsche erfüllt".

Der Jüngling lernt in der Frohnde des Kummers arbeiten und glaubt nun, in dieser öden Gleichmäßigkeit werde sein Leben bis zum Ende sich abspinnen. Aber das Schicksal trifft ihn mit starken Schlägen, und er lernt den Schmerz kennen als Erlöser aus den Banden kleiner Sorgen. Den Kummer sah er nun besiegt, sollte er dem Schmerze unterliegen? Sollte dieser ihn nicht in das Land der Erkenntnis leiten können? Und er fragte einen Engel, der ihm beistand, nach dem Wege. „Geh'", sagte dieser, „und folge mir nach!"

Er gehorchte. Durch Sturm, Nacht und Einsamkeit ging der Pfad. Und der Mann versenkte sich in seine eigene Seele.

— — —

Und je tiefer er in seine Seele blickte, desto klarer wurde sein Blick, und er erkannte, daß er bis jetzt nichts als sein eigen Ich gesucht habe. Und er sagte es dem ernsten Engel, der ihn stumm begleitete. Da erglänzte ein wunderbares Leuchten in dessen Augen, und er sprach: „Nun kann ich Dich verlassen! Wer sein Ich als Quelle des Leides erkennt und einsieht, daß er dessen Narr gewesen sei, der wird frei vom Schmerz. Geh' weiter, — Du wirst in das Land der Heiterkeit gelangen".

Rüstig strebt der Wanderer weiter. — — — Er mußte lächeln ohne Bitterkeit aus freiem Herzen, über sich selbst und auch über die Andern; wie sie die Kräfte opfern um des Scheines willen; ringen und hasten, sich ärgern und andere beneiden um das, was flüchtig ist wie Rauch; wie sie einander hassen, oft nur um des Wortes willen! - Aber plötzlich verstummte sein Lachen, denn aus tiefstem Herzen sprach es zu ihm: „Aber dieser Dienst des Scheines, ist er nicht die Quelle unendlich vieler kleiner und großer Leiden? Die da, Narren des Ichs, hasten und ringen, sind sie nur belächelnswert - und nicht auch unglücklich? Sind denn glücklich, die da neiden, zürnen und hassen?"

Und während noch sein Antlitz lächelte über die Thoren, zu denen er selbst sich zählte, fiel eine Thräne aus seinen Augen.

Da auf einmal fühlt er sich von unsichtbaren Mächten emporgehoben, hoch und höher; und ehe er noch klar empfindet, was ihm geschehen ist, wird er auf den Gipfel eines hohen Berges niedergelassen. —

Hier endlich findet er den „König Humor", dessen Weib die Liebe ist und deren Kind das Mitleid.

— — —

Als der andere Jüngling, von dem Leixner uns erzählt, der ausging, um das Glück zu suchen, eben über die Schwelle des Hauses trat, zur Reise fertig, da sah er vor sich auf niedriger Schwelle eine Frauengestalt sitzen. Sie war in ein schlichtes Gewand gehüllt, auf ihrem edlen Antlitz lagen milder Frieden und ruhige Freudigkeit, und ernst und heiter zugleich schauten ihm die Augen entgegen.

„Wohin willst Du?" fragte sie.

„Die Glücksgöttin will ich suchen. Halte mich nicht auf!" antwortete er.

„Ich bin das Glück", so sprach sie zu ihm, „und ich bringe Dir, was glücklich macht: Den Spiegel der Erkenntnis".

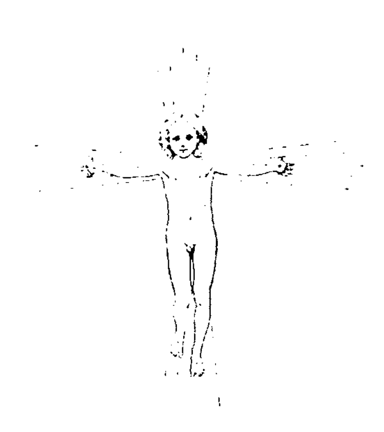
Er aber lachte auf und eilte davon.

— — —

Vergebens glaubt er nun das Glück zu finden in der Liebe, im Ruhm und im Wissen. Jedesmal sieht er sich getäuscht und jedesmal weist er die ihm inzwischen immer wieder sich anbietende Erkenntnis zurück. Darüber wird er alt, und müde wandert er nun seinen Pfad, den Blick zu Boden gesenkt. Da als er ihn hebt, gewahrt er die Stätte, von welcher er ausgezogen war im Jugendkranz, im Lenz seines Lebens; und an der Schwelle saß das Weib, das er so rauh von sich gewiesen hatte. Sanft wie immer strahlten ihre Augen, und innere Freudigkeit erhellte

das Antlitz. Er aber blieb vor ihr stehen und senkte stumm fragend seinen Blick in den ihrigen. Sie schwieg und reichte ihm lächelnd den Spiegel, den er nun ergriff. Und Wunder: er schaute sich, wie er gewesen, und das Bild wandelte sich. Und der Beschauer erkannte auf einmal, wie thöricht und von Selbstsucht verblendet er in der Jagd nach dem Glücke gewesen war. Und er schaute immer tiefer bis auf den Grund seiner Seele. Und ihm war's, als redete diese, während der echten Glücksgöttin ruhige Stimme zu ihm sprach:

„Wer mich im Weltgetriebe sucht und dabei seine Heimat, nämlich sich selbst, flieht, wird mich nie finden. Ich wohne in Dir, in Deinem Tiefsten, Menschenkind! Du hast bis jetzt nur für Dein eigen Ich Befriedigung verlangt; und sieh, dieses Ich gebar immer neue Wünsche nach Aeußerem und fand nirgendwo Frieden. Bettelnd bin ich Dir nachgezogen, denn ich, das wahre Glück, bin ja ein Teil von Deinem Tiefsten selbst, bin ein Teil der Gotteskraft, welcher auch Du entstammst. Darum giebt es kein Glück, es wäre denn im Göttlichen. Das Mittel es zu finden aber ist, daß man im eignen tiefsten Wesen sich erkenne. Und sieh, dieses Wesen ist der Frieden, ist die Ruhe und die Kraft. Bist Du in diese Deine Heimat eingegangen, so bist Du schon hier auf Erden bei dem Vater und dann fließt aus ihm in Dich jene Liebe, die alles umfaßt; dann hast Du ein Wissen gewonnen, das nicht nur im Haupte wohnt, sondern Dein Herz erwärmt. Dann aber stört Dich nicht mehr der Schein, Dich schreckt nicht mehr der Wechsel der Dinge, nicht der Tod, denn Du hast ihn in Dir schon überwunden. — Spät bist Du heimgekehrt, aber nicht zu spät; — nun gehe wieder in das Menschentreiben, Gott im Herzen, und sei den Brüdern Bruder!"





Traum oder Leben?

Von

A. Althoven.

Ich bin fast geneigt, es für wahr anzusehen!

Aber liebe Freundin!

Ich würde es glauben!

Ich bitte Sie! Mattäi hat eine schwache Stunde gehabt, als er dies — lassen wir ihm den Namen Erlebnis — zum Besten gab! Haben Sie denn keinen Sinn für den Humor davon!

Meine verehrte Freundin schwieg mit so ernstem Gesicht, daß ich einlenkte.

Erzählen Sie mir doch, wie Sie zu dieser Auffassung kommen?

Erzählen? Ist denn Ihnen noch nie etwas Unerklärliches begegnet?

Mir? Mein Gott, ja, es giebt manche unerklärte Dinge, die nicht abzuleugnen sind. Ueben Sie ihre Kunst einmal an diesen, und erzählen Sie, was ich, ohne es zu wollen, Besonderes bei Ihnen angeregt habe.

Verlangen Sie das nicht, Paul! Sie würden — —

Gut; sprechen wir von etwas Anderem. Auch habe ich Sie nicht hier am Ende der Welt aufgesucht, um mir von Ihnen Gespenstergeschichten erzählen zu lassen.

Vielleicht sagte ich, ohne es zu wissen, diese Worte in schärferem Tone. Ich habe ja durchaus kein Anrecht auf irgend Jemandes Vollvertrauen; aber wenn man eine verschlossene Thür findet, und davorstehend von einer nahen Freundin zurückgeschickt wird — — —

Sie wären der Erste, zu dem ich über ein Erlebnis spreche, das mich einst tief bewegt hat. Aber wenn irgend jemand, so haben Sie, der mir das Leben rettete und die langen Jahre hindurch mir als aufopfernder Freund zur Seite stand, das meiste Recht zu hören, was Sie gern wissen wollen — — —

Sie stand auf, schraubte an der Flamme der Lampe, schürte die Glut im Ofen und setzte sich wieder, mit unentschlossenem Gesicht in's Feuer blickend, wie Jemand, der nicht weiß, ob er sich dem Freunde anvertrauen soll und welche Worte er dazu wählen will.

Liebe Margarete, verzeihen Sie meine unvorsichtige Neugier. Ich möchte um alles nicht, daß meine Frage trübe Erinnerungen in Ihnen wachriefe; lassen wir das Thema.

Es ist so lange her, daß ich wohl ruhig darüber reden mag. Wenn ich zögerte, Ihnen die Geschichte meiner toten Liebe zu erzählen, so hielt mich ein anderes Gefühl davon ab, das Sie verstehen werden. Doch glaube ich alt genug zu sein, um es beiseite setzen zu dürfen, sagte sie leise lächelnd.

Also hören Sie, wie ich den Joachim Wendland zuletzt gesehn habe.

Ja, ihn meine ich; Ihren einstigen Kameraden, sagte sie, als mir ein Ausruf der Ueberraschung bei diesem fast vergessenen Namen entfuhr.

Sie als Psychologe werden zwar auch sagen, daß man eine Sache nie so erzähle, wie sie in Wirklichkeit sich zugetragen, sondern stets nur mit der Färbung, die die augenblickliche Stimmung ihr erteilt. Aber glauben Sie, es giebt Situationen, die sich so unverlöschlich in's Gedächtnis graben, daß keine Macht der darüber hinrollenden Jahre imstande ist, ihr Bild zu verändern.

So geht es mir mit dem ersten Abend, den ich nach vierjähriger Abwesenheit wieder in meiner Heimat verbrachte. Sie wissen ja, daß ich so heiß, wie nur irgend lebhafte Jugend etwas ersehnen kann, ein Tropenland zu sehen wünschte, und daß ich es in der That durchsetzte, mit einer englischen Familie nach Indien gehen zu dürfen. Aber ehe ich reiste, gab ich unserem Jugendbekannten eine kühle Abweisung, als er kam und sich mit mir verloben wollte.

Sie sind verwundert? ich dachte, Sie wüßten es!

Nein!

Nun soll ich dem Vorwurf begegnen, der in Ihren Augen liegt; das ist schwer, denn Sie haben mich nur als reifen Menschen gekannt. Damals aber, glauben Sie mir, wußte ich kaum, daß ich Joachim kränkte, geschweige denn, wie tief. Das Mädchen in mir war noch nicht erwacht, und der Kopf auf meinen Schultern hatte die Gedanken eines klugen, unschuldigen Knaben. Sie werden es sonderbar finden, und mit Recht, denn ich war fast zwanzig Jahre; aber es ist doch so. Vielleicht lag es an der Erziehung und anderen äußeren Umständen, daß ich, sonst so sehr lebhaften Geistes, nach der spezifisch weiblichen Gefühlsseite hin gar nicht entwickelt war. Und eben deshalb kann ich es nicht recht verstehen, daß Ihr herzensguter Freund sich aufrichtig in mich verlieben konnte.

Ich wollte etwas erwidern. Um Gottes willen, jetzt kein Kompliment, rief sie, und errötete bis unter das graue Haar.

Nun, sehn Sie, fuhr sie fort, ein unnatürliches Wesen war's doch, das ich an mir hatte. Und wie jeder gesunde Mensch dergleichen der Natur Fremdes abstreift, so kam auch mein Tag von Damaskus.

Wenn ich mich aufs Gewissen frage, warum ich damals zurückkehrte, so war's nicht die Rücksicht auf das schlechte Klima, nicht die Sehnsucht nach der deutschen Erde, nicht so sehr der Wunsch, Eltern und Geschwister

wiederzusehen, als die endlich erwachte Liebe zu Joachim. Ob er auch meiner noch wie damals gedachte? Ich fragte nicht danach. Ich wußte, daß er unverlobt geblieben und allen Gelegenheiten dazu aus dem Wege gegangen sei. Das genügte mir.

Es war im November 56, als meine lange Reise sich dem Ende näherte. Ein Zufall hatte mir ermöglicht, eher von Simla abzureisen, als ich es zu thun gedachte, und so glaubte ich durch meine Ankunft die Meinigen überraschen zu können, worauf ich mich närrisch freute. Bremen hatte ich glücklich erreicht; in Berlin stieg ich in den Warschauer Zug, der mich nach unserer Ostmark bringen sollte.

In Frankfurt gab es dann einen längeren Aufenthalt. Da standen auf dem Perron, gerade vor dem Wagen, in dem ich mich befand, zwei Herren, ein Offizier und ein Militärarzt. Sie mein Freund waren der Letztere. An ihrer klangvollen, undeutschen Stimme, die mich damals gleich zum Aufmerken zwang, habe ich Sie später sofort wieder erkannt!

In der That? Ja, es ist seltsam, wie oft das Geschick uns Menschen ungekannt an einander vorüberführt, ohne daß eine Ahnung unserer späteren Beziehungen sich im Herzen regt.

Damit Sie sehen, fuhr sie fort, daß an jenem Tage nichts meinem Gedächtnis entgangen ist, werde ich Ihnen heute die Gedanken wiederholen, die Sie und Ihr Begleiter ausgesprochen haben. Leicht sei ihm die Erde, sagten Sie.

Auch einer, der nicht zum Militär taugte, antwortete der Andre.

Kein Melancholiker taugt dazu. Aber er taugte auch zu keinem anderen Leben. Soll man den Toten bedauern? Nein, sage ich.

Sie, sein Freund! Ihnen ist das Geschehene gleichgültig? rief der Offizier choquiert.

Jetzt begann das Gespräch meine Neugier zu erregen, und gespannt horchte ich auf Ihre Antwort.

Sie verstehn mich falsch, klang es. Es giebt tiefe und große Naturen, die oft schwach organisiert sind, so daß ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Härte und Gemeinheit des Lebens nicht ausreicht. Sie gehen unter, mit derselben Folgerichtigkeit, wie ein flügellahmer Vogel. Wir verlieren einen zuverlässigen Freund an diesem eigentümlichen Menschen. Seltsam hat mich das Wort berührt, das er vor Jahren einmal hinwarf, nachdem er über sein freudenloses Leben gesprochen hatte. Mein größtes Glück, sagte er, ist das Mitleid. Es war halb scherzhaft gesprochen, und doch charakteristisch für sein ganzes Wesen.

Meinen Sie? ich habe den Eindruck eines verdüsterten, tief verbitterten Menschen gewonnen! Dazu haben ihn erst die unglücklichen Verhältnisse gemacht. Wieviel mag dies feine, krankhaft empfindliche Ehrgefühl gelitten haben unter dem Druck der Armut, und dann durch diesen Vater, den Trinker und Spieler; nachdem er das Vermögen verthan, macht er in der Trunkenheit den Sohn unmöglich.

Es ist sehr hart, nahm Ihr Begleiter das Wort, so ohne jedes per-

sönliche Verschulden den Abschied nehmen zu müssen. Hätte er werden dürfen, wozu er wirklich die Befähigung hatte, ein Gelehrter, so würde er vielleicht heute noch leben und glücklich sein.

Dazu fehlten unserem armen Kameraden jetzt Vorbildung und Mittel, hätte er wirklich die Energie dazu besessen.

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß dies schwermutsvolle Gemüt den Tod gesucht hat.

Wer weiß es? Hat nicht Jeder von uns Augenblicke, in denen er sterben würde, wenn das mit dem bloßen Wunsche gethan wäre?

Mir scheint, was wir Außenstehende gesehen haben, waren Umstände, unerquicklich genug, um Jemandem von seiner Art die Freudigkeit zum Leben zu nehmen. Ob er den Tod gesucht hat, oder ein unglücklicher Zufall ihn gebracht hat, läßt die Sympathie unverändert, die ich stets für ihn hegte, obwohl sie kaum erwidert wurde.

Das waren Ihre letzten Worte, Paul.

Das Gehörte beschäftigte mich mehr, als sonst der gelangweilte Kopf eines Eisenbahnreisenden von dem, was um ihn her vorgeht, in Anspruch genommen wird. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und ich begann an andere Dinge zu denken.

Am Spätnachmittage traf ich mit Dunkelwerden auf einem Mietsfuhrwerk zu Hause ein. Ich fand alles, wie es gewesen, und doch ganz anders, als ich erwartet hatte. Niemand war zu Hause; alle hatten auf mehrere Tage einen Besuch in der Stadt gemacht, um eine Hochzeit zu feiern.

Die Dienstboten stürzten mir entgegen, küßten mir die Hände und brachen in einen Schwall vom Bewillkommnungsworten aus, führten mich hinein, und ich suchte so gut wie möglich es mir in den altgewohnten Räumen bequem zu machen. Nichts fand ich drin verändert; dieselben Bilder auf der dunklen Holzbekleidung der Wände, die bekannten Bücher auf den hohen Regalen, die Fenster mit windzerzaustem rotem Weinlaub umrankt, und weiterhin im Garten dieselben alten Bäume. Vor dem großen Kaminofen, an dessen Flamme wir so oft mit meiner Mutter gesessen, standen die gleichen Stühle, und mit dem Anblick des vertrauten Hausrats kam die lebendige Erinnerung an frühere Zeiten, und die Sehnsucht wuchs mächtig in mir, diejenigen wiederzusehen, welche ihnen Bedeutung gegeben hatten.

Nachdem ich mich von der Fahrt auf den schlechten Landwegen erholt hatte, kam die Magd, brachte das Abendessen und zündete Licht an. Meine Blicke fielen auf ein paar Photographien, die auf einem Tische standen: meine Eltern, meine Brüder, mein Bild aus Indien, Freunde meiner Brüder und darunter ein vor einigen Jahren gefertigtes Bild von Joachim. Welch ein sympathischer Kopf! Ohne den Menschen zu kennen, hätte ich nach diesem Bilde ihn lieb gewonnen. Hatte er sich verändert, oder blickte ich ihn mit anderen Augen an, — ich weiß es nicht. Was ich sah, war ein feines, geistvolles Gesicht, mit unendlich liebenswürdigem

Ausdruck. Nachdenkliche Augen voller Resignation und Zärtlichkeit und um den Mund ein weiches, wehmütiges Lächeln. „Mein letztes Glück ist das Mitleid!" Das könnte auch von diesen Lippen gesprochen werden.

Wissen Sie, daß dieses Bild mich verfolgt hat, mich gerührt, und ein selten gekanntes Gefühl schrankenloser Hingebung in mir erweckte an diesem Abend? Wenn je nach einem Menschen, so habe ich mich damals nach Joachim gesehnt. Mir war's, als müsse ich ihn suchen.

Das ging freilich nicht an. Aber jedes Jahr hatte er, wenn meine Brüder hier waren, in der zweiten Hälfte November einen Urlaub bei uns verbracht. Er wohnte dann mit meinem Bruder Franz in dem zu unserem anderen Gute gehörigen Hause, da bei uns der Raum zu beschränkt war. —

Ich machte mich auf und ging in's Freie, von ferne einen Blick auf den Ort zu werfen, wo er vielleicht weilte.

Der Herbstwind fuhr mir um den Kopf und zerrte an meinem Plaid, ächzte in den entlaubten Bäumen der Allee, wirbelte die Blätter zu meinen Füßen, daß sie dahin huschten, wie scheues, fliehendes Nachtgetier, und jagte zerrissene Wolken über die helle Scheibe des Mondes. Vom nächsten Hügel aus, der mit bläulich betauter junger Saat bestanden war, konnte ich die Gegend übersehen. Eine Wiesenfläche dehnte sich aus, von der eisiger, feuchter Duft und leichter Nebel aufstieg, und durch den weißlichen Schleier leuchtete fern das Haus von Lengowo mit seinen hellen Mauern hinter den jetzt kahlen Bäumen hervor. Aber kein Fenster war hell, kein Rauch stieg aus dem Schornstein auf; es schien alles öde und verlassen. Mit einem Gefühle der Enttäuschung und des leisen Unbehagens trat ich vor Kälte zitternd den Heimweg an.

Wo mag Joachim jetzt weilen?

Wo sonst, als fröhlich unter Fröhlichen; mit den Anderen auf der Hochzeit, als Besuch der Eltern, fiel mir ein.

Drin setzte ich mich vor das muntere Kaminfeuer, wärmte meine erstarrten Hände, gedachte der Meinen, die morgen zurückkommen sollten, dachte an manches Schöne, das ich unterwegs gesehen, und versetzte mich in vergangene Zeiten zurück. Dann malte ich mir die Zukunft aus. Ein Tischchen, darauf Zeitungen und Briefe lagen, hatte ich neben mich gerückt und darauf der Eltern und Joachims Bild gestellt. Ich sah es an, und wie die zuckenden Lichter des Feuers darüber hinliefen, schienen die Lippen zu lächeln und die Züge von wechselndem Leben bewegt.

Ich weiß nicht, wie lange ich so sinnend und träumend gesessen habe.

Plötzlich erklang draußen ein Geräusch wie das schnelle Laufen eines Pferdes, das von ferne kommend vor dem Hause anhielt. Ich weiß nicht, was mir den ungerechtfertigten Glauben eingab, Joachim müsse es sein. Ich blieb sitzen, denn mir lag es wie Blei in den Gliedern, und ich horchte nur, ob die Hausthüre sich öffnen würde. Alles blieb ruhig. Auch die Zimmerthür gab kein Geräusch von sich. Aber als ich aufblickte, stand Joachim auf der Schwelle. War er es? Ja, aber nicht, wie ich ihn zu

finden erwartet hatte. Ein bleiches Gesicht, leidenschaftlos, ernst bis zur Starrheit, und so ruhig sah es aus.

Da war er an meiner Seite.

So hast Du mich dennoch lieb, Margarete! sagte er. Aber der Ton klang mir so fremd, und ich antwortete nicht.

Ist es nicht so? fragte er traurig.

Ein seltsames Unbehagen faßte mich, doch ich sagte „ja".

Du bist so gut, daß Du viel verstehen könntest. Wirst Du auch sagen, ein jedes Leben muß getragen werden? Sind wir gezwungen alle Mühsal auf uns zu nehmen? Bin ich nicht wider Willen in diese Welt gezogen worden? Welches Gesetz verpflichtet mich, ohne Liebe, Freude und Hoffnung in diesem Dasein zu bleiben?

Weißt Du, was im Herzen erwacht, wenn man so das Leben verachtet? Eine spöttische, aber brennende Neugierde.

Laß doch sehn, wie es mit der Ewigkeit steht?

Laß doch sehn, ob wir eine Seele haben?

Wem führen wir doch das Fechtspiel des Lebens auf?

Was wird die Lösung sein??

Einen Schritt, einen einzigen Schritt kostet sie!

Ein jämmerlicher Feigling der, der mit keinem Bande an die Welt gefesselt, nicht wagt diesen Schritt zu thun, der engen Bande seiner Menschlichkeit zu spotten?

Sprich Margarete! habe ich Recht?

Mir ward das Herz schwer. Was bedeutete dies alles! War das seine Liebe? Thränen traten mir in die Augen, vor fassungslosem Kummer.

Weine nicht, meine Königin, ob Deine Thränen mir gleich Sündenvergebung bedeuten!

Du wirst mich nicht verachten, sagte er, und ein weiches, trübes Lächeln spielte um seine Lippen. Ein Weilchen verging in beklommenem Schweigen.

Was bringt Dich auf so trübe Gedanken, jetzt, da wir zuerst uns wiedersehen? fragte ich ängstlich.

So denken die thörichten Menschen, die nicht wissen, wo ihnen noch Liebe aufgehoben ist, sagte er und strich leise liebkosend mit kühlen Händen über die meinen.

Wende Dich zu mir, dann schweigen alle Wünsche, denn bei Dir ist die Ruhe und nicht bei den Toten.

Laß mir Deine Hand; nur eine Minute laß mich glücklich sein; ehe ich scheide.

Joachim bleibe, wohin willst Du!

In unser aller stille Heimat! dahin ich geflüchtet bin, und daraus ich komme, Dir mein Geschick zu beichten, um deiner Liebe willen.

Da that die Uhr nebenan einen hellen Schlag.

Joachim war fort.



Ich sah mich um; er stand in der Ausgangsthür; leichenblaß, mit geschlossenen Augen und einem kleinen, dunklen Loch in der Schläfe, die Hände in Brusthöhe erhoben.

Joachim, schrie ich entsetzt!

Da verschwanden die Hände.

Joachim!

Ich sah, wie das Gesicht langsam, stückweis sich in Luft auflöste.

Ich glaubte wahnsinnig zu werden.

Es ging ein Zittern über die Gestalt, die in Nichts zerfloß. Von niederdrückendem Gefühl ergriffen, barg ich einen Augenblick das Gesicht in den Händen.

Als ich aufblickte, war mir's, als ob im Leeren zwei dunkle, traurige, bittende Augen ständen — — seine Augen.

Ein eisiger Wind fuhr über mich hin, und mit verzweifelter Anstrengung erhob ich mich. Ich stürzte nach der Thür, das Tischchen neben mir im Laufe umreißend. Sie stand weit offen, ebenso die Hausthür. Niemand war zu sehen. Da fühlte ich einen starken Schlag auf meiner Schulter. Es war unsere Hauskatze, die fauchend, mit gesträubtem Rücken und zurückgelegten Ohren in höchster Angst von ihrem Lager mit einem Satz sich zu mir rettete.

Ratlos und verstört schloß ich die Thüren und wendete mich zurück ins Zimmer. Das Tischchen und alles, was darauf gewesen war, lag zu meinen Füßen.

Mechanisch hob ich es auf und legte die herabgefallenen Gegenstände wieder zurecht.

Aus einem schwarzumrandeten Couvert fiel eine gedruckte Anzeige.

Ein unbestimmtes Vorgefühl ließ mich damit unter die verlöschende Hängelampe treten. Seine Todesanzeige, verschickt von den Offizieren des sechsten Regiments.

Welche Zahl stand doch auf der Schulter des fremden Offiziers in Frankfurt?

War es nicht eine Sechs?

Entsinnen Sie sich Paul, wen Sie damals zum Grabe geleitet hatten?





Morgen.

Von

Carl Danselow.

✻

Die schwarze Nacht zog langsam fort,
zum Himmel quoll sie sacht hinauf,
und schweigend stieg von jedem Ort
des Morgens grauer Dämmer auf.

Noch lag auf Wiese, Wald und Feld
des Nebels Schleier ringsumher.
Es war, als ob die ganze Welt
dicht vor mir schon zu Ende wär'.

Allmählich brach des Tages Licht
durch Dämmer- und durch Nebelgrau.
Doch sah ich noch die Ferne nicht
und nicht des Himmels Saphirblau.

Dann stieg der Sonne Licht empor,
drang siegend in den Nebel ein;
des letzten Dämmers Schattenflor
zerteilte heller Sonnenschein.

Verflogen war des Nebels Grau,
die Welt war groß, die Welt war weit,
und aus des Aethers lichtem Blau
begrüßte mich die Ewigkeit.

* * *

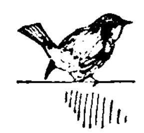
So war aus schwarzen Dunkels Nichts
in meines Kinderglaubens Nacht
allmählich auch der Keim des Lichts
der Selbsterkenntnis aufgewacht.

Aus meines eignen Denkens Schoß
wuchs eine neue Geisteswelt.
Noch war sie wirr und formenlos,
von mächt'gem Werdedrang geschwellt.

Noch deckte sie ein dichter Flor,
bevor das Licht die Nacht bezwang.
Dann wuchs das Licht in mir empor,
bis es mein ganzes Ich durchdrang.

Und meines Geistes neue Welt,
sie dehnte sich vor meinem Blick.
Ihr Horizont wich, lichterhellt,
in die Unendlichkeit zurück.

In meiner Seele wurde's klar,
Mein Herz ward groß, mein Herz ward weit,
und meines Geistes Schwingenpaar
erhob sich in die Ewigkeit.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Eine Seherin.

Ueber eine ostpreußische Seherin, Auguste Dargel in Rössel, berichteten vor kurzem die Zeitungen Folgendes: Die Geschichte der Visionärin reicht bis ins Jahr 1887 hinab. In diesem Jahre wirkte als Hülfspriester bei der katholischen Pfarrkirche zu Groß-Köllen, Dekanats Rössel, Kaplan Reddig. In der Kaplanei hielt sich damals auch Auguste Dargel auf, welche vorgab, „Erscheinungen" zu haben. Am Donnerstag nachmittags, so hieß es damals, falle das Mädchen in Ekstase und verharre darin mit kurzen Unterbrechungen bis zum nächsten Freitag nachmittags etwa um 3 Uhr. Was sie während dieses Zustandes sah und hörte, waren die Prophezeiungen, welche geglaubt wurden. So prophezeite die Jungfrau einst, der Pfarrer des Ortes, namens Herrmann, werde im Juni 1891 an einem Schlaganfalle sterben und zwei Jahre ins Fegefeuer kommen. Thatsächlich ist Pfarrer Herrmann zu Gr.-Köllen den 30 Juni 1891, nachts 12 Uhr, im 71. Lebensjahre nach längerem, schweren Leiden gestorben. Die Anhänger des Mädchens erblickten hierin die Erfüllung der prophezeiten Thatsache. Die Thätigkeit der „Seherin" hat bereits einen Kirchenskandal hervorgerufen. An einem Sonntage im Sommer jenes Jahres brachte Kaplan Reddig bald nach Beginn der Predigt die Erscheinungsgeschichte zum Ausdruck. Der auch in der Kirche anwesende Pfarrer Herrmann erhob sich aus dem Lehnstuhle und sprach laut zum Chor hinauf: „Herr Lehrer, spielen Sie die Orgel! Solche Belehrungen brauchen wir von der Kanzel nicht!" Kaplan Reddig ging darauf in die Sakristei, kehrte bald wieder daraus zurück, erhob vor dem Altar den Arm und rief in die Kirche hinunter: „Glaubt Alles, was ich Euch über die Erscheinung gesagt habe", dann verließ er die Kirche. Hier entstand eine ungeheure Aufregung, der größte Teil der versammelten Gläubigen verließ das Gotteshaus, und soweit man damals die Stimmung beurteilen konnte, stand das Volk meist auf Seiten des Kaplans. Schon in den nächsten Tagen reisten einzelne und Deputationen in dieser Sache zum Bischof von Ermland nach Frauenburg, um den Sachverhalt zur Sprache zu bringen. Kaplan Reddig wurde vor den geistlichen Disziplinarhof nach Frauenburg geladen und kehrte nicht mehr auf seine Stelle nach Gr.-Köllen zurück, sondern wurde als Pönitentiar auf einige Zeit nach dem Kloster Springborn geschickt und dann nach Groß-Lebendorf versetzt; gegenwärtig weilt er in Allenstein. Der Pfarrer Herrmann hatte in seiner Gemeinde einen schweren Stand. Auguste Dargel wurde von ihren Anhängern auf einen bekränzten Wagen gesetzt und aus dem Dorfe geleitet, den Pfarrer überschüttete man mit Fluch- und Schmähworten und erst lange danach trat Ruhe in der aufgeregten Kirchengemeinde ein. Auguste

Dargel, welche in Rössel in einem ihr von reichen Leuten gekauften Hause wohnt, ist eine mittelgroße schlanke Gestalt und steht in den zwanziger Lebensjahren. Ihre ganze Erscheinung macht einen müden Eindruck, doch ist sie keineswegs unsympathisch. Jeden Donnerstag nachmittag um 3 Uhr schaut das Mädchen mit glanzlosem Blick eine Weile ins Leere und begiebt sich alsdann in leichtem Gewande zu Bett. Inzwischen sind mehrere Personen, meist ältere Frauen, ins Zimmer getreten; denn alle wollen die Jungfrau in „Ekstase“ sehen. Der ekstatische Zustand, in dem sie ihre Visionen hat und den Anwesenden davon berichtet, dauert bis zum Freitag Nachmittag, wo sie das Bett verläßt. Der Vorgang wiederholt sich ziemlich in derselben Weise an jedem Donnerstag Nachmittag seit dem Jahre 1887 bis heute. Mit besonderer Vorliebe scheint die „Seherin“ den vorherigen Tod der Menschen anzukünden, ohne indes immer damit Glück zu haben. Die katholische Geistlichkeit nimmt in dem Rösseler „Visionsfalle“ gegen das Mädchen und ihren Anhang Stellung. Der Seherin ist das Betreten der Kirche und der Empfang der Sakramente untersagt, sodaß sie als eine kirchlich Exkommunicierte zu betrachten ist. Auch der größte Teil der Katholiken kümmert sich wenig um die Seherin“.

Diese Opposition der Geistlichkeit darf kein Befremden mehr erregen. Sie hat dieselbe seit einiger Zeit, seitdem sie bemerkte, daß die spiritualistische Bewegung in allen Ländern immer mehr um sich griff, und manchmal ekstatisch angelegte Persönlichkeiten, die anfangs in den niedersten Graden der ekstatischen Entwicklung noch in ihren Schlafreden den orthodoxen Anschauungen entsprachen, später bei Steigerung der inneren Lebens Offenbarungen und Lehren verkündeten, die, einer rein geistigen, toleranten Religion sich nähernd, für sie eine Gefahr bedeuteten, sich zum Grundsatze gemacht. Scheinbar will sie den Ungläubigen zeigen, welch' große Vorsicht sie allen neuen „Wundern“ gegenüber wahrt, in Wahrheit aber ist es nur die Furcht, durch die neuen mystisch Begabten geschädigt zu werden, welche sie zu dieser ablehnenden Stellung veranlaßt. Daß dieselbe ihr für die Dauer nicht helfen kann, wird die Zukunft zeigen. Im vorliegenden Falle scheint man wohl auch eine spätere Abweichung von der Orthodoxie befürchtet zu haben. **Thomassin.**



Ein merkwürdiger Bericht über eine Erscheinung.

Ein interessanter Fall einer Erscheinung, der in Habana stattfand, wird von der dort erscheinenden „Revista Espiritista de la Habana“ erzählt:

Eine Dame hatte häufig eine kranke Mulattin im Hospital St. Paul besucht. Zu ihrem Erstaunen nun sah sie dieselbe drei Tage nach ihrem Tode in ihrem Hause vor sich stehen. Die plötzliche Erscheinung verschwand plötzlich und zeigte sich in einem Augenblicke einer anderen Dame in einem anderen Zimmer desselben Hauses. Dieselbe will mit ihr gesprochen und sie gefragt haben: „Seid Ihr es wirklich? Und geht es Euch jetzt gut?“ „Ja, ich bin besser“, soll die Antwort gewesen sein. „Ich habe das Hospital verlassen und bin gekommen, um zu sehen, ob ich meine Kur anderswo vollenden kann“. Sodann soll die Mulattin die Dame noch informiert haben, daß etwas Eigentümliches im Salon sich ereignet habe und plötzlich verschwunden sein. In großer Aufregung eilte letztere nun in denselben und erfuhr, daß ihre Verwandte gleichfalls die Erscheinung gehabt habe. Man erkundigte sich nochmals im Hospital und es wurde bestätigt, daß die Mulattin in der That drei Tage vorher starb.

Wenn das Gespräch wirklich stattfand, so ist es eine neue Bestätigung der Wahrheit der Aksakow'schen Behauptung, daß bei Erscheinungen die Psyche des Verstorbenen speziell mit den Ideen, welche sie zur Zeit ihres Todes beherrscht haben, beschäftigt ist, sowie daß eine Entwicklung derselben nicht so schnell eintritt, als Manche glauben. **Th.**



Ahnungen?

Ueber ein höchst sonderbares Vorkommnis wird von einer, wie sie selbst erklärt, auf „antispiritistischem Boden" stehenden Berliner Lokalkorrespondenz nachträglich berichtet. Wir geben hier dem Wortlaute nach wieder: „In dem Hause Höchstestraße 23 wohnt das Ehepaar Gärtner, welches zwei Söhne besitzt, von denen der eine verheiratet ist und am Landsberger Platz wohnt. Dieser Herr war seit etwa acht Tagen verreist und befand sich am Sonnabend voriger Woche in Halle. Gegen Abend jenes Tages wurde der Kaufmann von einem unbestimmten Angstgefühl, während dessen er immer und immer wieder an seine Mutter denken mußte, gepeinigt. Er fragte infolgedessen telegraphisch bei den Eltern in Berlin an, ob die Mutter gesund sei. Eine sofort an ihn abgesandte Rückantwort, daß Alles wohl wäre, erhielt er nicht mehr, und so fuhr der besorgte Mann mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurück, um die Seinigen zu sehen! Zu Hause war Alles gesund, und G. eilte nach der elterlichen Wohnung, wo er Vater und Mutter plaudernd antraf. Nach etwa halbstündigem Aufenhalt, während dessen sein bei den Eltern wohnender jüngerer Bruder ihm mitteilte, daß er das gleiche Angstgefühl am Nachmittag gehabt habe, begab sich G. wieder nach seiner Wohnung zurück. Dort war er kaum 10 Minuten zu Hause, als ihm durch einen Boten gemeldet wurde, daß seine Mutter, die er noch gesund verlassen hatte, soeben gestorben sei. Ein Herzschlag hatte dem Leben der betagten Frau ein Ende gemacht". **F. E.**



Ein politischer Traum.

In einem alten Buche aus dem Jahre 1820, das uns von wohlgesinnter Seite zugeschickt wurde, fanden wir 23 Thatsachenberichte von Ahnungen und Träumen, die zum Teil sehr interessant sind und auch willkommene Beiträge zur Erfahrungsseelenkunde bieten. Wir lassen hier die wörtliche Wiedergabe eines Traumes folgen, der sich auf den damals noch zukünftigen Sturz Napoleons I bezieht und später in der That in Erfüllung gegangen ist. Es heißt dort:

„Niemand sah auf die großen Ereignisse und Siege Napoleons in Rußland mit mehr Ruhe und Heiterkeit, als ich. Nicht etwa, als ob die ehemaligen Schicksale Karls XII, oder aber das große russische Reich und dessen Klima, mir einige Hoffnung des Nichtgelingens seiner Riesenpläne gegeben hätten. Denn nicht immer wiederholt sich die Geschichte, und Frankreichs errungene Macht und die physische und moralische Kraft seiner ungeheueren Armee schienen ihm überall den Sieg zu sichern. Europas Schicksal war unwiderruflich entschieden und nur der dereinstige Tod dieses seltenen Mannes, so hofften sie Alle, konnte eine wünschenswerte Veränderung herbeiführen.

Ich dachte, denn sprechen war nicht erlaubt. Und mein Denken beruhte auf einem Traum, an welchen ich mich noch jetzt recht lebhaft erinnern kann.

Die großen Zurüstungen des Kaisers waren vollendet. Die Zeitungen und Tagesblätter schrieben von der ungeheuern Heeresmacht, die sich gegen Rußlands Grenzen anwälzte. Mit Furcht und Entsetzen harrte ich der Dinge, die da kommen sollten. Die Großen Germaniens wichen ehrerbietig, obwohl ungern der Macht dessen, der Gewalt über sie hatte. Der ruhmsüchtige und eigennützige Pöbel aller Stände gaffte und beugte das Knie und die Sklaven küßten die Ketten, an welche sie geschmiedet waren. Nur wenige Edle beweinten in der Stille das Unglück ihres Vaterlandes und schmachteten nach Rettung.

So war es, als ich mich eines Abends fast um Mitternacht zu Bette legte. Ich hatte soeben die Lektüre der glänzenden Siege der Franzosen in Rußland vollendet. Weit gefehlt, daß diese Nachrichten mein Gemüt hätten beunruhigen können. Es hatte sich vielmehr eine gewisse Heiterkeit meiner Seele bemächtigt und mit einem inneren Wohlbehagen sank ich auf mein Lager.

Im Traume erblickte ich den großen Kaiser. Ich weiß es nicht, aber vielleicht hat nie ein Zeichner oder Maler das wahre Bild desselben mit Reißfeder und Pinsel so ähnlich hervorgezaubert, wie dies von meiner träumenden Phantasie geschah. In tiefstes Nachdenken versunken, ging er bei mir vorüber und seine äußere Gestalt, seine Stellung, seine Manier, so wie uns dies Alles seine Charakteristiker gegeben haben, schwebten lebhaft vor meiner Seele. Ich sah ihm nach und sein ganzes Wesen hatte eine andere Gestalt gewonnen. Eingefallen und abgezehrt, erschien er mir mit bleichem Gesichte, verworfenen Zügen und das Feuer seines Auges war erloschen. Seine Geberde zeigte Mutlosigkeit und Verzagtheit. Er schlich unsichern Schrittes davon.

Mir war sonderbar zu Mute. Ich fühlte, daß ich selbst im Schlafe ein heimliches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Es war schon hoch am Tage und man kam, mich zu wecken. Ich erwachte und eilte, mehreren Freunden mein Traumbild unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzuteilen. Man lächelte und schalt mich einen Schwärmer. Aber es blieb von dieser Zeit an etwas Tröstliches in meiner Seele zurück, das mich auch nach der Einnahme von Moskau, mit welcher jede Erlösung verloren schien, nicht verließ. Das berühmte 29. Bulletin löste meinen Traum und Germaniens baldiges Glück blieb mir nicht mehr zweifelhaft". **F. E.**

Fernwirkung.

An den Herausgeber. — Als ich der Mädchenschule entwachsen war, kam ich zu meiner Tante, welche in derselben Stadt unweit von meinem väterlichen Hause wohnte. Tagsüber war ich damit beschäftigt, meine Tante in ihren häuslichen Arbeiten zu unterstützen; die Abendstunden verbrachte ich in dem bei ihrem Hause befindlichen kleinen Gärtchen, welches mein Vetter mit einigen Kameraden stets so reizend hergerichtet hatte, daß es mir vorkam wie ein kleines Paradies. Hier war des Abends immer eine kleine Gesellschaft junger Leute versammelt, die sich mit allerhand Spielen unterhielt. Einst nun lernte ich dort einen Freund meines Vetters, einen Studenten, kennen. Obwohl sein Wesen nicht gerade besonders einschmeichelnd war, fühlte ich mich doch von seinen dem Idealen zuneigenden Anschauungen sehr angezogen.

Die Studienzeit verging; er kam fort ins ferne Ausland, um sich für das Geschäft seines Vaters praktisch auszubilden.

So verflossen einige Jahre, und nur dann und wann erhielt ich von ihm durch irgend einen Bekannten einen freundlichen Gruß, der mich stets sehr erfreute. Endlich kehrte er wieder in die Heimat zurück, um seinem Vater im Geschäfte beizustehen. O wie freute ich mich auf seinen Besuch und wie bangte mir doch davor; — wie mochten die Jahre ihn wohl verändert haben? — Nun stand er vor mir, zum jungen Manne gereift; aber sein Inneres war dasselbe geblieben. Wie glücklich fühlte ich mich, als ich sah, daß dasselbe gegenseitige Vertrauen, das uns schon früher beseelt hatte, auch jetzt noch unverändert fortbestand, und wie wohl that es mir, bei ihm denselben Idealismus wiederzufinden, der mich ihm schon früher so nahe gebracht hatte, der uns Menschen im geistigen Verkehre so verwandt macht, der seelische Wechselbeziehungen schafft, welche oft, ja sehr oft, die Gedanken des Anderen erraten lassen! — Von nun an verkehrten wir sehr häufig mit einander. Alles, was unser Inneres bewegte: Familienverhältnisse, Herzensangelegenheiten, alles vertrauten wir uns offen und rückhaltlos an, und heute noch trage ich manches Geheimnis, das mir damals von seiner Seite anvertraut worden war, streng verschlossen in meiner Brust. So entstand zwischen uns eine gegenseitige, aufrichtige, feste Freundschaft.

Für das Geschäft seines Vaters mußte mein Freund alljährlich im Frühlinge eine Reise unternehmen. Da ich auch für diese seine Reisen ein lebhaftes Interesse hatte, lieh er mir Baedecker's Reisehandbuch, und so konnte ich alle seine Wanderungen verfolgen, über die er mich öfter durch Briefe unterrichtete.



Es war im Monate Mai des Jahres 1877, als mein Freund sich eben wieder auf einer solchen Geschäftsreise befand. Ich bewohnte damals allein ein Zimmer in meinem väterlichen Hause. Es war gerade 6 Uhr morgens; ich lag in jenem Halbschlummer, in dem man halb schlafend halb wachend so gern seinen Träumereien nachhängt. Mein Geist beschäftigte sich eben mit einer Reise, als ich plötzlich in meinem Zimmer einen Schlag höre. Erschreckt schlage ich die Augen auf und lausche — alles ist wieder ruhig, im Zimmer und draußen alles still, nichts rührt sich weiter. Ich springe auf, und ich sehe mit Schrecken, daß Baedecker's Reisehandbuch auf dem Fußboden liegt, zwei Schritte vor meinem Büchergestelle, in dessen oberster Abteilung es zwischen den übrigen Büchern gestanden hatte. Ich wußte ganz bestimmt, daß alle Bücher wohlgeordnet nebeneinander eingereiht waren, und daß ich dieselben am Tage zuvor nicht berührt hatte. Nun lag das Buch durch eine unsichtbare Macht allein herausgeschleudert aus den übrigen vor mir am Boden! — Ganz regungslos vor Schreck stand ich da, und mein erster Gedanke galt dem Freunde. Wo mag er sich befinden? Es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein!? — —

Als ich mich einigermaßen gefaßt hatte, hob ich das Buch auf und legte es gedankenvoll in meinen Kasten. Eine eigentümliche Empfindung bemächtigte sich meiner. In dunkler Ahnung hatte ich immer schon an ein uns Menschen unfaßbares geistiges Leben, an ein geheimnisvolles Walten unsichtbarer Mächte geglaubt. Sollte das, was ich soeben erlebt hatte, eine Bestätigung diesen Glaubens sein? —

Mit innerem Bangen sah ich einer Nachricht von meinem Freunde entgegen; was wird sie mir bringen? — — —

Einige Tage nach diesem Ereignisse — es war an einem Sonntage und ich verließ soeben die Kirche — begegnete ich meinem Vetter mit dem Bruder meines Freundes. Ich erkundigte mich sogleich nach meinem Freunde und erzählte das eben geschilderte Erlebnis. Ueberraschung und Staunen zeigten sich während meiner Erzählung in den Mienen der beiden Herren. Verwundert blickten sie sich gegenseitig an, und als ich geendet hatte, zog der Bruder meines Freundes einen Brief von diesem aus der Tasche, dessen Inhalt er bereits meinem Vetter mitgeteilt hatte. Der Brief enthielt die Nachricht über eine meinem Freunde während seiner Reise zugestoßene Krankheit. Er hatte auf seiner Rückreise Wien berührt. Während eines Spazierganges in Begleitung eines seiner dortigen Bekannten (es war dies ein mir verwandter Arzt) in der Stadt wurde er plötzlich vom Blutsturze befallen. Einige Tage lag er bedenklich krank darnieder; und die Zeit, da sein Leben in größter Gefahr schwebte, traf gerade auf jenen Morgen, als sein Buch aus meinem Büchergestelle herausgefallen war.

Etwa vierzehn Tage später war er wieder reisefähig, kehrte nach Hause zurück und erholte sich in kurzer Zeit vollständig. — Als er seinen ersten Besuch bei mir machte, händigte ich ihm sein Reisehandbuch ein und erzählte ihm den geschilderten Vorfall. Langsam und nachdrücklich antwortete er: Ja, mein Geist war eben öfter bei Ihnen! —

X. Y. Z.



Erscheinung einer Verstorbenen.

Im Jahre 1846 erkrankte meine Schwiegermutter; ich besuchte sie während ihrer Krankheit sehr häufig und mußte hierbei auf ihren Wunsch auch immer mein einige Monate altes Töchterchen mitbringen; denn dieses war als erstes Kind ihres jüngsten und zugleich liebsten Sohnes auch ihr besonderer Liebling. Nach einigen Wochen starb meine Schwiegermutter; ihr Mann, der nunmehr allein dastand, zog zu mir und meinem (seither bereits verstorbenen) Manne, wo er ein neben unserem Schlafgemach befindliches Zimmer bewohnte. — Es war in einer Nacht, kurze Zeit nach dem Tode meiner Schwiegermutter; ich saß vollständig wach im Bette, eben im Begriffe, mein

Kind, welches unruhig geworden war, aus der neben meinem Bette stehenden Wiege herauszunehmen: da sah ich plötzlich beim Scheine der Nachtlampe die Gestalt meiner Schwiegermutter in demselben Gewande, das sie im Sarge getragen, von der Zimmereingangsthür herkommen; die Gestalt näherte sich langsam dem Bette meines Mannes, neigte sich über den letzteren, kam dann langsam zur Wiege vor meinem Bette, neigte sich über das Kind, und ging endlich zu der in das Zimmer meines Schwiegervaters führenden Thür, in welcher sie verschwand. — Beim Anblick der Gestalt hatte Schreck und Furcht mich erfaßt; unfähig, einen Laut von mir zu geben, saß ich da; meine Blicke waren unausgesetzt auf die Erscheinung gerichtet und folgten wie gebannt allen ihren Bewegungen. Erst als die Gestalt wieder verschwunden war, löste sich der Bann, und an allen Gliedern zitternd weckte ich meinen Mann, der mich wegen meiner Gespensterseherei tüchtig auslachte.

Und noch einmal, einige Wochen oder Monate später, hatte ich dieselbe Erscheinung; abermals saß ich nachts im Bette, vollständig wach, mein Kind am Arme, um es in Schlaf zu wiegen: da sah ich die Gestalt meiner Schwiegermutter in der entgegengesetzten Zimmerecke beim Ofen, wie auf einem Schemel sitzend, die beiden Ellbogen auf die Kniee, den Kopf in beide Hände gestützt, die Augen auf unsere Betten gerichtet; nur hatte die Gestalt damals nicht das Sterbekleid, sondern ein weißes Nachtgewand mit Haube, wie es meine Schwiegermutter stets in den Morgenstunden zu tragen pflegte. So blieb die Gestalt eine Weile ruhig sitzen, dann verschwand sie plötzlich.

Das Erzählte hat sich in Prag zugetragen.

Kaaden, im April 1893. **Maria Prinks,** geb. Kugler.



Fernwirken einer Sterbenden.

Im Jahre 1875 war ich als Artillerie-Korporal in Prag garnisoniert. Jung, gesund und ohne Sorgen war ich auch stets mit einem sehr gesunden Schlafe beglückt, in den ich regelmäßig sogleich verfiel, sobald ich mein Lager aufgesucht hatte. — Es war am 24. Februar 1875; ich hatte mich, wie gewöhnlich, zeitlich abends zur Ruhe begeben; allein diesmal floh mich der Schlaf; eine unerklärliche Bangigkeit und Aufregung hatte sich meiner bemächtigt, und dabei drängte sich immer und immer wieder der Gedanke an meine (in meinem Heimatsorte Atschau bei Kaaden in Böhmen lebende) Mutter vor meine Seele. Ich versuchte alles Mögliche, um auf andere Gedanken zu kommen; schließlich betete ich, betete auch für meine Mutter. Alles umsonst; das Gefühl der Bangigkeit und der Gedanke an meine Mutter wollte nicht von mir weichen. Endlich, es mochte wohl bereits nach 11 Uhr nachts gewesen sein, kam ich in Schlaf. — Am nächsten Vormittage erhielt ich ein Telegramm mit der Nachricht, daß meine Mutter gestorben sei. Ich nahm mir sofort Urlaub und reiste noch an demselben Tage nach Hause. Meine erste Frage an meine Geschwister war, um welche Zeit die Mutter gestorben sei? — „Am 24. Februar um 11 Uhr nachts". — Was sie in der letzten Zeit vor ihrem Tode gemacht habe? — „Sie konnte nicht mehr sprechen, aber sie winkte mit der Hand, als wenn sie uns bei sich haben wollte; wir gingen zu ihrem Bette und fragten nach ihrem Wunsche; da machte sie mit der Hand eine abwehrende Bewegung; gleich darauf aber winkte sie wieder; und als wir nochmals frugen, wehrte sie uns wieder ab, winkte aber sogleich wieder mit der Hand; und das wiederholte sie mehrmals. Da sagten wir uns endlich, daß dieses Winken wohl Dir gelten möge, daß die Mutter wohl an Dich denken möge und Dich haben wolle". —

Kaaden, im April 1893. **Adolf Schubert,** Kürschnermeister.





Bemerkungen und Besprechungen.



Die Verfolgung der Professionsmedien im Staate New-York.

Die gesetzgebende Versammlung des Staates New-York hat vor Kurzem eine Bill bestätigt, welche denen, die bereits in den Staaten Illinois und Ohio in Kraft getreten sind, ähnlich ist. Dieselbe richtet sich gegen die Verwertung mediumistischer Gaben um Geld. Astrologie, Wahrsagerei, Hellsehen und alle psychischen Kräfte werden zusammengestellt, um gesetzlich verdammt zu werden. Die Einbringung der Bill rief große Unordnung im Hause hervor. Der Gouverneur erhielt sodann Petitionen, um ihn zu veranlassen, seine Unterschrift zu verweigern. — In dem bekannten vortrefflichen spiritualistischen Organ Chicagos, im „Religio-Philosophical Journal", richtet sich nun einer der Mitarbeiter derselben, Walter Howell energisch gegen diese Beeinträchtigung der Freiheit und sagt unter Anderm (Nr. 51 vom 13. Mai 1893): Der amerikanische Bürger ist stolz darauf, daß er politisch und religiös frei ist. Was sollen wir nun von einem demokratischen Staate sagen, dessen Abgeordnete ohne Bedenken Gesetze erlassen, welche die religiöse Freiheit von Hunderttausenden von Bürgern in der letzten Dekade dieses Jahrhunderts verletzen, welches das vor allen anderen erleuchtete genannt wird. . . . Wenn unsere Gesetzgebung eine organisierte Inquisition wird, so ist es Zeit, daß jeder Spiritist und Freund des freien Gedankens und der freien Forschung im Namen unserer Konstitution und unserer Rechte als amerikanische Bürger dagegen Protest erhebt. . . . Wir sind gewillt, die Gesetze, unter denen alle Bürger leben, anzuerkennen, und wenn ein Spiritualist oder Medium diese verletzt, wollen wir den Vertretern der Justiz helfen. Wir wollen uns aber keiner Sektengesetzgebung unterwerfen, ohne energischen und fortgesetzten Protest . . . Sind denn nicht schon Gesetze vorhanden, welche den Erwerb von Geld unter falschen Vorspiegelungen, Betrug u. s. w. verbieten? Wenn diese in Betracht gezogen würden, so könnten sie doch gegen alle Fälle von Betrug durch Medien und dergleichen schützen. Das neue Gesetz bezieht sich nur auf Medien von Profession, und durch unbezahlte Personen mögen wir deshalb auch in Zukunft unsere Gemeinschaft mit den Geistern fortsetzen. Jedoch beraubt es viele der einzig vorhandenen Wege der Forschung. Der Geistliche ist wohl für die Predigt des Evangeliums gezahlt, . . . und kein Akt der Legislatur richtet sich dagegen, daß er dem Andächtigen in dieser Weise dient. Der Katholik erkennt die protestantische Ordination nicht als göttlich an, noch glaubt der Protestant an katholische Dogmen. Jedoch würde keine dieser Parteien es für weise halten, Gesetze gegen die andere zu erlassen. . . . Unsere Philosophie hat eine wissenschaftliche Basis und dabei noch eine wahrhaft religiöse Richtung, welche alle Achtung verdient. Die Ethik unserer Lehren bestätigt den Spruch: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Ist es in der That tadelnswert, der Welt den objektiven und zufriedenstellenden Beweis eines Lebens jenseits des Grabes zu bringen, eine reine und veredelnde Moralität zu lehren?" — Diese Erklärungen sind uns nun allerdings teilweise aus der Seele gesprochen und auch wir würden jederzeit in

dem geeigneten Proteste gegen jede Beeinträchtigung der spiritualistischen Forschnng verharren. Jedoch ist es fraglich, ob in der That eine solche durch das neue Gesetz erfolgt. Giebt es denn in den Vereinigten Staaten nicht genug Privatmedien, welche von Forschern als Versuchsobjekte benützt werden können? Gewiß ist diese Frage zu bejahen. Ferner wird man auf die bekannte Thatsache verweisen müssen, daß gerade die Professionsmedien in den Vereinigten Staaten häufig durch Betrug dem Spiritualismus mehr geschadet als genützt haben. Bei Betrachtung derselben dürfte man also dem neuen Gesetze, welches ein Mittel zu energischem Vorgehen gegen alle Betrüger bietet, nicht allzu abhold sein. Aber auch in anderer Hinsicht glauben wir demselben einen gewissen Wert nicht abstreiten zu können. Wir können uns nämlich nicht zu der Ansicht hinneigen, daß ein Medium berechtigt ist, die ihm verliehenen Geistesgaben gegen Geldeswert Anderen zu bieten. Bekanntlich werden ja auch viele Medien vor solcher Verwertung gewarnt und entwickeln sich auch ihre Gaben mehr zum Nutzen Anderer, wenn sie auf eine solche verzichten. **Thomassin.**

Dr. Henry Slade

soll einem Berichte des „Banner of Light“ vom 13. Mai 1893 zufolge sich vor Kurzem in Lawrence (Kansas) aufgehalten und daselbst Séancen veranstaltet haben, in denen ein befriedigendes Resultat erzielt wurde. Es sollen Botschaften in englischer, französischer, deutscher und spanischer Sprache in geschlossene Tafeln geschrieben worden sein. **Th.**

Die Kogitantenallianz.

Die im Jahre 1865 von Dr. Eduard Loewenthal ins Leben gerufene Kogitantenallianz tritt gegenwärtig wieder bedeutend hervor. Nachdem am 18. Februar 1893 zu Berlin die Leiter der Bewegung auf einem Kongreß für religiöse Reform über mehrere wichtige Punkte, insbesondere über ein gemeinsames Vorgehen aller frei-religiösen Denker, beraten hatten, schuf der Gründer im folgenden Monate seinen energisch vorwärtsstrebenden Gesinnungsgenossen ein neues Organ „Die Neue Standarte. Wochenblatt für politische, religiöse und wirtschaftliche Reform“, welches durch entschiedenes Eintreten für den geistigen Fortschritt der Menschheit und für Beseitigung der herrschenden Mißstände auf allen Gebieten sich die Achtung aller vorurteilsfrei und uneigennützig die Verwirklichung höheren Daseins und höherer Erkenntnis herbeisehnenden Menschen erwerben muß.

Bei den gespannten politischen Verhältnissen der Gegenwart muß der Aufruf Dr. Loewenthal's zur Gründung einer Europäischen Union unter dem Régime der bestehenden Regierungen mit einer obligatorischen Friedensgerichtsbarkeit zur Schlichtung internationaler Konflikte mehr wie je der Berücksichtigung wert erscheinen. Daß Löwenthal auf politischem Gebiete ferner zwischen Antisemitismus und Antimammonismus unterscheidet und nur letzteren billigt, wird gleichfalls von allen Denkenden anerkannt werden. Sein warmes und humanes Eintreten für die nichtbesitzenden Klassen, welchen auch in Zukunft durch ein Hilfskomité der deutschen Kogitantenallianz nach Kräften Unterstützung gewährt werden soll, ist ein Beweis dafür, daß seine religiöse Anschauung auch in warmer Nächstenliebe sich verwirklicht.

Das, was die neue Bewegung uns besonders wert erscheinen läßt, ist das Eintreten für den Spiritualismus von Seite ihrer Leiter. In Loewenthal's Schrift „Das Kogitantentum, die Religion des fortschreitenden besten Wissens und Gewissens als Staats- und Weltreligion (nebst Aufruf zur Rekonstituierung der Berliner Kogitantengemeinde von Carl Küchenmeister) finden sich folgende Darlegungen:

„Wenn wir gegen den heutigen einseitigen Materialismus Front machen, so geschieht dies nicht von einseitig spiritualistischem Standpunkte aus. Wissen wir doch,

daß man auf dem Wege der Einseitigkeit nicht zur Ausgleichung der Gegensätze gelangt. Wissen wir doch, daß unser Geist auf Erden wohl nicht ohne Grund an die Materie, an den Körper und das Körperliche gebunden ist, daß wir also mit diesem natürlicherweise zu rechnen haben.

Nur verrechnet man sich ganz enorm, wenn über dem Körperlichen das Geistige vernachlässigt, oder gar als null und nichtig angesehen wird.

Die Herren Freidenker mögen zum Teil den aufrichtigen Glauben haben, daß die Religion und Moral der Humanität auf materialistischer Grundlage die Religionen und die Moral des Gottes- und Unsterblichkeitsglauben zu ersetzen und in verbessertem Maßstabe zu vertreten geeignet sei.

Irrtum über Irrtum! Es giebt keine wahre Humanität und keine wahre Moral ohne Gottes- und Unsterblichkeitsglauben, ohne den Glauben an die Selbständigkeit und die Fortexistenz des Geistes nach dem Tode des Leibes, nach Beendigung seiner zeitweiligen irdischen Existenz.

Die Moral des Materialismus, die kein Recht ohne Macht, also kein Recht des Schwächeren kennt, ist pure Heuchelei: Sie ist die Rücksichtslosigkeit mit dem Feigenblatt. Ihr Zweck ist nur, schand- und ehrenhalber den „äußeren Anstand“ noch ein wenig zu wahren, wenngleich die fortgeschrittenen Hylozoisten auch diese Rücksicht kaum noch für nötig erachten.

Allerdings spottet man nicht lange ungestraft der geistigen und sittlichen Macht der Wahrheit und des Rechtes. Unwahrheit und Unrecht erfreuen sich niemals eines dauerhaften Sieges.

Wenn sich nun aus dem hier Gesagten ergiebt, von wie entscheidender Wichtigkeit der Charakter der herrschenden Weltanschauung für die Entwickelung aller Dinge auf der Bühne des irdischen Lebens ist, so wird man uns kaum widersprechen können, wenn wir auf Grund vorstehender Auseinandersetzung es für die wichtigste Aufgabe unserer Zeit erklären, unbeschadet der Pflege der materiellen Interessen und unabhängig von den konfessionellen und politischen Meinungsverschiedenheiten, den positiven Glauben an eine höhere, unsere Geschicke lenkende überirdische Macht und an die Fortexistenz des menschlichen Geistes nach seiner Trennung vom irdischen Leibe wieder zur herrschenden Weltanschauung zu erheben und gegenüber dem Alles zersetzenden, entmenschenden plumpen Materialismus die Souveränität des Geistes und des Herzens der modernen Gesellschaft tiefer als je einzuprägen.

Nur indem man mit allem Ernste und aller Energie zur Erfüllung dieser Aufgabe schreitet, kann man die menschliche Gesellschaft wieder auf die Bahn der wahren Humanität und Nächstenliebe, der Genügsamkeit und Wohlfahrt, auf die Bahn des sittlich begründeten Rechtes und der göttlich begründeten Wahrheit lenken. Nur durch thatkräftige Erfüllung dieser Aufgabe, welche das Kogitantentum zu der seinigen gemacht hat, gelangen wir zur Ausgleichung der die heutige Gesellschaft entstellenden und zerwühlenden Gegensätze“.

Diese Anschauungen werden gewiß die wärmste Befürwortung in allen spiritualistischen Kreisen finden. **Thomassin.**



Psychologisches.

Dem gewöhnlichen Menschen ist das, was hinter der Bewußtseinsgrenze liegt, eine *terra incognita*; er kümmert sich nicht darum, er kann sich nicht darum kümmern, weil ihm der feine Hintersinn dafür fehlt, oder doch noch unentwickelt in ihm schlummert. Er lebt eben — wie, ist ihm gleichgültig. Der Feinerorganisierte aber lernt den Grund seines Unterbewußtseins kennen; er weiß von den Empfindungsquellen, die zuerst daraus hervorsprudeln und zu Gefühlsbächen werden, welche sein Leben befruchtend durchfluten. Er schafft, wie er sich fühlt: sein ganzes Leben ist ein großes Fühlen. Dieses Fühlen braucht aber durchaus nicht seinem Intellekt zum

vollen Bewußtsein zu kommen; er kann es innen erleben, ausleben — und, wenn er ein Schöpfer ist, ohne künstliche Gehirnkonstruktionen direkt in sein (philosophisches, dichterisches oder sonstwie künstlerisches) Produkt hineingießen, welches so stets ein Abbild seines innersten Ichs wird. Da giebt es keine Gedankenturnereien oder Beabsichtigungen; die Unmittelbarkeit ist das Geheimnis der Wirkung solcher Produkte, die Unmittelbarkeit, die den Genießenden mit aller Macht in den Bannkreis ihrer Stimmung zieht. Das Gefühl ist es, welches zuerst mitarbeitet; dann erst setzt das Gefühl die Verstandsmaschine in Gang. Die aber beginnt oft eine ganz verkehrte Thätigkeit; der Intellekt kann seine Bocksprünge nicht unterlassen, und so kommt es, daß von kleinen und kleinlichen Geistern die sonderbarsten Gewolltheiten in die unabsichtlichen Großartigkeiten jener gewaltigen Geisttitanen hineinkombiniert werden. Der große Wille aber, der mit dem Empfinden eins ist, der Wille zu sich selbst, der Wille zur Kunst, bleibt immer das Charakteristikum jener Einsamen, jener Bewußt-Unbewußten: der Genies.

Im Brennpunkte der Idee finden wir den Maßstab für diesen Willen, für dies Wollen und Können — nirgends anders. Die formale Meisterschaft wird bei solcher Titanengröße meist nur einigen spielenden Olympiern zu teil — und sie verleitet leicht zum Herabsteigen von der Gipfelhöhe. Die Andern sind oft hart, brüchig wie frischgebrochener Marmor und zeichnen die Natur in den größten, ja allergrößten Konturen, wie sie ihr Bild in sich, in ihrer Gefühlswelt haben. Sie zeichnen in den kühnsten Linien — al fresko — und entrücken so dem gewöhnlichen Beschauer oft das Gesamtbild ihres Wirkens, ihr eigenes Bild, weil das Auge des Beschauers zu ungeübt, zu klein ist, um diese gewaltigen Endkonturen fassen zu können.

Man sollte alle großen Menschen f ü h l e n lernen, das allein würde von Nutzen sein, und sich nicht den Kopf darüber zerbrechen, was jener mit dem und dem Wort gesagt oder mit der und der kleinen Einzelthat beabsichtigt haben k ö n n t e. G a r n i c h t s hat er beabsichtigt, sondern er hat so gesprochen oder gehandelt, weil er sich selbst ganz gab.

Diese Auffassung vertritt auch R. Saitschik in seinem kürzlich erschienenen Buche „Die Weltanschauung Dostojewskis und Tolstois".[1])

„Nicht an einzelnen Gedanken und Thaten ist der originelle Mensch zu erkennen, vielmehr an dem summarischen Ausdrucke seines ganzen Charakters. Es ist etwas ganz Unbestimmtes, — der Hauch der Persönlichkeit —, was Individualität ausmacht. Mehr als das Denken kennzeichnet den originellen Menschen das Fühlen und das Handeln", heißt es dort in der Einleitung. Und darin steckt mehr psychologisches Verstehen, als in allen gemachten Theorien. Das macht auch eine solche Schrift genießbar. Es wird ja viel darin gesündigt, in diesen Erklärungsversuchen über große Naturen. Der Besprechende fällt allzuleicht in den Grandseigneur-Ton des Allwissenwollens, und oft, sehr oft verdeckt er damit nur die eigene Schwäche in der Produktivität. Man kann eben nur r e p r o d u z i e r e n — und klettert dann an der Höhe der geistigen Schöpfer empor; oder man versucht es wenigstens, dem Publikum gegenüber und — seiner selbst wegen.

Ein wirklich psychologisches Verstehen ohne Zuhülfenahme der Durchschnittsmoralbegriffe und ähnlicher Mittelchen, eine wirkliche Tiefe der Auffassung spricht aus dem Buche von Saitschik — und es ist besonders interessant, über Dostojewski und Tolstoi, diese beiden einsamen slavischen Riesengeister, in solch geistgediegener Weise sprechen zu hören. Man mag Einiges oder auch Manches in dem Buche anders wünschen — interessant bleibt es immerhin, und namentlich für die Jünger einer mehr innerlichen Weltanschauung. Die Parallele zwischen Dostojewski und Tolstoi ist schwierig und — dankbar, weil beide trotz ihrer Verschiedenheiten, im Gefühl und im menschlichen und künstlerischen Reifen, doch viele gemeinsame Züge aufweisen, die nicht zum geringsten Teile aus dem mystischen Seelengrunde in ihnen entsprungen sind. Beide sind tiefe

[1]) N e u w i e d a. Rh.; Verlag von A u g u s t S c h u p p.

Menschen — und beide sehnen sich aus ihrer Umwelt hinaus in eine bessere Zeit der Zukunft. „Der tiefe Mensch ist immer mit der Wirklichkeit, mit der Gegenwart unzufrieden, er lebt in der Zukunft; die Zukunft aber ist ein Ideal, ein nicht in der Wirklichkeit, sondern in unserem eigenen Hirn aufsteigendes Bild. Je mehr Zukunftsgedanken ein Mensch in sich trägt, je mehr Sinn er für die Umgestaltung der Gegenwart hat, desto idealer, desto tiefer und mannigfaltiger ist sein Denken und Streben. Die Zukunft ist die Grundidee des Fortschrittes, der schöne Traum, der einen tiefen Gegensatz zur Wirklichkeit bildet. Die tiefsten Menschen sind immer diejenigen, die aus der Gegenwart Zuflucht in die Zukunft nehmen. Damit aber ist noch durchaus nicht gesagt, daß derjenige, der in die Zukunft blickt, die Gegenwart verschmähen, das reale Leben verneinen muß. Damit wollen wir nur sagen, daß die tief denkende und fühlende Persönlichkeit alle Gegensätze der sich auflösenden Gegenwart auffaßt, sie in ihren Gedanken überwindet und dadurch ein höheres Lebensideal gewinnt, das erwärmen und begeistern kann".

Dies Letztere gilt nun auch besonders von einem jüngsten dritten slavischen Geiste, von Friedrich Nietzsche, dem so viel Gehaßten und andererseits sehr Ueberschätzten. Auch er wandte sich ab von der Gegenwart, unter deren nervösem Drucke er litt, und flüchtete sich in eine Zukunft, in seine Zukunft, die ihm die Umnachtung brachte.

In gleichfalls anzuerkennender Weise hat Wilhelm Weigand über diesen dritten Einsamen slavischen Geblütes einen psychologischen Versuch gewagt,[1]) worin er sich den offenen Blick des betrachtenden Psychologen bewahrt und das Problem Nietzsche in unbeeinflußter Vortragsweise behandelt. Ein großer Werdewert für die Zukunft steckt in einer Erscheinung, wie diejenige Friedrich Nietzsches ist, trotzalledem.

„Jede große geistige Bewegung, so gefährlich und lebensfeindlich sie in ihrem Anfang auch sein mag, wird in ihrem langsamen Verlauf zu einer Förderin erhöhten Lebens, besonders wenn sie starke Naturen erfaßt, die zur Ueberwindung von Gegensätzen gesund genug sind". (Weigand).

Und unsere unharmonische Kultur mit ihren auf das Heftigste gespannten Gegensätzen wird ihre Ueberwinder finden; sie fangen schon an, sich bemerkbar zu machen. Es ist der neue Geist, der zu wachsen beginnt und der sich in nicht allzuferner Zeit zu beweisen hat. Aber er wird sich beweisen, er wird sein Ziel finden auch über das tollste Untergangschaos hinaus. Er wird noch in Fülle wirken — bis dereinst, in weiter Zeitfolge, die Heraufkunft des Slaventums bevorsteht, die Heraufkunft jenes Volkes, das jetzt noch fern am Horizont des Geisteslebens zu erschauen ist, das aber grade wegen seiner Unentwicklung und natürlichen Urwüchsigkeit noch der Berufung harrt. Seine Geister machen sich bemerkbar. **Evers.**

Gedanken.

Max Bewer hat seine „Gedanken"[2]) der Welt mitgeteilt. Es war ihm Bedürfnis. Und darüber läßt sich nicht streiten.

Man kann nicht sagen, daß das Buch schlecht geschrieben sei; es ist sogar gut geschrieben. Und namentlich der Anfang ist bilderreich und fesselnd, prägnant und überraschend „deutsch" geschrieben. Es steckt viel Farbe darin. Aber man sieht bald, wohinaus das will. Man merkt die Absicht — und wird nicht verstimmt, denn Bewers Gedanken hat man schon früher geschmeckt. Er ist Antisemit, antisemitischer Grobian, könnte man sagen. Aber das sind ja Ansichtssachen. Wenn nur nicht die Rembrandtlogik hier manchmal so erstickend wirkte, so unendlich schlau benutzt würde, mit stiller Spekulation auf das leicht höher klopfende Herz der „Partei". Es ist wirk-

[1]) München 1893; Verlag von Hermann Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung).

[2]) Mit einem Bildnis. (Dresden 1892, Verlag der Druckerei Glöß) 258 Seiten. — 2 Mark.

lich schlau, dies Buch, aber nur, wenn man mit den in jene Gedankenenggasse hineingelenkten Gesinnungsgenossen rechnet. Man mag den Antisemitismus verstehen; ich verstehe ihn auch. Aber derjenige, welcher sich den freien kritischen Blick bewahrt hat, wird mit leichtem Lächeln das Buch lesen und an seiner Taktik und spekulativen „Gedanken"-Arbeit seine Freude haben, denn es ist wirklich oft überraschend gut geschrieben, das Bewer-Buch. „Wer wahrhaft geliebt, bereut es nie" heißt es da einmal, und „Je mehr man an Gott denkt und das zeugend Verschleierte in ihm, desto tiefer fühlt man, daß es auch eine Scham des Denkens giebt. Man errötet; es giebt Gedanken an Gott, die so schön sind, aber auch verschwiegen wie Brautnächte. Dann erscheint der weite Sternenhimmel wie eine stille Johannisnacht, in der ein König schlafen geht". Und ein ander Mal stehet geschrieben: „Judenkinder kriechen mit Rußaugen aus einem schwarzen Ofen; deutsche Kinder springen mit blauen Augen aus einem Kornfeld" . . . „Am Hals und auf der Brust von Goethe, Herder, Schiller, Humboldt erglänzten die Medaillen und Orden wie Sterne; am Hals der Juden hängen sie wie Hundemarken". Exempla docent! **Evers.**

„Borderland".

Mit diesem Titel gedenkt vom 1. Juli 1893 an der zum Spiritualismus durch eigene Erlebnisse bekehrte berühmte Herausgeber der „Review of Reviews", W. T. Stead, eine vierteljährige Revue zu veröffentlichen, welche ganz dem Studium der sog. übernatürlichen Phänomene gewidmet ist und eine „Review of Reviews" werden soll, die sich mit Gegenständen befaßt, welche, wie man angenommen hat, jenseits der Grenzen menschlicher Erkenntnis liegen. Dieselbe wird in populärer und allgemein verständlicher Form das leisten, was die „Brahmanen der psychischen Forschung" mehr doktrinär und exklusiv vollbringen.

Mit der neuen Zeitschrift soll, um ein systematisches Studium dieser okkulten Phänomene zu ermöglichen, eine Reihe von Forscherkreisen verbunden werden, welche alle neuen Ergebnisse in derselben mitteilen. Diese Mitarbeiter werden durch den Sekretär gegenseitig in Verbindung gesetzt werden und durch letzteren alle gewünschte Auskunft erhalten. Jeder Kreis wird sich der Erforschung eines bestimmten Zweiges des Okkultismus widmen.

In jeder Nummer des neuen Organs wird eine kurze Chronik, in welcher der im letzten Vierteljahre gemachte Fortschritt dargestellt wird, veröffentlicht werden. Sodann wird eine Lebensskizze eines hervorragenden Forschers und eine Monographie über ein okkultistisches Thema, die gemein faßlich gehalten ist, folgen. Ferner sollen Anweisungen darüber erteilt werden, wo das versprechendste Forschungsfeld zu finden ist. Sorgfältig ausgearbeitete Resumés der wichtigsten Artikel und eine möglichst komplete Bibliographie, nach den verschiedensten Zweigen des Okkultismus eingeteilt, werden jedem Forscher erwünschte Auskunft geben. Der Herausgeber ist auch bereit, die gewünschten Artikel zu verschaffen.

Das neue Organ wird sich beschäftigen mit dem Studium:

a) der Phänomene, die nur vom Medium herrühren;

b) derjenigen, die durch die Beziehung zwischen den Seelen zweier oder mehrerer lebender Personen veranlaßt werden;

c) derjenigen, welche eine gewisse Kenntnis zukünftiger Ereignisse vorauszusetzen scheinen;

d) der Erscheinungen Lebender und Verstorbener;

e) der Phänomene, die durch äußere Einwirkung auf das Medium veranlaßt zu sein scheinen und mit verschiedenen anderen okkultistischen Problemen.

Der Herausgeber macht darauf aufmerksam, daß „Borderland" möglichst skeptischen Charakter haben wird. Er äußert sich jedoch folgendermaßen: „So weit wir bis jetzt gegangen sind, scheint uns die Theorie unkörperlicher Intelligenzen, welche

sterblichen Augen unsichtbar sind, aber Eindrücke auf den Geist hervorbringen und manchmal durch die Sinne mitteilen können, die einzige Hypothese zu geben, welche bekannte Thatsachen erklärt, deren Realität nicht ernstlich von Jemand bestritten werden kann, welcher dem Gegenstande einige Aufmerksamkeit widmet. . . . Das natürliche Verlangen des menschlichen Geistes und das Sehnen des menschlichen Herzens nach Entdeckung von Beweisen der individuellen Fortexistenz nach dem Tode ist aber so stark, daß wir uns hüten müssen, zu schnell zu den Folgerungen zu eilen, welche einen Lieblingswunsch der Menschen zu befriedigen scheinen. Das müssen wir stets im Auge behalten, wenn wir den wissenschaftlichen Geist in das Studium okkulter Gegenstände anführen wollen, und besonders in die Betrachtung der wichtigsten Frage, welche die Aufmerksamkeit Aller fesseln muß: „Wenn ein Mensch stirbt, wird er wieder leben?" Stead bemerkt schließlich noch, daß er in der Herausgabe der neuen Review von einer in den Kreisen der Society for Psychical Research bisher wohlbekannten, sachkundigen Dame, Ms. X, von der Leiterin der Theosophischen Gesellschaft, Mrs. Besant, sowie von dem bekannten Spiritualisten Mr. J. J. Morse unterstützt werden wird. Erstere Dame wird besonders an der Redaktion beteiligt sein. — Wir wünschen dem neuen epochemachenden Unternehmen alles Gedeihen. **Thomassin.**

Eine irrtümliche Berichtigung.

Als Erwiderung auf den Artikel im Maihefte der Sphinx „Der Ruf nach Natur" sandte Herr Johannes Guttzeit in Eichfeld b. Rudolstadt eine längere „Berichtigung". Von seinen langatmigen Auslassungen bringen wir folgendes zum Abdruck:

„Jener Aufsatz enthält eine ganz falsche Darstellung meiner Bestrebungen im Allgemeinen und meiner dort angeblich besprochenen, aber vom Buchrichter schwerlich gelesenen Schriften im Besondern. Die Entstellung beginnt mit der grundfalschen Behauptung, meine Schriften „Auch ein heiliger Rock" und „Spiel und Ernst mit Reformen" „behandelten eine neue Kleidermode", während ich gleich am Beginne der Vorrede zur erstgenannten Schrift sage: „Zu allererst wünsche ich der Auffassung vorgebeugt zu sehen, als wolle ich meine Tracht in die Mode bringen", und nachdem ich brieflich erklärt habe, daß die Kleidung des Kühn in „Spiel und Ernst" nicht ohne Weiteres als die meinige oder von mir gewollte zu betrachten ist. Zweitens gebrauche ich den Ausdruck „Einheits-Anzug", wie ich gleichfalls brieflich erklärte, nicht im Hinblick auf die Menschen, die ihn annehmen sollen, sondern darauf, daß er aus *einem* Stücke besteht. Drittens ist meine, bezw. die von mir empfohlene Tracht, wie ich ebenfalls brieflich erklärte, sehr verschieden von derjenigen der alten Griechen. Damit fällt dann wohl auch der Vorwurf der „Vergangenheits-Kränklichkeit" hin, da ich vielmehr so sehr, wie nur möglich, nach Loslösung von allem veralteten Ueberlieferungs-Wust strebe". —

Es thut uns leid, daß wir unsere Leser noch mit solchen Dingen belästigen müssen. Daß hier kein Mißverständnis vorliegen kann und daß sich die „Berichtigungen" des Herrn Johannes Guttzeit durchaus nicht auf Thatsachen beziehen, sondern nur Anschauungssache sind, dürfte wohl klar sein. Es heißt in jenem Artikel „Der Ruf nach Natur" u. a. wörtlich: „Auch Guttzeit ist für die *individuelle* Kleidermode, — und dabei preist er *doch* zum Schlusse des ersten Buches einen „Einheits-Anzug" nach der Art des seinigen an, der aus *einem* Stück besteht. Das wäre ja wieder eine „Uniform", *die er doch so energisch bekämpft*".

Im Uebrigen wird man ja nach jenem Artikel selber urteilen können.

Anfang und Schluß von Herrn Johannes Guttzeits „Berichtigung", die in einer Reklame für sein demnächst erscheinendes Buch endigt, fühlen wir uns nicht veranlaßt, abzudrucken. Doch sollte es uns freuen, wenn Herr Guttzeit, wie er unter anderem erwähnt, in der That in seinen zukünftigen Schriften es nicht nur mit Aeußerlichkeiten zu thun hätte. **Evers.**

Neue Bücher.

Sprüche aus der Höhe. (Leipzig 1893, Verlag „Kreisende Ringe": Max Spohr.)

H. P. Blavatsky: Schlüssel zur Theosophie. Erklärung der Ethik, Wissenschaft und Philosophie. Aus dem Englischen übersetzt von Eduard Herrmann. F. T. S. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Dr. **Otto Weddigen**: Ein einiges Christentum und eine einige christlich-deutsche Kirche. Ein Mahnruf an alle Deutschen. (Berlin 1893, Max Rüger.)

Theodor Rohleder: Politisch-religiöse Grundlage für das Einige Christentum. Mit einem Begleitwort von M. v. Egidy. (Eßlingen a. N., Wilh. Langguth.)

August Heinsius: Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Untergrund aller Dinge zu verstehen? In zwei Gesprächen. (Leipzig 1893, Otto Wigand.)

Adolf Brodbeck: Die Welt des Irrtums. Hundert Irrtümer aus den Gebieten der Philosophie, Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Medizin, Weltgeschichte, Aesthetik, Moral, Sozialwissenschaft, Religion. (Leipzig 1893, Wilhelm Friedrich.)

Dr. **Otto Beck**: Buddha und Christus. [Aus geistigen Werkstätten, Heft 7.] (Berlin 1893, Richard Lessers Verlagsbuchhandlung.)

Prof. Dr. **Ludwig Geiger**: Augustin, Petrarca, Rousseau. [Aus geistigen Werkstätten, Heft 11.] (Berlin 1893, Richard Lessers Verlagsbuchhandlung.)

Dr. **Friedrich von Hausegger**: Das Jenseits des Künstlers. (Wien 1893, Carl Konegen).

Dr. **Theobald Ziegler**: Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. (Stuttgart 1893, G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Dr. Freih. **von Schrenck-Notzing**: Ueber Suggestion und suggestive Zustände. Vortrag in der anthropologischen Gesellschaft in München. (München 1893, Verlag von J. F. Lehmann.)

P. Ch. Martens: Aus der Seelenkunde und verwandten Gebieten. Kurze Erörterungen. I Heft. (Hamburg, Selbstverlag von P. Ch. Martens.)

Dr. **Karl Fr. Jordan**: Das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion im Unterricht. (Berlin 1893, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.)

Edmund W. Rells: Psychologische Skizzen. (Leipzig 1893, Ambr. Abel.)

E. Jacobi: Der Völkermord. (Neuwied 1893, August Schupp.)

A. Beruna: Darf die Frau denken? 3. Aufl. (Minden 1893, Wilhelm Köhler.)

Karl Faulmann: Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften. Lfg. 1—4. (Wien 1893, A. Hartlebens Verlag.)

Heinrich Scham: Mutter-Milch. Offenbarungen der Natur. (London 1893, 13 Kensington Park Road; Heinrich Scham.)

M. G. Conrad: Bergfeuer. Evangelische Erzählungen. Erste Reihe. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Franz Evers: Fundamente. Gedichte. Mit Bildschmuck von Fidus. (Leipzig 1893, Verlag „Kreisende Ringe": Max Spohr.)

Arthur Pfungst: Laskaris. Eine Dichtung. I Band: Laskaris' Jugend. II Band: Der Alchymist. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Luise Hitz: Gangawellen. Erzählende Dichtungen nach buddhistischen Legenden und anderen indischen Sagen. Mit einem Vorwort von Adolf Friedr. Grafen v. Schack. (München 1893, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.)

Heinrich von Reder: Rotes und blaues Blut. Werner, der Falkonier. Die Fischerrosl. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)



Karl Friedr. Jordan: Morgenglühen! Oden und Lieder eines Antimodernen. (Berlin, Rehtwisch & Seeler.)

Armin Franke: Der Kastanienbaum. (Friedland, Bez. Breslau, H. Walter.)

A. Th. Schmidt: Die Schmiede am Odenwalde. Ein episches Gedicht. (Leipzig 1893, Litterarische Anstalt — August Schulze.)

E. Stella: Schloß Arnheim. Tragödie in zwei Teilen, im Spiegelbilde der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber. (Leipzig 1893, Litterarische Anstalt — August Schulze.)

Richard Kralik: Kraka. Ein Lustspiel. (Leipzig 1893, Litterarische Anstalt — August Schulze.)

Gabriel Finne: Die Eule. Schauspiel in einem Akt. Einzig autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Uebertragung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Ernst Rosmer: Wir Drei. Fünf Akte. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. 2. Aufl. (Leipzig 1893, Litterarische Anstalt — August Schulze.)

M. G. Conrad: Raubzeug. Novellen und Lebensbilder. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Anna Croissant-Rust: Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Robert Scheffer: Königliches Elend. (Von einem Königshofe Halb-Asiens.) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. (Budapest 1893, G. Grimm.)

Franz Hartmann: M. D.: Ueber eine neue Heilmethode zur Heilung von Lungentuberkulose, Katarrh, Influenza und anderen Krankheiten der Atmungsorgane vermittelst der Einatmung gewisser Gase und Dämpfe aus der bei der Cellulosefabrikation gebrauchten Kochflüssigkeit. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

The Maha-Bodhi Society: Its constitution, rules and list of officers. (Calcutta, Published by the Maha-Bodhi Society.)

Henry S. Olcott, P. T. S.: The Kinship between Hinduism and Buddhism. Edited with an Introduction and Appendix by H. Dharmapalá. (Calcutta 1893, Published by the Maha-Bodhi Society.)

Brief sketches of the life of Victoria Woodhull. (Mrs. John Biddulph Martin.)

The Bhagavad-Gita. The book of devotion. (New-York 1893, The Path, 144 Madison Avenue-London 1893, Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, W. C.)

Annie Besant & H. T. Patterson: The Theosophical Society and H. P. B. (London, Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, Adelphi, W. C.)

Major W. Hudson Hand: Theosophy made Easy. (London, Theosophical Publishing Society.)

Annie Besant: Theosophy and its Evidences. (London, Theosophical Publishing Society.)

Arthur Lilie: The Influence of Buddhism on primitive Christianity. (London, Swan Sonnenschein & Co.)

J. W. Brodie-Innes: The True Church of Christ, exoteric and esoteric. (London, Theosophical Publishing Society.)

From the Caves and Jungles of Hindostan. Translated from the russian of Helena Petrovna Blavatsky. (London, Theosophical Publishing Society.)

H. Snowden Ward: Karma and its twin doctrine Re-incarnation, the foundation doctrines of Theosophy. (London, Theosophical Publishing Society)



Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk 75 Pf., vierteljährlich vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Unsere nächsten Flugschriften.

Die Verteilung von Flugschriften der „Theosophischen Vereinigung" hat, den zahlreich an uns gelangenden Wünschen entprechend, in der letzten Zeit sehr zugenommen. Wir machen hiermit darauf aufmerksam, daß demnächst als Flugblatt V Thomassins Schrift über „Geistige Religion" und als Flugblatt VI Annie Besants Aufsatz „Die Stätte des Friedens" zum Versand kommen wird.

Der Vorstand der „Theosophischen Vereinigung".



Eingegangene Beträge.

Von Pastor Fizéli in Abos (Ungarn): 3 Mk. — Marie Oeser in Dresden: 5 Mk. — M. Schramm in München: 2 Mk. — Paul Buro in Berlin: 20 Mk. — Emil Schreiter in Leipzig: 5 Mk. — Adolf Walter in Wien: 5 Mk. — K. Lettenbaur in Berlin: 1 Mk. — Bernhard Hubo in Hamburg: 5 Mk. — Frl. C. Kofel in Chicago: 3 Mk. 30 Pf. — Carlotto Schulz in Berlin: 3 Mk. — Muschalk in Myslowitz: 1 Mk. 25 Pf. — Frl. Clara Motzkus in Königsberg: 3 Mk. — Dr. Theodor Sourbeck in Alexandria (Aegypten): 10 Mk. — Dr. Paul in Charlottenburg: 2 Mk. — H. N. in Berlin: 1 Mk. 50 Pf. — Carl Becker in Berlin: 3 Mk. — Zusammen: 71 Mk. 5 Pf.

Steglitz bei Berlin, den 15. Juni 1893. J. V.: **Evers.**



Geldsendungen

für Sphinx-Abonnements und für die Theosophische Bibliothek ersuchen wir nur an den Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig zu richten, weil uns sonst allzuviel geschäftliche Schwierigkeiten erwachsen.

Anmeldungen zur Theosophischen Vereinigung und freiwillige Mitgliedsbeiträge bitten wir dagegen nur an den Vorstand der Theosophischen Vereinigung in Steglitz bei Berlin zu senden.

Der Vorstand der „Theosophischen Vereinigung".

Für die Redaktion verantwortlich sind:

für den wissenschaftlichen Teil: Ch. Thomassin
für den belletristischen Teil: Franz Evers } beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVII, 90. August 1893.

Der psychologische und religiöse Kongreß während der Weltausstellung in Chicago.

Von

Thomassin.

Die Weltausstellung in der Metropolis des amerikanischen Westens, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselt, wird nicht nur die Errungenschaften unseres Jahrhunderts in Hinsicht auf Physik und Technik vorführen; sie soll auch einen Beweis derer auf metaphysischem Gebiete liefern und zum Fortschritte auf demselben anspornen.

Es werden nämlich am 21. August in Chicago die hervorragendsten unserer Gesinnungsgenossen zusammentreten, um daselbst die Resultate ihrer Forschungen vorzulegen, und durch vereinte Bemühungen der Gelehrten aller Länder die möglichste Klarheit in spiritualistischen Fragen zu erlangen. Den Vorsitz werden die Herren Prof. Dr. Elliot Coues, der berühmte Vertreter unserer Sache, und Dr. Richard Hodgson führen. Ihnen stehen als Mitglieder des Generalkomitees noch Dr. Ernest Crépin, Lyman Gage, Dr. Hammer, Dr. Lamberson, J. Mc. Vicker, Dr. Hiram Thomas und Professor Underwood zur Seite. Auch hat sich ein Frauenkomitee (Woman's Committee on a Psychical Science Congress) gebildet mit Mrs. Mary E. Bundy und Mrs. Eliza Archard Conner an der Spitze. Demselben gehören an die Damen: Mrs. Bagley, Bradwell, Coues, Crépin, Farson, Fessenden, Flower, Gould, Hibbert, Ms. Vicker, Parker, Sherman, Underwood, Wakeman, Whiting, Willard und Wilmarth. Das Exekutivkomitee, welches die Vorbereitungen für den Kongreß und die Arbeiten desselben überwacht, muß notwendig aus Bewohnern Chicagos und solchen, welche allen Komiteeversammlungen beiwohnen können, zusammengesetzt sein. Jedoch ist neben demselben ein wissenschaftlicher Rat (Advisory Council) von erfahrenen Fachmännern aus allen Weltteilen gebildet worden, um dem Kongreß den internationalen Charakter zu geben.

Wir heben aus dem uns zugegangenen Verzeichnisse derselben besonders folgende Namen hervor: Aksakof, Sir Edwin Arnold, Barret, Beamis, Bernheim, Binet, (Lady Caithneß, Herzogin von Pomar,) Carlisle, Castelar, Charcot, Coleman, Crookes, Cyriax, Dariex, Deinhard, Delboeuf, Dolbear, Edison, Everett, Flammarion, Gardiner, Goode, Gonzalez, Häckel, Harris, Hartmann, Hertz, Hoffmann, Hübbe-Schleiden, James, Janes, Janet, Liébault, van der Linden, Lodge, Lombroso, Marillier, Massey, Myers, Newman, Podmore, du Prel, Ribot, Richet, Savage, Schmidkunz, Schrenck-Notzing, Sidgwick, Soler, Somerset, Theobald, Thompson, Underwood, Volpi, Russel Wallace. — Es werden nun allerdings nicht alle diese Celebritäten in Chicago erscheinen. Jedoch darf man gewiß annehmen, daß auch ihr Rat aus der Ferne zur Förderung unserer Bestrebungen Bedeutendes beitragen wird.

„Not matter, but mind" (nicht Materie, sondern Geist), das ist die Devise, welche der Kongreß gewählt hat und sie ist für dessen Ziele gewiß die bezeichnendste zu nennen. Handelt es sich ja darum, der Betrachtung der äußeren Seite der Dinge die der inneren entgegenzustellen und unsere Anschauung von dem Wesen der Materie den Ergebnissen der neuesten induktiv spiritualistischen Forschung entsprechend umzugestalten. Wie aus dem uns von dem Generalkomitee gesandten Zirkular hervorgeht, wird der Kongreß es als seine Aufgabe betrachten, die Phänomene der neuen Erfahrungsseelenkunde historisch, analytisch und experimentell zu prüfen. Vorbehaltlich gelegentlicher, durch die Verhältnisse bedingter Veränderungen umfaßt das Programm:

I. a) Allgemeine Geschichte der psychischen Phänomene.
   b) Die Darstellung des Wertes menschlichen Zeugnisses bezüglich derselben.
   c) Die Resultate individueller Bemühung zur Sammlung psychischer Begebenheiten und zur Lösung der hieraus hervorgehenden Probleme.
   d) Den Ursprung und das Wachstum der Gesellschaften für psychische Forschung und die bisher von ihnen erlangten Resultate.

II. Genaue Beobachtung der verschiedenen Klassen psychischer Phänomene, der für ihre Beleuchtung dargelegten Theorien und der weiteren Probleme, welche der Forschung offenstehen. Die zu behandelnden Fragen können provisorisch eingeteilt werden, wie folgt:
   a) Gedankenübertragung oder Telepathie, — die Einwirkung eines Geistes auf einen andern unabhängig von der sinnlichen Vermittlung. Natur und Umfang dieser Einwirkung. Diesbezügliche Experimente.
   b) Hypnotismus oder Mesmerismus. Natur und Charakteristik des hypnotischen „Trance"zustandes in seinen verschiedenen Phasen, einschließlich des Autohypnotismus, Hellsehens, der

Hypnotisierung aus der Ferne, und Vervielfältigung der Persönlichkeit. Hypnotismus in seinen Anwendungen auf die Therapeutik. — Die medizinisch-juridischen Beziehungen des Hypnotismus.

c) Hallucinationen. — Mahnungen. — Erscheinungen Lebender und Verstorbener.

d) Unabhängiges Hellsehen und Ausbildung des Gehöres bei Sensitiven. — Psychometrie. — Automatisches Sprechen, Schreiben usw. — Der mediumistische Trancezustand und seine Beziehungen zu gewöhnlichen hypnotischen Zuständen.

e) Psychophysische Phänomene, wie Klopfen, Tischrücken, unabhängige Schrift und andere spiritistische Kundgebungen.

f) Die Beziehungen der genannten Gruppen von Phänomenen zu einander. — Die Verbindung zwischen Psychischem und Physischem. — Die Bedeutung der psychischen Wissenschaft für die menschliche Persönlichkeit und besonders für die Frage über ein zukünftiges Leben.

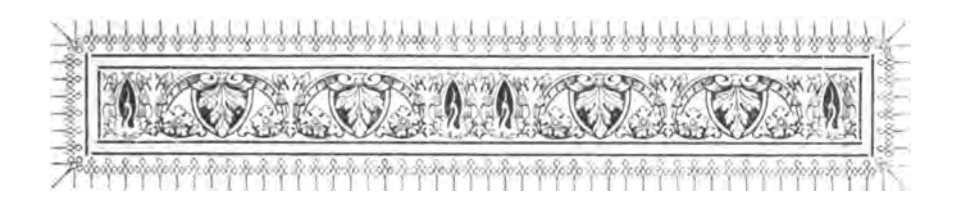
Man ersieht aus diesem Ueberblicke über das Schaffensgebiet, welches der Kongreß zu erforschen übernehmen will, welche Bedeutung derselbe für alle Psychiker gewinnen und mit welcher Spannung man die Thätigkeit und die Resultate desselben erwarten muß. Man darf annehmen, daß derselbe der Sache des Spiritualismus in den hervortretenden Kreisen aller Länder durch Hebung aller Vorurteile die erhoffte Anerkennung verschaffen wird und daß Jemand, der in Zukunft den psychischen Phänomenen mit der bisher so gerühmten und beliebten „wissenschaftlichen" Skepsis gegenübertreten würde, hierdurch nicht den Ruf seiner Gelahrtheit erhöhen, sondern sich als Unwissender erniedrigen würde.

Wir werden uns bemühen, den Arbeiten des Kongresses mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen und unseren Lesern über alle Ergebnisse genauen Bericht zu erstatten. Dies wird uns besonders, wie wir zu unserer Freude konstatieren können, durch die geistige Mitwirkung unseres rühmlichst bekannten Mitarbeiters, des Herrn Ludwig Deinhard, ermöglicht, welcher nach Chicago zum Kongresse gereist ist. —

Letzterem wird, wie wir noch zu bemerken haben, ein Kongreß der bedeutendsten Religionsgenossenschaften folgen. Derselbe ist in gewissem Sinne eine Ergänzung des vorhergehenden. Man spricht von ihm als von einem „Religionsparlamente" und vom „ersten wirklich ökumenischen Konzil". Ob er die Erfolge erzielen wird, welche dem Zusammentritte der Psychiker vorherzusagen sind, dürfte vielleicht in Zweifel gezogen werden. Immerhin aber ist auch er ein bemerkenswertes Ereignis. Besonders merkwürdig muß es erscheinen, daß Angehörige und Leiter von Kirchen, welche früher von dem Verkehre mit Ketzern zurückgeschreckt sind und solchen mit dem Anathem bestraften, am Ende des Jahrhunderts friedlich mit ihren Brüdern verschiedenen Glaubens zu verkehren sich entschlossen haben. Hoffentlich dürfte aber dieser Verkehr nicht mehr zu

Bekehrungsversuchen ausgenützt werden. Die Vortragsthemata sind solche, welche zur Feststellung des Gemeinsamen in allen Religionen, zur Erzielung einer brüderlichen Annäherung und einer Universalreligion der Zukunft dienen können. Es ist uns, wie wir glauben, in unserer Schrift „Geistige Religion" gelungen, klarzulegen, auf welcher Basis eine solche denkbar wäre. Nur wenn man erkennt, daß das Streben nach Vervollkommnung und Vergeistung das einzige Bindungsmittel sein kann, durch welches die Völker in Zukunft brüderlich geeint werden können, und daß die Universalkirche der Zukunft Gott nicht mehr äußerlich, sondern nur innerlich anbeten kann, nur dann wird man von entscheidendem religiösem Fortschritte sprechen können. Es fällt uns schwer, anzunehmen, daß die Besucher des Kongresses in Chicago dazu geeignet sind, einen solchen herbeizuführen. Die Inhaber hoher kirchlicher Ehrenämter werden wohl fürchten, diese einzubüßen, wenn sie der Menschheit „Geistige Religion" predigen. Solches wird daher Männern vorbehalten bleiben, die überzeugungstreu auf dieselben bereits verzichtet haben. Der buddhistische Hohepriester und die katholischen Bischöfe und Aebte, die an dem Kongresse teilnehmen, werden sicher auch diese uneinträgliche Aufklärung diesen gefallenen Kollegen überlassen und vorläufig noch nach freundlichem Meinungsaustausch, der ja gewiß auch schon ein kleiner Fortschritt ist, auf ihre Posten zurückkehren, um zwar nicht mehr Ketzerhaß, aber doch die Vorzüglichkeit ihrer eigenen Religion vor allen andern zu predigen und dann den Lohn für ihre Mühe einzuheimsen. Sollten sie in Chicago sich herabgelassen haben, sich den Laienpsychikern zu nähern, und von ihnen die neuesten experimentellen Beweise eines „Jenseits", die allerdings in gewisser Hinsicht einigen beliebten Dogmen und „Wundern" etwas schädlich werden können, entgegenzunehmen, so wäre das sicher auch von einigem Nutzen, zumal wenn die Herren dann in Zukunft weniger bestrebt sein wollten, in ihren Kanzelreden den frommen Gläubigen die spiritistische Forschung als eine höchst gefährliche Beschwörung des leibhaftigen Gottseibeiuns zu verbieten.





Ueber den Einfluß psychischer Faktoren im Okkultismus.

Von

Dr. Carl du Prel.

✲

2. Beim Patienten.

Bei jedem Naturvorgang kommt es darauf an, was oder wer wirkt, und auf was oder wen gewirkt wird. Die Bedingungen des Eintritts müssen auf beiden Seiten die entsprechenden sein, damit der Vorgang stattfinde.

Das gilt auch von aller Magie. Da nun aber, wie wir gesehen haben, die magischen Kräfte des Agenten einen psychischen Einfluß erleiden, muß dieser auch bei der Versuchsperson nachweisbar sein. Der Agent muß den unerschütterlichen Glauben an seine Kraft, der Patient das hingebende Vertrauen, die lebendige Ueberzeugung haben, daß auf ihn eingewirkt werden kann.

Auch davon lassen sich die Beweise schon beim Magnetisieren finden, und sie gelten von der Magie überhaupt, weil diese durch magnetische Kräfte zustande kommt, nur daß hier die größere Rolle dem psychischen Faktor zukommt. Daran freilich ist nicht zu zweifeln, daß der animalische Magnetismus, da er auch seine physische und physiologische Seite hat, oft auch ohne den psychischen Faktor wirken kann, ohne (wenn auch nicht gegen) den Glauben des Agenten und ohne das Vertrauen des Patienten; aber wo sie vorhanden sind, tritt auch die Wirkung gesteigert ein.

Du Potet und hundert andere Magnetiseure haben auch auf Kranke gewirkt, die nicht glaubten.[1]) Er nennt es einen großen Irrtum, daß der Glaube des Kranken unentbehrlich sei,[2]) und ebenso haben schon Puységur und Deleuze gesagt, daß man auch auf Ungläubige wirken kann.[3]) Positiver Widerstand ist allerdings schwer zu überwinden, aber Passivität, selbst ohne Glauben, ist eine genügende Bedingung der Wir-

---

[1]) Du Potet: magie dévoilée. 43.

[2]) Derselbe: thérapeutique magnétique. 35.

[3]) Puységur: mémoires. 256. — Deleuze: instruction pratique. 18.

kung.[1]) Darum eben können Schlafende sehr gut magnetisiert werden. Das Gleiche gilt aber vom Hypnotismus. Der Unglaube des Patienten schützt ihn nicht unter allen Umständen gegen Suggestionen, aber in sehr vielen Fällen, wenn nämlich die entgegenwirkende Autosuggestion stärker ist.[2]) Schlafende aber können durch Suggestion in Hypnotismus versetzt werden.[3])

Verstärkt aber wird die Wirkung unbestreitbar durch den psychischen Faktor des Patienten, durch sein hingebendes Vertrauen, und die größte Wirkung wird erzielt, wo der aktive Glaube dem passiven Vertrauen entgegenkommt. Der Glaube an die Heilung ist schon der erste Schritt zur Heilung, und jeder Magnetiseur und Hypnotiseur wird zugeben, daß das biblische Wort „Dein Glaube hat dir geholfen" eine Wahrheit enthält. Die Meinung, daß der Glaube des Kranken ganz unentbehrlich sei, käme einer Leugnung des magnetischen Agens, des physischen Faktors, gleich; die Meinung dagegen, der Glaube könne die Wirkung nicht einmal steigern, würde das magnetische Agens zu einer bloß physischen Kraft herabsetzen und käme der Leugnung des psychischen Faktors gleich. Beide Ansichten sind eben einseitig. Deleuze sagt, daß der Unglaube des Kranken die Wirkung zwar nicht hindert, daß aber der Glaube sie begünstigt und steigert.[4])

Der Glaube des Patienten ist eben eine Autosuggestion, und diese muß notwendig die Wirkung verstärken, wenn sie zum magnetischen Akt und zur hypnotischen Fremdsuggestion noch hinzukommt. Professor Forel sagt: „Es ist gar keine Frage, daß der beste Hypnotiseur derjenige ist, der es am besten versteht, die Personen, die er hypnotisieren will, von seiner Fähigkeit dazu zu überzeugen, und der sie für die Sache mehr oder weniger zu begeistern vermag. Die Begeisterung ist somit beim Hypnotisierten wie beim Hypnotiseur ein wichtiger Faktor; denn um andere recht zu überzeugen, muß man meist selbst überzeugt sein, oder dann dramatisches Talent besitzen. Was aber bei beiden Teilen, beim aktiven, wie beim passiven, am meisten begeistert, ist der thatsächliche Erfolg, die Wahrheit der Thatsache. Auf diesem psychologischen Vorgang beruhen die so viel besprochenen und so wenig verstandenen hypnotischen Epidemien, die Massensuggestionen und die „Ansteckung" des Hypnotismus. Alles, was uns „begeistert", gewinnt Macht auf unsere Gehirnthätigkeit, besiegt leicht alle Gegenvorstellungen und — suggeriert uns leicht durch Anregung entsprechend plastischer Phantasiebilder".[5])

Bei solchen Epidemien zeigen sich die gesteigertsten Phänomene. Das zeigte sich zu Mesmers Zeiten in seinen chambres de crises, und zeigt sich heute in den Schlafsälen des Prof. Wetterstrand. Weil es nun aber vollständig gleichgültig ist, aus welcher Quelle die Suggestion kommt, ob

[1]) Du Potet: manuel de l'étudiant magnetiseur. 11. [2]) Ochorowicz: de la suggestion. 360. — Forel: Der Hypnotismus. 55. — Moll: Der Hypnotismus. 26. [3]) Moll: Der Hypnotismus. 36. [4]) Deleuze: histoire critique, I, 144. [5]) Forel: Der Hypnotismus. 37.



sie von einem Hypnotiseur ausgesprochen, oder durch den Anblick eines Gegenstandes erregt wird, so kann auch von einem solchen die psychische Ansteckung ausgehen, sei es nun eine wunderthätige Madonna oder die Quelle von Lourdes. Wenn der Ruf solcher Gegenstände sich befestigt hat, ist vorweg der größte Erfolg zu erwarten; denn der gläubige Patient wird einem Marienbilde sicherlich eine größere Macht zuschreiben, als einem Hypnotiseur, mag er in diesen noch so viel Vertrauen haben. Darum eben reduzieren sich die Wunder von Lourdes auf Wunder der Suggestion.

Ein wirklich aufgeklärter Arzt, der bei seinem Patienten den Glauben an Lourdes vorfindet, wird sich hüten ihn anzutasten, ja er wird ihn fördern; andernfalls würde er sich dem Verdacht aussetzen, daß es ihm mehr um seinen Gelehrtenruf, als die Gesundheit seines Patienten zu thun ist. Wodurch der Kranke gesund wird, kann dem Arzte ganz gleichgültig sein. Findet er nun ein felsenfestes Vertrauen des Kranken, etwa in ein Amulet oder einen Fetisch, vor, so wird er sich sagen, daß eine solche Autosuggestion ein großer Hebel der Gesundheit werden kann, die man also nicht bekämpfen, sondern steigern, ja, wenn sie fehlt, durch Fremdsuggestion erwecken soll. Freilich muß der Arzt invidualisieren und mit psychologischem Verständnis beurtheilen können, welche Fremdsuggestion er im gegebenen Fall geben kann, und ob sie Aussicht hat, acceptiert zu werden. Einem Professor wird er nicht die „schwarze Mirl" von Altötting empfehlen; aber einer Bäuerin wird er den Glauben daran nicht nur lassen, sondern den schwankenden befestigen. Das wäre Schwindel, wird Mancher sagen. Gewiß; aber ein sehr wohlthätiger, und es wäre gut, wenn in der Medizin kein anderer zu finden wäre. In der Salpetrière von Paris lag eine Kranke, die seit 7 Jahren an einer mit Kontraktur verbundenen Lähmung litt. Die Aerzte gaben ihr versuchsweise längere Zeit hindurch die Suggestion, daß sie gelegentlich einer religiösen Feier zu Ehren der Jungfrau Maria geheilt werden würde. Bei derselben wurde sie in der That und plötzlich geheilt, und es blieb nur noch eine Schwäche, die sich aus dem langen Mangel an Bewegung erklärte.[1])

Ein ächter Kliniker nun würde darin einen der Wissenschaft unwürdigen Versuch gesehen haben: Seine Gelehrteneitelkeit würde ihm nicht erlaubt haben, sich dem Verdachte des Marienglaubens auszusetzen; er würde die der Wissenschaft würdigen Hülfsmittel angewendet und — nichts erreicht haben. Aber auch ein Hypnotiseur könnte vielleicht gemeint haben, seine normalen Suggestionen seien eben so heilkräftig, und würde gerade in diesem Falle weniger Erfolg gehabt haben, weil ein gläubiger Patient von der Macht der Jungfrau Maria eben doch eine viel größere Vorstellung hat, als von der eines noch so berühmten Hypnotiseurs.

Es giebt historische Beispiele, wo Massenphänomene dieser Art vorkamen, und wo der Erfolg um so mehr auf den psychischen Faktor, auf

[1]) Binet und Féré: le magnétisme animal. 266.

das Vertrauen des Kranken, zu schieben ist, als die Suggestion nicht von lebenden Agenten, sondern von leblosen Gegenständen ausging. Dahin gehören die viele Jahre andauernden Phänomene am Grabe des Abbé Paris vor etwa 160 Jahren, die zu Gunsten der Jansenistischen Sekte eintraten. Diese Phänomene sind kaum glaublicher Natur; aber sie sind bezeugt von Gerichtspersonen, von Aerzten, von Tausenden von Zeugen und von den Gegnern selbst, den Jesuiten, die sich nur damit zu helfen wußten, daß sie sie dem Teufel zuschrieben. Dabei kam es aber mehrfach vor, daß, wenn der Glaube des Patienten erschüttert wurde, der Erfolg ausblieb. Eine Kranke hatte dortselbst lange Zeit hindurch sehr heilsame „secours“ von den Anwesenden erhalten — das waren zum Teil Maßregeln, die an Dr. Eisenbart erinnern —; in Folge des Umgangs mit aufgeklärten Freundinnen begann sie aber zu zweifeln, die Heilwirkung verminderte sich und hörte endlich auf. Eine andere, deren Augen auf dem besten Wege zur Heilung waren, machte keine Fortschritte mehr, als sie einen Ungläubigen heiratete.[1]) Diese „secours“ waren oft von schrecklicher und widerlicher Art; aber die Kranken hatten den instinktiven, unerschütterlichen Glauben, daß sie ihnen helfen würden. Sie riefen den Zuschauern, die oft vom bloßen Anblick erschreckt waren, zu, in der verlangten Hülfe nicht auszusetzen und warfen ihnen ihren Mangel an Vertrauen vor. Wenn aber der Patient selbst, momentan erschreckt, das Vertrauen verlor, dann kam es vor, daß er durch die secours schwer geschädigt wurde. Eine Kranke, welcher Degenstiche versetzt wurden, die nicht ins Fleisch eindrangen, verlor einen Augenblick lang den Mut und rief: „Ihr werdet mich töten!“ Sie hatte das kaum ausgesprochen, so drang der Degen zwei Daumen tief in ihr Fleisch.[2])

David Hume, der große skeptische Philosoph, der aber keine Ahnung davon hatte, daß der psychische Faktor über den organischen Kräften steht und sie beherrscht, sieht sich gleichwohl genötigt, bezüglich dieser Vorgänge in Paris zu sagen: „Niemals ist eine größere Zahl von Wundern Jemandem zugeschrieben worden, als die, welche in Frankreich auf dem Grabe des Abbés Paris, des berüchtigten Jansenisten, geschehen sein sollten, mit dessen Heiligkeit das Volk so lange betrogen wurde. Die Heilung von Kranken, die Wiedererlangung des Gehörs bei Tauben und des Gesichts bei Blinden, wurden überall als Wirkungen dieses heiligen Grabes erzählt. Aber noch viel wunderbarer ist es, daß viele von diesen Wundern gleich an Ort und Stelle festgestellt worden sind, und zwar von Richtern von unzweifelhafter Rechtlichkeit, auf das Zeugnis von glaubwürdigen und angesehenen Personen, in einem aufgeklärten Zeitalter und auf der hervorragendsten Schaubühne der jetzigen Welt. Das ist aber noch nicht Alles. Ein Bericht davon wurde gedruckt und überall verbreitet“ — es ist das Buch des Parlamentsrats Carré de Montgeron gemeint — „und die Jesuiten waren nicht imstande, ihn bestimmt zu widerlegen oder den Betrug aufzudecken, obgleich

[1]) Carré de Montgeron: la verité des miracles, III, 769. 774.

[2]) Derselbe: 800. 722.



diese gelehrte Körperschaft von der Obrigkeit unterstützt und eine erklärte Feindin der Ansichten — des Jansenismus — war, zu deren Gunsten die Wunder geschehen sein sollten".[1])

Hier also, durch einen leblosen Gegenstand erweckt, hat der psychische Faktor rein als solcher gewirkt und es hat sich gezeigt, in wie hohem Grade er die organischen Kräfte beherrscht. Wir müssen eben immer bedenken, daß er weder beim Agenten, noch beim Patienten auf eine Gehirnvorstellung und den bewußten Willen beschränkt ist, sondern im Unbewußten d. h. in der Psyche selbst liegt, die aber nicht in solcher Weise wirken könnte, wenn sie nicht das organisierende Prinzip des Körpers wäre. Wie weit ihre Macht in der Beherrschung der organischen Kräfte geht, wissen wir nicht und können keine Grenze dafür aufstellen. Es ist derselbe Philosoph Hume und der Kardinal von Retz, welche einen ganz extremen Fall von Heilung durch Autosuggestion erzählen, beide unvermögend, ihn zu bestreiten, und doch unvermögend, ihn zu glauben. Auf seiner Flucht nach Spanien kam nämlich der Kardinal nach Saragossa, wo man ihm in der Kathedrale einen Mann zeigte, der sieben Jahre als Thürhüter gedient hatte und allen Besuchern der Kirche wohlbekannt war. Er hatte die ganze Zeit nur ein Bein gehabt; aber durch Einreibung des Stumpfes mit heiligem Oel bekam er das andere wieder, und der Kardinal versichert, ihn mit zwei Beinen gesehen zu haben. Das Wunder wurde von allen bestätigt und die ganze Bürgerschaft zur Bestätigung der Thatsache angerufen.[2]) Ganz und gar undenkbar ist die Sache darum nicht, weil wir im Tierreich dem Ersatz verlorener Körperteile vielfach begegnen.

Paracelsus sagt: „Laßt Euch das keinen Scherz sein, ihr Aerzte; ihr kennt die Kraft des Willens nur zum kleinsten Teil".[3]) Und er deutet ganz richtig die transscendentale Quelle dieser die organischen Kräfte beherrschenden Kraft an, wenn er sagt: „Darum merket, daß wir durch den Glauben zu Geistern werden, und was wir über die irdische Natur handeln, das thut der Glaube".[4]) Er wußte es sehr wohl, daß das vom Agenten, wie vom Patienten gilt, und schrieb einerseits die Werke der Apostel und Heiligen der Macht ihres Glaubens zu, anderseits die nach dem Tode der Heiligen vollbrachten Wunder der „menschlichen Einbildung" nicht so, als ob diese Wunder bloße Einbildungen wären, sondern in dem Sinne, daß sie durch Autosuggestion wirklich geschehen.

Diese Einsicht findet sich nicht bloß bei den Okkultisten des Mittelalters. Der Jesuite Athanasius Kircher sagt, daß die Einwirkung eines starken Willens um so leichter sei, wenn kein widerstrebender Empfänger — subjectum non repugnans — vorhanden sei.[5]) Giordano Bruno zählt

---

[1]) Hume: Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes. Abteilung X, Abschnitt II.

[2]) Derselbe.

[3]) Paracelsus: Paramirum. tract., IV, c. 8.

[4]) Derselbe: Philos. sagax, l. I.

[5]) Ennemoser: Der Magnetismus. 665.

verschiedene Arten seelischer Kraftanspannung auf, um magisch zu wirken; als fünfte nennt er die Kraft des Glaubens, die sich besonders dann zeige, wenn dem aktiven Glauben ein passiver entgegenkomme. Dies sei auch das Prinzip der ärztlichen Wirksamkeit, und diejenigen Aerzte, denen das meiste Vertrauen geschenkt werde, hätten auch die besten Erfolge.[1]) Was also die moderne Medizin von der Suggestion weiß, das wußte man bereits im Mittelalter, und noch mehr.

In dem Maße, als unsere materialistische Medizin ihren Kredit immer mehr verlieren wird, muß notwendig der psychische Faktor wieder zur Anerkennung kommen. Vorläufig freilich verlangen die Aerzte die psychische Leistung nur vom Patienten. Das Vertrauen, daß sie nicht genießen, verlangen sie doch als nötig; sie wissen, daß Brodpillen oft dasselbe leisten, als das jeweilige Modemedikament, wenn nur der Patient daran glaubt. Das Vorbild eines solchen ist jener Bauer, dem der Arzt ein Rezept aufschrieb und mit den Worten gab: „Nehmen Sie das". Der Bauer verschluckte das Papier — und wurde gesund.

Daß das Vertrauen des Kranken ein großer Heilfaktor ist, haben die magischen Aerzte von jeher gewußt. Später fanden es die Magnetiseure in der Erfahrung bestätigt, und jetzt betonen es die Hypnotiseure. Bei diesen zeigt sich die Unentbehrlichkeit dieses Faktors sogar am deutlichsten; denn eine Suggestion wirkt nur, wenn sie acceptiert wird, und nur diejenige wird acceptiert, an die man glaubt. Die Wirkung einer Fremdsuggestion wird verstärkt durch die gleichsinnige Autosuggestion des Patienten, und eine solche ist das Vertrauen; sie wird gelähmt und aufgehoben durch eine Gegensuggestion, und eine solche ist das Mißtrauen. Das eben ist ja der Witz des Hypnotismus, daß der Patient in einen Zustand psychischer Widerstandslosigkeit, also großer Suggestibilität versetzt wird, und in welchem er unfähig ist, sich Gegensuggestionen zu bilden. Ist nun aber das Vertrauen schon im Wachen vorhanden, so tritt Suggestibilität auch ohne Schlaf ein.

Autosuggestionen, wenn sie mit der Fremdsuggestion gleichsinnig sind, fördern also den Erfolg. Professor Delboeuf hat jüngst einen Patienten von seiner Cholerafurcht befreit, nicht etwa indem er diese Autosuggestion unterdrückte, sondern verwandelte. Er gab ihm nämlich den posthypnotischen Befehl, sich mit dem Gedanken an die Cholera eingehend zu befassen, aber in dem Sinne, daß er sich über Cholerafurcht lustig machte. Er befahl ihm eine ironisierende Abhandlung zu schreiben und das Lob der Cholera darin anzustimmen. Der Patient schrieb sie und Delboeuf hat sie veröffentlicht.[2])

Schon einer der ersten Hypnotiseure, Philipps, schrieb: „Eine ernste Stimmung und besonders eine Disposition zum Vertrauen und Glauben, sind vorteilhafte moralische Bedingungen; egoistische Triebe dagegen, die

---

[1]) Bruno: de multiplici contractione.

[2]) Revue de l'hypnotisme, VII, 315—318.

Neigung zu übertriebenem Skeptizismus und Kritik, sowie Leichtfertigkeit des Geistes erzeugen widerspenstige Dispositionen".[1]) Bernheim sagt, daß Personen, die eine Ehre darein setzen, zu zeigen, daß man sie nicht hypnotisieren könne, auch nicht einschlafen und keine Suggestionen aufnehmen, weil sie sich bewußt oder unbewußt damit eine Gegensuggestion geben.[2]) Personen, die an Gehorsam gewöhnt sind, Soldaten, Arbeiter, Diener 2c. können leichter hypnotisiert werden, als andere, insbesondere als solche, die sehr gebildet sind und aus ihrem Skeptizismus eine Art Profession machen.[3]) Liégeois sagt: „Zunächst ist es nötig, daß die Versuchsperson ihre Einwilligung ertheilt, nicht bloß formell, sondern in gutem Willen. Da es sich darum handelt, bei ihr einen bestimmten Geisteszustand herbeizuführen, liegt es auf der Hand, daß kritischer Zweifel, Spott und Mystifikation dem Erfolg des Versuches möglichst schädlich sind. Ich will damit nicht sagen, daß man von Beginn an den Glauben haben muß — wie die Magnetiseure behaupten —, es bedarf nur des guten Willens; dieser aber ist bei keinem Versuch entbehrlich".[4]) Endlich heißt es bei Moll: „Es zeigt sich gerade hier recht klar die große Macht der hypnotischen Suggestion, daß sie in einer ganzen Reihe von Fällen dem großen Mißtrauen gegenüber doch noch Erfolg hat; denn Mißtrauen ist eine große Autosuggestion, die Autosuggestion aber ist die größte Feindin der Fremdsuggestion"[5]) — sie wäre denn, wie ich beisetze, gleichsinnig.

Was die Aerzte erst in Folge allmählicher Erfahrung gelernt haben, das hätten ihnen die magnetisch oder hypnotisch in Somnambulismus versetzten Patienten längst lehren können, hätte man sie befragt; denn diese können auch in dieser Hinsicht über sich selbst die besten Aufschlüsse geben. Zu Kerner sagte eine Somnambule spontan: „Auf den Glauben, mit dem ein ärztliches Mittel genommen wird, kommt auch unsäglich viel an, daher wirken oft die besten Mittel nicht".[6]) Sie hätte dazu setzen können: daher wirken die unscheinbarsten Mittel oft Wunder. Man hat die Somnambulen von jeher zu sehr als bloße Versuchspersonen und zu wenig als Lehrmeister behandelt, was sie doch sein könnten. Man hat sie zwar viel befragt über Dinge, die ins Gebiet der Physiologie gehören, aber Aufschlüsse über die psychologische Behandlungsweise, wovon sie doch eben so viel wissen, hat man von ihnen nicht verlangt, weil eben die Bedeutung des psychischen Faktors selbst heute noch viel zu sehr unterschätzt ist.

Immerhin ist die Suggestionstherapie ein Anfang zur psychischen Kurmethode der Zukunft, die aber den Patienten und den Agenten umfassen wird. Die Suggestionslehre liegt auf der Grenzscheide zwischen Physiologie und transscendentaler Psychologie. Je mehr sie vertieft werden wird, desto mehr werden die mittelalterlichen Okkultisten wieder zu Ehren kommen. Man wird dann einsehen, daß der Agent durch Belebung des

[1]) Philipps: Cours théorétique et pratique de Braidisme. 41. [2]) Bernheim: de la suggestion. 6. [3]) Cullerre: magnétisme et hypnotisme. 95. [4]) Liégeois: de la suggestion. 88. [5]) Moll: Der Hypnotismus. 218. [6]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 85.



psychischen Faktors aus seiner transscendentalen Tiefe die Kräfte heben kann, welche zu „Wundern" nötig sind. Man wird aber auch einsehen, daß der Patient durch das gleiche Mittel empfänglich werden kann für Einflüsse, die an ihm abprallen, solange er ihnen nur das Pachyderma seines groben Leibes entgegensetzt. In diesem Sinne hat Paracelsus — um das Wort zu wiederholen — gesagt, daß wir durch den Glauben „zu Geistern werden", und in diesem Sinne sagt der Italiener, wenn er von einer Ekstatischen spricht: E spiritata!

Wenn aber diese Einsicht in die Medizin übergegangen sein wird, dann wird sie wieder Kunst sein, und sie wird heilen können, was sie als bloße Wissenschaft nicht kann.

Diese transscendentale Psychologie ist es, die seit alten Zeiten als Magie bezeichnet wurde. Sie umfaßt die Lehre, daß wir „als Geister" für überirdische Wirkungen empfänglich werden können, als Geister den irdischen Wirkungen einen Widerstand entgegensetzen und sie paralysieren können, und als Geister überirdische Kräfte auslösen können; daß aber alle diese Phänomene nur schwer in die Erscheinung treten, weil eben innerhalb der irdischen Existenz der überirdische Wesenskern schwer zum Durchbruch gelangt. Wo es aber geschieht, erweist sich der psychische Faktor als der eigentliche Hebel.

Wenn auf unseren Universitäten wieder Magie gelehrt werden wird, wie einst zu Salamanka, Toledo und Krakau, dann wird man die hohe Bedeutung des psychischen Faktors bei den magischen Operationen jeder Art, beim Agenten, wie beim Patienten, aufweisen können. Heute wird als ein Teil der Magie nur der Spiritismus gepflegt, worin wir aber von wissenschaftlicher Einsicht und systematischen Experimenten noch sehr weit entfernt sind, daher denn auch nur vereinzelt Vorkommnisse berichtet werden, welche die Bedeutung des psychischen Faktors ins Licht stellen. Das Medium Home, in Trance befindlich, nahm den Cylinder einer Moderateurlampe ab, trat zu einer Dame und ersuchte sie, den Cylinder zu berühren; sie weigerte sich aber, weil sie wußte, daß er sehr heiß war. Als Home sie auf Daniel verwies, der die Flammen im Feuerofen kühl empfand, war ihr Vertrauen hergestellt und sie berührte den Cylinder, den sie durchaus nicht heiß empfand, aber nicht etwa, weil er sich inzwischen abgekühlt hätte, denn ein Herr, der ihn sodann berührte, erhielt eine Brandblase, die drei Tage lang sichtbar blieb.[1]) Home nahm glühende Kohlen aus dem Kamin und brachte sie an seine Zunge, was auch andere thun konnten, wenn sie an ihre Kraft glaubten.[2])

Häufiger beobachtet, wenngleich auch noch nicht systematisch studiert, wurde innerhalb des Spiritismus der psychische Einfluß der Zuschauer auf die Phänomene. Davon soll im nächsten Abschnitt die Rede sein.

---

[1]) Bericht der dialektischen Gesellschaft. II, 49.
[2]) Perty: Der Spiritualismus. 104.





Ueber Suggestion und suggestive Zustände.

Von

L. Delius.

✻

So lautet der Titel einer vor kurzem im Verlag von J. F. Lehmann-München erschienenen Brochüre, die einen von Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing, prakt. Arzt in München, am 17. März 1893 in der Münchener anthropologischen Gesellschaft über dieses Thema gehaltenen Vortrag enthält.

Suggestion und suggestive Zustände bilden das Leitmotiv jener Arien, die seit Jahren im Lager der ärztlichen Hypnotiseure in allen Tonarten gesungen werden; bald ist es ein süßes Loblied auf diese herrliche Errungenschaft des 19. Jahrhunderts — während doch bekanntlich die Menschheit sich dieser Kunst oder Wissenschaft — wie soll man sie nennen? — schon vor ein paar tausend Jahren erfreut hat — bald aber ein schmetternder Schlachtgesang, zum Kampf aufrufend gegen jenen finstern „mittelalterlichen Aberglauben des Okkultismus", gegen jene „mondscheindämmrigen Schwärmer des Spiritismus".

So auch hier. Der Redner spricht zum Schluß den inhaltsschweren Satz aus: „Die Geschichte von der Gläubigkeit und dem Glauben ist im Grunde genommen nichts anderes, als die Geschichte der Suggestion". Warum nicht lieber gleich sagen: Die Geschichte der Menschheit löst sich genau betrachtet in die Geschichte der Suggestion auf. Das klänge noch besser.

Doch Scherz bei Seite, der Vortrag ist sicher beachtenswert, auch für die Leser der „Sphinx". Namentlich möchte ich die zum Schlusse gegebene tabellaristische Zusammenstellung hervorheben, die die Hypnotisierbarkeit in Prozent-Zahlen angiebt. Dr. v. Schrenck unterscheidet 3 Grade der Suggestibilität: 1. Somnolenz; die Suggestibilität ist partiell für bestimmte Akte erhöht ohne wesentliche Beeinträchtigung der Apperzeption und des Bewußtseins. 2. Hypotaxis; Unfähigkeit, trotz energischer Willensanstrengung, bestimmten Suggestionen zu widerstehen. Apperzeption für Vorgänge der Außenwelt vermindert. Keine oder nur partielle Amnesie

nach dem Erwachen. 3. Somnambulismus; neben der Widerstandsunfähigkeit gegen Suggestionen besteht Amnesie oder Empfänglichkeit für Hallucinationen oder beides zugleich. Von 8705 hypnotisch behandelten Personen (verschiedener Nationen) blieben

	refraktär	519	oder	6 %
Es trat ein	Somnolenz . .	bei 2557	bei	29 %
„ „ „	Hypotaxis . .	„ 4316	„	50 %
„ „ „	Somnambulismus	„ 1313	„	15 %
		8705 Personen		100 %

Wenn wir nun die Brochüre von unserem Standpunkte aus zu beurteilen unternehmen, so fällt uns vor Allem deren aggressive Haltung gegenüber den Vertretern der okkulten Wissenschaft in die Augen. Das Thema selbst hätte — obwohl Fragen der Physio-Psychologie behandelnd — doch diesen Ausfall keineswegs bedingt. Allein es scheint, wie wenn Dr. von Schrenck seinen Zuhörern und Lesern die Ueberzeugung zu verschaffen beflissen war, daß die ganze Geschichte des Okkultismus nichts weiter sei, als die Geschichte des menschlichen Irrtums, dem mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, die Pflicht jedes Mannes der Wissenschaft sei — so vollkommen übergeht er Alles, was in den letzten Jahrzehnten mit größter Schärfe und wahrem Raffinement der Beobachtung seitens englischer, französischer und deutscher Forscher auf diesem Gebiete festgestellt wurde. Die mühsamen, Jahrzehnte währenden vorzüglichen Beobachtungen über das „Od" des Dr. Freiherrn v. Reichenbach sind wertlos — in den Augen des Dr. v. Schrenck — denn er kannte nicht die Wirkung der Autosuggestion; die jahrelangen Researches in the Phenomena of Spiritualism des Prof. Crookes sind keiner Beachtung, keines Wortes der Erwähnung würdig; denn er vermied nicht jene furchtbare Klippe, jene alles verschlingende Charybdis der psychologischen Forschung, die Suggestion! — Die zöllnerischen Experimente sind vollends keiner Silbe der Erinnerung wert, denn der unglückliche, hereditär belastete Mann hatte sich wohl in einem wahren Netzwerk von Auto- und Fremd-Suggestionen verfangen. Doch fragen wir uns, um der ironischen Anwandlungen, die den Leser der Dr. v. Schrenck'schen Ausführungen leicht überfallen können, Herr zu werden, worin eigentlich der Grund für diese Anbetung der Suggestion als Allbeherrscherin zu suchen ist, so lautet wohl die Antwort folgendermaßen: Dr. v. Schrenck und mit ihm die ganze physio-psychologische Gelehrten-Schule übersieht vollständig das Gesetz der Analogie, das die Erscheinungen des Hypnotismus und die des Spiritismus in Parallelismus setzt. Man denke an die Analogie zwischen der sogenannten Objectivation des types, dem Phänomen des Doppelbewußtseins im Hypnotismus einerseits und den Erscheinungen der Besessenheit bei den Sprechmedien (médiums à incarnation) im Spiritismus andrerseits. Die beste und klarste Uebersicht über diesen Parallelismus giebt Papus, der sicherlich als Arzt doch auch hier zu Worte kommt, in seinem Traité méthodique de science

occulte, (Seite 885,) woselbst alle analogen Zustände des Hypnotismus und Spiritismus in einer Tabelle zusammengestellt sind.

Der Grundirrtum jener Physio-Psychologen besteht also darin, diese Aehnlichkeit zwischen beiden Gebieten in eine Gleichheit umzuwandeln, und zu behaupten, Spiritismus sei nichts anderes als mißverstandener Hypnotismus. Daß dem Forscher im Spiritismus aber eine ganz neue Welt entgegentritt — wie jüngst Prof. Richet in den Annales des sciences psychiques schrieb, davon ist natürlich in den Schrenck'schen Ausführungen nichts enthalten. Dagegen sagt er: „Wie im Mittelalter wurden aus diesen Sitzungen allerhand Licht- und Feuer-Erscheinungen, Lärm und Unfug berichtet . . . . Wie so viele Erscheinungen in der Geschichte der Mystik und des Aberglaubens bietet der heutige Spiritismus ein Körnchen Wahrheit in der Hülle monströser Verirrungen der menschlichen Phantasie".

Ein Körnchen Wahrheit?! Ja, allerdings, von den Geheimwissenschaften der alten Kulturvölker besitzt die heutige sogenannte exakte Wissenschaft des Westens nur ein einziges Körnchen Wahrheit — eben diese vielgerühmte Lehre von der Suggestion; und dieses Körnchen wird nun gerieben und geputzt, bis es schimmert und glänzt, aber es bleibt trotzdem immer nur ein kleines Korn. In dem ganzen Vortrag kommt das Wort Astralkörper nicht vor. Wie könnte auch ein Physio-Psychologe einen solchen mittelalterlichen Begriff öffentlich nur zu nennen wagen? Vom Astralkörper käme man dann gar auf die astrale Welt, und da hätte man allen wissenschaftlichen Grund und Boden verloren; heutzutage sprechen wir in der Physik nicht mehr von einem horror vacui, in der Psychologie aber könnte man wohl von einem horror metaphysici sprechen, denn ein solcher ist thatsächlich bei unsern Physio-Psychologen vorhanden.

Der Schlußsatz der Dr. v. Schrenck'schen Ausführungen lautet: „Denen aber, die unzugänglich für die Belehrung und Aufklärung — wie sie ein richtiges Verständnis der Suggestion ihnen bieten muß — der fortschreitenden Wissenschaft zum Trotz dahin streben, den mittelalterlichen Aberglauben im 19. Jahrhundert wieder auferstehen zu lassen, sei die Beherzigung des Goethe'schen Wortes empfohlen: Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben".

Die fortschreitende Wissenschaft, von der hier mit Emphase angesichts einer aus großenteils offiziellen Gelehrten bestehenden Zuhörerschaft gesprochen wurde, ist bis jetzt nur auf ihrer den Sinnen direkt zugänglichen Erkenntnis-Ebene fortgeschritten; sie ahnt nicht, oder will wenigstens eine Ahnung davon nicht zugeben, daß parallel zu dieser physischen Ebene sich eine metaphysische Ebene — im Okkultismus astrale Welt genannt — ausbreitet, und daß es zu allen Zeiten der Menschengeschichte Individuen gegeben hat, die imstande waren, zwischen diesen beiden Ebenen eine direkte Verbindung herzustellen. Die Vertreter der exakten Wissenschaft aber thun sich wohl etwas zugute auf ihre absolute metaphysische Bedürfnislosigkeit, eine Anspruchslosigkeit, um die wir sie nicht beneiden können.

Was aber vollends jenen Ausspruch Goethe's betrifft, so ist unter der großen Menge von Stellen, die Redner aus Goethe's Werken hätte anführen können, um seinen gelehrten wissenschaftlich-skeptischen Ausführungen einen passenden Schluß zu geben, wohl kaum eine unglücklichere Wahl möglich gewesen. Er wollte damit sagen: Die exakte Wissenschaft ist skeptisch und verachtet jene blind-gläubige Menge des Okkultismus. Dieses war ja der Grundton seiner ganzen Rede. In Wirklichkeit aber spricht Goethe mit jenen Worten eine Wahrheit aus, die erst jetzt von der Schulwissenschaft anerkannt wird. Hat nicht jüngst Prof. Dr. Charcot den psychologischen Faktor des Glaubens, der festen Ueberzeugung, daß die erwartete Wirkung eintritt, als Erklärung aufgestellt für die sogenannten Wunderheilungen, Heilungen von Krankheiten hysterischer Natur? Bis vor wenigen Jahren wurde die Möglichkeit solcher Wunderheilungen von der ärztlichen Welt mit größter Hartnäckigkeit bestritten. Jetzt allerdings beginnt sie das Zugeständnis zu machen, daß der Glaube therapeutische Wunder zu vollbringen imstande ist. Wenn man den Begriff Wunder definiert als ein von der exakten Wissenschaft unverstandenes, von der Wissenschaft des Okkulten dagegen vor Jahrtausenden schon gekanntes und erklärtes Naturphänomen, so ist ja jedem Eingeweihten bekannt, welches wunderfördernde Moment gerade der feste Glaube an dessen Möglichkeit bildet. Die härtnäckige Skepsis, auf die sich die Schulwissenschaft so vieles zugut thut, hört also mit diesem Beweis ihrer Schädlichkeit auf, verdienstlich zu sein, und nicht der Aberglaube, die Leichtgläubigkeit ist das den Fortschritt in diesen psychologischen Problemen schädigende Element, sondern der Unglaube, die vielgerühmte Skepsis.

Der oben, wie wir gesehen haben, unglücklich citierte Goethe aber möge mir gestatten, mit folgender Stelle aus Faust, (I Teil,) diese kurze Besprechung zu schließen:

Wir sind gewöhnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehen.





Zur Lehre von der Wiederverkörperung.

Von

Dr. Karl Hähnle.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.
Goethe.

Die Lehre der Wiederverkörperung, besonders durch Hübbe-Schleiden und Hellenbach in engem Anschluß an die alt-indische Lehre vertreten, findet mit vollem Recht in unserer Zeitschrift eine eingehende Würdigung, denn außer der Frage über das Wesen Gottes wüßte ich keine, die so wie diejenige über das künftige Schicksal der Menschengeister das Recht hätte, in den Mittelpunkt alles menschlichen Nachdenkens und der menschlichen Sittenlehre gerückt zu werden.

Indessen, obgleich in dem letzten Februarhefte, Band XV, 84; Seite 298 ausgesprochen wird: „Das Wahrscheinlichste dürfte in der That sein, daß — für gewöhnlich — eine Wiederverkörperung nach im Verhältnis zu unserem durchschnittlichen Erden-Dasein sehr langen Pausen eintreten wird" wird hier das erlösende Wort nicht ausgesprochen, obgleich es uns auf die Zunge gelegt erscheint, und so möge es mir gestattet sein, dieses Wort, diesen Gedanken auszusprechen.

Gegen die Anschauung, daß der Geist wiederum ein oder mehremale in einen Menschenleib zurückkehre, sprechen zwei Gründe, ein empirischer, geschichtlicher und ein theoretischer, auf Analogieschlüssen, oder wohl mehr als diesen, beruhender. Besprechen wir letzteren zuerst.

Warum soll die Seele, nachdem sie im Menschenleib angelangt ist, hier in ihrer bisher eingehaltenen stufenweisen Höherentwicklung plötzlich stecken bleiben? Sie, die bisher in und mit dem Stoff aus niedersten Formen, sagen wir z. B. Amöben, allmählich zu höherer organischer Form und höherem inneren Wesen emporgestiegen ist, soll nun in der menschlichen Form stationär bleiben (von der Wanderung der Menschenseele wieder rückwärts in einen Tier- oder gar Pflanzenleib sehe ich hier als dem Entwicklungsprinzip widersprechend ganz ab) und hier ihre Schlußentwicklung durchmachen? Wohl deshalb, weil thatsächlich der Mensch die höchste leiblich-geistige Entwicklungsstufe darstellt? Dieser Einwurf wäre einfach genug! Aber wer sagt uns denn, daß der Mensch die

höchste Entwicklungsstufe sei. Mit gleichem Rechte hätten seinerzeit die Saurier den Lias als die letzte Erdschichte und sich als die höchst erreichbare Stufe organischer Wesen betrachten können, denn sie waren in der That „die Könige ihrer Zeit“ und standen hoch über den Fischen. Wer sagt uns, daß das Alluvium, die gegenwärtige, im Vergleich zu den früheren noch sehr dünne Erdschichte, die letzte Schicht unserer Erdrinde sein wird, daß die Entwicklung der Erde hier stille stehen wird, daß sie, die diese jetzigen organischen Formen aus innerer Entwicklungsnotwendigkeit hervorgetrieben hat und sie wieder hervortreiben würde, wenn man auch das jetzige Tier- und Menschengeschlecht mit einem Schlag entfernen könnte, wie den Gipfeltrieb einer Pflanze, daß diese Erde aufgehört habe zu wachsen, zu leben und immer höheres Leben zu treiben? Einmal wird ja auch sie sterben und vorher altern, dann mag für die Geister auf ihr ein Ruhezustand eintreten, aber wer sagt uns, daß es jetzt soweit ist? haben wir irgend welche vernunftgemäße Anhaltspunkte zu einem solchem Schluß? Nein; im Gegenteil, der Umstand, daß etwa zwei Drittel der heutigen Erdoberfläche von Wasser bedeckt sind, und nur etwas über ein Drittel Land ist, weist schon darauf hin, daß das Maximum der Leistung an Bewohnbarkeit für höhere Geschöpfe durchaus noch nicht erreicht ist, wie auch die fast beständig vorhandenen Vulkanausbrüche und Erdbeben noch auf genug jugendliche schöpferisch bildende Kraft der Erde hinweisen. Auch Mars, der ältere Sohn der Sonne, der ältere Bruder der Erde, giebt durchaus keine Anhaltspunkte für den Schluß, daß er ein alternder, organisches Leben ausschließender Planet sei, im Gegenteil zeigen seine zahlreichen Kanäle, die Verteilung von Wasser und Land dort günstigere Existenz- und Verkehrsbedingungen, als die Erde sie bis jetzt aufweist. So weist uns denn die Naturbetrachtung auf eine andere Lösung hin: Wir wissen gewiß, daß bis jetzt, genau der Schichtenfolge der Erdrinde entsprechend, ein Aufwärtssteigen der organischen Formen stattfand, wobei die untersten und niedersten Formen bei dem Auftreten höherer gewöhnlich nicht zu Grunde gingen, sondern neben ihnen sich weiter erhielten; die untersten Stufen der Leiter wurden nicht weggenommen, die Stufenleiter wird nur immer länger, und die obersten Sprossen werden immer höher organisiert. So haben wir auch keinen Grund zu bezweifeln, daß in der auf das Alluvium folgenden Erdperiode höhere Wesen leben werden als wir Menschen, nicht alle gleich gut und gleich erhaben, so wenig wie jetzt Gleichheit des inneren Wertes herrscht, sondern demjenigen Stand des Geistes entsprechend, bei welchem ihre vorige Entwicklung stehen geblieben ist. Entsprechend dem wesentlich höher und besser organisierten Körper werden die Guten besser, die Bösen schrecklicher sein müssen als jetzt, soweit letztere nicht durch die Erfahrungen ihres vorhergegangenen Menschenlebens belehrt und gebessert worden sind.[1])

[1]) Inwiefern die Bösen dann schrecklicher sein sollen, ist uns nicht recht verständlich. Wir glauben eher, daß sie dann verachteter und an Zahl geringer sein werden. Die Red.



Das bisher Gesagte würde eine ein- oder selbst mehrmalige Wiederkehr des Geistes in einen Menschenleib nicht ausschließen, da ja später immer noch die Erhebung in eine höhere Daseinsform erfolgen könnte; wohl aber spricht dagegen die geschichtliche Erfahrung. Wenn alle, oder wenigstens der größere Teil derer wiederkehren würden, die durch ihre jetzt gemachten Erfahrungen und Enttäuschungen, durch ihre vermehrte Widerstandskraft gegen rein sinnliche Anreize, durch Ueberwindung selbstsüchtigen Wollens besser und klüger geworden sind, wenn diese Geister, durch Schaden und Belehrung klug geworden, mit größerer Besonnenheit wiederum in die Lage kämen, als Menschen zu wirken, so müßte der Gang in der Geschichte der einzelnen Völker ein durchaus anderer sein, vor allem würde im Leben der Völker nie von einer Blütezeit und nachfolgendem Verfall und Untergang die Rede sein können; das Leben eines Volkes müßte alsdann eine beständig ansteigende Einsicht und Sittlichkeit aufweisen und ein Abnehmen oder gar vollständiges Verkommen wäre undenkbar. Nicht anders wird es, wenn man die Seelenwanderung nicht innerhalb eines einzelnen Volkes oder Stammes stattfindend sich denkt, sondern innerhalb der ganzen Menschheit, so daß man etwa die Seele eines Hottentotten zu der eines Europäers aufsteigen läßt. Dazu wäre indessen die Annahme nöthig, daß sich die verschiedenen Völker zu einer fortlaufenden allmählich immer höher werdenden Stufenleiter aneinander reihen ließen, was doch schwerlich mit den Thatsachen übereinstimmt, indem es zwar einige sehr niederstehende Völker giebt, aber im allgemeinen, im großen Ganzen die Völker eher als parallele Linien neben einander, nicht als eine fortlaufende Reihe an einander gereiht erscheinen, so daß die Edelsten, Besten der verschiedenen Völker als annähernd gleich hoch stehend betrachtet werden müssen, und ebenso die geistig und sittlich schwächsten als nahezu gleich niedrig zu betrachten sind. Bei den tiefen Schatten, welche unsere Bildung wirft, bei Betrachtung jener Bewohner unserer großen Städte, denen gegenüber „die Wilden beßre Menschen sind", kann von einem Aufsteigen der Seelen innerhalb der ganzen Menschheit ebensowenig die Rede sein, wie innerhalb eines einzelnen Volkes. Ist ja doch schon ein Fortschreiten der Menschheit im Ganzen in sittlicher und höher geistiger Beziehung bestritten worden und nur ein Fortschritt in technischer Richtung angenommen worden; wenn man auch das erstere nicht leugnen will, so ist doch schon die Thatsache, daß man über das Vorhandensein eines solchen Fortschritts überhaupt streiten, denselben überhaupt bezweifeln kann, bemerkenswert genug, und sicher ist, daß unter der Voraussetzung einer Seelenwanderung derselbe ein ganz anderer, ein deutlicher erkennbarer sein müßte. Man nehme doch einmal — nicht in Gedanken, sondern thatsächlich — das nächste gute Geschichtswerk zur Hand und gebe sich die Mühe, nur etwa 20 Seiten zu lesen. Es ist ganz gleichgültig, wo man zu lesen anfängt: im Altertum, Mittelalter oder in der Neuzeit; ist es denn nicht überall dasselbe mit ein bischen anderen Worten? Von Seiten der Einzelnen

Gewaltthätigkeit oder kriechende Feigheit, Uebermut, viehische Genußsucht, Grausamkeit, von Seiten der Massen Stumpfsinn und Mangel gemeinsamen Wollens, nur zuweilen aufgerüttelt durch Entsetzliches, Unerträgliches, das ihnen zugemutet wird, worauf sie dann mit sich überstürzender Wut und zügelloser Bestialität endlich zu antworten pflegen. Immer, früher wie jetzt, derselbe Gang der Weltgeschichte durch Entsetzen, Blut und Thränen. Wer das Bild für die Neuzeit zu grell findet, denke etwa an den indischen Aufstand im Jahre 1857 und seine Niederwerfung; auf beiden Seiten Gräuel, die in der Hölle erfunden scheinen!

Unsere Auffassung der Seelenwanderung, wonach die gegenwärtige Menschheit bloß die Durchgangsstufe zu höheren Formen, nicht Schlußstein und Endzweck der Schöpfung ist, wirft sofort Licht auf die sonst unbegreifliche Thatsache, daß man eine leitende Idee in der Weltgeschichte umsonst sucht. Die gegenwärtige Menschheit soll eben nicht das Meisterstück der Erde sein, sie entspricht nur einer der unteren Schulklassen.

Eine schwierige Frage erhebt sich noch, wert der mannigfachen Bearbeitung, die sie schon erfahren hat, diejenige nach dem Zwischenzustand der Seele zwischen dem jetzigen und dem spätern höheren Leib, den sie zu erwarten hat. Hier lassen uns Analogieschlüsse aus der sichtbaren Natur ziemlich im Stich, etwa mit Ausnahme der Fechner'schen Auffassung. Das oft benutzte Bild von Raupe, Puppe, Schmetterling ist eben nichts weiter als ein Bild, denn die Umwandlung der Raupe in eine Puppe bietet durchaus keine innere Aehnlichkeit mit dem Zerfallen des menschlichen Körpers nach dem Tod. Besser scheint der Hinweis auf den periodischen Wechsel zwischen Tag und Nacht, bezw. Wachen und Schlafen; noch besser vielleicht der auf den schlafenden ruhenden Zustand des Pflanzensamens, der alle Eigentümlichkeiten der vorherigen Pflanze und nebenbei individuelle Eigentümlichkeiten in sich birgt und in einem späteren Leben zur Entwicklung bringt. Aber viel mehr als ein Bild ist es eben auch nicht, denn wiederum ist die Vergleichung der inneren Entwicklung des Menschen und der Zerfall seines Körpers im Tode mit der Bildung des Samens im Ovarium der Pflanze durchaus nicht zutreffend. (Das oft gebrauchte Bild, welches die aus dem Samen entsprossene Pflanze mit dem „Auferstehungsleib" in Parallele setzt, berührt uns hier nicht, da wir ja hier nur für den vorhergehenden Zwischenzustand den Pflanzensamen als Beispiel suchen.) Einen höchst beachtenswerten Versuch hat der berühmte Physiker G. Th. Fechner gemacht in seiner „Zendavesta" oder kürzer in der „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht". Derselbe erklärt, und wohl mit Recht, die Erde (und ebenso die anderen Planeten) für einen lebendigen Organismus, und uns nur für Teile desselben. Der lebendige Mensch verhält sich nach dieser Darstellung zur Seele nach dem Tode wie das reale Anschauungsbild zu dem Erinnerungs- oder Gedankenbild im Gehirn des Menschen, ein Vergleich, den er in geistvoller und mit unseren Religionsanschauungen vollständig übereinstimmender Weise durchführt. Die Aussprachen des

Neuen Testaments über diesen Punkt sind verschieden deutbar, je nachdem man die Gleichnisse darüber als Aufschlüsse oder nur als Bilder betrachtet. Die römisch-katholische Kirche faßt das Fegfeuer als diesen Uebergangszustand, Luther neigte sich zur Lehre der Psychopannychia, d. h. zur Annahme eines Seelenschlafes,[1]) womit die heutige Lehre der protestantischen Kirche nicht ganz übereinstimmt; auch Calvin schrieb gegen diese Lehre im Tractatus de psychopannychia (1545). Beide Teile berufen sich auf Schriftstellen. Für den Seelenschlaf spricht besonders die Stelle: 1 Tessal. 4. Vers 13—18, und auch dem modernen, sozusagen rationalistischen Denken entspricht die Annahme eines Seelenschlafes besser; denn als einen solchen, müssen wir uns wohl den Zustand der Seele denken, wenn sie losgelöst ist von allen Organen, mittelst deren sie die Eindrücke der Sinnenwelt aufnahm und umgekehrt auf die Sinnenwelt wirkte, wenn mit dem Zerfallen des Gehirns, das zweifellos die Erinnerung vermittelt, ein Denken nach jetziger Weise wenigstens nicht mehr stattfinden kann. Die Erscheinungen des Spiritismus können wir, solange sie nicht genauer beobachtet sind, noch nicht als Gegenbeweis annehmen.[2])

Immerhin herrscht in einem Punkte Uebereinstimmung: in der Annahme einer Seelenwanderung hinüber in einen höher organisierten Auferstehungsleib. Es ist ein Punkt, wo Naturwissenschaft mit den Weissagungen, sowie mit dem internationalen Völkerglauben, welch beide letztere wohl aus derselben tiefen geheimnisvollen Quelle fließen, zusammentreffen, wie ja auch derselbe Berggipfel auf verschiedenen Wegen erreichbar ist. Leider pflegt keiner den Weg des anderen anzuerkennen; den Theologen ist der Weg der Naturwissenschaft zu materialistisch, der Naturwissenschafter klagt über den Mysticismus des Theologen.

Das Bisherige zusammengefaßt, würde etwa so lauten: Mit dem Tode tritt die Seele in eine Art Schlaf, einen Zustand der Involution, in dem alle ihre Fähigkeiten wohl potenziell vorhanden sind wie die künftige Pflanze potenziell im Samen schon vollständig vorhanden ist, die aber erst aktuell werden durch erneute Selbstdarstellung der Seele im materiellen Stoff, also durch Wiederverkörperung. Unter Umständen wird diese relativ bald schon wieder eintreten durch Verbindung mit einem jetzigen Menschenleib, in der Hauptsache aber werden wir dieselbe zu verlegen haben in die nächstkommende Erdepoche. Ob die bisherigen Erdepochen nur allmählich oder sehr stürmisch ineinander übergegangen sind, darüber

---

[1]) De Wette, Lutherbriefe 2. T. S. 122: Ich bin geneigt, der Meinung beizustimmen, daß die Seelen der Gerechten schlafen und bis zum Gerichtstage nicht wissen, wo sie sind. Anderswo: Genug ist's, daß wir eine Aehnlichkeit mit dem leiblichen Schlaf antreffen und daß Gott selbst saget, es sei ein Schlaf, Ruhe und Friede.

[2]) Dieselben sind bereits genau genug beobachtet worden. Der Herr Verfasser kannte wohl zur Zeit der Abfassung dieser Studie die neuesten Forschungen noch nicht; sonst würde er wohl sein Urteil geändert haben. Alle mediumistischen Erscheinungen und Mitteilungen sprechen gegen die Lehre von der Psychopannychia und beweisen ein bewußtes Fortleben und Denken im Astralleibe. Die Redaktion.



sind die Ansichten noch geteilt; ohne tiefgreifende Umwandlungen der Erdoberfläche aber sind sie sicher nicht vor sich gegangen, wie wir an dem unmittelbar aufeinander folgenden Wechsel von Landtieren und Landpflanzen in der einen Schicht, und Meeresflora und Fauna in der nächsten Schichte sehen. So können wir auch das in der Offenbarung Johannis gegebene Bild einer großen Erdrevolution als wohl zutreffend annehmen, wenn uns vielleicht auch zeitlich weiter auseinander liegende Erscheinungen dichterisch nahe zusammengruppiert vorgeführt werden. Daß die Offenbarung Johannis sich auch den neuen Auferstehungsleib nicht so gar unkörperlich und die ihn umgebende Natur nicht so transcendent und mit der jetzigen gar nicht vergleichbar darstellt, wie das häufig geglaubt wird, sehen wir an Kap. 22, 2, wo von Bäumen entlang eines Stromes lauteren Wassers gesprochen wird, welche Früchte und Blätter haben. Selbst die Darstellung Kap. 22, 5 ist nicht ganz unwahrscheinlich, da unsere Erde voraussichtlich einmal dasselbe Schicksal haben wird, das nach Schiaparelli schon die Venus getroffen hat, daß sie nämlich während eines Umlaufs um die Sonne sich nur einmal um ihre Axe dreht und so der Sonne stets dieselbe Hälfte zukehrt, wie unser Mond der Erde. Daß wir uns die dort erwähnte geistige Sonne nicht gar zu materiell denken dürfen, beweist das oben erwähnte Vorhandensein von Bäumen, die Licht nicht in geistigem, sondern in physikalischem Sinne brauchen. Doch, so wenig das bei den Schöpfungs- bezw. Weltuntergangs-Sagen fremder Religionsgebiete der Fall ist, so wenig liegt hier die Möglichkeit vor, eine Uebereinstimmung speziell unserer religiösen Schriften mit der heutigen Naturanschauung bis ins Einzelne nachzuweisen; nur das wollte ich zeigen, daß wir erstens aus dem Vergangenen auf das Künftige schließen müssen, was doch mehr als ein bloßer Analogieschluß ist, und zweitens, daß wir bei unseren Untersuchungen entschieden auf eine Uebereinstimmung mit der christlichen Eschatologie stoßen.

Es möge mir zum Schluß noch gestattet sein, einem Vorwurf zuvorzukommen. Ich gehe, wie wohl die meisten der Leser, von der Voraussetzung aus, daß der Mensch — wie überhaupt alle höheren Organismen — nicht direkt aus anorganischem Stoff, „aus einem Erdenkloß“, hervorgegangen ist, sondern durch Vermittlung niederer organischer Zwischenstufen. Dasselbe setze ich auch von dem künftigen höheren, dem postalluvialen, dem Auferstehungsmenschen voraus und ebenso von seiner Seele. So wenig ich glaube, daß diejenige Kraft, welche eine Amöbe beseelt, zureichend wäre für Beseelung eines Menschenleibes, so wenig ist zu glauben, daß die Seele des künftigen höheren Menschen direkt aus dem Nichts neugeschaffen in ihn hineinversetzt werde, sondern daß zu dieser Beseelung die nächst niedere Seele, also die des jetzigen Menschen, dienen werde. Das klingt sehr grob dualistisch. Ich möchte deshalb betonen, daß ich diese Sonderung lediglich aus Gründen der Deutlichkeit, um den schwierigen Stoff technisch überwinden zu können, gewählt habe und daß ich den Leser bitte, nachdem er jetzt die dualistisch getrennten Teile in der

Hand hat, sie nunmehr in dem Sinne verbinden zu wollen, daß wir Stoff und Geist nicht trennen dürfen, daß beides dasselbe ist, das einemal von der äußeren, das anderemal von der inneren Seite gesehen, daß, um mit Spinoza zu reden, Stoff und Geist nur die zwei Attribute derselben einen ewigen Substanz sind, dasselbe, was Goethe mit den Worten ausspricht:

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten.
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.[1])

[1]) Wir haben gerne die Ansichten des Herrn Dr. Hähnle unseren Lesern vorgeführt, obgleich unsere von den seinigen bedeutend abweichen. — Daß die Rückkehr in einen Menschenleib vor der Zeit der höheren Entwicklung der Erde einen Stillstand in der individuellen Vervollkommnung bedeutet, ist nach unserer Anschauung zu bestreiten. In jeder neuen derartigen Inkarnation ist doch dem Menschenwesen Gelegenheit geboten, sich in irgend einer Richtung zu vervollkommnen. Und eben diese mehrmalige Rückkehr ermöglicht ein schrittweises Emporstreben, das uns durch die Erklärungsweise des Autors ausgeschlossen erscheint. Die wieder in einer höheren Erdperiode verkörperten Zukunftswesen müssen doch bedeutend erhaben über unsere jetzigen Menschen sein, schon infolge ihrer höheren Organisation. Daß dann noch die von dem Verfasser erwähnte Ungleichkeit stattfinden kann, möchten wir bezweifeln. Wenn die Art eines Teiles dieser höheren Wesen demjenigen Stande des Geistes entspricht, bei welchem ihre vorige Entwicklung stehen geblieben ist, so muß es in der höheren Erdperiode doch noch solche geben, welche, unseren geistig niedrigen Klassen entstammend, in diese Zukunftsverhältnisse nicht hineinpassen. Für diese wäre es doch besser, wenn sie die Zwischenzeit bis zur Höherentwicklung der Erde zu Reïnkarnationen benutzten, die ihre Erfahrung und Erkenntnis mehren können. — Die Gründe, welche der Autor gegen die Thatsache dieser Wiederverkörperungen des weiteren anführt, scheinen uns nicht alle stichhaltig zu sein. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche an Geistesentwicklung hoch über den anderen standen. Die Blütezeit eines Volkes tritt eben nur dann ein, wenn viele solche Geister sich inkarnieren. Der Verfall hingegen beweist eben nur, daß die Reïnkarnationen höherer Geister nicht allgemeiner hervortreten und nicht von allgemeiner Wirksamkeit sein können. Der Eintritt derselben geschieht offenbar immer gleichzeitig mit einem Eintritte einer größeren Zahl niedriger Geister in das irdische Dasein und deutet uns wohl an, daß der Fortschritt einzelner Völker nicht gewollt war. Die Entwicklung in unserer Zeit scheint uns übrigens der Verfasser zu unterschätzen. Für uns ist dieselbe Grund zu der Annahme, daß eben jetzt viele durch frühere Existenzen bereits reifer gewordene Geister höhere Daseinsformen zu erlangen streben. **Thomassin.**





Das Rätsel des Astralkörpers.

Von

Ludwig Deinhard.

✻

(Schluß.)

Eine äußerst interessante Studie über diesen Gegenstand finden wir noch in „Initiation" vom Februar 1893. Sie gehört wohl zu dem Wichtigsten und Belehrendsten, was uns überhaupt über dieses Rätsel des Astralkörpers bekannt geworden ist. Die diesem Artikel beigegebenen Photographien sind zwar etwas undeutlich in der Reproduktion, aber nichtsdestoweniger sehr merkwürdig. Leider können sie in der „Sphinx" nicht wiedergegeben werden und wir können hier nur einen kurzen Auszug aus jener Studie bringen.[1]) — Verfasser ist der Kaiserl. russische Kammerherr C. de Bodisco, Autor des Buches: „Traité de Lumière" (Paris, Chamuel & Cie. 1888,) das auch in deutscher Sprache erschienen ist, worin er den Astralkörper für den wichtigsten Naturkörper überhaupt erklärt. In dem Studium desselben mit Hülfe einer bekannten russischen Roman-Schriftstellerin, deren Werke: La reine Hatasou etc. in französischer Sprache erschienen, — einer Dame von seltener mediumistischer Entwickelung — scheint nun de Bodisco sehr erfolgreich gewesen zu sein. — Die wichtigste und lehrreichste der vier gegebenen Photographien ist Nummer 1: Das Medium in sitzender Haltung im Tiefschlaf (Katalepsie), umgeben von einem schleierartigen Gebilde, seinem Astralkörper, der — wie es im Text heißt, — ein wundervolles mondartig schimmerndes Licht ausstrahlt; über dem Haupt des Mediums leuchtet überdies noch ein besonderer fluidaler Stern, gewissermaßen — wie es im Text heißt — als das sichtbare Zeichen der besonderen Huld der astralen Welt gegenüber dem Medium. Das letztere erhob sich nach erfolgter photographischer Aufnahme des Bildes bei Magnesiumlicht und sprach im somnambulen Zustand zu de Bodisco die folgenden Worte:

[1]) Ich kann den Lesern, welche sich für solche Studien lebhaft interessieren, nur anraten, sich das genannte Heft der „Initiation" gegen Einsendung eines Frank von G. Carré, 58 rue Saint-André-des-Arts, Paris, kommen zu lassen.



„Beachten Sie jene leuchtenden Punkte, die Sie auf dem Gewebe bemerken. Das ist die Lebenskraft ..... sie ist überall in der Natur verbreitet. Der über dem Kopf befindliche Schleier würde es Ihnen möglich machen, dieses vitale Fluidum einzufangen — (Lebens-Elixier). Dasselbe verliert bei Krankheiten nach und nach seinen Glanz und verläßt im Moment des Todes den nun zerfallenden menschlichen Körper. Dieses Experiment bestätigt, daß es die anziehende Kraft des astralen Fluidums ist, welche die Atome des lebenden Körpers zusammenkittet" usw. Diese Aussprüche der Somnambulen schließen dann mit einem Hinweis auf den starken Glauben und das feste Vertrauen de Bodisco's in sein Medium, welche beide Eigenschaften ihn zur Erzielung dieser ganz außergewöhnlichen Resultate befähigten — ein Satz, den die skeptisch-mißtrauische Gelehrtenwelt sich ad notam nehmen sollte.

Wenn wir nun die Phänomene, welche de Bodisco in jenem Artikel ausführlich beschreibt, kurz und übersichtlich zusammenstellen, so besitzt der menschliche Astralkörper folgende Eigenschaften:

Es scheint ein im Dunkeln bläulich wie elektrisches Bogenlicht schimmernder Nebel zu sein, der aus dem Handgelenk des eingeschlummerten Mediums austritt, und sich wie ein schleierartiges, äußerst zartes Gewebe um den ganzen Körper herumlegt — dabei zeitenweise einen festen Aggregatzustand annehmend, wobei er schnee- oder eisartig erscheint, und natürlich der allgemeinen Schwerkraft unterliegt. Selbstredend verschwindet dieses astrale Fluidum oder ätherische Gebilde wieder auf demselben Weg, den es gekommen, im physischen Körper des Mediums.

So wenig auch diese kurzen Andeutungen über die Natur des menschlichen Astralkörpers den Naturforscher befriedigen können, so behaupte ich gleichwohl, daß de Bodisco in der hier besprochenen Publikation den richtigen Weg angedeutet hat, den die okkultistischen Forscher einzuschlagen haben, wenn sie die Aufmerksamkeit der positiven Wissenschaft, zunächst der Physiker — denn der Astralkörper ist offenbar ätherischer Natur — erregen wollen.



Amerika und wurde anfangs besonders von den Engländern unterstützt, sodaß er einen Versammlungssaal mieten und einrichten konnte. Nach und nach bildete sich eine kleine Gemeinde, der er regelmäßig Bibelstunden (geistige Schriftauslegung) und Vorträge hielt. Doch das Wachsen seines inneren Lebens hatte auch eine stetige Klärung seiner Erkenntnis zur Folge, sodaß er viele Mühe hatte, seine Gemeinde mit sich emporzuführen, und manche Verläumdung über sich ergehen lassen mußte. Unter anderem kam er „auf innerem Wege“ zu der Einsicht, daß der „Herr“, der „Jesus Christus“, an dem er mit ganzer Seele hing, in ihm gefunden werden müsse, wenn das Heil auch ihm erscheinen solle, und daß das Zurückblicken auf einen geschichtlichen Erlöser den Geist von sich selbst ablenkt und seine Entwickelung verhindert. Auch die Erkenntnis, daß man „Gott“ nicht fassen kann in dem engen Rahmen einer Person, sondern daß er das innere Leben der Seele selbst ist — eine Ansicht, die übrigens Swedenborg schon weitläufig ausgeführt, ohne von seinen Anhängern verstanden zu sein —, bewirkte einen völligen Bruch mit den Swedenborgianern in England und Amerika, wenn auch eine den Verhältnissen nach immerhin nicht unbedeutende Anzahl die Lehren Artopé's sich zu eigen machte. Ein älterer Verein in Wien hatte sich ihm angeschlossen, ebenso in der Schweiz (Herisau), und kleinere Kreise in Ostpreußen und Mecklenburg, welche zumeist Artopé auf weiteres zustimmten. Doch sie Alle, wie auch seine Anhänger in Berlin, gehörten meistenteils den „unteren Volksschichten“ an, die um das tägliche Brot hart zu kämpfen hatten, und da er selbst in den allerbescheidensten Verhältnissen leben mußte, nachdem er seine einkömmliche Stellung aufgegeben, so kamen Wohlhabende und mehr Gebildete weniger zu seinen Kreisen. Die in harter äußerer Lebensschule Gehenden können aber selten mit einem Geistestitanen — wie Artopé es war — in ihrem Leben Schritt halten; der nötigen Klärung des Geistes, die mit einem Wachsen des inneren Lebens Hand in Hand gehen soll, stellt sich durch tägliche körperliche Ueberanstrengung, wenigstens für den sich nicht viel über das Niveau des Durchschnittsmenschen erhebenden Geist, ein zu großes Hindernis in den Weg, und so wurde auch in der Berliner „Deutschen Neukirchen-Gemeinde“ wie in den anderen erwähnten Kreisen verhältnismäßig wenig zur Hebung des geistigen Lebens erreicht trotz der Liebe und Mühe, mit welcher Artopé wirkte.

Mit der Zeit war es ihm auch klar geworden, daß in der Form der Gemeindebildungen die Neue Kirche ihren Weg nicht nehmen kann. Jeder Kreis, der zu festgesetzten Zeiten seine Zusammenkünfte hat, ist in Gefahr, engherzig zu werden, zu verflachen, und es hat der Leiter desselben, wenn er wirklich das Banner der Liebe und Wahrheit hochhält, alle Mühe, den Verfall zu verhüten. An ein lebendiges vereintes Wirken auch nach außen zwecks Verbreitung geistiger Erkenntnis ist in dieser Weise nicht zu denken. Deshalb veranlaßte Artopé im November 1890, kurz vor seinem Tode, die Auflösung seiner Gemeinde in Berlin und die Bildung einer freien Vereinigung ohne Einzeichnung der Mitgliedschaft,

„da er voraussetze, daß die Neue Kirche in der freieren Form schneller wachsen würde". Doch auch diese Voraussetzung ihres Lehrers, der bald darauf — am 25. März 1891 — starb, hat die nunmehrige „Gemeinschaft der Neuen Kirche" bis jetzt noch in keiner Weise erfüllt. Der Trägheitsgeist läßt eben, nachdem die starke führende Hand zurückgezogen wird, Jeden auf seinen eigentlichen Lebensboden zurückfallen, von dem ihn die Begeisterung durch einen anderen emporgehoben.

Im Jahre 1887 gründete Albert Artopé ein seit dem II Jahrgang monatlich zweimal erscheinendes Blatt unter dem Titel „Die Neue Kirche", welches er kurz vor seinem Tode in die Hand des Verfassers dieses legte (erscheint seit 1893 unter dem Haupttitel „Aufwärts").[1] Der in demselben vertretene Standpunkt ist, wie der geehrte Leser schon aus Vorstehendem ersehen wird, ein von dem Buchstaben Swedenborgs beträchtlich abweichender, insofern menschliche Autorität in ihm nicht zur Geltung kam, sondern nach wie vor die innere Lebenserfahrung das einzig Führende ist, sodaß nicht selten die verschiedenen Standpunkte der Mitarbeiter — wenigstens in untergeordneten Fragen — zu erkennen sind.

Die Lehre der Neuen Kirche ist also kein auf Dogmen gegründetes Lehrgebäude, wie die aller sonstigen Kirchen. Sie gründet sich auf das innere Leben der Seele, auf das Streben nach Vereinigung mit dem Urquell des Seins. Liebe und Weisheit als das Göttliche in sich, in Willen und Verstand auszugestalten, darin sieht sie die Aufgabe des Menschen, und da keiner seine Individualität verleugnen kann, sondern jeder seinen eigenen Lebensweg gehen muß, so sucht sie besonders auf geistige Selbständigkeit hinzuwirken und den Menschen auf den Weg zur Erkenntnis seiner selbst und somit des Lebensquells in ihm zu leiten. Zur Anknüpfung dienen ihr, da sich das Leben der Seele in seinen Höhen und Tiefen schwer anders verständlich machen läßt, die Bilder der alten Religionsbücher sowohl als die der Natur. Letztere als das unmittelbare „Wort der Schöpfung" hat allerdings den Vorzug und wird das „Wort aus der Zeit", die Bibel usw., nach und nach verdrängen. Um der Schwachen willen, welche den Weg des Buchstabens wandelten und ihn lieb gewannen, sodaß sie noch mit Liebe an der Bibel hängen, dienen deren Darstellungen noch vielfach als Anknüpfungsmittel für die darin eingekleideten, aber nicht daran gebundenen geistigen Wahrheiten, die sich nur im Menschen offenbaren und zwar nur dem, der in Willen und Verstand, Leben und Erkenntnis einheitlich zu werden strebt. Die Verbindung des gereinigten Willens mit dem geklärten Verstande bezeichnet die Neue Kirche als „geistige Ehe", anknüpfend an die religiösen Bilder, in denen „Gott" (oder „Christus") der Bräutigam und die Seele (oder die Kirche) die Braut ist. „Himmel und Hölle" sind die Zustände der

[1] Wir machen auf die lobenswerte Leitung desselben aufmerksam und bemerken bei dieser Gelegenheit, daß wir uns freuen, dem Vertreter einer uns in gewisser Hinsicht verwandten Geistesrichtung in unserer Monatsschrift das Wort geben zu können. (Die Redaktion.)



inneren Glückseligkeit und Unglückseligkeit, die das Ringen nach Vervollkommnung oder das Hangen am Alten und das Leben niederer Interessen mit sich bringt. Wie im Traum, so dramatisieren sich nach dem Erdenleben die Zustände des Menschen, und das Wirken der Abgeschiedenen auf die noch im Körper weilenden Menschen wie auch ihr Verkehr unter einander ist den Gesetzen der Anziehung und Abstoßung gemäß, sodaß nicht etwa der Wunsch, sondern der innere unbewußte Lebenstrieb — und also, falls dieser mit dem Verstande eins oder göttlich geworden, auch das bewußte Wollen — die den Menschen in der Welt des Geistes umgebenden Verhältnisse herbeiführt. Von den Zuständen, die wir „Hölle" nennen, kann infolgedessen der Mensch nur sich selbst lösen vermöge der in ihm sich darbietenden Kraft; nie kann einer den anderen erlösen. Die Art und Weise, wie dieses Sichlösen von der „Sünde", d. i. Unvollkommenheit, vor sich geht, ist in dem Christusbilde (auch in der Buddhalegende u. a.) gezeichnet, welches das dem entsprechende Leben Demjenigen enthüllt, der sich mit der Enträtselung desselben beschäftigt.

Der erste Weg zu diesem Leben, welches wir nach der Bedeutung des Wortes in den Evangelien „Wiedergeburt" nennen, ist die „Buße", d. i. Erkennen und Lassen der Sünde, das Bekämpfen der betreffenden Neigungen in sich, der Widerstand gegen sie mit der ganzen Kraft des Seins, oder mit anderen Worten: das Reinigen des göttlichen Kernes von den Schlacken des Eigenlebens (Egoismus), die durch die Individualisation des Menschen aus niedrigen (pflanzlichen und tierischen) Lebenstrieben in ihm angelegt und in der spätern Entwickelung ihm zu Bewußtsein und nicht bei den Wenigsten zur völligen Entfaltung kommen. Nur das Sichlösen von allem, was dem Eigenleben schmeichelt und es erhält, kann das „Neue Leben", die „Wiedergeburt", entfalten, welche eine Darstellung des Göttlichen ist, und nur dieses erhellt den Verstand, muß also auch von letzterem als Göttliches erkannt werden. Der Verstand seinerseits darf wieder mit den natürlichen Thatsachen nicht in Widerspruch stehen, sondern muß von denselben sowohl gestützt werden, als auch in das im Materiellen Gegebene noch tiefer eindringen, sodaß Religion, Philosophie und Wissenschaft ein einheitliches Ganzes bilden.

Wie also die Alten Kirchen auf Natur- und Geschichtsdogmen, z. B. das von der Schöpfung und Heilandserscheinung, ihre Gedanken über das Ewige, ihre „Philosophie", begründen und davon auch das „religiöse" Leben abhängig ist, dieses wenigstens selten dazu kommt, die Glaubenssätze zu verlassen, so ist die Lehre (Philosophie) der Neuen Kirche auf die Natur- und Geschichtswissenschaft begründet; sie steht infolgedessen in der Anerkennung der Darwin'schen Entwickelungslehre und nimmt ebenso die Ergebnisse der Geschichtsforschung in sich auf, welche u. a. auch zu der Erkenntnis führt, daß der als geschichtliche Person angenommene „Christus" als solche nicht existierte (?), sondern in den Evangelien der Buddha der Inder auf Palästina übertragen und mit der

jüdischen Bibel in möglichsten Einklang gebracht ist. Insofern nun aber die Neue Kirche nicht nur einen religiösen Standpunkt vertritt, sondern ebenso entschieden auch einen philosophischen und wissenschaftlichen, wenngleich letztere nur als äußere Grundlage und Mittel zur Klärung und zur Verhütung der Einseitigkeit dienen, führt sie ihren Namen als „Kirche" nicht ohne Grund; denn sie zeigt im Gegensatz zu den alten Kirchen, wie die „Kirche", der Tempel oder die „Wohnung Gottes in den Menschen", beschaffen sein sollte.

Ein vermeintlich religiöses Leben, welches nicht beide Lebensformen, Wille („Herz") und Verstand, veredelt und klärt, sondern letzteren auf Kosten des Gefühlslebens verkümmern läßt, ist kein göttliches Leben — was schon daraus zu ersehen ist, daß nirgends mehr Unduldsamkeit Platz greift als in sogenannten religiösen Kreisen, in denen man das Gefühl ganz für sich in Anspruch nimmt und in den Aussprachen von der Liebe überfließt. Deshalb verlangt die Neue Kirche von ihren Gliedern eine völlige Ausnutzung ihrer Fähigkeiten zum Forschen und Streben. „Der Verstand ist die Sonne deiner Lebensschöpfung; laß die Wissenschaften gleich Welten um die Sonne kreisen" und „Lernet geistige Wahrheiten mit wissenschaftlichen Wahrheiten begründen" sind diesbezügliche Aussprüche Albert Artopé's, der selbst bis zu den letzten Jahren seines Erdenlebens vorwiegend „Gefühlsmensch" war, dann aber mit seltenem Eifer das andererseits Rückständige nachholte und noch Naturwissenschaft studierte, als er seinen Tod schon vor Augen sah.

„Gefühl ist alles", läßt Goethe seinen Faust sagen, und mit Recht; auch die Wahrheit teilt sich nicht einem äußerlich reflektierenden Verstande mit. Aber das Gefühl ohne Verstand ist eben nicht das, welches man als das Höchste bezeichnen könnte, sondern ist der Ausdruck einer Geistesträgheit, die, wenn die geeigneten Momente eintreten, in Gefühlsroheit umschlägt. Gefühlsveredlung bleibt das Höchste; „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", wenn wir ganz zur Geisteshöhe hinangezogen sein wollen, wenn wir, wie es in „Licht auf den Weg" heißt, unser „ganzes Wesen weise nützen" und nicht nur die weibliche Seite desselben. Aber jede Einseitigkeit wirkt verderblich; ohne die „Ehe des Guten und Wahren", die Verbindung des Willens und Verstandes, bleibt der Mensch geistig unfruchtbar. Nur in jener Verbindung können Erkenntnisse geboren werden, die sich als solche bewähren und das Leben wahrhaft beseelen, sodaß keine bitteren Enttäuschungen im Gefolge sind.

Die Wahrheit der Zukunft ist deshalb die „geistige Ehe", die schon Swedenborg lehrte. Sie ist die Form völliger Ausgestaltung des Göttlichen im Menschenleben, und jeder religiöse Kreis, der sie nicht in sich aufnimmt, trägt schon sein Todesurteil an der Stirn.

Auf weitere Punkte der Neukirchlichen Lehren einzugehen, würde für jetzt zu weit führen. Vielleicht gestatten mir meine geehrten Mitkämpfer in der Redaktion der „Sphinx", die jedenfalls in den meisten Fragen mit mir den gleichen Standpunkt einnehmen, gelegentlich wieder das

Wort. Es sei hier nur noch eine Aeußerung Emersons (aus „Die Führung des Lebens") erwähnt, der sich eine neue Kirche so denkt, wie sie sich schon zu verwirklichen beginnt, auch vielfach da, wo sie den Namen „Neue Kirche" selbst nicht angenommen hat:

Eine neue Kirche wird auf die Moralwissenschaft gegründet werden. Sie wird anfangs klein und wankend sein, ein Säugling in der Krippe, — Algebra und Mathematik des Sittengesetzes der Kirche des kommenden Menschengeschlechtes, die sich ohne Schalmeien, Psalter und Posaunen begründet. Aber Himmel und Erde wird sie zu Stützen, zu Dach- und Seitengebälke haben, die Wissenschaft als Versinnbildlichung und Erklärung, und Schönheit, Musik, Malerei und Dichtkunst werden sich eng an sie anschließen. Nie war ein Stoizismus so düster und streng, wie sie sein wird. Sie wird den Menschen in seine ursprüngliche Einsamkeit zurückverweisen, diese verwaschenen, verdorbenen und gleisnerischen Gesellschaftsmanieren vernichten und dem Menschen sagen, daß er den größten Teil seiner Zeit nur sich selbst zum Freunde haben darf. Er darf keine Mitarbeiter erwarten; er muß ohne Gefährten gehen. Auf den namenlosen Gedanken, auf die namenlose Macht, auf das überpersönliche Herz allein darf er sich stützen. Er bedarf nur seines eigenen Urteils; kein guter Ruf kann ihm helfen, kein böser ihm schaden. Die Gesetze sind seine Tröster. Die guten Gesetze selbst sind lebendig; sie wissen, ob er sie gehalten hat; sie beleben ihn mit dem Gefühle einer großen Pflicht und geben ihm einen unendlichen Gesichtskreis. Glück und Ehre giebt es nur für den, der sich immer in der Nähe des Großen, immer in strenger Beziehung zu den letzten Urgründen des Daseins fühlt.



Gedanken.

Der Mensch, der sich sucht, findet Gott. Wer Gott sucht, findet sich. Gott lebt menschlich, in den Gliedern, im Sinne der Menschen, und zwar der Menschen aller Erden. Er lebt auch, aber dumpfer, in Pflanzen, Steinen, den Kräften der Natur.

Peter Hille.



Durch dich.

Der Eingang in die Herzenspforte
ist leider nur gar schmal und klein;
bis an sie führen weise Worte,
eintreten müssen wir allein.

Otto v. Leixner.





Die Experimente Krafft-Ebings.

Von

Charles Chastenet de Puységur.

Die meisten Tageszeitungen haben vor kurzem über die neuesten Experimente berichtet, welche der Forscher auf hypnotischem Gebiete, Hofrat Professor von Krafft-Ebing, im psychiatrischen Vereine am 12. Juni vor seinen gelehrten Kollegen anstellte und die in wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen erregten. Krafft-Ebing wollte dadurch die Frage lösen, ob man sich der Suggestion zur Versetzung der Versuchsperson in einen früheren Zeitabschnitt ihres Lebens bedienen könne oder nicht; daß ihm dieses gelungen ist, wurde bereits mehrfach bezweifelt.

Wir halten es für notwendig, hier einen eingehenden Bericht über die Experimente folgen zu lassen, und benützen mit einigen Aenderungen den der Wiener „Deutschen Zeitung" vom 15. Juni 1893.

„Eine Dame", so schreibt dieselbe, „betritt den Saal . . Fräulein Clementine G. — Vor fünf Jahren ist Fräulein G. als Medium entdeckt worden. Graf P., der sich als Amateur mit hypnotischen Versuchen beschäftigt, ist auf ihre hervorragende Eignung aufmerksam geworden, er begleitet seine Schülerin auch heute.

Ohne jede Verlegenheit läßt sich die Dame auf Einladung des Professors Krafft-Ebing auf ein Sofa nieder. Sie ist im normalen Zustande. Professor Krafft-Ebing streicht ihr einmal mit der flachen Hand von der Stirne langsam über die Augen; ein tiefes Aufatmen, ein Seufzer, sie ist hypnotisiert. Unbeweglich sitzt sie da, nur regelmäßiger Atem hebt die Brust. Sie ist in den hypnotischen Zustand versetzt. Professor Krafft-Ebing hebt ihr eine Hand, sie hält sie unbeweglich ausgestreckt, er spreizt ihr die Finger, er beugt ihr den Kopf zur Seite, sie verharrt starr in allen Stellungen. „Nun, Fräulein, wie geht es Ihnen?" fragt Professor Krafft-Ebing. — „Gut", ist die leise Antwort der Hypnotisierten. — „Sie schlafen?" — „Nein". — „Warum schlafen Sie nicht?" — „Ich könnte sonst nicht reden". — „Oeffnen Sie die Augen". — Sie versucht es. „Das kann ich nicht", sagt sie.

In befehlendem, nachdrücklichem Tone sagt hierauf Professor Krafft-Ebing: „Ich werde Sie zu etwas machen, was Sie sein müssen; das müssen Sie sein, ich will es. Ich werde Ihnen auftragen, was Sie sein müssen, und das werden Sie sein. Ich werde bis drei zählen, und mit der Hand Ihre Augen berühren, dann öffnen Sie die Augen und sind wach". Professor Krafft-Ebing zählt eins, zwei, drei, berührt ihre Augen und sie erwacht. Sie befindet sich wieder im normalen Zustande. „Sie haben doch geschlafen, Fräulein?" — „O nein". — „Können Sie sich erinnern, daß ich mit Ihnen gesprochen habe?" — „Nein". — „Daß ich Ihnen einen Auftrag gegeben habe?" — „Nein".

„Wie alt sind Sie, Fräulein?" — „33 Jahre".

Nein, du bist 7 Jahre alt", versetzt Professor Krafft-Ebing.

Die Dame (lächelnd): „O nein". „Ja, 7 Jahre bist du alt, 7 Jahre", wiederholt Professor Krafft-Ebing.

Und nun eine seltsame Veränderung. Der von Professor Krafft-Ebing während der Hypnose erteilte Auftrag wirkte posthypnotisch suggestiv. Der Gesichtsausdruck nimmt das Lächeln eines Kindes an, nach Kindesart rutscht sie unruhig auf dem Stuhle herum, springt bald auf, um mit dem ihr gegebenen Spielzeug zu spielen, legt sich mit dem Oberkörper, immer munter plaudernd, auf den Tisch. Sie glaubt sich in Preßburg, wo sie ihre Jugend verlebte. „Nicht wahr, schön ists da?" fragt Professor Krafft-Ebing. „Nein, bei uns ists schöner. Da ist Alles von Holz, nicht von Sammt". — „Gehst du schon in die Schule?" — „Ja, noch nicht lang". — „Kannst du lesen und schreiben?" — „Das ist langweilig". Sie spielt mit dem gereichten Balle, sie herzt die Puppe, ißt mit großem Vergnügen Näschereien, sie betet das „Vater unser" und meint, sie muß deshalb schon schlafen gehen, sie spielt kochen, „bei der Helene thu' ich auch immer kochen", sagt sie dabei, „aber mit den Buben spiel' ich am liebsten", setzt sie hinzu, und schließlich schreibt sie ihren Namen, wobei sie unbeholfen die Feder hält, mit den unsicheren, großen Zügen eines Kindes.

„Clemi, du bist ja 15 Jahre alt", sagt plötzlich Professor Krafft-Ebing. Sie lacht. „Gewiß, du bist 15 Jahre alt", wiederholt er. Und wieder ändert sich die Haltung der Dame. Sie erhebt sich vom Boden, auf dem sie gesessen war. Professor Krafft-Ebing überreicht ihr ein Blumensträußchen, indem er ihr zu ihrem 15. Geburtstage gratuliert. „Wohin gehst du heute?" fragt er sodann. „Ich geh' zur Löw-Tant!" — „Warst du schon in Wien?" „Ja, im Jahre 1873 bei der Ausstellung". — „Wie lang ist das?" „Zwei Jahre". (Da die Dame i. J. 1860 geb. ist und sich für 15 Jahre hält, stimmt die Angabe.)

Die Antworten der Dame entsprechen nun denen eines fünfzehnjährigen Mädchens. Die nun abgelegte Schriftprobe zeigt den Zug eines jungen Mädchens, sie ähnelt der Schrift der Dame aus ihrem 15. Jahr, aus welcher Zeit Professor Krafft-Ebing ein Schreiben von ihr zum Vergleiche zirkulieren läßt.

„Jetzt muß ich Fräulein Clementine zu Ihnen sagen", ändert Professor Krafft-Ebing plötzlich den Gesprächston. — „Warum?" — „Zu einem 19jährigen Fräulein kann man nicht mehr du sagen", antwortet der Gelehrte, gratuliert ihr zum neunzehnten Geburtstage und läßt sich „zum Andenken" von ihr etwas schreiben.

„Werden sie sich denn das aufheben? ist ihre Frage. Ihre ganze Haltung ist die einer jungen Dame. — „Werden Sie bald heiraten?" — Ich weiß noch nicht". — „Aber Sie wissen Einen, der Sie gern hätte?" — Verschämt lächend: „Ja". — „Schauen Sie mir fest in die Augen", befiehlt plötzlich in strengem Tone Professor Krafft-Ebing, und unter seinem Blicke erstarrt die Dame. Professor Krafft-Ebing hebt, ihr immer starr ins Auge sehend, den Arm, sie thut dasselbe, er ballt die Fäuste, eilt nach vorne und rückwärts, sie ahmt jede Bewegung, jede seiner Gesichtsmuskelverzerrungen nach. „Wie alt sind Sie?" fragt er noch. — „19 Jahre", ist die Antwort. Er streicht ihr mit der flachen Hand wieder über die Augen, ein tiefer Seufzer, sie schläft.

„Wie alt sind Sie?" fragt nun Professor Krafft-Ebing. — „33 Jahre", ist diesmal die Antwort; die neue Hypnose hat die posthypnotische Suggestion vernichtet. Dann streicht Krafft-Ebing der Dame wieder mit der flachen Hand über die Augen, und sie erwacht. Sie befindet sich wieder im normalen Zustande. Sie erinnert sich nun an keines der mit ihr vorgenommenen Experimente.

Nachdem Prof. Krafft-Ebing der Dame gedankt, entfernt sie sich mit ihrem Begleiter".

An diese Experimente knüpfte sich, wie in dem Berichte bemerkt wird, eine rege Diskussion. Während derselben wurde zwar zugegeben, daß die beobachteten Erscheinungen das wissenschaftliche Interesse in hohem Grade wachrufen müßten, jedoch auch darauf hingewiesen, daß ein stringenter Beweis, daß all das Gesehene keine Komödie gewesen sei, nicht erbracht

sei. Sehr richtig entgegnete auf letzteren Einwand Krafft-Ebing: „Ich bin überzeugt, die Wolter müßte lange studieren, wollte sie diese vollendete Darstellung bieten, wenn sie sie überhaupt erreichen könnte".

Das glauben auch wir. Baron Dr. Carl du Prel, der über die Experimente einen sehr aufklärenden Artikel in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" (Nr. 143 vom 23. Juni 1893) schrieb, sagt in demselben, er glaube gleichfalls nicht, daß die W. eine Komödiantin gewesen sei, meint aber, daß der Beweis des Gegenteils eigentlich doch nicht erbracht worden sei. Zu diesem Behufe hätte sich Professor v. Krafft-Ebing an einen der Zuschauer mit dem Ersuchen wenden können, eine beliebige Suggestion schriftlich aufzuzeichnen, und wenn dann diese ohne Worte auf Clementine übertragen worden wäre, dann wäre nur mehr die eine Annahme übrig geblieben, daß Clementine in einem suggestionsfähigen Zustande sei. — Du Prel findet ferner, daß es sich hier nicht um eine Alternative zwischen Komödie und Zurückversetzung in frühere individuelle Lebensperioden handle, sondern daß auch noch eine dritte Erklärungsmöglichkeit durch die Annahme gegeben sei, daß die W. nur in ein siebenjähriges Kind oder eine 19jährige Jungfrau überhaupt verwandelt wurde, also kein Gedächtnisexperiment, sondern nur eine hypnotische Verwandlung der Persönlichkeit vorliege. Er meint sodann, daß ein orientierter Zuschauer den Beweis, daß diese dritte Möglichkeit in der That gegeben sei, gleich an Ort und Stelle hätte führen können. Er hätte den Professor ersucht, Clementine in eine 70jährige Frau zu verwandeln, und diese Rolle würde alsdann ebenso musterhaft durchgeführt worden sein wie die des siebenjährigen Kindes. Die Zuschauer würden dann sicherlich kein Fernsehen der Versuchsperson in ihre Zukunft angenommen haben; sie hätten also auch zugeben müssen, daß bei der Durchführung der Kinderrolle auch keine Rückschau in die Vergangenheit, kein Gedächtnisexperiment vorgelegen habe, sondern nur eben eine Persönlichkeitsverwandlung.

Gewiß, die Zuschauer hätten kein Fernsehen der Versuchsperson angenommen. Aber ausgeschlossen wäre es doch nicht gewesen, wenigstens nicht bei höherem somnambulen Zustande der W., da ja doch die meisten entwickelten Somnambulen ihr Leben überschauen können, und der Rückschluß der Zuschauer auf das frühere Experiment hätte dann eigentlich doch keine Beweiskraft gehabt.

Es scheint mir, daß du Prel gewisse Einzelheiten des vorgelegten Berichtes nicht genügend berücksichtigt, und deshalb entschieden behauptet, Professor Krafft-Ebing habe nur bewiesen, daß man eine Person durch Suggestion in eine andere verwandeln könne, seinen Zuschauern also nichts neues, sondern nur das Phänomen gezeigt, welches schon 1884 Professor Richet „objectivation des types" genannt und in seiner Schrift „L'homme et l'intelligence" beschrieben habe, ganz abgesehen von früheren Berichten des Magnetiseurs du Potet (in seinem Werke Magie dévoilée, Paris 1852 S. 159), der einmal in einer öffentlichen Vorstellung vor mehr als 300 Menschen einen lebhaften jungen Mann in einen gebrechlichen Greis ver-

wandelte. Man lese z. B. nochmals die Antworten, welche Frl. W. auf die Fragen des Professors, nachdem dieser ihr die Suggestion beigebracht hatte, sie sei 15 Jahre alt, gab, und man wird gewiß finden, daß sie teilweise ohne Erinnerung an frühere Vorkommnisse im individuellen Leben nicht wohl zu erklären sind. Ferner wird doch behauptet, daß die abgelegte Schriftprobe der Schrift der Dame aus ihrem 15. Lebensjahre ähnelte, was doch auch auf eine Zurückversetzung hinweisen dürfte. —

Wenn nun auch der gelehrte Forscher nicht glaubt, daß in diesem Falle dieselbe bewiesen wurde, so behauptet er doch andererseits die Möglichkeit derselben und der Erhöhung des Gedächtnisses für frühere Vorstellungen in der Hypnose. Jedoch müssen nach seiner Ansicht die diesbezüglichen Experimente anders angestellt werden, als es in Wien der Fall war.

„Man muß", so erklärt er, „die Versuchsperson nicht bloß in ein früheres Jahr zurückversetzen, sondern mit ganz bestimmtem Datum, Tag und Stunde, in eine bestimmte Situation, so daß der Vergleich ihrer Handlungsweise mit der früheren möglich ist. Um ferner den Einwurf auszuschließen, daß vielleicht bloße Gedankenübertragung von Seiten des Hypnotiseurs oder gar der Zuschauer stattfinde, muß die Handlungsweise der Versuchsperson in der früheren Situation den Anwesenden unbekannt, dagegen Unbeteiligten bekannt sein, welche die Uebereinstimmung bestätigen können".

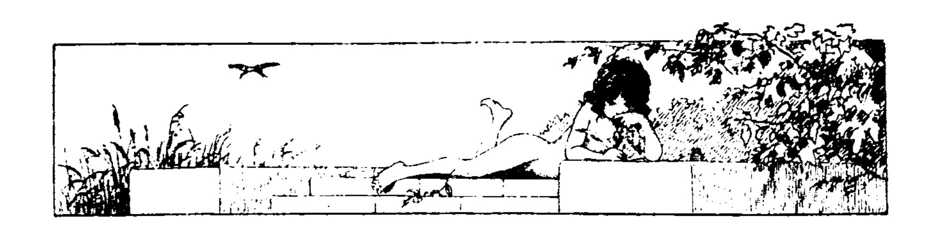
Verschiedene Berichte über die fraglichen Phänomene finden sich in du Prels „Philosophie der Mystik". Auch verweist dieser den Forscher auf das Material, welches in der „Revue de l'hypnotisme" zu finden ist. Wir hoffen, daß er dasselbe uns noch einmal zusammenstellen wird.

Das Gedächtnis zeigt in diesen Fällen eine Steigerung, die darauf hinweist, daß alle Vorstellungen unter günstigen Umständen reproduziert werden können. Man wird sich wohl hier an die Aussagen von Leuten erinnern, die dem Ertrinken nahe waren und die behaupteten, daß sie zwar das Bewußtsein ihrer Lage verloren, daß sich aber ihr ganzer Lebenslauf mit seinen Einzelheiten in größter Schnelligkeit ihnen wieder vorstellte. Unter den Beispielen, welche du Prel anführt, wollen wir speziell das von dem Mädchen auswählen, welches die Oper „die Afrikanerin" einmal hörte und dann im somnambulen Zustande den ganzen zweiten Akt, von dem sie wachend keine Note wußte, genau absang, als wäre ihr Gehirn eine Edison'sche Walze, auf welche die Oper phonographiert worden. Letzterer Vergleich ist aber nicht mißzuverstehen. du Prel bemerkt hierzu in seiner bekannten humoristischen Art:

„Indem man nun den Vergleich mit dem Phonographen wörtlich nimmt, könnte man meinen, das führe zu einer sehr materialistischen Auffassung des geistigen Lebens. Aber das Gegenteil ist der Fall. Gerade diese hohe Steigerung des Gedächtnisses beweist, daß wir mit der materialistischen Definition des Menschen nicht ausreichen; denn wenn jede der unzähligen Vorstellungen, die einen Lebenslauf zusammensetzen, nur durch Einprägung in eine materielle Gehirnzelle erhalten bleiben könnte, so würden wir alle mit Köpfen so groß wie Badewannen herumlaufen".

Einigen unserer Leser ist es wohl bereits bekannt, daß die indischen Yogis behaupten, sie könnten sich in der Yoga sogar früherer Existenzen erinnern. Wir glauben, diesen Punkt hier noch näher besprechen zu sollen. —





Gedankendichtungen.

Von

Franz Evers.

Eine Dichtungsart zu beherrschen, deren künstlerische Wirksamkeit und Bedeutung allzuoft, ja fast immer unter erdrückender Schwere philosophischer und pädagogischer Gedanken leidet, jedenfalls aber wohl stets von ihr beeinträchtigt wird, dazu bedarf es eines ganzen Meisters. Versuche wurden und werden immer gemacht, aber der „Künstler“ in solchen gedanklichen Schöpfern ist großenteils zu klein, als daß jene Versuche gelingen könnten. Die Didaktik erdrückt den Dichter; die Didaktik ist die Feindin der Kunst. Dann ist es auch meist neuer Aufguß alter, längst gewürdigter Gedankenprodukte, der nicht einmal in neuer Form oder mit neuer Kraft auftritt und nur eine „Verwässerung“ des geistig Wertvollen darstellt. Es fehlt meist die leiseste Eigencharakteristik des Dichters selber; man sieht da eine Physiognomie, die keinerlei Eindruck macht, eine Maske ohne jeden individuellen Zug. Und individuelle Züge sind Bedingungsmomente, sie stoßen entweder ab oder ziehen uns an und sie sind zuguterletzt doch die Vermittler der Gefühlsübertragung, der Wirkung.

Heute liegen mir vier neue Dichtungen vor, die durch den tiefen gedanklichen Kern viel Aehnlichkeit aufweisen, in der Art und Weise ihres Auftretens aber, in ihrer künstlerischen Gestaltung durchaus verschieden sind. Die Dichtungen sind folgende:

1. Caskaris, von Arthur Pfungst.[1]) I Teil: Caskaris' Jugend. II Teil: Der Alchymist.
2. Weltenträume, von E. O. Hörsting.[2])
3. Ganga-Wellen, von Luise Hitz.[3])
4. Ein Erdengang, von Hans Mackowsky.[4])

Das erste dieser vier Werke ist von allen am größten angelegt. Es bietet sich in Gestalt eines umfangreichen, erzählenden Epos und ist in

[1]) Eine Dichtung. (Leipzig, Wilhelm Friedrich) 155 und 166 Seiten.

[2]) Leipzig 1893, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 49 Seiten.

[3]) Erzählende Dichtungen nach buddhistischen Legenden und anderen indischen Sagen. Mit einem Vorwort von Adolf Friedrich Grafen von Schack (München 1895, Hermann Lukaschik — G. Franz'sche Hofbuchhdlg). 144 Seiten.

[4]) Eine Dichtung nach Motiven aus der Passio Christi. (Berlin W. 1895, F. Fontane & Co.). 81 Seiten.

zwei von einander getrennten, aber innerlich zusammenhängenden Bänden erschienen. Der Verfasser Arthur Pfungst, der durch die Uebertragung von Edwin Arnolds The light of Asia schon in den weitesten Kreisen bekannt wurde und wohl ein guter Kenner indischen Geisteslebens genannt werden darf, hat für seine Dichtung die Kanzonenform gewählt; und das wirkt bei einem so umfangreichen Werke auf die Dauer ermüdend, zumal da er die Form oft durch Einschiebungen oder Auslassungen in Wort und Buchstaben entedelt. Reflexionen, die sich oft über ganze Seiten ausdehnen, beeinträchtigen die Wirkung nicht minder. Das Werk bietet, wie auch die folgenden beiden von Hörsting und Luise Hitz, ein Abbild der buddhistischen Weltanschauung und enthält in der That einen Gedankenreichtum, für den man sich eine genialere Behandlung in der künstlerischen Gestaltung wünschen dürfte. Das Gleiche gilt aber auch von den „Weltenträumen" und „Gangawellen". Hörsting hat sein Buch, eine dichterische Phantasie, deren Grundgedanken die der Theosophie sind, in fünffüßigen Jamben geschrieben, während Luise Hitz in ihrer Uebertragung buddhistischer Legenden und anderer indischer Sagen den fünffüßigen Trochäus vorgezogen hat, der dem deutschen Ohre zuerst wohl fremdartig klingen mag. Luise Hitz giebt in ihrem Buche außer den buddhistischen Legenden Erzählungen aus dem Sagenkreise des Mahabharata, aus dem des Ramayana und aus den Upanischaden und bietet oft sehr interessante und lehrreiche Einzelbilder.

Die Dichtung „Weltenträume" von Hörsting gipfelt in der Erkenntnis, daß die sich von selbst vergessende Liebe im Dienste des Weltwillens das Mittel zur Erlösung aus dem Daseinsstreben ist. Diese Gedanken sind in Form von Phantasiebildern veranschaulicht, und ich will mir hier des religiös-geistigen Wertes wegen einige Proben nicht versagen:

„Ein Spinnlein giebt's, das löst den dünnen Faden
von seinem Netz und, leichten Lufthauch nutzend,
treibt es am Faden hin zum fernen Ufer.
Giebt's Geisteshauch, der am Gedankenfaden
hinüber trägt zum unbekannten Strand?
kanst du dich lösen — sei's für Augenblicke —
von diesem Netz des Scheins, in dem du lebst?
Wenn Wahn die Welt ist, lern dich ihr verschließen,
entleer' den Becher seines trüben Inhalts —
und reine Luft strömt nun in das Gefäß.
Vermagst du dich vom Scheine abzuscheiden,
Dann findet Raum in dir die Wirklichkeit (31).

— — —

Und aus der Tiefe Grund im eignen Innern

— — —

ertönten einer Stimme leise Worte (32):
„Vergiß den Teil, der als dein Selbst erscheint.
Erringe dir dein ganzes, volles Sein.
Giebt deiner Liebe Inbrunst dir die Kraft,
ganz aufzugehn in dem was du ersehnst,
Dann bist du, was du liebst — liebst dann erst wirklich.

Verlerne Selbstersehntes heiß zu wünschen.
Ein Wille trägt — dir unbewußt — die Welt;
betrachte dich als dieses Willens Werkzeug.
Was er dir auferlegt, sei dir erwünscht
als heilsam deinem Wesen, deiner Welt.
Und ihn, der's auferlegt, ersinne ihn
als deines eignen Wesens tiefstes Sein —
er ist dein Selbst, von Traumes Wahn befreit".

— — —

„Miß nicht mit Menschenmaß", erklang die Stimme.
„Im Zeitenstrome siehst du nur den Tropfen,
der augenblicklich durch dein Sehfeld zieht —
siehst winzigen Ausschnitt einer Weltenbahn.
Unzählig sind die Leben, die du lebst;
sie alle bilden eine einzige Kette,
und fest verbunden fügt sich Glied an Glied,
geschlossen jedes — dennoch weiter wirkend.
In Glück und Leid sieh Wirkung nur und Wurzel
vergangenen und künftigen Geschehens.
Erkenn in beider Wechsel nur den Weg,
dich aus dem Wahn der Wahrheit zu erheben.
Dir scheine Erdenglück nur kurze Rast,
die Frucht vergangener Müh' und schweren Kampfes;
im auferlegten Leide sieh den Segen
zukünftiger — erkämpfter Kraft und Liebe.
Unsaglich hohem Ziele strebst du zu.
Nicht wähne, mühelos es zu erreichen,
befreie dich von Wahne durch die Liebe (41—421).

— — —

Zum reinen Geiste führt dich die Erkenntnis,
die wahre Liebe leitet dich zu Gott.
So weiset beider Weg dasselbe Ziel.
Der Geist ist Gott, und Gott — der ist die Liebe.
Die Liebe strebt zu einen, was sich liebt,
und was sich einen kann, ist Geist, ist Gott. —
Der Stoff, der Wahn bedeutet Sondersein (54—55).

Wie man sieht, ist das ganz abstrakt, ohne die Plastik der Technik, die im Gefühle mitreißt, die nicht nur dem Intellekt Nahrung giebt, sondern sich sofort in der Empfindungswelt des Lesers mit gleicher Stärke realisiert. Denn das gehört nun doch einmal zur Definition der Kunst. Kunst ist Fühlen, ist Rausch; sie ist das Ueberwinden des Irdischen im Menschen durch ihre Mittel, die Sinne. Was darüber hinaus liegt, hört auf, Kunst zu sein. Das wird Religion, Geist, Philosophie; hier beginnt das Abstrakte. Und das Mystische, die „Mystik in der Kunst" ist der Uebergang.

Da giebt sich Mackowsky's „Erdengang", eine Dichtung nach Motiven aus der Passion Christi von Dürer, ganz anders. Das ist Kunstwerk, fesselnd, oft packend in der Behandlung, wenn zu Anfang auch etwas unklar und verschwommen. Doch das wird bald vermieden, die Gedanken finden sich zueinander und werden dann meist scharf aus-

geprägt. Die Christusidee auf modernes Geistesleben übertragen, oder besser gesagt, die Christusidee, künstlerisch empfunden aus dem modernen Geistesleben heraus, das ist die Charakteristik des Buches. Nicht nachgemacht nach berühmten Mustern, sondern selbständig erfaßt in oft prächtig gemodelter Sprache, die in ihrer wechselnden Form durchaus nicht ermüdet, bis auf den Schluß, dessen Engelsingsang mit Chören mir unsympathisch ist. Sonst aber der Beweis dafür, daß man neben einem Denker auch ein Dichter, ein Künstler sein kann.

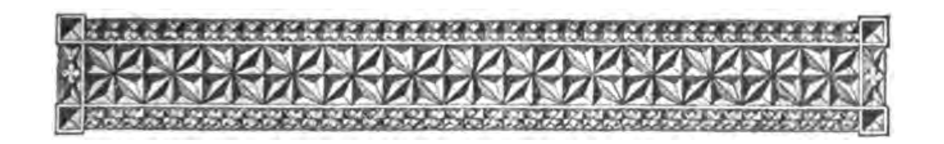
Und nun will ich zum Schlusse meiner Worte auch aus diesem „Erdengange" zwei Stellen hersetzen, die für sich selber sprechen mögen:

„Was ihr mit reiner Seele ernst erstrebt,
führt durch sich selbst euch zum Unendlichen.
Das Leben, das der Geist hinieden lebt,
geht still den Gang des Unabwendlichen.
Wer froh sein Glück erkennt in seiner Pflicht,
der gründet klug sein Haus auf einen Fels:
Die Stürme wehn, es wankt und zittert nicht,
kein Regen spült es weg, kein Blitz zerschellt's. —

Und ferner aus der „Höllenfahrt" die Worte der Lichtgestalt, die da lauten:

„Du kennst dich nun, du elend-armer Mensch,
du schaust die Hölle, die du in dir birgst,
und neigst das Haupt vor Scham, du sinkst ins Knie,
weinst wie ein Kind und schmachtest nach Erlösung.
Ich, der ich dich aus in die Wüste trieb,
der dir die Einsamkeit zum Weggesellen
gab, daß der dich dein Herz erkennen lehrte,
ich künde dir die Worte der Erlösung. —
Der dich geschaffen, barg in deiner Seele
vom ewigen Lichte einen stillen Funken
gleich einem Abendstern am nächtigen Himmel.
Er lieh dir Kräfte mannigfach verschieden,
Gutes und Böses, und dazwischen pflanzte
er Feindschaft, Zwist und Krieg und Kampfesnot.
Nun sei ein Held und halte durch den Kampf,
den Zwiespalt mit dir selbst, und in Gefahr,
wenn matt der Mut und müd die Hand, blick aufwärts
zum Abendstern, zum stillen Funken: ewig
glüht er in dir, weil er von ewigem Lichte.
O wähne nicht, daß mit dem Tod der Streit
ein Ende; eine Wandlung nur erfährt
im Tod dein Leib; in anderer Erscheinung
kämpfst weiter du, bis endlich du gesiegt.
Denn siegen wirst du. Ob du früh, ob spät
den Lorber erntest, steht bei dir. Der Eingang
zu einem neuen Sein, das jenseits liegt
von Gut und Böse und von Kampfesnot,
ist die Erlösung. — Das verstehe wohl!" —





Simon Magus.

Von

Thomassin.

(Fortsetzung.)

Die Kirchenväter erzählen mit Behagen von einem unsittlichen Verhältnisse, welches der Magier zu einer gewissen Helena hatte. Irenäus sagt: „Er hatte eine gewisse Helena, eine Hure aus der phönizischen Stadt Tyrus, freigekauft und führte dieselbe mit sich umher, indem er sagte, sie sei der erste Begriff seines Geistes, die Mutter aller, durch die er im Anfange in seinem Geiste die Schöpfung der Engel und Erzengel begriff". Tertullian weiß dieser Behauptung noch hinzuzufügen, daß Helena von Simon mit demselben Gelde, daß er für die Gnadengabe des heiligen Geistes vergeblich dargeboten hatte, losgekauft worden sei. Daß diese Erzählungen der Wahrheit nicht entsprechen, ist leicht erkenntlich. Wahrscheinlicher als dieselben erscheint der Bericht der Clementinen über diese Frauengestalt. In den Homilien wird sie uns als eine Jüngerin Johannis des Täufers vorgestellt, welche Simon bei seinem Meister kennen lernte. Auch die Rekognitionen kennen sie als die Jüngerin Luna. Daß sie hier diesen Namen erhält, beweist, daß Helena nur eine Umbildung des griechischen Σελήνη ist. Simon verliebt sich bald in die Jungfrau, will aber, ehe er sie heiratet, zu Ehren gelangen, und sucht deshalb, den Primat der Sekte zu erlangen. Als ihm dieses geglückt ist, geht er in der That eine Ehe mit ihr ein. — Nach dieser Darstellung war also Helena nicht mit den ihr von den Kirchenvätern angedichteten moralischen Mängeln belastet, und auch Simon erscheint in sittlicher Hinsicht uns wieder reiner. Gewiß können wir uns einen mit einer ihm, wenn auch nur im geringen Grade, geistesverwandten weiblichen Gestalt vermählten Simon eher vorstellen, als einen, der seine geistige Würde so sehr vergißt, daß er mit einer Hure umherzieht.

Helena soll Simon auf allen seinen Reisen begleitet haben, und nach der Sage soll er, um ihr Ansehen zu erhöhen, sie als den ersten aus Gott, oder da er sich selbst mit der großen Gotteskraft identifizierte, aus ihm selbst emanierten weiblichen Aeon ausgegeben haben. Er hat wohl darauf hingewiesen, daß es sich hier nur um Bilder handle. Wir werden diesen Punkt noch eingehender gelegentlich unserer Erörterung der Lehre Simons zu besprechen haben.

Daß Helena wirklich existierte, läßt sich wohl nicht bestreiten. Wenn wir auch die Berichte über sie vielfach entstellt finden, so müssen wir doch zugeben, daß ihre Uebereinstimmung wenigstens darauf hinweist, daß die geschilderte Frauengestalt einmal das öffentliche Interesse wachrief. Daß noch im zweiten und dritten Jahrhundert Statuen der Helena von den Simonianern, wie uns Irenäus berichtet, göttlich verehrt wurden, ist eigentlich kein Beweis für die historische Existenz derselben. Wir können nicht einsehen, was Simson veranlaßte, diese Mitteilung als einen solchen zu verwerten. Erwähnt sei noch, daß die Simonianer nach dem Zeugnisse des Origenes (Contra Celsum V, Kap. 62) auch Helenianer genannt wurden.

Von den Reisen Simons wissen uns die Kirchenväter nur wenig zu berichten. Es erwähnen nur einige derselben, auch Eusebius (hist. eccl. II, 14), daß er nach Rom kam. Der Verfasser der clementinischen Erzählung hingegen zeigt sich, wie in den meisten, so auch in diesem Punkte vorzüglich informiert. Wie er behauptet, verließ Simon, als er bemerkte, daß die apostolische Lehre in Samaria gewaltige Fortschritte machte, seinen gewohnten Aufenthalt und ging nach Cäsarea Stratonis, wo er gegen die Apostel zu kämpfen suchte.[1]) Er soll Erfolg gehabt und eine dreitägige öffentliche Polemik mit Petrus geführt haben (!). Welche Resultate die letztere hatte, erfahren wir leider nicht genauer. Von Cäsarea aus zog der Magier, den clementinischen Berichten zufolge, nach Dora, Ptolemaïs und Tyrus, von dieser Stadt aus über Sidon, Berytus, Byblus nach Tripolis.[2]) Der Apostel Petrus verfolgte ihn auf allen diesen Reisen, um ihn zu bekämpfen.[3]) Simon floh nun, um ihm zu entgehen, nach Syrien und dann über Orthosia, die Insel Antaradus, das Städtchen Aradus, Antiochien, Balanäa, Paltus und Gabala nach Laodicea, wo er den Petrus, der ihn durch den Hauptmann Cornelius aus Antiochien hatte vertreiben lassen, zu einem neuen öffentlichen Streite herausforderte.[4]) Jedoch fürchtete er bald, von dem Statthalter zur Verantwortung gezogen zu werden und suchte deshalb durch ein magisches Kunststückchen zu entrinnen. Nach dem Berichte der Rekognitionen vertauschte er sein Gesicht mit dem eines gewissen Faustinian[5]) und floh als solcher zur Nachtzeit nach Judäa. Petrus erfaßte jedoch sehr schlau seinen Vorteil. Er befahl dem Faustinian, in der neuen Gestalt, die er hatte, nach Antiochien zu gehen und dort als Simon ein Bekenntnis seines Betruges und der Verläumdungen, die er gegen Petrus vorgebracht, abzulegen (sic!). Das

---

[1]) Recognitiones I, 72. Constitut. App. VI, 8 ss.

[2]) Clement., Homil. III, 58. V. Recogn. III, 63. IV, 1. — Homil. IV, 6, VII, 9. 12. —

[3]) Clement. Homil IV, 1. 2. 3. Epitom. 44. Recogn. III, 69. IV, 1. —

[4]) Recogn. IV, 3. Clement. Homil. VIII, 3. — Homil. XII, 1. — XIII, 1. — Recogn. X, 55. Epitom. cap. 137. — Homil. XVI, 1.

[5]) In der Clementina epitome de gestis Petri cap. 136 wird dieser Faustinian in einen Faustus verwandelt. Recogn. X, 53 sq.

mag dem armen Faustinian recht schwer gefallen sein. Simon erhielt übrigens davon Kunde und eiferte deshalb noch mehr gegen Petrus als früher. Jedoch war das vergeblich und er wurde bald aus Judäa vertrieben.[1])

Weder Justinus noch Irenäus, dessen Angaben über Simon (adv. haereses I, 23; 1—4) gewiß auf Justinus und wahrscheinlich auf sein nicht mehr erhaltenes σύνταγμα zurückzuführen sind, setzen Simons Auftreten in Rom in Verbindung mit dem ihnen bekannten römischen Aufenthalte des Petrus (III, 3, 2). Ebensowenig Tertullian, der gleichfalls an Justinus sich anschloß (de anima, 34). In den zwei ersten Jahrhunderten finden wir also dieses Zusammentreffen noch nicht festgestellt.

Im dritten Jahrhundert jedoch finden wir den Bericht des Hippolytus, der von der Zusammenkunft des Petrus und Paulus, also beider Apostel, mit dem Magier in Rom, und einer Disputation, welche Petrus mit ihm unter einer Platane gehalten, zu erzählen weiß. Simon habe damals sein Ansehen in Rom beeinträchtigt gefunden und deshalb versprochen, wenn lebendig begraben, am dritten Tage wieder aufzustehen. Seine Schüler hätten ihn dann auch auf sein Geheiß wirklich begraben; er sei jedoch im Grabe geblieben, da er nicht Christus gewesen sei (Refut. omnium haeres VI, 20). Diese älteste Erzählung vom Untergange Simons steht mit den späteren im Widerspruch, wie wir gleich sehen werden. Merkwürdig ist sie auch deshalb, weil durch sie bereits der Tod Simons in die Zeit der gemeinsamen Wirksamkeit der beiden Apostel in Rom, also in die neronische Zeit, verlegt wird. Aus gewissen Worten des Eusebius (hist. eccl. II, 14 sq.) dagegen hat man geschlossen, daß Petrus bereits bei seiner ersten Ankunft in Rom, im zweiten Jahre des Claudius, den trügerischen Nimbus, den Simon um sich zu verbreiten versucht hatte, zerstreut und dadurch zugleich sein Ende herbeigeführt habe. Diese Annahme hat man durch die Darstellungen des Justinus, Irenäus und Theodoret bekräftigt gefunden. Jedenfalls ist aber auch das Zeugnis des Hippolytus gegen die Andeutungen dieser Autoren in Betracht zu ziehen. Ihm schließen sich Cyrill von Jerusalem (Catech. VI, cap. 15), Philastrius, Sulpicius Severus, der Pseudomarcellus und andere an.

Die sagenhafte Erzählung, das Simon bei einem Ikaruskunststücke verunglückte, finden wir zuerst in den Constitutiones App. des Pseudoclemens (V, 9);[2]) und andere Widersacher des Magiers, wie Arnobius (adv. gentes, lib. II, cap. 12), Cyrillus von Jerusalem (Catech. VI, cap. 15), Ambrosius (Hexaëmeron IV, 8), Theodoret (haer. fab. lib. I, cap. I), Philastrius (de haeres. cap. 29), Sulpicius Severus (Sacr. hist. lib. II, cap. 43), sowie Marcellus in der angeblich von ihm herrührenden Schrift: de conflictu S. Petri et Simonis Magi[3]) haben sie mit Freuden

[1]) Recognitiones X, 57, 59, 60—66.

[2]) ὡς καί ποτε μέσης ἡμέρας προελθὼν εἰς τὸ θέατρον αὐτῶν, — ἐπηγγέλλετο πτῆναι δι' ἀέρος . . . . —

[3]) Martyrologium Hieronymo tributum, ed. Florentinis (Lucae 1668) p. 110.

verwertet. Sie bedachten dabei nicht, wie unmöglich es erscheinen mußte, daß nach einem solchen Untergange des Meisters die Simonianer sich noch Jahrhunderte hindurch verbreiten konnten. Die Hauptpunkte, in denen die Fabeln von Simons Ende übereinstimmen, sind folgende:

Ein Jüngling aus kaiserlichem Geschlechte war in Rom erkrankt. Seine Freunde hörten von den Heilungen und Totenerweckungen des Petrus erzählen und beschlossen, ihn um seine Hülfe zu bitten. Jedoch wurde ihnen auch nahegelegt, den Magier Simon kommen zu lassen. Er wurde herbeigerufen und kam, als der Jüngling bereits scheinbar entschlafen war. Es gelang ihm, durch Zauberformeln und Beschwörungen wieder Bewegung in seinen Körper zu bringen. Jedoch war dies alle Hülfe, die er gewähren konnte. Als aber Petrus kam, gelang es diesem, dem Jüngling vollständig das Leben wieder zu geben. Simon entging nun nur mit Not dem Zorne der aufgeregten Menge. Um sein Ansehen wieder zu gewinnen, versprach er, einen viel größeren Beweis seiner Wunderkraft abzulegen und zum Himmel emporzuschweben. Er bestieg bald darauf den Gipfel des Kapitolinischen Hügels und schon begann er sich in der Luft schwebend zu erhalten, als auf das Gebet des Petrus, der herbeigeeilt war, die künstlich angehefteten Flügel (sic!) ihm versagten und er auf den Fels herabfiel, worauf er bald seinen Wunden erlag.

Man hat die Veranlassung zu dieser Fabel teils in den Actis Petri von Leucius Charinus,[1]) einem Häretiker des zweiten oder dritten Jahrhunderts, teils in einzelnen Stellen bei Dio Chrysostomus (Oratio XXI, de pulchritudine, pag. 271, ed. Pari.), Suetonius[2]) und Juvenal (Satyr. III, 79, 80) zu finden geglaubt, da dieselben von einem Manne berichten, der unter der Regierung des Nero einen Versuch zu fliegen anstellte. Während daher einige Gelehrte annahmen, daß diese Erzählung den Autoren zu einer Dichtung Anlaß gab, behaupteten andere, daß Sueton und Juvenal eben Simon im Auge gehabt hätten. Wenn dieser wirklich die Levitationsgabe besaß, so wäre es ja nicht unmöglich, daß er auch in Rom dieselbe zu beweisen versuchte, und ihm sein Versuch nicht ganz gelang. Jedoch läßt die Verbindung der Erzählung mit der Behauptung, daß Petrus durch seine größere magische Kraft Simon an der Ausführung seines Vorhabens hinderte, dieselbe nur als eine Erfindung zum Zwecke der größeren Verherrlichung des christlichen Apostels erscheinen. Ueberdies sind noch die früheren Erörterungen, welche die Erzählung als unwahr erscheinen lassen, zu berücksichtigen.

Auf welche Weise und wo der Magier sein Leben endete, können wir also nicht genau bestimmen.

Schon Justinus Martyr[3]) erzählt uns, daß dem Simon auf einer

[1]) Siehe: Beausobre, Hist. de Manichée, tom. I, lib. II, cap. V, p. 395.

[2]) Nero, cap. 12: Icarus primo statim conatu juxta cubiculum ejus (Neronis) decidit ipsumque cruore respersit.

[3]) Apol. I. Opp. p. 69: Καὶ ἀνδριάντι παρ' ὑμῶν ὡς θεὸς τετίμηται· ὃς ἀνδριὰς ἀνεγήγερται ἐν τῷ Τίβερι ποταμῷ μεταξὺ τῶν δύο γεφυρῶν, ἔχων ἐπιγραφὴν Ῥωμαϊκὴν ταύτην· Σίμωνι δέῳ σάγκτῳ.

zwischen zwei Brücken gelegenen Tiberinsel eine Statue errichtet worden sei mit der Inschrift: Simoni Sancto Deo. Die späteren Kirchenväter und Autoren,[1]) die den Magier erwähnten, haben gleichfalls hierüber berichtet. Es wurde behauptet, die Statue sei ihm vom Kaiser Claudius errichtet werden. Es ist aber recht unwahrscheinlich, daß ein der Götterverehrung abgeneigter Kaiser dem ausländischen Magier als heiligem Gotte Verehrung zu verschaffen suchte. Ueberdies ist durch einen Fund, der im Jahre 1574 gemacht wurde, aufgehellt worden, daß die Mitteilung Justins auf ein Mißverständnis zurückzuführen ist. Man entdeckte nämlich genau an dem von ihm beschriebenen Orte in diesem Jahre ein marmornes Fußgestell mit der Aufschrift: Semoni Sanco Deo Fidio Sacrum Sex. Pompeius — — Donum dedit.[2]) Es war dies offenbar ein Bruchstück der Bildsäule, die Justin sah, und es ist möglich, daß er den ihm unbekannten Namen des Semo Saucus, des sabinischen Herkules, mit dem des Magiers verwechselte. Cäsar Baronius und andere haben allerdings geltend gemacht, daß Justinus hinreichend mit der Philosophie und Theologie der Heiden vertraut war und ihm wohl kaum ein so grober Irrtum zugeschrieben werden könne. Ich glaube jedoch, daß heutzutage Niemand mehr das Wissen dieser Kirchenväter allzusehr bewundern wird und daß man auch Justin nicht in allem für unfehlbar zu erklären geneigt sein wird. Das Zeugnis späterer Autoren zur Bestätigung des seinigen anzuführen, erscheint bedenklich. Denn es ist ja bekannt, daß die meisten der für unsere Frage in Betracht kommenden ohne Kritik das Vorgefundene wiederzugeben pflegen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Simon mehrere Schriften hinterlassen hat, die von hohem Werte waren, aber im Laufe der Zeit verloren wurden. Hippolytus (?) giebt in den Philosophumena Auszüge aus einem Werke Simons: „Die große Offenbarung, ἡ μεγάλη ἀπόφασις“ genannt, auf welche wir später zurückkommen werden. In dem Buche: De divinis nominibus (Kap. 6, § 2) erwähnt der Verfasser, angeblich Dionysius Areopagita, die „λόγοι ἀντιῤῥητικοί“ Simons. Wie uns Grabe[3]) mitteilt, befand sich ein Fragment dieser Schrift in einem Werke eines syrischen Bischofs, eines Moses Barcephas, in dessen „Commentariis de paradiso“ P. III. cap. I. p. 200 ff. ed. Antwerpiensis, 1569 [67 ?] in 8°). Mead giebt dasselbe in seiner Studie wieder und wir werden seinem Beispiele später folgen. Uebrigens erwähnen wir gleich hier, daß Mosheim Grabe eines Irrtums beschuldigt und der Ansicht ist, daß Barcepha die fragliche Stelle aus einer andern Quelle, vielleicht aus den Rekognitionen (II, 53) entlehnt hat. Mead hingegen meint, das Fragment könnte im allgemeinen seinem

[1]) Irenaeus adv. haer. Tib. I. cap. 20: „sub Claudio Caesare, a quo etiam statua honoratus esse dicitur propter magicam“. Tertullian., Apologeticus, Cap. 13: — Recognit. II, 9. Eusebius, Hist. Eccles. II, 14. — etc.

[2]) Gruterus, Inscriptiones antiquae totius orbis Rom., ed. Graevii. Tom. I. p. XCVI. U. 5.

[3]) Spicilegium S. S. Patrum ut et Haereticorum Saeculorum post Christum natum I, II et III. Oxoniae 1714. Vol. I. pp. 305—312.

Inhalte nach wohl als echt angesehen werden, jedoch sei bis zum zehnten Jahrhundert ein zu großer Zeitraum verflossen, als daß man noch wörtliche Genauigkeit annehmen könnte, wenn nicht etwa eine syrische Uebersetzung vorhanden gewesen sei, welche den Händen der Zerstörer entging. — Seine Ansicht erscheint uns als die richtigere.

Auch die Rekognitionen lassen Petrus von Simons Schriften reden.[1]) Der Verfasser der Constitutiones Apostol. fabelt, daß dieselben unter den Namen Christi und der Apostel unter der leichtgläubigen Menge verbreitet worden seien (Lib. VI. cap. 16).

Ferner führt Hieronymus einige angeblich aus Simons Schriften entnommene Aussprüche wörtlich an.[2]) Sodann sei noch erwähnt, daß in einer arabischen Vorrede zu den Canones des Konzils von Nicäa von den Simonianern berichtet wird, sie hätten ein in vier Abschnitte geteiltes Evangelium, genannt: „Liber quatuor angulorum et cardinum mundi", verbreitet.[3])

Wenn Simon wirklich von Petrus so beschämt und widerlegt worden wäre, wie die Väter und die Clementinen zu melden wissen, so wäre es unerklärlich, daß seine Lehre, wie nicht zu leugnen ist, sich rasch verbreitete und viele Anhänger fand. Uebrigens widersprechen sich die Berichte in einer Weise, welche erkennen läßt, welchen Wert sie besitzen. Bekanntlich soll Simon aus Samaria geflohen sein, weil das Evangelium seiner Gegner, der Apostel, dort zu große Fortschritte machte.[4]) Justin hingegen, der älteste und in gewisser Hinsicht auch verlässigste Autor über Simon, erzählt uns ein Jahrhundert nach diesem angeblichen Ereignis, daß fast alle Samaritaner Simonianer seien (Apol. I, 26).

Der Eifer des Hasses ließ solche Widersprüche nicht bemerken. Diese Thatsache, daß alle Berichte über Simon von seinen ärgsten Feinden herrühren, die vor keiner Lüge zurückscheuten, um den Ketzer und Ungläubigen zu erniedrigen, müssen wir immer im Auge behalten. Aber eben das hervortretende Bemühen der Väter, Simon in jeder erdenklichen Weise zu verdächtigen, zeigt uns deutlich, daß sie Grund hatten, denselben zu fürchten und daß seine Gestalt zu jener Zeit mehr Beachtung fand, als sie zugestehen wollen.

Daß anfangs die Sekte der Simonianer sehr zahlreich war, dürfte wohl feststehen. Jedoch scheinen bald Spaltungen in derselben eingetreten zu sein. Theodoret führt uns mehrere der gebildeten Parteien vor, die

---

[1]) Lib. II. cap. 38: Tum Petrus (ad Simonem): Hunc, inquit, quem dicis esse incomprehensibilem et incognitum omnibus Deum, ex scripturis Judaeorum, quae in auctoritate habentur, probare potes, an ex aliis aliquibus, quas omnes ignoramus, an ex Graecis auctoribus, an ex tuis scriptis propriis?

[2]) Zu Matth. 24, 5: „Quorum unus est Simon Samaritanus, quem in Actibus Apostolorum legimus, qui se magnam dicebat esse Dei virtutem, haec quoque inter caetera in suis voluminibus scripta dimittens: Ego sum sermo Dei, ego sum speciosus, ego Paracletus, ego Omnipotens, ego omnia Dei".

[3]) Siehe: Philippus Labbeus Collectio Conciliorum. Tom. II, p. 386.

[4]) Theodoretus, Haeret. Fabul. Compendium. I, 1.



Cleobauer, Dositheauer, Gorthener, Masbotheer, Adrianisten und Cainisten.[1]) Bei Clemens[2]) finden wir die Entychiten erwähnt.

Auch die Simonianer werden von den Widersachern in den schwärzesten Farben dargestellt. Irenäus, Eusebius, Epiphanius, Augustin, Theodoret[3]) wissen von ihrer großen Lasterhaftigkeit zu erzählen. Im Widerspruche mit diesen Behauptungen steht wieder die Bemerkung des Alexandriners Clemens, daß die Simonianer in moralischer Hinsicht den Grundsatz festgehalten hätten, so zu leben, daß sie dem Hestos, d. h. dem über alle irdische Vergänglichkeit und Eitelkeit Erhabenen, ähnlich werden konnten. Wir möchten nach Prüfung der Lehre der Simonianer die Wahrheit mehr in letzterem Berichte suchen.

Von den Gebräuchen der Jünger des Magiers wird speziell ihre Taufe hervorgehoben. Dieselbe soll mit wunderbaren Erscheinungen verbunden gewesen sein. In einem, wie man annimmt, im vierten Jahrhundert von einem afrikanischen Mönche Ursinus geschriebenen Buche: de rebaptismate wird erzählt, daß sie bei ihren Taufen durch Zaubereien Feuer über dem Taufwasser erscheinen ließen,[4]) ein Bericht, der uns die Lichterscheinungen bei modernen spiritistischen Sitzungen ins Gedächtnis ruft.

Derselbe kann uns jedoch zugleich Aufklärung in einer wichtigen Frage verschaffen, nämlich in der, bis zu welcher Zeit Simonianer existierten. Origenes behauptet (Contra Celsum V, 62), daß auf dem ganzen Erdkreise wohl kaum 30 Simonianer gefunden werden könnten, ja sogar, daß überhaupt solche nicht mehr zu finden seien (ibid. VII, 11). Demnach hätte also die Sekte schon anfangs des 3. Jahrhunderts aufgehört. Im vierten behauptet auch Epiphanius (adv. haer. Tib. I. haer. XXII. cap. 2), daß sie nicht mehr bestehe. Nun finden wir aber gleichfalls im 4. Jahrhunderte von Ursinus ihr Vorhandensein wieder festgestellt. Derselbe bestätigt zugleich die Behauptung des Eusebius, der sagt, daß die Simonianer zu seiner Zeit wie eine verderbliche Pest in die rechtgläubige Kirche sich einzuschleichen wußten und schwachen Christen sittlichen Untergang bereiteten (Hist. Eccl. II, 1).

Die Simonianer sollen die Lehren Simons erst allmählich systematisch zusammengestellt haben und das, was uns als Simons Lehre überliefert wird, soll nur eine Ausbildung und Erweiterung seiner ursprünglichen durch seine Jünger sein. So behauptet Neander in seinem Buche: Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme. Da wir nicht mehr im Besitze der Schriften Simons sind, werden wir wohl kaum ent-

---

[1]) Haeret. Fab. Lib. I. Cap. 1.

[2]) Strom. VII, 17. In lib. V. cap. 9 der Haer. Fab. werden von Theodoret Entychiten erwähnt. Cotelerius (Eccl. Graec. monum. T. III, p. 640 sq.) meint, daß diese dieselben Ketzer seien, die Clemens erwähnt und die Lesart falsch sei.

[3]) Eusebius, h. e. II, 13; Augustin, de haeres. cap. 1; Joh. Damasc. de haeresibus cap. 21.

[4]) Cypriani Opp. ed. Steph. Baluzii p. 365.

scheiden können, was seine ursprüngliche Lehre war. Nur der Bericht der Philosophumena mag in dieser Hinsicht einiges Licht bringen. Immerhin aber wird die Betrachtung der Hauptzüge des Systems, welches mit dem Namen Simons verbunden wird, uns in demselben einen der bedeutendsten gnostischen Lehrer erkennen lassen.



Zwiesprache.

(Ein Sonett.)

Von

Franz Evers.

✱

Es blüht am Uferrand des heiligen Ganges
die Lotosblume, der das Glück verliehen,
zu lauschen allen stillen Harmonien,
zu fühlen das Geheimnis jedes Klanges.

Mir träumte wohl vom Lande des Gesanges,
vom großen Reich der ewigen Harmonien;
ich hörte Psalmen wohl und Symphonien
und oft ein Lied, ein leises, wehmutbanges.

O könnt ich doch wie jene Lotosblume
den schwarzen Schwänen auf dem Wasser lauschen
und jenem Gott im Tempelheiligtume.

Wie wollt ich horchen, wenn die Winde rauschen;
wie wollt ich selbst, dem Ewigen zum Ruhme,
mit allen, allen Wesen Zwiesprach tauschen.





Kunstbeilage zur „Sphinx“. Augustheft 1895.

„Zwiegespräch“.



Die unleserliche Unterschrift.

Nach dem Französischen des J. Ricard.

I.

Es war vor etwa vierzehn Tagen, bei Brignac, auf dem Lande — an einem jener herrlichen Nachmittage, wo die Sonne ihre warmen, wenn auch schon blasseren Strahlen über die ersten, leisen Schauer des herannahenden Herbstes ausgießt.

Während wir die Stunde erwarteten, wo wir in dem hübschen Arm der Marne, der dort in langsamen Windungen, wie eine große, silberglänzende Schlange, träg und schläfrig durch die Wiesen schleicht, die aufgestellten Netze ausheben konnten, plauderten wir unter der großen hellen Veranda, die von dem schweren und betäubenden Wohlgeruch des dem Welken nahen Heliotrops ganz erfüllt war. Ein reizender Mensch, dieser Brignac. Früherer Reiteroffizier, mit mächtiger Brust, einem breiten, lebhaft gefärbten Gesicht, mit etwas eckigen Zügen und einem großen weißen und weichen Bart. Er war seinerzeit ein glänzender Lebemann gewesen. Gerade ins Leben getreten, als das große Fest des Kaiserreichs auf der Höhe seines Glanzes stand, hatte er die Freude überall da gepflückt, wo sie sich ihm darbot, und auch der Eintritt der Republik erschien ihm als kein genügender Grund, auf die Süßigkeiten dieser Welt zu verzichten, er amüsierte sich unter Herrn Thiers, unter Mac Mahon, sogar unter Herrn Grevy. Erst vor sieben Jahren hielt es die Gicht für gut, dazwischen zu treten.

Ihm wurde geraten, einen Brunnen zu trinken. Er thats, und an einem Becken, in dem eine heiße, nicht gerade wohlriechende Flüssigkeit sprudelte, traf er eine junge Engländerin, schlank und gerade, wie ein schöner Bambusstengel. Er sah noch sehr gut aus und hatte viel Vermögen; sie sehr wenig. Im folgenden Winter heiratete die hübsche Engländerin den früheren Reiteroffizier.

Sie haben ein Kind und sind sehr glücklich. Im Plaudern kamen wir an einem kleinen Salon vorbei, der auf den Wintergarten hinausging, und dort bemerkte ich in einer Ecke, artig vor einem Tische sitzend, das Söhnchen meines Wirtes, Gaston, ein niedliches brünettes Kind; er hatte

seine Feder auf den Tisch fallen lassen, und mit einem Blick, der mir voll tiefer Melancholie zu sein schien, verfolgte er den pfeilschnellen Flug der Schwalben, die sich über dem großen Rasenplatz tummelten und in den Mückenschwärmen Verheerungen anrichteten.

II.

An diesem herrlichen Tage, in diesem Salon, den die sonnendurchleuchtete Helle der Veranda fast dunkler, als eine Zelle im Dogen-Palaste, erscheinen ließ, bereitete mir der Anblick des gefangenen Knäbchens Schmerz, und ich konnte nicht unterlassen, zu meinem Freunde zu sagen:

„Wie hast Du den Mut, den armen Jungen bei diesem herrlichen Wetter einzusperren?" Und Brignac antwortete:

„Mein Lieber, sobald er schreiben kann, werde ich ihn zufrieden lassen, denn er ist noch nicht fünf Jahre alt, und sehr gescheit, aber zuerst muß er schreiben können, ... gut schreiben, selbstverständlich".

„Du meinst wohl, weil Deine eigenen Krähenfüße kaum zu entziffern sind?"

„Ja, das wäre schon ein Grund: wir müssen suchen, unsere Kinder von den Fehlern frei zu halten, die uns selbst auf unserm Lebenswege gestört haben . . . . dann aber . . . ."

„Mein guter Brignac, ich weiß nicht, ob es daher kommt, daß Du zu viel auf dem Lande lebst, aber Du scheinst mir ja ein wahrer Mustermensch zu werden . . . ."

Er unterbrach mich lebhaft:

„Nun, jedenfalls versteht ein solcher sein Lebensschiff gut zu steuern . . . . aber soll ich Dir den wahren Grund sagen, weshalb ich so darauf halte, daß mein Junge gut schreiben lernt? —

Es ist eine Geschichte aus der Zeit, wo man mich noch nicht einen Mustermenschen genannt haben würde . . . es ist schon lange her, schon aus dem Jahre 65. — Damals war Baden eben Baden-Baden, und Monte Carlo noch ein kleines Fischernest. Alles was chic war, oder es doch zu sein glaubte, wandte sich mit den ersten Julitagen dorthin. Ich war in jenem Jahre in Paris geblieben, weil — doch das gehört nicht hierher . . . . Kurz, in meiner kleinen Junggesellenwohnung, in der rue Taitbout, langweilte ich mich scheußlich, als man mir eines Morgens einen Brief überbrachte. Er enthielt eine Geldforderung . . . . keine dieser gewöhnlichen Erpressungen, mit langen Litaneien von fortgesetztem Pech, endlosen Versprechungen ewiger Dankbarkeit u. s. w., u. s. w., nein, kurz, klar und bündig: „Ich habe keinen Heller mehr; schicke mir sofort 300 Francs, damit ich meine Hotelrechnung bezahlen und nach Frankreich zurückkehren kann, um mich zu arrangieren, oder, noch besser, schicke mir 50 Louis, um mich wieder flott zu machen . . . ."

Diese Zeilen — eine schauderhafte Schmiererei — waren aus Baden datiert: Die Unterschrift, — unmöglich sie zu entziffern. Ich versuche es, indem ich Buchstaben für Buchstaben prüfe und dabei mein Gedächtnis



zermartere, wer denn diese entsetzliche Kritzelei zu Tage gefördert haben könnte . . . . es war ein Ding der Unmöglichkeit, etwas zu finden, das mir auf die Spur geholfen hätte . . . .

In Baden? Ich hatte dreihundert Freunde in Baden, und von diesen dreihundert wenigstens zweihundert und neunundneunzig, die im Stande waren, auch ihren letzten Louis flöten gehen zu lassen . . . . Aber dieser unselige Name . . . . man mußte ihn doch entdecken können! . . .

Während zweier Tage that ich nichts, als darüber grübeln, suchend, fortwährend suchend, und Jedem, der mir in den Wurf kam, gab ich diese verteufelte Unterschrift zu entziffern. Umsonst! Jeder war einer anderen Meinung.

Du kannst Dir nicht denken, in welche Aufregung mich das versetzte! Ich bildete mir ein, daß es eine Feigheit wäre, einem Kameraden Geld zu verweigern . . . . Was mich aber am meisten verdroß, war, zu denken, daß diese scheußliche Handschrift vielleicht von Jemand kommen könnte, den ich wirklich lieb hatte.

Ich telegraphierte an zehn oder zwölf intime Freunde: keiner war der Verfasser des Billets.

Da machte ich mich auf den Weg zu Sachverständigen: der eine sagte mir, daß der Name Casernier lautete, es könnte kein Zweifel darüber obwalten, und er würde sich nicht bedenken, dies vor Gericht zu beschwören; Der zweite: daß man ja garnichts anderes lesen könne als Sictinais, und auch er würde diese Thatsache beschworen haben; ein dritter endlich versicherte mir, daß es überhaupt keine Unterschrift wäre, sondern nur ein Wort, und zwar: Freundschaft . . . .

Sictinais und Casernier waren mir unbekannt.

Ich durchblätterte die Mitgliederlisten des Cercle, ich sah mein Adressenbuch durch, Namen für Namen . . . . Nichts, ich entdeckte nichts! . . . Ich war schließlich wie im Fieber, und zuletzt verlor ich sogar den Hauptgrund, einem Freunde zu helfen, völlig aus dem Gesichte, und nichts interessierte mich mehr, als das Rätsel dieses so sorgfältig verborgenen Namens zu lösen . . . .

Am dritten Tage kam mir wie eine Eingebung ein Gedanke, so einfach, daß er natürlich erst nach all den andern Kombinationen sich einstellte: Ich schrieb nach Baden, und erbat mir die Liste aller Franzosen, die gegenwärtig das Hotel bewohnten, welches der unglücklich spielende Schmierer angegeben hatte. Ich würde dann an alle mir bekannten Reisenden in jenem Hause zu schreiben haben. Dies beruhigte mich. Und in der That, das brauchte ich auch, denn ich hatte die ganze Sache mit einem solchen unerklärlichen Eifer betrieben, als wenn etwas Geheimnisvolles und Verhängnisvolles mich dazu drängte.

Ich ging am Abende dieses dritten Tages früh zu Bett und schlief sofort ein . . . .

Nun muß ich Dir gestehen, daß ich damals, wie übrigens noch heutigen Tages, die Manier hatte, eine Nachtlampe brennen zu lassen; ich kann

es nicht ertragen, mich, wenn auch nur für eine Minute, im Dunkeln zu befinden.

In jener Nacht nun . . . . es ist wirklich eine seltsame Sache, und ich habe seitdem nie ohne eine ganz sonderbare Empfindung daran denken können . . . . in jener Nacht wurde ich plötzlich durch ein leises, knackendes Geräusch, das die tiefe Stille unterbrach, erweckt.

Niemals ist mir klar geworden, wodurch dieses Geräusch hervorgerufen worden war; ohne Zweifel durch das Erlöschen der Nachtlampe, denn ich war in der dichtesten Finsternis . . . . Zuerst schnürte mir ein wildes Angstgefühl die Kehle zusammen, ... ich empfinde das immer im Finstern . . . . und ehe ich noch Zeit hatte, mich völlig zu ermuntern, hörte ich . . . . . ja, mein Lieber, ich glaubte nicht zu hören, sondern hörte wirklich . . . . . Nervenüberreizung, wirst Du sagen, na, das thut nichts! . . . . also, hörte ich eine Stimme, die in einem ganz leisen Flüstern hauchte: „Jaques Lerminier“.

Mir brach der kalte Angstschweiß aus allen Poren, ohne daß ich hätte sagen können, weshalb.

In einer Sekunde war ich völlig munter, war auf, hatte Licht angezündet, und las den Brief aus Baden noch einmal . . . .

Wie hatte ich denn den Namen überhaupt nicht sofort gelesen? Er war ja sonnenklar?

Lerminier, ein allerliebster Junge, dienstfertig und ein wenig Tollkopf, den ich zur Zeit der ersten Jugend herzlich lieb gehabt, dann ein wenig aus dem Gesichte verloren, und dann wieder einmal so an einer Ecke des Lebensweges getroffen hatte, wo man sich schnell die Hand drückt und sich ein halb wehmütiges: „Besinnst Du Dich?“ zuruft, worauf man wieder, vielleicht auf Jahre, auseinander geht.

Der arme Jaques! So nannten wir ihn nämlich immer in der Schule von St. Cyr. Ja, er sollte seine tausend Franks haben! Ich sah nach der Uhr: Mitternacht vorüber, also für jetzt nichts mehr zu machen; aber gleich am anderen Morgen . . . . Und sofort schrieb ich ihm einen erklärenden Brief, entschuldigte mich, legte das Geld bei, siegelte . . . . und während all dem kam mir wieder die Erinnerung an die flüsternde Stimme, die ich eben gehört hatte: die Stimme war genau die von Jaques, wenn er heftig erregt war . . . .

Wie wunderbar das ist, dieses Arbeiten der Erinnerung in unserm Gehirn, sagte ich mir, und wie kam ich nur dazu, mich im selben Augenblicke, und noch dazu halb verschlafen, des Namens und der Stimme des armen Jaques zu erinnern. Dann legte ich mich zufrieden und ruhig wieder hin und dachte nicht mehr an die in dem Dunkel des stillen Zimmers flüsternde Stimme . . . .

Nein, wahrhaftig . . . . ich dachte nicht mehr daran . . . . bis zu dem Augenblick, wo ich am übernächsten Morgen eine Depesche aus Baden bekam: Man zeigte mir an, daß mein Geldbrief der Post übergeben sei, um mir wieder zugestellt zu werden.

Der arme Jaques hatte sich das Leben genommen, vorgestern, um Mitternacht: — . . . . in demselben Augenblick, wo meine Nachtlampe mit dem knackenden Geräusch verlöscht war, jenem trockenen Knacken, wie das eines Pistols, das gespannt wird . . . ."

III.

Brignac räusperte sich ein wenig, um seine Stimme zu klären; sie hatte zuletzt merkwürdig verschleiert geklungen:

„Ich halte daher streng darauf, daß mein Sohn eine gute Handschrift bekommt", sagte er dann mit einem traurigen Lächeln.



Weisheit.

Wer sich selbst in seinem Gewissen richtet, nur der allein übt Recht und Gerechtigkeit auch nach außen. —

Tugenden müssen Eigenschaften des Willens sein; Weisheit gehört zunächst dem Intellekt an. **Schopenhauer.**



Der Spiegel des Ewigen.

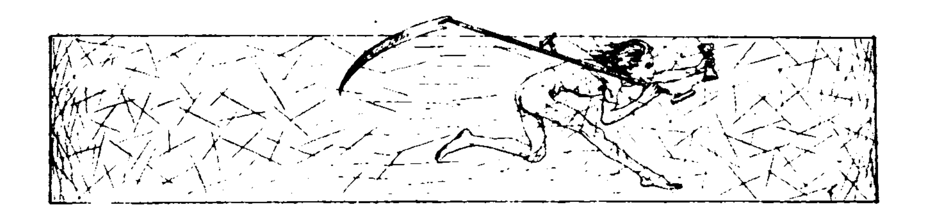
Auch die bescheidenste kleine Wasserlache kann das Bild der Sonne wiederspiegeln, wenn sie nur voll Ruhe in sich selbst ist. **Carlyle.**



Die Auflösung der Mißtöne.

So schrill auch die Dissonanzen auf dieser Erde klingen mögen, es geht alles nach einem großen gesetzmäßigen Takt und löst sich auf in höhere Harmonie. **E. Junker.**





Aus dem Leben eines Atoms.

Von

Otto Schulz.

Was es so recht war, wußte es nicht, und woher es eigentlich stammte, ebensowenig. Es bildete mit mehreren anderen, die ihm ähnlich, aber nicht gleich waren, eine engumgrenzte Gruppe, welche das darstellte, was unsere heutigen Naturforscher ein Molekül und zwar ein Protoplasma-Molekül nennen würden. Zufrieden war das Atom durchaus nicht, weder mit seinen Gefährten noch mit sich selbst; ihm kam das alles ziemlich zwecklos vor. Von dunkler Zellwand umschlossen, mußte es mit den Genossen, einem unbestimmten Triebe folgend, auf- und abwogen, ohne dem eigenen Drang nach Freiheit Folge leisten zu können.

Unser kleines Atom war Mitbestandteil einer wunderschönen, lilienartigen Pflanze, die vor unvordenklichen Zeiten auf dem Planeten Mars wuchs und blühte. — Unlängst war es nach luftigem Tanze im Freien von den Blättern der Pflanze aufgenommen worden, hatte hier die Gefährten gefunden und sich mit ihnen vereinigt. Jetzt war ihm zum ersten Mal eine Art Ahnung von Bewußtsein aufgedämmert, schwach, sehr schwach noch, aber bereits durchsetzt von dem Gefühl der Abhängigkeit und Unzufriedenheit: „Warum diese unausgesetzte Thätigkeit? doch jedenfalls nicht für sich selbst! nein für andere Moleküle oder Atome, die es natürlich viel besser hatten. Wer doch die Schranke durchbrechen könnte, aber nicht einmal dem Zwange der eigenen Molekül-Genossenschaft kann man entfliehen“. Das ungefähr waren die matten Reflexionen, denen es sich hingab.

Das Molekül wogte und webte in der Zelle, bis es sie endlich, ihre Wand durchbrechend, verließ. Wohin nun? Ja wohin, das wußten seine Teile nicht, willenlos folgten sie einem bestimmten Wege. Heller und heller ward es um sie, bis sie, zur Ruhe kommend, sich in dem goldig schimmernden Ende eines zarten Staubfadens, inmitten silberglänzender Blumenblätter wiederfanden. — Ach, hier war es schön!

Dieses Ziel zu erreichen, war es wohl wert, eine zeitlang im Dunkeln zu wogen und zu arbeiten. — Aber es blieb nicht so, es schien, als sollte die Arbeit, das Streben aufs Neue beginnen. Losgelöst ward das Molekül aus der goldigen Mitte der Brüder, hinab schwebte es in den sich weit öffnenden Schoß des duftigen Pistills und hier, ja hier beginnt ein neuer Abschnitt im Leben unseres Atoms. — — Wonniges Empfinden durchbebte alle Teile des Moleküls, als es sich jetzt mit etwas Neuem, Entgegengesetzten und ihm doch so Gleichen zu einem seligen Ganzen vereinigte. — Unser kleines Atom aber empfand zitternd die Schauer eines Glücks, welche es plötzlich freimachten von der bisherigen Genossenschaft, frei, aber nicht davon entfernten. Noch gehörte es zum Ganzen und war doch kein Teil desselben, es durchwebte und umschwebte es und fühlte sich, obgleich aus seiner Mitte hervorgegangen, als etwas Anderes, Vollkommeneres. — Allmählich klangen die Wirbel dieses neuen Glücks aus und mit den sich leise ebnenden Schwingungen ging das Atom in einen wohligen Traumzustand über, in welchem sein kleines Bewußtsein endlich ganz unterzugehen schien, es empfand nichts mehr.

Indessen wogte und flutete das Allleben in der Pflanze weiter. Den Gesetzen der Kapillarität, der Endosmose folgend, glitten die Moleküle in den Fruchtknoten, um hier von sicherer Hand jedes an seinen Platz geleitet zu werden. Es schwellte und dehnte sich die Frucht zur Reife.

Als ihre Zeit gekommen war, welkte die Pflanze und verging. Das heißt: die Moleküle, welche sie gebildet hatten, zerfielen, lösten sich in ihre Elemente auf, die hierhin und dorthin zogen, um hier und dort gefesselt zu werden und neue Formen aufbauen zu helfen. Auch der zur Samenhülle gewordene Fruchtknoten zerfiel und streute seinen Inhalt rings umher auf den Boden. — Was war aber aus unserm Atom geworden? Noch schlief es, aber schon nahte die Zeit, wo es zu neuem Leben erwachen sollte.

Licht und Wärme gaben den Impuls, daß es aller Orten grünte und aufsproßte. Inmitten einer Anzahl schon vorgeschrittener Pflanzen der gleichen Spezies lugte ein helles, spitziges Blatt aus dem feuchtwarmen Boden hervor. Behutsam rollte es sich auf und dann entwickelte sich aus seiner innern Mitte ein zweites Blatt, das den hervorwachsenden, mit weitern Blattknoten besetzen Stengel umschloß. Als dann nach einigen Tagen an der Spitze des Stengels die Blütenknospe anfing sich zu bilden, da erwachte auch unser kleines Atom, schaute staunend um sich her und mochte laut aufjubeln in seinem Innern, denn gewaltig war der Schritt, den es im Reiche des Lebens vorwärts gethan hatte, war es doch, den Gesetzen der Expansion, des Fortschritts folgend, zur — Blumenseele geworden. Mit gehörte es jetzt zu den aufbauenden Kräften der Natur! — — Das war ein Säuseln und Flüstern, als all die Blumen sich erschlossen hatten und zueinander neigten, das war ein Dehnen und Strecken in dem wonnigen Gefühle einer dumpf geahnten und jetzt zum ersten Male frei empfundenen Seligkeit. — — —

Aber nicht allzulange währte der Rausch des Genießens. In der Natur giebt es ja kein Sein, sondern nur ein Werden! — Auch dieser jungen Pflanze nahte, als sie ihren Zweck: die Bildung neuer Monaden, erfüllt hatte, der fälschlich Tod genannte Wechsel. Die Blumenseele entschwebte, und wieder überfiel sie der Schlummer, das Träumen. Aber welch ein Träumen war das! Wie gewaltiges Flügelrauschen kam es über sie. War es die Weltseele, deren Stimme sie vernahm oder schöpfte sie aus ihrem eigenen Innern? Wer vermöchte das Eine zu bejahen oder das Andere zu verneinen? Es kam über sie wie ein kurzes Allwissen, auf daß ihr ein Stücklein Erkenntnis bleibe. Wie klein, wie unendlich klein fühlte sie sich dem erhabenen Bilde gegenüber, das sich ihr entrollte, ganz empfand sie es, nur ein Atom des Weltalls zu sein, nur ein Atom und doch ein integrierender Teil des Ganzen. Wie gleichgültig war es doch, einige Augenblicke in Zuständen verbracht zu haben, die ihr unbehaglich gewesen, die aber die gesetzmäßige Vorbereitung waren zur Erreichung der ersten Staffel des Geisteslebens. Wie thöricht und beschämend erschien ihr jetzt die Unzufriedenheit, mit der sie sich ihren Atomzustand verbittert und wie notwendig und folgerichtig der Weg, den sie durchlaufen hatte. Wie sicher, klar berechnet und vollkommen griffen doch alle Teile ineinander, um das vollendete Ganze darzustellen; Keines durfte fehlen, Jedes war an seinem Platze und Alle waren sie dem gleichen Fortschritte unterworfen. Eins wie das Andere folgte unaufhaltsam dem mächtigen Strome des Alllebens, der auch sie geführt zu dem, was sie geworden, zum freundlichen Dasein einer Blumenseele. — — — —

Viele Jahrmillionen sind verflossen und schon lange, lange strebt die Flutwelle des Lebens auf der Erde immer höhern Zielen zu. — Das neunzehnte Jahrhundert neigt sich seinem Ende. Klarheit ist der Menschheit hier und da geworden, aber seltsam! mit der wachsenden Erkenntnis zugleich wuchs auch die Verworrenheit der Begriffe. Fast ist's, als wären die Gefäße zu klein, den überschäumenden Wein in sich zu fassen! Nur wenige Menschen sind es, die ihre Zeit und die Zwecke derselben begriffen, nur einzelne, deren Anschauungen sich harmonisch entwickelt haben, die große Herde hält sich für klüger, als sie ist und folgt unverstandenen Schlagwörtern. Es ist ganz unglaublich, welch klingende Namen unter den Herdenmitgliedern zu finden sind: Stand und Würden schützen vor Verflachung nicht und absolvierte Maturitätsprüfung und Promotion ebensowenig! Warum also zürnen, wenn so mancher arme Teufel mitläuft, der's nicht besser verstehen kann? ich wende mich speziell zu diesen und fahre damit in meiner Geschichte fort. — — — —

Was er war, wußte er ganz genau und woher er stammte, ebenfalls. Wenigstens glaubte er dieses zu wissen und noch Vieles mehr. Was er thatsächlich wußte, war Folgendes: Er war Arbeiter in der großen Lokomotivenfabrik und stammte aus einer Proletarierfamilie. Sein Vater,

ein Trunkenbold, war längst gestorben und die Mutter, eine Schlampampe erster Ordnung, ebenfalls im Elend zu Grunde gegangen. — Natürlich war er Sozialdemokrat und erhoffte das Heil der Welt von seiner Anschauung. Dumm und träge war er auch gerade nicht, das bewies schon, daß er sich trotz Armut und Jugend bereits eine sichere Stellung erworben hatte und jeden Sonnabend einen hübschen Wochenlohn nach Hause trug. Wenn er so fortmachte, war ihm in einigen Jahren eine Vorarbeiterstelle gewiß. — Aber was wollte das Alles sagen? er war und blieb doch immer und ewig nur Fabrikarbeiter, mußte sich mühen und quälen für Andere, die es natürlich viel besser hatten als er; wer doch die Schranke durchbrechen könnte, die das Unten von Oben scheidet! Das ungefähr war die Sozialdemokraten-Philosophie des Fabrikarbeiters. — Man mußte ihn nur hören, wie er während der Vesperpause räsonnierte und wie er so ganz im Sinne seiner Mitarbeiter sprach. — Schon jetzt schwelgten Alle in dem Gedanken an den kommenden Abend, wo der große Sozialistenführer X. eine Rede halten und seinen biedern Zuhörern wieder einmal so recht vor Augen führen werde, welch arme geknechtete Sklaven sie doch seien.

Der ersehnte Abend war da und unser junger Fabrikarbeiter einer der ersten, welche sich in der Nähe der Rednertribüne niederließen, die dampfende Cigarre im Munde und den gefüllten Schoppen vor sich. — Aber weiß der Himmel! er konnte sich heute garnicht recht dem Genusse des Zuhörens hingeben. Jener ältere Herr, den er bei früheren Sozialistenversammlungen schon einige Male gesehen hatte, saß ihm an demselben Tische gegenüber und schaute ihn mehrfach mit offenen, klugen Augen an, wobei dann immer ein aus Wohlwollen und Spott gemischtes Lächeln um seinen Mund spielte. Dieser alte Herr genierte ihn. — —

Der redegewandte, große Mann auf der Tribüne sprach indessen von der Gleichheit aller Menschen. Er hatte sich als Thema das Sprichwort gewählt: „Was dem Einen recht ist; ist dem Andern billig!“ und zergliederte dieses in seinem Vortrag nach allen Dimensionen. — Sei es den armen Leuten recht, daß sie im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, so sei es billig, daß es die reichen auch müssen. — Sei es den reichen Leuten recht, daß sie im Ueberfluß leben, so sei es kein Grund vorhanden, daß es die armen nicht auch sollen. — Sei es recht, daß die Frau des Arbeiters ihr Essen koche und die Wohnung reinige, so sei billig, daß die Salondame dasselbe zu thun gezwungen werden müsse. — Sei es recht, daß sich gewisse Personen das Fahren auf Gummirädern gestatten, so sei es billig, dieses Vergnügens auch die Arbeiter teilhaftig werden zu lassen. — Sei es recht, daß man den Vertretern sogenannter höherer Berufsarten mit Achtung begegne, so sei es nicht mehr wie billig, daß dieses den Handarbeitern gegenüber ebenfalls geschähe.

Bei diesem letzten Satz schaute der ältere Herr auf und murmelte vor sich hin: „Das war das erste vernünftige Wort, das hier heute gesprochen wurde“.

Der junge Fabrikarbeiter, welcher diese Aeußerung gehört hatte, konnte nicht unterlassen, seiner Verstimmung mit den gereizten Worten Luft zu machen: „So paßt Ihnen das Andere wohl nicht, was hier zum Besten der Arbeiter geredet wird!"

„Nein", entgegnete ruhig der Alte, „es hat mir noch nie Freude gemacht, wenn ich sehe, wie man der Vernunft Gewalt anthut; ich bin aber zufrieden, wenn ich nur hier und da ein Goldkörnlein auflesen kann".

Der Fabrikarbeiter, dem die Gelegenheit günstig schien, einen kleinen „Radau" in Szene zu setzen, gedachte sein Gegenüber anzubrüllen: „Was wollen Sie denn hier? Machen Sie doch, daß Sie rauskommen!" Als er jedoch, den Alten ansehend, dessen ruhigen, festen Blick auf sich gerichtet sah, blieb ihm das Wort im Munde stecken; er machte sich an seinen Schoppen und würgte es mit Bier hinunter.

Der Vortrag des großen Führers nahm seinen Fortgang, war aber wie die meisten dieser Reden nichts als ein den Arbeitern süßes Wortgeklingel, dem hie und da ein beliebtes Schlagwort, gleich der großen Trommel in der Janitscharenmusik Kraft und Nachdruck verlieh. Goldkörner, nach denen der alte Herr suchte, fanden sich nur spärlich. —

Als dann später nach Schluß der Versammlung unser Fabrikarbeiter allein mürrisch seines Weges ging, fühlte er sich leicht an der Schulter berührt und bemerkte aufschauend den Alten, der freundlich lächelnd auf ihn einsprach: „Verzeihen Sie, daß ich Sie abermals mit meiner Gegenwart behellige, da ich wohl bemerkt habe, daß ich Ihnen drinnen im Saale bereits lästig geworden bin; ich möchte aber ein wenig mit Ihnen plaudern". —

Trotzig entgegnete jener: „Was wollen Sie eigentlich von mir?"

Ohne sich durch diese ungehobelte Frage beirren zu lassen, fuhr der Alte im ernsten, aber wohlwollenden Tone fort: „Junger Freund, was ich will?" — Sie haben mein Interesse erregt in mancher Beziehung; ich sehe in Ihnen den klar ausgesprochenen Typus eines Arbeiters unserer Zeit. Trotz, Intelligenz, Unwissenheit und ein Stück verworrener sozialdemokratischer Weltanschauung mischen sich in Ihnen und machen Sie mir, weil überdies noch ein Hauch der Unschuld der Jugend darüber liegt, anziehend. Ich wünsche Ihnen eine bessere Ansicht beizubringen, — was mir gerade bei Ihnen, täuscht mich nicht Alles, leicht gelingen wird".

Spöttisch erwiderte der Andere: „Sparen Sie doch Ihre Mühe; ich lasse mich nicht bekehren. Sie sind jedenfalls einer der Reichen, welche glauben, mit ihrem Kapital den armen Arbeiter am Band zu haben und meinen, mit ihm machen zu können, was sie wollen".

„Nein, mein Freund, einer der Reichen bin ich nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie meinen. Schenken Sie mir eine Stunde Zeit und ich werde in Ihrem Innern eine Umwandlung hervorrufen, die Sie mir noch danken werden". Der Alte sagte dieses in so bestimmtem Tone, er sah den Arbeiter so fest und durchdringend dabei an, daß dieser trotz aller

ihm innewohnender Sozialdemokraten-Derbheit garnicht anderes konnte, als mit viel höflicherer Manier zu entgegnen:

„Na, denn schießen Sie mal los! Wenn Sie aber nicht so eine Art Nürnberger Trichter haben, wird Ihre Mühe wohl vergeblich sein!"

„Wenn ich nun aber ein derartiges Instrument doch besäße?" fuhr der Alte freundlich fort. „Aber davon nachher; jetzt nur ein paar Worte über die Utopien der Sozialdemokraten".

„Halt!" rief der Fabrikarbeiter dazwischen, „so kommen Sie mir nicht! — Bellamy z. B. hat zur Genüge bewiesen, wie vorzüglich unsere Ideen ausgeführt werden können und wie glücklich sich dabei leben läßt".

„Entschuldigen Sie! Bellamy hat garnichts bewiesen, er hat nur ein Phantasiegebilde aufgestellt, das sich ganz hübsch liest, aber so viel innere Unmöglichkeiten enthält, daß sie den Verfasser als einen durchaus unkritischen Menschen erkennen lassen. — Bitte!" fuhr er mit einer leichten Handbewegung fort, als er bemerkte, wie der Arbeiter ihn abermals unterbrechen wollte, „lassen Sie mich einmal ausreden, dann sollen Sie wieder das Wort haben. — Vor allen Dingen denn sei Ihnen hier gleich gesagt, daß ich die Berechtigung der sozialen Frage anerkenne, aber fest davon überzeugt bin, daß ihre Lösung auf einem andern Wege gesucht werden muß, als es der ist, den Sie und Ihre Gesinnungsgenossen eingeschlagen haben. Trotz alledem ist die von Ihnen ins Werk gesetzte Bewegung nicht zu unterschätzen, weil durch sie ein enschiedener Impuls gegeben ward, die Verwirklichung vernunftgemäßerer gesellschaftlicher Zustände zu beschleunigen. Die Lösung aber, wie gesagt, muß und wird von einer anderen Seite kommen. Es ist dieses eine mit ehernen Schritten nahende, auf Wissenschaft und Philosophie gegründete — nennen wir es — Weltreligion, welche, die ganze zivilisierte Menschheit durchdringend, ihr neue, reinere Anschauungen aufzwingen und das friedliche und glückliche Nebeneinanderleben von Hoch und Niedrig auf naturgesetzmäßigem Wege ermöglichen wird".

Hier unterbrach ihn der Arbeiter: „Also Hoch und Niedrig gedenken Sie doch forbestehen zu lassen? das ist's ja aber gerade, was wir nicht wollen! Gleichheit, allgemeine Gleichheit ist es, die wir erstreben!"

„Und das eben ist die falsche Bahn, auf der Sie sich bewegen", bemerkte der alte Herr. „Allgemeine Gleichheit ist ein Widerspruch in sich selbst. Wollen Sie bedenken, daß der Zustand der menschlichen Gesellschaft ein Werden und kein Sein ist, worin also liegt, daß sich natürliche Abstufungen ergeben müssen. Jede andere Form würde erkünstelt sein, und die Natur läßt sich nun einmal keinen Zwang anthun".

Der alte Herr schwieg, und der Arbeiter ging eine zeitlang schweigend, neben ihm her, dann aber sagte er in halb traurigem, halb grollendem Tone: „Ja, soll denn also der arme Arbeiter ewig im Elend schmachten?"

Der Alte erwiderte: „Einmal ist es mit dem sogenannten Elend oft garnicht so weit her und dann, ich sagte Ihnen ja schon: die soziale Frage besteht und reift ihrer Lösung entgegen. Doch lassen wir jetzt das

Reden, hier ist meine Wohnung, treten Sie ein halbes Stündchen bei mir ein und", hierbei lächelte er eigenartig, „machen Sie Bekanntschaft mit meinem ‚Nürnberger Trichter'".

Er trat mit dem Arbeiter in ein mehrstöckiges, solide aussehendes Haus, stieg mit ihm die erleuchtete Treppe hinan und klingelte an einer Thür des ersten Stockes. Diese wurde von einer alten, freundlich blickenden Frau geöffnet, und beide traten in ein dem Korridor gegenüber liegendes Zimmer, wo die auf dem Schreibtische stehende Lampe ein helles Licht verbreitete. „Machen Sie es sich bequem!" sagte der alte Herr. „Setzen Sie sich in diesen Lehnsessel, ich werde im Nebenzimmer Hut und Ueberrock ablegen". — Er entfernte sich, indes der Arbeiter seine Blicke neugierig umherschweifen liess. Das war jedenfalls die Wohnung eines Gelehrten und dieses sein Studierzimmer, fast aller Raum an den Wänden wurde von gefüllten Bücherschränken eingenommen, auch auf dem Tische und auf einigen Stühlen lagen Bücher und Hefte umher. Der einfache aber behagliche Ort stimmte auch den Fabrikarbeiter behaglich, und er dachte, dass wenn er weniger Geld für Bier und sonntägliche Tanzvergnügen ausgeben wollte, er sich seine Wohnung ebenfalls viel gemütlicher einrichten könne.

Bald erschien der Alte wieder und setzte sich dem Arbeiter gegenüber auf den Drehstuhl seines Schreibtisches. „Nun", begann er freundlich, „sind Sie nicht neugierig auf mein wunderbares Instrument?"

„Ja", entgegnetete der Andere, „ist denn das Ihr Ernst? solche Dinger giebt es ja garnicht!"

„Nun allerdings nicht, und doch liegt in dem, was ich sagte, etwas Wahrheit. Kennen Sie das Gebiet neuerer Forschung, das mit Magnetismus, Spiritualismus, Hellsehen, Hypnotismus u. s. w. bezeichnet wird?"

„Gehört habe ich wohl davon, aber ich halte es natürlich für Schwindel".

„Warum ‚natürlich'?"

„Na, wer wird denn heute noch an solchen Hexenkram glauben? das zieht nicht mehr!"

Der alte Herr schaute den Arbeiter einen Augenblick wie nachsinnend an, dann sagte er: „Ich knüpfte mit Ihnen trotz Ihres Widerstrebens eine Unterhaltung an, Sie folgten mir nachher willig in meine Wohnung und jetzt werde ich, Ihnen trotz Ihres Unglaubens, oder besser gesagt, Ihrer Unkenntnis den Beweis liefern von der Thatsächlichkeit übersinnlicher Dinge. Gleichzeitig aber, und das ist der Zweck der Sache, beabsichtige ich Ihnen ihre falschen Anschauungen zu korrigieren. Genau genommen übernehmen Sie jedoch selbst diese Korrektur und ich gebe Ihnen nur die Veranlassung dazu".

Der Arbeiter schüttelte ungläubig den Kopf und meinte lachend: „Da bin ich wirklich neugierig, welche Ueberredungskünste Sie noch anwenden wollen; denn was Sie mir da vorhin auseinandersetzten, klang ja ganz schön, aber überzeugt hat es mich nicht".

Ohne auf diese Zwischenbemerkung einzugehen, fuhr der alte Herr fort: „Seit Jahren bereits habe ich den magnetischen Schlaf in allen seinen Phasen studiert, immer dabei einen ganz bestimmten Zweck im Auge habend. Ich benutze meine Macht, die ich als Magnetiseur über den Schlafenden habe, diesen zu veranlassen, eine gründliche Einkehr in sich selbst zu halten, die natürlich immer sehr tiefgehend, weitumfassend ist, da seine Seele sich im hellsehenden Zustande befindet. Die Wirkung solcher Einkehr ist überraschend. Schon manchen Zweifler und Irrenden ließ ich aus dem Urgrund seines Wesens Belehrung schöpfen, und auch Sie werden mit anderen Gedanken mein Haus verlassen, als Sie es betraten. Langjährige Uebung in dieser Richtung sichert mir den Erfolg".

Der Alte erhob sich und stellte sich dicht vor den ihn ziemlich verständnislos anstarrenden Arbeiter. „Denken Sie an unser Gespräch über Sozialdemokratie", sagte er und blickte ihm fest in die Augen, wobei er mit der Hand einige bestimmte Bewegungen über die Stirn des Sitzenden machte.

Dem Arbeiter war's, als verdunkele sich das Zimmer; es schwanden ihm die Sinne und er hörte nur noch, wie die über dem Schreibtisch hängende Uhr anfing die zwölfte Stunde zu schlagen; zwei oder drei Schläge vernahm er; dann war Alles still und tiefe Dunkelheit umgab ihn. — Er kam sich ungewohnt frei vor, seine Denkkraft war klar und nahm immer mehr an Schärfe zu. Noch nie fühlte er wie jetzt so bittere Unzufriedenheit mit seinem Arbeiterzustand. Jetzt sah er, wie aus weiter Ferne, einen Lichtschein auf sich zukommen, der erstaunlich schnell heranwuchs und ihn bald mit strahlender Helle umflutete. Dann tauchten hie und da lichte Gestalten auf, die ihm bekannt schienen; deutlich erkennen konnte er sie erst noch nicht, aber nun war es ihm, als ob er das selber wäre. Jetzt kam das überwältigende Gefühl über ihn: „Du hast ja Alles schon einmal, vielmals erlebt!" und dann traten ihm die Gestalten näher. Er sah zum Teil seltsame Formen unter ihnen, und doch war er es immer selbst. Eine lange, lange Stufenleiter schaute er hinab, in endlose Weiten und Zeitläufte tauchte sein Blick. Er sah eine herrliche Blume und sich als einfache Seele sie bewohnen und tiefer und tiefer noch schweifte sein seherisches Auge. Er blickte in Zeiten, wo alles nebelhaft verschwommen wogte und webte und er selbst nur ein Atom — — — Ein Atom! blitzschnell kam ihm die Erkenntnis: er war einst wie jetzt nur ein Atom im Weltall, aber ein Teilchen, das stets an seinem Platze notwendig war, den gewaltigen Bau mit erhalten zu helfen. Er durchlief die schier endlose Reihe seiner vielseitigen „Ich" zurück und empfand mit Staunen, wie jedes genau die Stellung einnahm, die es einnehmen mußte. Doch sah er auch den ewig fortstrebenden Zug nach Oben, der durch alle diese Existenzen ging. Tiefe Scham durchzog ihn, als sein Blick sich endlich auf das Heute, auf seinen Platz im Weltgetriebe als Fabrikarbeiter richtete. Er empfand — und in seinem hellsehenden Zustande mit hundertfacher Schärfe —, in wie falsche Bahnen er sein ihm innewohnendes Streben

nach Glück und Fortschritt hatte gleiten lassen, er fühlte mit tiefem Schmerz, wie das, was er für erstrebenswert gehalten, im Grunde nichts war, als Ballast und leibliche Genußsucht, die erst überwunden werden müsse, um zu dem Ziel des wahren, inneren Glückes zu gelangen. „Ich habe gestrebt und geirrt! dachte er. — Ich habe gestrebt und geirrt! antworteten wie ein leise verhallendes Echo all die Gestalten seiner frühern Ichs. Eine der nahestehenden aber, sie erschien ihm mit Purpur und Hermelin bekleidet, fügte leise hinzu: „Doch endlich kam der Frieden!" — — Selige Erinnerung durchbebte den Arbeiter; seine Seele durchfluteten die hochgehenden Wogen eines reinen, wonnigen Glücks, das allmählich in einen sanften, traumhaften Zustand überging. — Da fühlte er einen kühlen Hauch im Gesicht und hörte das Schlagen einer Uhr.

Er erwachte und erblickte vor sich den alten Herrn, der ihn ernst betrachtete. Die Uhr über dem Schreibtisch zeigte auf zwölf. Rasch kam dem Arbeiter ins Gedächtnis zurück, daß er um eben diese Zeit auch eingeschlafen war. Geschlafen? hatte er denn geträumt? was war mit ihm geschehen? was hatte er Alles erlebt und gesehen! Ihm war's, als habe er Stunden, ja Tage in einer Zaubergegend verweilt. —

Ehe er noch seinen ihn durchwogenden Gedanken Ausdruck geben konnte, sagte der Alte: „Sie gerieten sehr rasch unter meine Kontrolle und traten sofort in einen hochekstatischen Zustand ein, darum ließ ich Sie nur einige Augenblicke darin, die kurze Zeit, die eine Uhr gebraucht, um zwölf zu schlagen. Ich bin aber überzeugt, Sie haben viel gesehen und — wie steht es mit Ihren Anschauungen?"

„Lieber Herr!" rief der Arbeiter, indem er die Rechte des Alten heftig drückte. „Was soll ich Ihnen sagen? Ich bin ganz erstaunt über das, was ich eben gesehen habe — und ich schäme mich. Wie war das nur Alles möglich?"

„Das Ihnen auseinanderzusetzen, fehlt es mir an Zeit und Ihnen an den nötigen Vorkenntnissen. Gehen Sie jetzt nach Hause und schlafen Sie. Morgen wird Ihnen die Erinnerung dessen, was Sie aus Ihrem Vorleben geschaut haben, entschwunden sein. Was Ihnen aber bleiben und dauernden Segen bringen wird, das ist die Erkenntnis Ihrer Nichtigkeit und das Gefühl einer innern Zufriedenheit, die Sie zum Glücke führt". — —

— — Die Kollegen des Fabrikarbeiters wundern sich über die Umwandlung, die mit ihm vorgegangen ist. Er, sonst einer der ärgsten Schreier, ist ein freundlicher, ruhiger und ernster Mann geworden, dessen Streben dahin geht, sich Kenntnisse zu erwerben und *seine Stellung in jeder Beziehung auszufüllen.* Nicht durch äußeres Umstürzen sucht er hinfort sein und seiner Genossen Los zu bessern, sondern durch rastloses Arbeiten an sich, in seinem Innern. Nicht Neid noch Sucht nach äußerem Wohlleben erfüllen ihn mehr, sondern das Streben nach dem wahren Glück des Lebens, das da im Innern schafft und neu aufbaut, und das endlich zum Ziele führen wird, zum Siege über die genuß-

süchtigen, seelenlosen Knechte der Materie und des Sinnenlebens. Mehr und mehr macht er sich die Anschauungen des alten Gelehrten, seines Freundes und Leiters, zu eigen und ist wie dieser überzeugt, daß die soziale Frage zuguterletzt doch einer durchgreifenden, aber friedlichen Lösung entgegengeht. — — — —

Nachschrift des Herausgebers.

Zu dieser hübschen Erzählung muß ich bemerken, daß doch unsere heutigen Hypnotiseure und Mesmeristen glücklicher Weise solche „Nürnberger-Trichter“-Hypnose nicht in diesem Umfange auszuführen vermögen — sehr zu ihrem eigenen Glück und Heile, denn jede „hypnotische Erziehung“ ohne die Mitwirkung des „freien“ (sinnlich bewußten) Willens des Hypnotisierten ist „schwarze Magie“.



Auferstehung.

Vom

Wanderer.

Aus den ewigen Tiefen
weck' ich sie zum Sein;
alle, die da schliefen,
sie sind alle mein.

Mein in Auferstehung,
mein in Liebeskraft.
Irdische Vergehung
hat sie hingerafft.

Irdisches Verwinden
wird ihr Mittler sein.
Ihre Schmerzen schwinden:
sie sind alle mein.

Ohne Schuld und Sühne
findet, was da ist,
wer die Weltenbühne
mit der Liebe mißt.

Und ich bin der Eine,
den kein Name nennt,
und ich schreibe meine
Schrift aus Firmament.

Bin im Weltgerichte
der, der alles speist,
bin die Kraft im Lichte:
Vater, Sohn und Geist.





Die Verklärung.

(Aus der „Heiligen Zeit“.)

Von

Peter Hille.

✻

Der Sohn des Menschen stieg gern die ernsten Wege des Berges hinan zu den Höhen. Da lag unter ihm die Welt, leidenschaftslos wie unter den gütigen Augen Abbas — das ist des Vaters —, die Kinderstube des Höchsten. Da war er näher dem Vater, der Heimat. Und auch seinen Jüngern fühlte er sich näher, hier, wo ihre Gedanken nicht so im Irdischen wurzelten.

Die Welt der Reinheit, der Höhe, voller Sanftheit göttlicher Vollendung.

Wenig sprach der Herr, der Meister, wie denn auch das Steigen den Atem, den ganzen Atem, das sittliche Steigen den ganzen sittlichen Atem, des Menschen vollen Willen verlangt.

Aber was er sprach, stieg aus jähen Tiefen, überraschte, forschte aus.

Hier war er der Mann der Einsamkeit, der Sammlung, der Sohn des Vaters, der zur Heimat ging in stummer Begleitung der Fremden, die noch nicht reif waren für das Heiligtum. Nur drunten am blauen sanften Genesareth war auch sein Auge so blausanft, gütig, nicht so heiligscharf, da lehrte er und half er, der Menschensohn.

So fragte er einst: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ Seine Sittlichkeit gestattete kein niederes Wort auch für das Niedere. Nicht anders mindestens als im heiligen Zorn. Und bunt antworteten die Jünger: „Für den Elias, für Johannes den Täufer, Jeremias oder der Propheten Einen“.

Und nun forschte der Meister: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?“ Und es antwortete nicht Johannes, dessen sanftes Antlitz mit innigem Glanze sich zu durchschimmern begann, nein der ältliche Petrus, dessen kindlich ungestümes, mehr entfahrendes als bewilligtes Zutagetreten dem Herrn immer so ergreifend war: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“.

Und erschrocken, als hätt' er in seinem heiligen Eifer Einfältiges begangen, hielt Simon Bar Jona inne und erschrak fast noch mehr, als sein oft so rügestrenger Meister ihn über alle lobte und sprach: „Selig bist du, Simon Bar Jona, denn nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel". Dein erdhaftes Vertrauen faßt den Himmel. „Und ich sage dir, du bist der Felsen, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen".

Und noch demütiger ward Petrus, noch verwirrter, und schleuderte mit seiner Sandale ein Steinchen fort, das ihm im Wege lag.

Ja, dieser verläßlich erdhafte Sinn gab guten Baugrund, dieser thatsächliche, rissige Boden nahm am freudigstärksten wie Arme eines Lastträgers den Himmel auf. Und deshalb verzieh der Herr diesem Thatsächlichen auch so gern seine Fehler, seine irdischen Gebrechen, eben weil er in seiner Art am meisten irdisch war.

Und als nun Simon voller Dankwärme auf des Meisters Ankündigung, er müsse hinauf nun gen Jerusalem, dort Zeugnis abzulegen und zu sterben dafür, um am dritten Tage wieder aufzustehen, teilnahmsvoll einwandte: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nicht", da ward der geistige Meister zornig über die irdische Störung und wies den Bestürzten nach irdischem Maßstab schier über die Maßen zurecht: „Hebe dich Satan von mir; du bist mir ärgerlich, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist". Es dauerte lange, ehe die Jünger den Göttlichen begriffen und nicht mehr daneben tasteten.

Deshalb wurden sie auch so gute Lehrer später, aus Selbsterworbenem.

Die Herbheit des Meisters aber war Deutlichkeit. „Satan" deutet hier nur auf die Ansicht: — mit dieser Ansicht bist du mir Satan — greift nicht auf den sonstigen Menschen über.

Dieses volle Fassen war der übermenschlichen, reinscharfen Art des Gotteskünders eigen.

Wenn der Heiland seine inneren Stufen erstieg, der Trauer, der Sammlung, der Verklärung, so nahm er Dreie mit sich, ganz oder bis in das Vorzimmer seiner Einsamkeit.

Es war dies Johannes, der Freund mit seiner sanften, weiblichen Jünglingsseele, die treue Zuverlässigkeit des Simon und des Jakobus wortlostraute Verwandtennatur. Und nun auf der Höhe legten der Jünger bereite, zitternde Seelen sich auseinander wie Blumenblätter vor der Sonne. Der Sohn aber trat in die Gottheit des Vaters und sie leuchtete, und die Wärme des Vaters sprach aus der Umarmung und redete voller Bedürfnis der Ueberfülle nach Mitteilung zu den menschlichen Freunden seines göttlich Gezeugten.

„Dies ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe".

Und so zog er auch sie in den Kreis des Göttlichen.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Die Erscheinung des verstorbenen Zaren.

Im „Russ. Archiv" teilte vor einiger Zeit Herr Palimpsestow eine Erzählung des verstorbenen Metropoliten Platon von Kijew mit, welche auch der „Petersburger Herold" seinen Lesern vorlegte und die, wie in diesem Blatte bemerkt wird, schon deshalb Beachtung verdient, weil sie von einem so hervorragenden Geistlichen stammt und einen interessanten Beitrag zu dem dunklen Kapitel der „Nachtseiten des menschlichen Lebens" liefert.

Der Metropolit frug Herrn Palimpsestow, ob er an Geistererscheinungen und Erscheinungen von verstorbenen Personen glaube, und fuhr dann folgendermaßen fort:

„Ich weiß nicht, ob Sie meiner Erzählung Glauben schenken werden, allein vergessen Sie nicht, daß ich ein Greis und ein, wenn auch unwürdiger, Diener der Kirche bin und keinen Grund habe, Ihnen eine erlogene oder erdachte Geschichte zu erzählen.

Der Fall passierte, als ich Bischof am Don war und die Kirchentrauer um den verstorbenen Kaiser Nikolai Pawlowitsch zu Ende ging. Ich saß in meinem Arbeitszimmer (es war um Mitternacht in der Nacht auf Sonntag) und las die Predigt eines Geistlichen . . . Meine Phantasie war also unthätig, und ich selbst befand mich in einem ruhigen, nicht erregten Zustande. Rechts von meinem Tische führte eine Thür in das Empfangszimmer, und stand dieselbe gewöhnlich sperrangelweit offen.

Ich sitze also und habe mich in die Lektüre der Predigt vertieft. Plötzlich fühle ich einen leichten Stoß in der rechten Seite, als ob mir Jemand aus der geöffneten Thür einen kleinen Gummiball in die Seite geworfen hätte. Unwillkürlich schaue ich nach rechts und was erblicken meine Augen? In der Thüröffnung steht in seiner ganzen Kaiserlichen Majestät, ein wenig zur Seite gebeugt, Kaiser Nikolai Pawlowitsch, seinen

Adlerblick auf mich gerichtet. Es war das keine nebelhafte, durchsichtige, undeutliche Erscheinung, nein, ich sehe meinen unvergeßlichen Kaiser lebendig vor mir, sehe an ihm Alles bis zu den geringsten Einzelheiten, in scharfbegrenzten Umrissen. Mußte ich nicht in eine begreifliche Aufregung und Verwirrung geraten? Ich schaue auf meinen geliebten Monarchen, und er sieht mich durchdringend, majestätisch und gleichzeitig gütig an. Und das geschah nicht nur in einem Augenblicke. Unwillkürlich entstand in meiner Seele die Frage: „soll ich aufstehen und mich verbeugen? Allein wie soll man sich vor einer Erscheinung verbeugen? Andrerseits wiederum muß man sich doch vor dem Kaiser verbeugen!“ Ich stehe also auf, und in dieser Sekunde begann das wunderbare, klare Bild des großen Herrschers nach und nach in eine nebelhafte Erscheinung überzugehen und auf derselben Stelle vor meinen Augen zu verschwinden.

Was sagen Sie zu dieser Erscheinung? Mich der Lüge oder der Erfindung dieser Erzählung zu beschuldigen, haben Sie nicht die geringste Veranlassung, da ich ein Greis und noch dazu ein Erzpriester bin. Wenn ich auch zuweilen übermäßig redselig bin, so habe ich doch nie in meinem Leben gelogen. Allein was war das für eine Erscheinung? Eine Hallucination, die Ausgeburt meiner Phantasie, oder eine Zerrüttung des Nervensystems? Die Erscheinung Christi den Aposteln wird ja allerdings von unseren leichtfertigen Denkern auch als Hallucination ausgelegt, obwohl sie nicht beweisen können, wie plötzlich 11 Personen auf einmal von einer Hallucination befallen werden können. Wissen Sie, was hier für mich unerklärlich ist: war ich dessen würdig, daß der mächtigste aller irdischen Herrscher aus der Welt der Abgeschiedenen mich in meiner ärmlichen Behausung besuchte? Warum erschien er nicht einem Würdigeren als ich es bin?“

Herr Palimpsestow bezeugt vor Gott und seinem Gewissen, daß er diese Erzählung im Jahre 1878 in Odessa vom Metropoliten Platon aus dessen eigenem Munde gehört und damals nach dessen Worten aufgeschrieben habe. **Th.**

Illusion?

Wir haben im Junihefte der „Sphinx“ unseren Lesern Kenntnis von den eigenartigen Erfahrungen gegeben, welche Prof. Kellar vor einiger Zeit in der „North American Review“ zur Sprache brachte. Wir wurden nun durch einen Freund unseres Blattes auch noch auf folgenden Bericht der New-Yorker Staatszeitung über Experimente von Drehderwischen, welche Kellar beobachtete, aufmerksam gemacht.

„In Kalkutta wohnte ich einer Séance von Dreh-Derwischen bei. Das Publikum, das ausschließlich aus Engländern bestand, wurde in ein großes, leerstehendes Gebäude, augenscheinlich ein unvermietetes Verkaufsgewölbe, geführt. An der rückwärtigen Wand befand sich keine Thür und an beiden Seiten der Eingangsthüre waren zwei Fenster mit der Aussicht auf die Gasse. Als wir eintraten, war Niemand anwesend und daher

konnten wir den Raum sorgfältig untersuchen. Danach zogen wir mit einer Kreide einen Strich, der beiläufig ein Drittel vom Lokale abteilte, das wir zum Zuschauerraum bestimmten. In diesem Augenblicke erschienen vier Fakire, welche uns einige Proben ihres Könnens geben wollten.

Ein alter Fakir nahm ein Kohlenbecken und stellte es ungefähr zehn Fuß entfernt von dem Kreidestriche auf. Hierauf goß er auf die glühenden Kohlen ein weißes Pulver, das einen starken, angenehmen Geruch verbreitete.

Ein weißer Dampf entstieg dem Kohlenbecken, der den ganzen Raum erfüllte, aber die hintere Mauer noch deutlich sichtbar ließ. Sechs oder acht Fuß hinter dem Kohlenbecken begann der alte Fakir mit seinen Derwischen langsam zu tanzen. Sie ließen keinen Laut hören; nach und nach wurde der Tanz lebhafter. Plötzlich, zu unserem größten Erstaunen, sahen wir nur mehr ein Gesicht, das des Greises. Nach und nach verlangsamte sich wiederum der Tanz, und ein oder zwei Minuten später trat der Greis an das Kohlenbecken heran, grüßte uns und zeigte mit einer majestätischen Geberde in den Hintergrund des Gewölbes. Mit Spannung sahen wir in die Richtung seiner Geberde; weder ein lebendes Geschöpf noch irgend ein Gegenstand war dort sichtbar, mit Ausnahme des Greises. Nach einem nochmaligen Gruß nahm er seine frühere Stellung hinter dem Kohlenbecken ein und begann wiederum den Tanz, aber in umgekehrter Richtung. Indem er den Arm ausstreckte, begann er im leisen, gleichförmigen Ton einen Sang zu singen, dessen Worte sich meinem Gedächtnisse eingeprägt haben. Sie lauteten: „Ai ya or ekto do!"

Vielleicht übte dieser nicht unmelodiöse Sang in Verbindung mit dem weißen Dampf eine hypnotische Wirkung auf uns aus. In jedem Falle jedoch war ich niemals mehr Herr meiner Sinne, als in jenem Momente. Meine Augen waren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, deren ich fähig war, auf dieses drehende Gesicht fixiert, als ich bemerkte, daß der Greis Teile seines Körpers von sich zu schleudern schien. Zuerst war es ein Arm, darauf der zweite, dann ein Bein. Die Illusion war eine vollkommene, wenn es überhaupt eine Illusion war.

Der Hintergrund des Raumes begann sich mit Gesichtern, die dem seinen ähnlich, nur jünger waren, zu bevölkern und Alle sangen denselben Sang. Plötzlich hörte der Tanz und der Gesang auf und wir erblickten eine einzige Gestalt, die des alten Fakirs, welcher an das Kohlenbecken herantrat und sein Bakschisch verlangte. Von Neuem untersuchten wir den Raum, ohne eine plausible Erklärung für das Verschwinden seiner Begleiter finden zu können".

Prof. Kellar zweifelt also, ob in diesem Falle eine Erkärung durch hypnotische Täuschung möglich ist. Wenn man diese nicht annehmen wollte, so würde man in Tiefen okkultistischer Geheimnisse geführt, die zu erforschen ein schwieriges Unternehmen sein dürfte. Man würde hierin einen Beweis für eine Macht des Geistes über die Materie erblicken können, die nur schwer denkbar erscheint.

Thomassin.

Merkwürdige Fälle telenergischer Beeinflussung.

Unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Advokat Dr. Josef Klinger in Kaaden, teilt uns wieder zwei sehr merkwürdige Fälle telenergischer Beeinflussung mit. In dem ersteren Falle handelt es sich um einen durch Fernwirken erzeugten Wahrtraum. Was den zweiten anbelangt, so möchte man fast zu dem Glauben hinneigen, daß von dem Fernwirkenden ein lebendes Wesen zu seinem Zwecke benützt wurde. Dr. Klinger schreibt:

„Im Jahre 1890 war der gegenwärtig in Kaaden (Böhmen) in Garnison befindliche Lieutenant im Infanterie-Regimente Nr. 92, Herr Albert Kühnel, als Kadett-Offiziersstellvertreter in Theresienstadt (Böhmen) stationiert. Am 18. Feber dieses Jahres (Faschings-Dienstag) war derselbe von einem dreitägigen Urlaube, den er bei einem Freunde zugebracht hatte, nach Theresienstadt zurückgekehrt. In der Nacht vom 18. auf den 19. Feber hatte er folgenden Traum: Es kam ihm vor, als werde er durch ein Gefühl von Kälte aus dem Schlafe geweckt; er schlägt die Augen auf und findet, daß er auf einem Platze im Freien liegt; um ihn ist nächtliche Dämmerung. Beide Arme nach rückwärts aufstützend, erhebt er den Oberkörper ein wenig vom Erdboden, um Ausschau zu halten und sich über die Oertlichkeit zu orientiren. Da sieht er, daß er sich auf dem Friedhofe seiner Heimatstadt Postelberg (in Böhmen) befindet; rechts von ihm, etwa zwanzig Schritte weit, steht eine Friedhofskapelle, welche ihm aber neu war, da eine solche Kapelle auf dem Friedhofe, solange er denselben gekannt hatte, nicht vorhanden gewesen war; und unmittelbar an seiner rechten Seite sieht er ein frisch ausgehobenes Grab, aus dem ihm ein Todtengerippe entgegengrinst. Darüber erwacht er nun in Wirklichkeit aus seinem Schlafe; es war gegen zwei Uhr nachts.

Am nächsten Tage (19. Feber) zeitlich früh begab er sich zu seiner Kompagnie; als er in das Zimmer des diensthabenden Zugführers eintrat, teilte ihm dieser mit, daß bereits gestern vormittags ein Telegramm aus Postelberg an ihn eingelangt sei, welches wegen seiner Abwesenheit angemeldet und an das Telegraphenamt zurückgeschickt wurde. Von banger Ahnung getrieben eilte er auf das Telegraphenamt; das Telegramm war von seinem Vater und lautete: „Die Mutter ist plötzlich an Lungenlähmung gestorben". Sogleich nahm er sich Urlaub, um nach Hause zu reisen; er kam gerade noch zurecht, um dem an demselben Tage stattfindenden Begräbnisse beizuwohnen und seine Mutter noch einige Augenblicke zu sehen, ehe der Sargdeckel sich über ihr schloß.

Der Leichenzug kam am Friedhofe an und siehe da: Genau an derselben Stelle, wo er im Traume das frische Grab mit dem Todtengerippe gesehen hatte, an derselben Stelle war auch das Grab für seine Mutter geöffnet, und unweit davon, wie es ihm das Traumbild gezeigt hatte, stand auch eine neue Friedhofskapelle, die inzwischen während seiner Abwesenheit von Postelberg erbaut worden war, und die er nun das erste mal sah.

Seine Mutter war am 17. Feber nachts ½11 Uhr inmitten eines lustigen Gesellschaftskreises, der noch um den häuslichen Abendtisch versammelt war und den durch die geöffneten Fenster hereindringenden heiteren Weisen aus dem gegenüberliegenden Konzertsaale lauschte, plötzlich von heftigem Unwohlsein befallen worden und binnen wenigen Minuten verschieden. Der Todtenbeschauer hatte später Herzschlag konstatiert. —

Zu derselben Zeit war ein zweiter Sohn der Verstorbenen, Herr Franz Kühnel, als Lieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 21 auf dem Fort Jankovich bei Crkvice in der Krivošije (Süd-Dalmatien) detachiert. Da die Entfernung bis Postelberg zu groß war, als daß er rechtzeitig zum Leichenbegängnisse hätte eintreffen können, wurde derselbe von dem Todesfalle durch seinen Vater bloß brieflich verständigt. In seinem Antwortschreiben erzählte er Folgendes: „Am 17. Feber gegen 11 Uhr nachts erging er sich auf dem Walle des Forts. Da hörte er, von der Spitze einer daselbst aufgestellten Flaggenstange herab, ein Käuzchen schreien. Er verjagte dasselbe mit einem Steinwurf; das Käuzchen umkreiste einigemal das Blockhaus des Forts, ließ sich jedoch abermals auf der Flaggenstange nieder und schrie wieder; und das wiederholte sich einigemal. Endlich ging Herr Lieutenant Kühnel in sein Zimmer. Da hörte er plötzlich das Käuzchen abermals in seiner unmittelbarsten Nähe ganz kläglich schreien; dasselbe hatte sich auf dem geöffneten Verschlußladen, mit dem das Zimmerfenster von außen versehen war, niedergelassen. Er verjagte es von dort wiederholt, aber immer wieder kehrte es zurück. Endlich schloß er den Laden und gab einigen Soldaten den Auftrag, das Käuzchen zu verjagen". **Th.**



Telepathisches und Spiritistisches.

An den Herausgeber. — Während ich die Osterferien im Elternhause M.-Gladbach, Lindenstraße 1, zubringe, erfahre ich zwei interessante Fälle von Anmeldung eines Sterbenden. Ich will dieselben Ihnen mitteilen und zu Ihrer Verfügung stellen.

1. Frau Wwe. H. hatte vor Jahren einen Freund. Von demselben wußte sie, daß er schwer krank war. Eines Tags lag Frau H. mit ihrer Tochter am Fenster und überschaute die Straße. Da klopfte es an der Thür. „Herein", rief sie. Es kam niemand; vergebens suchte man auf dem Flur nach dem Klopfenden. Dann legte sich Frau H. wieder ans Fenster. Wieder klopfte es; dieselbe Geschichte wie vorhin. Und gerade so ging es zum dritten Male. Da sagte Frau H. noch zur Tochter: „Wenn nur nicht soeben Johann (also ihr Freund) gestorben ist". — Die Ahnung der Frau H. bestätigte sich später.

2. Im Februar dieses Jahres starb dem Gießermeister Hörnig von M.-Gladbach, Lindenstraße 10, die Frau und hinterließ ihm 6 kleine Kinder. An dem Abende, als die Leidende sich im Krankenhause auf den Tod vorbereitete, bat sie ihren Mann, er möge heimgehen und die Kinder behüten. Gegen ½11 Uhr abends legte Herr Hörnig sich erschöpft und ermüdet zur Ruhe nieder. Er konnte nicht einschlafen. Die Taschenuhr, die er am Kopfende seines Bettes ticken hörte, blieb auf einmal stehen und hörte auf zu ticken. Gleichzeitig sprang die Zimmerthür aus dem Schloß und bewegte sich

hin und her. Das dauerte so lange, bis Herr Hörnig ein Licht anzündete. Dann war alles still. Die Thür schloß Herr H. zu und legte sich wieder zur Ruh. Die Uhr stand auf 1/2 12. Zur selben Stunde war Frau Hörnig gestorben.

Gleichzeitig erfahre ich, daß 4 junge, lebenslustige Damen oft spiritistische Zirkel einrichten. Natürlich kommt es den Mädchen nur auf Befriedigung ihrer Neugier an. Eine Erklärung dafür, warum das Tischchen klopft, wird garnicht gefordert. Aergerlich erscheint es den Damen, daß das Tischchen stets ganz genau sagt: „Wer den letzten Kuß bekommen? Wann? Von wem?" Diese Fragen besagen schon zur Genüge, wie der sonst so ergiebige Zirkel aussieht. Auf ganz leere Fragen erhalten sie durch Klopflaute stets Antworten. Ernste Fragen aber werden stets vergeblich gestellt.

Ich bewundere nur die große Geduld des „spirit", der auf die langweiligste Weise solange Antworten giebt. Vielleicht ist's ein ehemaliger „Backfisch".

M. Aëtius.



Fernwirkung.

Die Frau Baronin B... erzählte mir einst:

„Einmal hatten wir in St. G... große Jagd, und nach derselben war eine Jagdtafel, woran viele Kavaliere und Jagdfreunde aus der Umgebung teilnahmen. Ich machte als Hausfrau die Honneurs, und da das Jagdergebnis ein sehr reiches gewesen war, so herrschte bei der Tafel die fröhlichste Stimmung, wie es bei solchen Anläßen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Auch ich war in bester Stimmung, zudem ich noch jung und lebensfroh war.

„Mitten in der Festesfreude überkam mich jedoch ein eigentümlich beängstigendes Gefühl, welches alsbald in einen fürchterlichen Weinkrampf überging, und unwillkürlich schrie ich im heftigsten Schmerze auf: „Meine Mutter ist gestorben!" Kein Zuspruch, kein Trosteswort konnte mich beruhigen. Immer wieder entrangen sich meinem Munde die Worte: „Meine Mutter ist gestorben", und Thränen entstürzten meinen Augen. Aus diesem Grunde ging die Gesellschaft auch früher auseinander, als es sonst der Fall gewesen wäre.

„Ich konnte mir über diesen Vorfall selbst keine Rechenschaft geben; denn obgleich meine Mutter, die entfernt von mir in G... lebte, seit langem schon leidend war, wie es bei älteren Frauen zumal oft der Fall ist, so war zu einer so traurigen und niederschmetternden Wendung doch kein Anlaß, zumal ich sie einige Tage zuvor besucht und ich sie eher besser als leidender gefunden und verlassen hatte. Sie war nicht bettlägerig, verrichtete ab und zu noch leichte häusliche Obliegenheiten, und ich hatte auch keine Nachricht erhalten, daß sie kränker geworden sei. Und jetzt auf einmal diesen Unfall. Er zerrte an meinem ganzen Nervensystem mit furchtbarer Gewalt.

„Und diese traurige Ahnung sollte sich bewahrheiten. Einige Stunden darauf erhielt ich ein Telegramm, in welchem mir das erfolgte plötzliche Ableben meiner Mutter mitgeteilt wurde. Sie war in derselben Zeit verschieden, als ich vom Weinkrampfe befallen wurde". —

Soweit die Baronin B...

St. G., im Jänner 1893. **B. J. K.**





Anregungen und Antworten.



Fidus' Kunstbeilagen.

An die Redaktion. — Wir erhielten von verschiedenen Seiten aus unserem Leserkreise Mitteilungen, die sich auf Fidus' Kunstbeilage im Junihefte der „Sphinx" beziehen und sich namentlich gegen die beiden Gedichte richten, welche jenes Bild erklären wollen. Wir lassen hier zwei solcher Ansichten folgen:

„Gestern gelangte ich in den Besitz der Sphinx, Heft 88, mit der Kunstbeilage von Fidus „Im Morgenwinde". Leider ist keines der beiden Gedichte dem Sinne des Bildes entsprechend. Das Bild ist von so großer Tragweite, daß ich annehme, in Deutschland befindet sich nicht einer, der den Sinn erfaßt hat: selbst nicht einmal Fidus. Dichter und Maler sind eben von Gott begnadete Naturen, die den in ihnen waltenden Geist zum Ausdruck bringen, ohne sich dessen, was sie geschaffen haben, immer klar zu werden". **J. P.**

Der Verfasser obiger Worte geht vom Standpunkte der Kulturbedeutung jenes Bildes (in der Idee) aus, während die folgenden Zeilen von rein künstlerischer Auffassung heraus diktiert wurden.

„Mit den beiden Gedichten, die zu Fidus' wundersamen „Morgenwinden" den Text bilden wollen, bin ich gar nicht zufrieden. Die Bewegung der Psyche auf dem Felsen ist ein aus dem Innersten hervorbrechender Schrei, der sich in den straff gespannten Muskeln des ganzen Leibes ausdrückt. Und diese zwei Herren reden von „seligem Entzücken" und „Wonneliedern". — Harmonikabegleitung zu der Tragödie einer Seele". **M. J.**

Daß bei den zwei in Frage stehenden Gedichten von einer Erfassung der Idee jenes Bildes gar keine Rede sein kann, ist ja selbstverständlich. Ich möchte hier als Ergänzung zu obigen beiden Aeußerungen meine eigenen Anschauungen über die „Morgenwinde" geben, die von einem dritten Standpunkte ausgehen, nämlich dem des Zukunftwertes. Ich darf mich hier allerdings nur kurz fassen, hoffe aber bald ganz Ausführliches über die Zukunft der Kunst, die entschieden auf den dort gegebenen Grundlagen basiert, den Lesern bieten zu können. Bin ich doch im Begriffe, jenen Kunstwahrheiten auch praktisch das Wort zu reden, das heißt: sie in einem großangelegten Kunstaufsatze über kurz oder lang ungetrübt und bewußt zum Ausdrucke zu bringen. Denn die Kunst ist doch immer das erste Mittel in der Entwickelung, das erste und letzte, wie ich schon immer betont habe und auch stets betonen werde.

Drei Punkte will ich hier ins Auge fassen, in denen das ganze Gesetz hanget, und die an der Hand von Fidus' „Morgenwinden" leicht zu verstehen und zu entwickeln sind. Der Naturalismus in der Kunst war nötig; er hat uns ein gut Stück des Weges vorangebracht, auch dadurch, daß wir ihn überwunden haben. Nur heißt es bei aller Naturalistik in der Technik eins wieder zurückerobern: die Idee; — und wir haben sie schon zurückerobert. Wir kommen über das Naturstudium, das ja als solches in allen seinen Variationen die vollste Berechtigung hat und uns sehr nützlich war, hinaus — wir finden bei aller Wahrheit in der Darstellung die Idee

wieder; wir kennen die Form und erfassen nun den Inhalt. Denn schließlich wissen wir ja doch, daß es nicht das Endziel der Kunst ist, nur die Natur wiederzugeben, sondern daß sie im letzten Grunde doch den Zweck hat, zu erschüttern, zu erheben, zu befreien. Der Künstler giebt ja die Natur nicht in ihrer Wirklichkeit wieder, sondern so, wie er sie empfindet. Es kommt bei jedem seiner Produkte immer ein gewisses Etwas hinzu, das in ihm liegt und nicht nur reine Wiedergabe ist; das in sich selbst ein Anschauungsmittel findet. Es ist das Subjekt, die eigene Gefühlskraft, die am Objekt in der Natur sich selbstschöpferisch auslöst und so befreiend wirkt.

Die Ziele der Kunst aber, die sich wohl am entscheidensten augenblicklich in der Malerei kundgeben, weil jene zu dieser Zeit am stärksten in der Krisis, in der Ueberwindung der Krisis steckt — jene Ziele der Kunst lassen sich in folgende drei Punkte zusammenfassen:

1. Die Idee als Leitmotiv und Endproblem. (Sie wird bei vollkommener Beherrschung der Technik mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Naturalistik plastisch erfaßt.)

2. Das Verhältnis des Menschen zur Natur, in der er lebt, aus der er geboren wurde. (Ideal: ein einzelner Mensch in der objektiv erhabenen Größe der Natur, die er, der Winzige, im Geiste umschließt.)

3. Die Darstellung des Nackten, welche aus den beiden ersten Punkten resultiert. (Gemaltes Innenleben, rein geistig erfaßte Psyche, bei der jede Bekleidung störend wirken muß.)

Zum Teil sind nun in der Malerei schon Versuche auf einzelnen dieser drei Gebiete gemacht worden, Versuche, die in ihrer Art vollen Beifall verdienen. So wurde z. B., was den ersten Punkt betrifft, die Erfassung der Christusidee aus dem modernen Geiste heraus versucht, von Uhde und anderen. Wohl malte man da neben physischen Schmerzen (wie das z. B. Stuck gethan hat) auch das Zittern des Gefühls, das psychische Leiden — aber das reine, freie Ueberwinden im Geiste, das göttliche Bewußtsein hat wohl noch niemand recht zum Ausdrucke gebracht. Doch in Fidus scheinen mir lebenskräftige Wurzeln dazu zu liegen; ich erinnere nur an das Bild im Märzhefte der „Sphinx" 1893: „Hebe dich weg von mir, Satan!" und an „Das Kreuz" im Aprilhefte desselben Jahrganges. (Die Fehler sind der stets unvollkommenen Reproduktion zuzurechnen.) Alles Weitere bleibt von seiner Entwickelung zu erwarten. Noch ist unsere Zeit nicht reif für die rein geistige Erfassung der Christusidee, jenes gewaltigen Problems. Aber sie wird es werden; das beweisen die regen, immer sich erneuernden Versuche auf allen Gebieten, namentlich aber auf dem der Kunst, denn diese ist doch stets die erste Ankünderin des Neuen und der geistigen Blüte und Reife gewesen; und sie wird es auch bleiben. Wir kommen dem Ziele näher — wir alle fühlen und wissen es.

Mit jenem Bilde „Hebe dich weg von mir, Satan!" im Märzhefte zusammen hätte ich gern die „Morgenwinde" seiner Zeit erscheinen sehen. Doch fand man Bedenken darin, die sich jedenfalls mit keinem Kunstmaße messen lassen. Ich mußte also seinerzeit auf das Zusammenwirken der beiden erwähnten Bilder verzichten. Das war mir nun schmerzlich, weil in diesen zweien Fidus' ganze Künstlerindividualität in ihren beiden Endpolen zum Ausdrucke kommt — und weil vieles, sehr vieles von dort aus zu überblicken ist.

Das erste der beiden Bilder fällt ganz und gar in die erste der beiden Forderungen und trifft hierin schon einen Nagel auf den Kopf, ohne jedoch das ganze Gebiet zu erschöpfen. Denn dazu bedarf er eines großen Selbstbeweises, der nie nach solchen Wiedergaben zu beurteilen ist. Man muß da in den Geheimnissen des Originales selber lesen und erkennen können. Trotzdem war in jenem Versucherbilde schon manches zu sehen. Die innere Verwandtschaft, die Brüderlichkeit beider Menschen war unverkennbar. Der Versucher verlockend schön, schlau, geistreich. Der andere in sich bewußt, ruhig; er siegt in der Größe dieses Gottbewußtseins, ohne zu verfluchen oder zu ver-

dammen. Er bleibt sich gleich in seiner herben Unberührtheit und wirft sich nicht weg. Da ist eigentlich gar nichts mehr zu verführen; nur ein neuer Beweis der göttlichen Kraft über alles, was von Erdenart ist. (Das erklärende Gedicht dazu giebt das alles viel zu äußerlich, viel zu „rasend".)

Die „Morgenwinde" bieten eine treffliche Illustration zu den beiden folgenden Forderungen. Sie geben das Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Natur neben anderen Bildern von Fidus in eigenartiger, ganz vortrefflicher Weise. Auch die Darstellung des Nackten ist hier mit einer Meisterschaft und Keuschheit der Behandlung zum Ausdruck gebracht, daß das Bild ganz besondere Beachtung verdient.

Nur von Wenigen wurde seither in ähnlicher Weise gearbeitet. Früher hatte Preller in seinen berühmten Odysseelandschaften versucht, den Menschen im Spiegel der Natur, im Kampfe mit den Elementen zu zeigen. Er hatte den rechten Weg betreten. Aber es gelang ihm nur zum Teile, auf diesem Wege ein gut Stück weiterzukommen, soweit er nämlich Sagenstoffe dabei verwerten konnte. Und so gewannen seine Produkte einen historisch-heroischen Charakter, der die letzte Starre der Tradition nicht überwinden konnte. Und darüber hinaus kam er nicht. Neuerdings ist es aber besonders Max Klinger, der jenes Problem aus dem Innersten heraus verwirklicht. Da habe ich auf der letzten großen berliner Kunstausstellung, die leider des Schundes allzuviel enthält, zwei Bilder von Klinger gesehen, die mir viel erfüllten und noch mehr versprachen. „Der verlorene Sohn", ein Oelgemälde, bringt da in seinem Mittelstück (es besteht aus drei Teilen) den Sohn, der auf freiem Felde die Schweine hütet. Es will Abend werden. Violette Farben huschen über den Himmel. Und das ganze Weh der Verlassenheit des einsamen Menschen ist in die Natur, in die Stimmung und Farbe der ihn umgebenden Hügellandschaft hineingelegt. Da empfindet man sofort mit; aus jedem Teile dieser stillen Landschaft schlägt uns dieselbe Stimmung entgegen: das Weh der Verlassenheit. Das andere Bild ist eine Radierung „An die Schönheit", eine der schönsten und tiefstempfundenen, die ich überhaupt kenne. Da kniet inmitten gewaltiger, hochaufschießender Natur ein Mensch, nackt, mit gesenktem Haupt, von dem die langen Haare weit über die Schultern fallen. Er kehrt dem Beschauer den Rücken zu, tief in Andacht versunken. Kleider und Schuhe liegen links im Vordergrund. Ganz Empfinden und Gefühl, kniet er da, vor dieser gewaltigen Erhabenheit. Vor ihm das Meer, neben ihm hochaufschießender und edelstolzer Pflanzenwuchs. Das ist ein herrliches Bild, voller Keuschheit und Größe und unendlicher Andacht: — An die Schönheit!

Nur bei Fidus fand ich eine gleich keusche und erhabene Darstellung des Nackten. Das sind keine ausgezogenen Zierpuppen, sondern ganze Menschen in ihrer göttlichen Nacktheit. Da kann nichts, auch garnichts „anstoßend" berühren, und am allerwenigstens in jenen „Morgenwinden", die so garnichts mit dem Treiben der Welt zu thun haben. Solche Personifikationen der Naturkräfte sind wahrlich gestattet. Dies Ringen des Menschen mit jenen Naturkräften, die ihn umschmeicheln, deren Wirken er nicht zu Ende kennt, und denen er sich hingeben muß, ohne letzte Willensherrschaft; durch deren spielende Umgaukelungen er das Bewußtsein seiner Einzelschaft, sich selbst, erst finden muß. Das ist ja das ganze Geheimnis des Lebens, der Materie: das innere Loskommen von ihrer Macht. Da liegt Werden und Vergehen für uns: das ist Weltproblem.

In den „Morgenwinden" ist der Vorwurf sonniger Art. Es liegt etwas Befreiendes darin, trotz der Sinnlichkeit, die in jedem Gliede des auf dem Felsen kauernden Menschenkindes sich äußert, jener Sinnlichkeit ohne Brutalität, die aus dem innersten Zittern der Psyche herausgeboren wird. Da wird der ganze Mensch zur Psyche — und die Natur umwebt ihn mit ihren Huldigungen, mit ihrem verlockenen Spiel der Sinnesregungen, daß er aufschreien möchte vor halbgeahntem Schmerz. Da ist er noch ganz Gefühl; das Bewußtsein will erst werden. Und es bebt der innere Schmerz, der keine Stimme kennt, sondern sich wiederum nur in der eigenen Außennatur zeigt.

Auf einem anderen Bilde von Fidus „Der Wolkenmann" ist im Gegensatze zu dieser Darstellung der Zuneigung zwischen Mensch und Naturkraft, dieser Darstellung

der inneren Sinnlichkeit — das Problem des Schreckens, des Erstaunens gegeben. Die Unschlüssigkeit und die Aengstlichkeit jenen unerfaßten Naturkräften gegenüber, die ihre Wirkungen tief in unser Inneres spielen lassen, ist auf jenem Bilde vortrefflich zum Ausdruck gebracht. Ich will schon jetzt auch darauf hinweisen, weil eine Reproduktion in einem der nächsten Sphinxhefte erscheinen soll.

Was das Bild „Zwiesprache" in dieser Nummer anbetrifft, so bleibt nach den obigen Worten nur noch wenig darüber zu sagen. Es fällt wohl ganz unter die dritte der Forderungen und bietet ebenfalls in seiner naiv-genialen Naturauffassung viel des Anziehenden.

Ich glaube, daß meine Ausführungen, soweit sie hier gegeben werden konnten, nicht müßig waren, sondern daß sie manchem willkommen sind und einen oder den anderen zum Nachdenken anregen. Liegt doch meiner Ansicht nach in den drei Forderungen die Kunst der Zukunft, in ihren Zielen wenigstens, bedingt. Es läßt sich alles jenes aus der bildenden Kunst augenblicklich am besten ersehen, weil diese grade jetzt, wie schon oben gesagt, am merklichsten im Uebergange steht. Es gilt aber auch für Musik, Dichtkunst und Baukunst — und ganz besonders haben wir in der Dichtkunst schon einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan. Interessante Parallelen und Einzelheiten muß ich mir bis zu einer günstigeren Gelegenheit versparen. Es sei mir große Genugthuung, wenn ich zum richtigen Verständnis für Fidus' Kunstrichtung in diesen Zeilen Einiges beigesteuert habe.

Evers.

Die Militärpflicht.

An den Herausgeber. — Veranlaßt durch Ihre Entgegnung auf die von Herrn Paul Richter unterzeichnete Erwiderung betr. „Die Kriegspflicht" kann ich nicht umhin, meiner Meinung durch die Frage Ausdruck zu geben: Woraus besteht denn der Staat? Doch nur aus einer Vereinigung einzelner Individuen, die, jedes für sich, für ihre Thaten verantwortlich sind. —

Was ist das Karma des Staates? — Die Verantwortung der Kriege können wir doch nur den den Staat bildenden Individuen aufbürden, die Verantwortung trägt also jeder einzelne. Die Pflicht desselben ist folglich, sobald er von dem schreienden Unrecht der Kriege durchdrungen ist, dieselben, soweit es in seinen Mitteln steht, zu verhindern. Und ist der Krieg selbst zum Ausbruch gekommen, so kann er immer noch für seinen Teil dafür arbeiten, indem er den Gehorsam verweigert. —

Ich kann es nicht mit dem Glauben und der Ueberzeugung eines Mystikers vereinbaren, daß er sich zum Töten Anderer hergiebt.

F. H.

Wenn es im Karma eines Mystiker inbegriffen ist, im Dienste seines Volkes Krieger eines andern Volkes töten zu müssen, so wird es ihm, nur mit Ausnahme des Falles der Vollendung in der mystischen Entwickelung, nicht gelingen, sich solchem Karma zu entziehen. Er ladet dadurch aber kein neues Karma auf sich, wenn er sich jener Pflicht ohne persönlichen Wunsch und Willen unterzieht. Ein Volk ist zwar keine Individualität, wohl aber ein eigenes Individuum, unterschiedlich von den einzelnen Individuen, aus denen es besteht, ebenso wie ein Mensch, ein Thier, eine Pflanze selbständige Individuen sind, im Gegensatze zu den Individuen der vielen einzelnen Zellen, aus denen solcher Mensch, solches Tier oder solche Pflanze besteht. Ebenso hat auch jedes Volksindividuum sein eigenes Karma; und nur ein ganz kleiner Teil des Karmas der Einzelnen, die diesem Volksindividuum angehörten, trägt dazu bei, das Karma dieses letzteren von dem anderer Völker zu unterscheiden.

H. S.





Bemerkungen und Besprechungen.



Adolphe Franck †.

Am 11. April d. J. starb zu Paris der berühmte Philosoph und Kabbalist Adolphe Franck. Die „Revue encyclopédique" veröffentlicht über denselben einen Artikel, dem wir folgendes entnehmen:

Der Gelehrte wurde zu Liocourt im Departement Meurthe am 9. Oktober 1809 geboren. Er war der Abkömmling einer israelitischen Familie.. Im Jahre 1832 trat er, nachdem er mit Auszeichnung seine Studien absolviert hatte, ins Lehramt ein, und war in demselben zu Douai, Nancy, Versailles und sodann im Jahre 1840 im Collegium Charlemagne zu Paris thätig. In demselben Jahre eröffnete er in der Sorbonne einen Kursus der Sozialphilosophie, wurde aber durch Krankheit gezwungen, denselben bis zum Jahre 1846 zu unterbrechen. Von 1849 bis 1852 trat er an die Stelle des M. Barthélemy-Saint-Hilaire im Collège de France, wo er vom Jahre 1854 an Völkerrecht lehrte. Im Jahre 1856 wurde er zum Professor ernannt und behielt seinen Lehrstuhl bis zum Jahre 1886. Schon 1842 wurde er zum Konservator der königlichen Bibliothek, zwei Jahre später Mitglied der Akademie der Moral- und Staatswissenschaften. Zudem war er Mitglied des obersten Unterrichtsrates und Vicepräsident des israelitischen Konsistoriums. Im Jahre 1869 wurde er Komthur der Ehrenlegion und im Jahre 1880 ernannte man ihn zum Präsidenten der Liga gegen den Atheismus.

Der Gelehrte besaß ein umfassendes Wissen, hielt sich aber als Philosoph zur eklektischen Schule und produzierte keine neuen Ideen. Er war ein eifriger Vertreter der spiritualistischen Weltanschauung und als solcher verdient er besonders unser ehrendes Andenken. Sein Werk über die Kabbalah (1883 neu erschienen) verdient rühmendste Anerkennung. Von seinen sonstigen Werken seien hier erwähnt: Exquisse d'une histoire de la Logique (1838); le Communisme jugé par l'Histoire († 1849); Réformateurs et publicistes de l'Europe. welches Werk drei Teile umfaßt; Moyen âge et Renaissance (1863); Philosophie du droit pénal (1864); Philosophie mystique du droit ecclésiastique (1864); Philosophie en France à la fin du XVIIIe siècle (1866); Philosophie et religion (1867); Morale pour tous (1868); Moralistes et philosophes (1871); Philosophes modernes, étrangers et français (1879); Essais de Critique philosophique (1885); la Morale pour tous (1885); le Péché originel et la femme (1886); Philosophie du droit civil (1886); l'Ame (1888); Le Panthéisme oriental et le monothéisme hébreu (1889); Nouveaux Essais de Critique philosophique (1890); l'Idée de Dieu dans ses rapports avec la science (1891). Bekanntlich hat der berühmte Gelehrte auch die Ausgabe des „Dictionnaire des sciences philosophiques" (1844—1852, 6 vol. in 8°) unternommen, welcher die vollständigste Uebersicht über die Doktrinen der eklektischen Schule gewährt. Seinem Freunde Papus, dem Präsidenten des Groupe d'études ésoteriques Frankreichs, schrieb er mehrere Vorreden zu seinen Werken, von denen besonders die zu dem Traité méthodique des Sciences occultes hervorzuheben ist.

Thomassin.



Neue Sitzungen mit Eusapia Palladino.

Herr Dr. Carl du Prel teilt uns mit:

Maler Siemiradzki aus Rom — so schreibt er mir — hat in Gemeinschaft mit Prof. Ochorowicz von Warschau Sitzungen mit dem Medium Eusapia Palladino gehalten. Es wurden konstatiert: Levitationen des Tisches, des Mediums samt Stuhl, ein Handabdruck in Lehm, Berührungen durch Geisterhände, Töne im Klavier, Bewegungen von Möbeln — Alles unter den strengsten Kontrollbedingungen. „L'évidence était écrasante". Ochorowicz war bis dahin skeptisch, wird aber nun in dem gelesensten polnischen Blatt, dem Courrier von Warschau, seinen Bericht veröffentlichen. Eusapia wird in Bälde wieder nach Rom kommen und mit anderen Gelehrten Sitzungen halten.

Th.

Zur Kritik des Spiritismus.

„Wozu noch eine Kritik des Spiritismus! — Jeder nur einigermaßen gebildete Mensch muß doch heute den Spiritismus als das, was er wirklich ist, längst erkannt haben: als den größten Humbug des 19. Jahrhunderts! Wozu also eine Schrift über ein solches Thema, bei dessen bloßer Nennung uns schon die Schamröte über die Verirrung eines Teils der heutigen Menschheit ins Gesicht schießen muß?"

So und ähnlich, meint Oberst v. Gizycki, mag mancher ausrufen, wenn er den Titel seiner neuen Schrift (Zur Kritik des Spiritismus. Verlag des Bibliographischen Bureaus. Berlin 1893) liest. Er bemüht sich nun, in derselben zu erweisen, daß man über den Spiritismus bisher nur deshalb so abfällig geurteilt hat, weil man über sein eigentliches Wesen sich nicht genügend aufklärte und nur die populären Verzerrungen der Geisterkunde beachtete. Ferner war, wie er ausführt, das größte Hindernis, welches sich bisher der wissenschaftlichen Prüfung des Spiritismus entgegenstellte, der Glaube der Gelehrten, daß derselbe gegen die Naturgesetze verstoße und deshalb absurd genannt werden müsse. In geistvoller Weise richtet sich der Verfasser gegen diesen, weist eingehend nach, daß eine große Anzahl der spiritistischen Phänomene in der Verlängerungslinie der heute geltenden Naturgesetze liegt und bemerkt, daß, selbst wenn die Behauptung des Widerspruches der Phänomene wider die Naturgesetze richtig wäre, dies doch nur erweisen würde, daß dieselben den Gesetzen widerstritten, welche unser Kopf bisher über die Natur aufgestellt hat. Die Geschichte der Naturwissenschaften beweise, daß sich die Lehre von den Naturgesetzen fortwährend geändert habe. Und sie werde sich sicherlich noch sehr wesentlich ändern, bei zunehmender Erfahrung und mit der Entwicklung unseres Erkenntnisorgans. Den Gelehrten ist in dieser Hinsicht die Berücksichtigung der Aeußerung John Herschels in seiner Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften zu empfehlen: „Der vollkommene Beobachter wird in allen Teilen des Wissens seine Augen gleichsam offenstehend halten, damit sie sofort von jedem Ereignis getroffen werden können, welches sich nach den bereits angenommenen Theorien nicht ereignen sollte; denn dieses sind die Thatsachen, welche als Leitfaden zu neuen Entdeckungen dienen". Dieser Ausspruch, meint Gizycki, müßte über den Eingang jeder Hochschule gesetzt werden; vielleicht würde dann weniger gegen denselben gesündigt werden.

Trotz seiner klaren Widerlegung der beliebten Einwände gegen den Spiritismus scheint der Autor doch am Schlusse seiner Darstellung mehr zur animistischen Erklärungsweise hinzuneigen. Er bietet sodann eine Einteilung der Medien nach ihrem Werte, wobei er in seinen abfälligen Aeußerungen über dieselben wohl zu weit gehen dürfte. Jedoch hat seine Schrift offenbar nur den Zweck, denjenigen, welche durch die Mailänder Experimente sich veranlaßt fühlten, dem Spiritismus etwas näher zu treten, in einer Form Aufklärung zu bieten, welche ihre bisherige Anschauungsweise in Betracht zieht. Ich glaube, daß es dem Autor gelingen wird, in dieser Beziehung unserer Sache einen bedeutenden Dienst zu leisten.

Soeben finden wir in der „Deutschen Warte" (7. Juli 1893) eine Besprechung der Gizyckischen Schrift, welche diesem Organ wenig Ehre macht. Der hochtrabende „Gelehrte", der sich dieselbe leistet, wirft H. v. Gizycki vor, daß er in der Auswahl der Autoritäten, die er für den Spiritismus anführe, nicht vorsichtig genug sei, und spricht unter anderem von dem „phantasievollen Chemiker" Crookes. Wir glauben, daß unser Kritiker es sich noch nicht hat angelegen sein lassen, die wegen ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit selbst von Gegnern geschätzten Schriften dieses berühmten Forschers über seine Erfahrungen zu studieren. Sonst hätte er unmöglich so albern über die psychologischen Phänomene urteilen können. Wir wollen ganz übersehen, daß der Kritiker sich auf Aussagen stützt, die Lombroso vor seine Bekehrung gemacht hat, um die Anführung seines Namens durch Gizycki als ungerechtfertigt hinzustellen. Daß er aber dem Autor verbieten will, Analogieschlüsse zu machen, das finden wir geradezu lächerlich. Festzunageln sind auch noch folgende Sätze: Die Trennung zwischen Seele und Leib, welche in dem ganzen Schriftchen stillschweigend als bewiesen hingestellt wird, ist ebenso unbewiesen, als irgendwelche Hypothesen des Materialismus, der ja hier hauptsächlich bekämpft werden soll". — „Gewiß wäre es sehr erfreulich, wenn die mystischen Erscheinungen unseres Seelenlebens" aufgeklärt würden. Aber das wird durch eine experimentelle Phychologie besser gelingen, als durch metaphysische Spekulation". Diese Bemerkungen dürften erkennen lassen, wie tief der Kritiker in den Sinn der neuen Schrift eingedrungen ist. Man dürfte doch annehmen, daß jeder mit Verstand begabte Mensch sofort einsehen muß, daß Gizycki eben die neuesten experimentalpsychologischen Forschungen, welche auf die Möglichkeit der Trennung der Seele vom grobmateriellen Leibe hinweisen und zur Erklärung der früheren Mystik dienen, weiteren Kreisen nahelegen will. **Thomassin.**



Eine neue Schrift über Einiges Christentum.

Otto Weddigen, gleich bekannt als Forscher wie als Dichter, welcher 1870/71 die politische Einheit Deutschlands in Frankreich miterkämpfen half, ein Enkel des geistlichen Liederdichters P. F. Weddigen, bricht in vorliegender Schrift[1]) eine Lanze für Deutschlands religiöse und geistige Einheit. Es ist leicht verständlich, daß er am Anfange derselben, mehr als notwendig gewesen wäre, für seine politische Ueberzeugung eintritt. Wir fürchteten schon, ein fortgesetztes, gegenwärtig so beliebtes, Phrasenspiel zur Definition der „Religion" und materialistisches Aufklärungsgeschwätz lesen zu müssen, zumal der Autor einmal die „Gesellschaft für ethische Kultur" so sehr hervorhebt und merkwürdigerweise findet, daß dieselbe, welche sich die Pflege einer „religionslosen" Moral zur Aufgabe gemacht habe, ein Beweis dafür sei, wie mächtig das Verlangen nach einer Wiedererweckung des ungetrübten „religiösen Glaubens" im Volke ist. (!) Jedoch wurden wir bald freudig durch einige Stellen überrascht, aus denen hervorgeht, daß Weddingen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit für die einige christlich-deutsche Kirche der Zukunft notwendig hält. Er sagt unter anderem: „Sollen die uns rings umgebenden Rätsel sich niemals klären, nach deren Lösung die Besten der Menschheit ihr Leben hindurch geforscht? Wozu die tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit der Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft giebt, wenn alles mit dem Tode aus ist?! Was aber kann in diese Zukunft hinübergenommen werden? Die Funktionen unseres irdischen Kleides, des Körpers, haben aufgehört, die Stoffe, welche ja schon bei Lebzeiten beständig wechseln, treten in neue chemische Verbindungen, und die Erde hält alles fest, was ihr gehört . . . Daß die Vernunft und mit ihr alles, was wir an Kenntnis und

[1]) Ein einiges Christentum und eine einige christlich-deutsche Kirche. Ein Mahnruf an alle Deutschen. Berlin, 1893. Verlag von Max Rüger. 1 Mark.



Wissen mühsam erworben, uns in die Ewigkeit begleiten wird, dürften wir hoffen, vielleicht auch die Erinnerung an unser irdisches Dasein. Ob wir das zu wünschen haben, ist eine andere Frage. Wie, wenn einst unser ganzes Leben, unser Denken und Handeln vor uns ausgebreitet daläge und wir selbst unsere eigenen Richter würden, unbestechlich, erbarmungslos".

Nun, die Rätsel haben sich ja schon geklärt, wie der Autor finden würde, wenn er dem Studien des Spiritualismus näher treten möchte. Dann dürfte er wohl auch, statt seine Kraft ganz auf die gegenwärtig leider so aussichtslosen Einigungsversuche, wie seine Vorgänger, Egidy und andere, zu verwenden, dieselbe mit uns auf die Verbreitung geistiger Religion unter den Deutschen konzentrieren.

Thomassin.



Augustin, Petrarca und Rousseau.

Prof. Dr. Ludwig Geiger hat es unternommen, diese drei bedeutenden Männer und ihre Bekenntnisse in einer sehr lehrreichen Schrift zu vergleichen. Sie haben auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenem Erfolge, wie er zeigt, der Verinnerlichung zugestrebt. Augustin, der Welt durch eine vermeinte Engelsmahnung entfremdet, wird in seinem inneren Leben noch von dem Vorstellungskreise des strengen Kirchentums beherrscht und gehemmt. Er wird „der Vertreter des letzten Ringens zwischen Heidentum und Christentum, der sich allmählich dem neuen Glauben bequemt, um dann desto fester bei ihm zu beharren". Seine „Bekenntnisse", für den Theologen ein erbauendes und belehrendes Buch, für den Litterarhistoriker ein interessantes kulturgeschichtliches Denkmal, sind die Darstellung der inneren Kämpfe, welche seiner eigenartigen Gestalt beschieden sein mußten. Sein Grundgedanke besteht nach Harnack darin, daß in dieser Welt der Irrung und des Scheins die Liebe, die göttliche Liebe allein Kraft und Wahrheit ist, daß sie allein, indem sie bindet, zugleich befreit und beseligt. Geiger schließt sich ihm in dieser Ansicht an und sucht die Gründe für ihre Wahrheit beizubringen. Er findet schließlich in Augustin einen Mann, der um der religiösen Vertiefung willen sich fern hielt von aller philosophischen Spekulation und ein krampfhaftes Verlangen nach Gott bezeugte, das sich in starken Selbstanklagen, in förmlichen Selbstpeinigungen kundgab.

Tausend Jahre nach ihm tritt Petrarca auf, der, als er seine Selbstschau anstellte, durch einen eigentümlichen Zufall veranlaßt wurde, auf den Kirchenlehrer zurückzukommen, und sich durch einzelne Stellen aus seinen Schriften leiten ließ. Dieser Vater der Renaissancebildung zeigte die der mittelalterlichen Anschauung durchaus entgegengesetzte Tendenz auch in der Erforschung seines Innern. „Er war von dem Streben geleitet, sich klar zu werden über sich selbst und seine Entwickelung zu prüfen, nicht einseitig nach den Geboten der Kirche, sondern nach den Forderungen seiner Natur und ihrer Bedürfnisse". Das Büchlein, in dem er die Prüfung anstellte, ist unter verschiedenen Titeln: „Geheimnis", „Von der Verachtung der Welt", „Ueber den Kampf der Leidenschaften" überliefert und enthält eine Selbstbeichte in der Form eines Dialogs, in dem Petrarca sich besonders seine Ruhmsucht, Liebe und seinen Ueberdruß, seinen seelischen Ekel an den innerlich und äußerlich vorgefundenen Zuständen vorwerfen läßt. Für Petrarca war seine Beichte resultatlos. Geiger sucht die Gründe für diese Thatsache und sagt unter anderm, daß Ruhmsucht und das Verlangen nach Unsterblichkeit des Namens in zu hohem Grade als ein Erbteil der Söhne der Zeit, die zum erstenmal ihrer Persönlichkeit voll inne geworden waren, sich kundgab, um durch Deklamationen über die Vergänglichkeit alles Irdischen und über die Eitelkeit des Namens vernichtet zu werden.

An die Seite dieses Einsiedlers von Vaucluse und Arquà tritt nach Jahrhunderten der große französische Einsiedler von Montmorency, „der auch die Menschen floh und sie doch nicht allein lassen konnte, ihre Lobreden zu verachten vorgab, und doch auf

diesen angenehmen Tribut der Huldigung nicht verzichtete. Der Träger der Aufklärungsidee, Jean Jacques Rousseau, predigt die Rückkehr zur Natur und verliert sich in „geistreiche Paradoxien". Seine „Bekenntnisse" zu lesen, muß, wie Geiger sagt, für jeden, dem als das eigentlichste Studium der Menschheit der Mensch gilt, ein hoher Genuß sein! Er richtet sich sodann gegen die neuere französische Verurteilung seiner Werke, indem er die Behauptung, daß Rousseau sich uns in denselben als Irrsinniger darstellt, zu widerlegen sucht. Bezüglich der „Selbstbekenntnisse" bemerkt er, daß sie gewiß nicht in jeder Hinsicht, wie man irrtümlich erklärt hat, Mangel an Wahrheitsliebe beweisen können, zumal wenn man die Offenheit betrachtet, mit der Rousseau von seinen geheimsten Fehlern spricht. Auch die Widersprüche klärten sich auf, wenn man bedenke, daß die ersten sechs Bücher der Konfessionen in jene Zeit fallen, in welchen ihr Verfasser ein sorgloser, unberühmter Jüngling war, während die übrigen, so ernst und dunkel im Gegensatze zu der die ersten durchdringenden Fröhlichkeit gehalten, das Werk eines nach manchem Glücksstrahl mit Sorgen kämpfenden und seiner Verkennung sich bewußten Mannes sind. Daß die Bekenntnisse des Aufklärungsapostels trotz gewisser Aehnlichkeiten eine ganz andere Färbung haben müssen als die seines Vorgängers in früheren Perioden, ist selbstverständlich. Geiger weist zum Schlusse in geistreichen Erörterungen auf die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der drei vorgestellten Bekenner hin, und schenkt seine Zuneigung und sein Mitgefühl dem letzten, „der aus Christen Menschen wirbt", indem er schreibt: „Zu Augustin blicken wir mit einer Scheu empor, die gemischt ist aus Verehrung und einer unheimlichen Achtung vor dem, was wir nicht begreifen(?), Petrarca bewundern wir als einen talentvollen, vielseitigen, wunderbar fähigen, aber trotz manches Aehnlichen und Gemeinsamen uns fremden Mann, Rousseau erkennen wir als den Unsrigen an, wir bemitleiden ihn und von dem Mitleid nicht fern ist die Liebe". **Thomassin.**



Kongreß für freie Ausübung der Medizin.

Die „**Ligue nationale pour le libre exercice de la médecine**" organisiert einen Kongreß, der zu Paris vom 20. bis zum 25. November abgehalten werden soll. Wir entnehmen einem Berichte hierüber in der Zeitschrift „**L'Initiation**" (Mai 1893) folgendes:

Derselbe hat zum Zwecke das Studium aller Fragen, die sich auf die Praxis der Heilkunst beziehen, und der Mittel, die anzuwenden sind, um von der gesetzgebenden Gewalt die freie Ausübung dieser Kunst unter der Garantie des allgemeinen Rechtes zu erlangen.

Um dieses Ziel zu erreichen, appellieren die Einberufer des Kongresses

1. An die Aerzte, welche die Ansicht teilen, daß das Monopol, welches sie besitzen, die Freiheit der Kranken beeinträchtigt.
2. An die Magnetiseure, Masseure und Elektriseure, die kein Medikament gebrauchen, und überhaupt an alle diejenigen, die, trotzdem sie nicht Aerzte sind, einem humanen Zwecke dienend, sich mit der Behandlung der Krankheiten beschäftigen.
3. An die Kranken, welche die offizielle Medizin nicht heilen kann und an die, welche von nicht diplomierten Praktikern geheilt oder gebessert wurden.
4. Schließlich an alle diejenigen, welche die Gesundheit als das kostbarste Gut betrachten und zugeben, daß die Kranken frei sein müssen, sie von den Praktikern zu erlangen, zu denen sie Vertrauen haben.

Die Organisationskommission setzt sich zusammen aus den Herren:

Auffinger, Direktor der Zeitschrift „La Chaîne magnétique"; Dr. Bénard: Marius Corréard, Publizist; G. Démarest, Publizist; H. Durville, Direktor des „Journal du Magnétisme"; Fabius de Champville, Redakteur; E. Houssay,

Publizist, Präsident des Syndikats der Magnetiseure; E. Michelet, Publizist; Muscadel, Publizist; Dr. Papus, Direktor der Monatsschrift „L'Initiation" und der Wochenschrift „Le Voile d'Isis"; Paul de Régla, Autor; G. Vitoux, Redakteur.

Wer zum Kongresse zugelassen werden will, hat mindestens die Summe von 10 fr. zu subskribieren. Er hat sodann das Recht, an allen Versammlungen und Diskussionen teilzunehmen, sowie bei allen Entscheidungen zu stimmen; ferner erhält er ein Exemplar der Kongreßberichte.

Im Programme finden wir folgende Fragen und Punkte verzeichnet, welche gelöst und besprochen werden sollen:

Ist die Medizin eine Wissenschaft oder eine Kunst? — Ihr Nutzen, ihre Wohlthaten, ihre Unzulänglichkeit, ihre Ungewißheit, ihre Irrtümer, ihre Gefahren.

Ihre Entstehung und ihre Geschichte im Laufe der Zeiten; Heilungen in den Tempeln, mittels der Traumgesichte und durch Magnetisation; sympathische Medizin.

Widersprüche und Streitfragen. Die Mode und die Systeme.

Sind die Schulmediziner auch alle Heilkünstler? Wenn die Ausübung der Medizin frei wäre, würde dann mehr Streben vorhanden sein und die Heilkunst sich schneller vervollkommnen?

Besitzen die nicht diplomierten Heilkünstler Heilmittel und gewisse Kenntnisse, die den diplomierten Aerzten fehlen oder von ihnen verkannt werden? Sind dieselben gefahrlos und können sie wirklich gewisse Uebel beseitigen, welche die offizielle Medizin nicht heilen kann?

Was ist von den Kliniken für Massage und Magnetismus zu halten, in denen die Kranken unentgeltlich behandelt werden?

Es soll über die Gesetze entschieden werden, welche sich gegen die freie Ausübung der Medizin richten, besonders über das vom 30. November 1892. Dieselben wurden nicht von den Kranken, sondern von den Aerzten verlangt. Zu welchem Zwecke?

Die Ausübung der Heilkunst ist frei in verschiedenen Ländern, speziell in den Vereinigten Staaten, in Deutschland, in England und in mehreren Schweizerkantonen. In Frankreich war sie gleichfalls frei bis zur Promulgation des Gesetzes vom 19 ventôse des Jahres 11. Sind seitdem die Kranken schneller geheilt worden? Werden die Gesetze des allgemeinen Rechtes genügen, um die Kranken gegen die Charlatans und die Pfuscher zu schützen?

Schädigt das Gesetz, welches in einigen Händen die unsichere und unzureichende Kunst der offiziellen Medizin monopolisiert, die Freiheit der Kranken, indem sie dieselben des Rechtes beraubt, demjenigen Praktiker, der ihr Vertrauen besitzt, die Sorge für ihre Gesundheit zu übergeben?

Nach Erledigung dieser Fragen wird der Kongreß die Redaktion der ersten Petition an die gesetzgebende Macht besorgen.

Daß derselbe bei den Verhältnissen in Frankreich ein dringendes Bedürfnis ist, wird wohl von jedem Vorurteilsfreien anerkannt werden. Wir wünschen dem Unternehmen allen Erfolg. **Th.**





Mitglied kann **jeder** werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

An unsere Mitglieder

haben wir nunmehr Flugblatt V und VI in 560 Exemplaren zur Weiterverbreitung versandt. Wir sind gern bereit, die bis jetzt erschienenen Flugschriften der „Theosophischen Vereinigung" in jeder beliebigen Anzahl zu vergeben und bitten nur um Benachrichtigung. Zugleich machen wir unsere Freunde und Gesinnungsgenossen auf die kürzlich im Verlage „Kreisende Ringe" (Max Spohr) in Leipzig erschienenen „Sprüche aus der Höhe" aufmerksam, die in ihren neun Tafeln einen reichen Schatz für alle bieten, welche den Weg der inneren Entwickelung gehen. Das vornehm ausgestattete Büchlein (Preis 1 Mark) dient allen als eine lebendige Anregung zur geistigen Selbständigkeit, zur Ergründung und Verwirklichung des eigentlichen, innersten, göttlichen Selbstes in ihnen. Ja — es wirft helles Licht auf den Weg zur Vollendung!

Hübbe-Schleiden.



Eingegangene Beträge.

Von Carl Becker in Berlin: 3 Mk. — R. R. W. Schröder in Berlin: 5 Mk. — Richard Neutzschmann in Leipzig: 1 Mk. — v. Lyncker in Wernigerode a. H. 5 Mk. — Hermann Rudolph in Leipzig: 3 Mk. — Hans Arnold in Rostock: 9 Mk. — F. E. Unger in Leipzig: 3 Mk. — Lehrer H. in F. 1 Mk. — G. N. in Hamburg: 10 Mk. — Ignaz Blòha in Raca: 1 Mk. 60 Pf. — C. H. in L.: 10 Mk. — Amtsrichter Grohne in Eiterfeld: 12 Mk. — Gustav Meyer in Prag: 5 Mk. — F. W. Rothe in Bromberg: 1 Mk. 50 Pf. — Peter Knauer in Chicago: 4 Mk. — Zusammen: 74 Mk. 10 Pf.

Steglitz bei Berlin, den 15. Juli 1893. J. V.: **Evers.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:

für den wissenschaftlichen Teil: Ch. Thomassin
für den belletristischen Teil: Franz Evers
beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVII, 91. September 1893.

Theosophie
auf dem Welt-Kongreß der Religionen.

Von

Hübbe-Schleiden.

✻

Im Augusthefte wurde bereits hingewiesen auf den in diesem Monate stattfindenden Kongreß der bedeutendsten Religionsgemeinschaften im Anschluß an die Weltausstellung zu Chicago.[1]) Derselbe wird, auf den psychologischen Kongreß folgend, vom 11. bis zum 27. September tagen. Was wird wohl der Verlauf sein und was die Ergebnisse einer derartigen noch nie zuvor dagewesenen direkten Berührung der verschiedensten metaphysischen Anschauungen und dogmatischen Ueberzeugungen?! Ob sie alle nur verschiedene Entwicklungsstufen eines und desselben Weges Aller zur Vollendung sind oder andererseits als gleichwertige Erzeugnisse verschiedener Kulturen der verschiedenen Völker und verschiedenen Menschenrassen zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Himmelsstrichen zu betrachten sind, das wird sich jetzt wohl unbefangenen Beobachtern zeigen; jedenfalls wird jede der verschiedenen Anschauungen durch ihre besten Kräfte vertreten werden. Von Indien wird für den Hinduismus der Brahmane Dr. Chakravrati, Professor der Mathematik an der Universität Allahabad, ein gewandter und berühmter Redner, auftreten, sowie der ebenso redegewandte Mosumdar, und für den Buddhismus u. a. der Sekretär und Mitbegründer der Mahábodhi-Society[2]) zu Calcutta, H. Dharmapâla, dessen Reden

[1]) Die von dem Herrn Herausgeber hier besprochenen Einzelheiten standen uns zur Zeit der Abfassung unseres Artikels noch nicht zur Verfügung. **Thomassin.**

[2]) Die Mahábodhi Society wurde vor 2 Jahren in Colombo begründet, sie steht unter dem Patronat der Großlámas von Thibet Lozang Thub-Dan Gya-Pscho und erstrebt Vertiefung und Ausbreitung der buddhistischen Lehre. Besonders bemüht ist sie auch, die altindische Litteratur neu zu beleben und die alten Kultusstätten vor gänzlichem Verfall zu bewahren. So hat sie letzthin Buddha-Gaya angekauft, den heiligen Ort, wo der Begründer ihrer Lehre unter dem Bodhibaum göttliches Wissen erlangte. Die Gesellschaft giebt ein Blatt heraus, welches als Journal of the Mahábodhi Society unter der Redaktion Dharmapâlas zu Calcutta erscheint. **H. S.**

ebenfalls eine bedeutende Anziehungskraft ausüben werden. Ferner sind Einladungen ergangen an Brahmanen der orthodoxen Richtung, von denen mindestens schriftliche Ausarbeitungen zum Vortrag kommen werden. Zwei bedeutende mohammedanische Gelehrte haben die Einladung für den Islam angenommen; und die chinesische Regierung sendet den geeignetsten Gelehrten zur Vertretung des Konfucianismus; auch ein Hoherpriester des Schintoismus, der ältesten chinesischen Naturreligion (Ahnenkultus, Spiritismus) wird auf dem Kongresse erscheinen. Ferner werden einige Parsen aus Bombay für ihre Religion und einige Rabbiner aus Europa und Amerika für das Judentum auftreten. Alle irgendwie namhaften christlichen Konfessionen und Sekten, sowie die freireligiösen Gemeinden aller Kulturstaaten werden sich an den Verhandlungen dieses Kongresses beteiligen und — was das wunderbarste ist — sogar die katholischen Erzbischöfe von Amerika haben sich in ihrer New-Yorker Versammlung vom November 1892 entschlossen, auch den Katholicismus an diesem Welt-Kongreß der Religionen teilnehmen zu lassen.

Ist von solchem Aufeinanderplatzen, solchem Wettbewerbe der verschiedenen Religionsparteien wohl irgend ein ersprießliches Ergebnis zu erwarten? Ist nicht vielmehr zu befürchten, daß das ganze Unternehmen nur in akademischer Langweilerei versauern oder in einen Krawall ausarten wird?! — Was sich die Unternehmer und Anreger dieses Welt-Kongresses von demselben versprochen haben, ob sie mehr erwartet, mehr beabsichtigt haben als eine eigenartige Reklame für den großen Welt-Jahrmarkt und für Amerika als Zukunfts-Mittelpunkt der Welt-Kultur — das wissen wir nicht. Aber der einzig denkbare bewußte Sinn und gute Zweck solches Welt-Kongresses kann nur die Theosophie sein. Nur die Erkenntnis, daß allen Religionen aller Zeiten, aller Völker und aller Kulturen eine und dieselbe Wahrheit, die Gottweisheit zu Grunde liegt, und daß mithin ein gegenseitiges Aussprechen der verschiedenen Parteien, im freundlichen Sinne, diese gemeinsamen, alle verbindenden Grundgedanken zum Ausdruck und zur Geltung bringen werde, nur diese Hoffnung giebt solchem Kongreß der Religionen einen vernünftigen Sinn und einen geistig nützlichen Zweck.

Dieser ganze Welt-Kongreß kann also, wenn er überhaupt irgend einen Nutzen hat, nur der Theosophie dienen; und da die einzige Weltsprache, in der die verschiedenen Rassen der Menschheit miteinander reden, die englische ist, so konnte ein solcher Welt-Kongreß am besten bei Gelegenheit der Weltausstellung in Chicago stattfinden. Er hätte auch naturgemäß von der „Theosophischen Gesellschaft" angeregt werden können. Dazu war nun freilich doch die Zeit noch nicht reif. Wichtig aber ist die Stellung, welche die „Theosophische Gesellschaft" zu diesem Kongresse und das Komitee des Kongresses zu ihr eingenommen hat.

Da die Gesellschaft keine eigene Religionsgemeinschaft ist und auch nicht sein will, konnte sie auf gleichem Fuße mit den verschiedenen Kon-

fessionen nicht zugelassen werden. Als aber die amerikanische Abteilung der Gesellschaft am 23. und 24. April d. J. ihren eigenen (siebenten) jährlichen Kongreß abhielt, erkannten die Leiter des Welt-Kongresses, daß in der „Theosophischen Gesellschaft" gerade derjenige Gedanke verkörpert ist, welcher diesem internationalen „Religions-Parlament" die einzige vernünftige Grundlage giebt. Dies geht am deutlichsten hervor aus dem vorläufigen Programm, welches für die Verhandlungen des Welt-Kongresses aufgestellt ist.

Am Montag, den 11. Septr.: Eröffnung des Kongresses mit einer Begrüßung der erschienenen Vertreter aus allen Ländern der Erde und deren Erwiderungen.

Die hauptsächlichsten Themata, welche zur Diskussion gestellt werden, sind folgende:

12. Septr.: Die Gottes-Idee, ihr Ursprung und ihre Allgemeinheit, ihre ursprüngliche Form und ihre geschichtliche Entwicklung, ihre Beleuchtung durch die neuere Wissenschaft.

13. Septr.: Der Mensch, seine Natur, Würde und Unvollkommenheit, das jetzige und zukünftige Leben, Humanität als Lehre der verschiedenen historischen Religionen.

14. Septr.: Die Religion, im Wesen des Menschen begründet, ist der Ausdruck der Beziehungen zwischen Gott und Mensch. Unterschied eines religiösen von einem moralischen Leben. Geistige Kräfte in der Entwicklung der Menschheit.

15. Septr.: Wichtigkeit des Studiums aller Religionsformen. Welches Erbe haben uns die toten Religionen hinterlassen? In welchem Grade hat jede Religion den Gott der ganzen Erde in der historischen Entwicklung der Rasse gerechtfertigt?

16. Septr.: Studium der heiligen Bücher. Religion im Gewande der Poesie. Was hat die Jüdische, Christliche und andere heilige Litteratur für die Menschheit gewirkt?

17. Septr.: Religion und Familie, Ehe, Kindererziehung.

18. Septr.: Die religiösen Lehrer der Menschheit. Die Inkarnation bei den verschiedenen Religionen. Ihre Geschichte und Bedeutung. Die Uebereinstimmung der Religionen.

19. Septr.: Religion in ihrer Beziehung zu den Naturwissenschaften, Künsten und Litteratur. Kann Religion wissenschaftlich sein? Kann Religion den Wissenschaften nutzendbringend sein?

20. Septr.: Die Religion in ihrer Beziehung zur Moral. Wesentliche Einheit ethischer Ideen in der Menschheit. Begriffe des Gewissens, der Pflicht, des Rechts. Ethische Lehren begründet durch verschiedene historische Glaubenslehren. Verschiedene Anschauungen der Besserung des gefallenen Menschen.

21. Septr. Religion und gesellschaftliche Probleme. Religion, Reichtum, Armut. Religion und Mäßigkeit. Die Behandlung der Frau nach verschiedenen religiösen Anschauungen.

22. Septr.: Religion und bürgerliche Gesellschaft. Vaterlandsliebe, Gehorsam gegen die Gesetze. Gefahren großer Städte. Vermag die Religion gegenwärtig den Anforderungen und Gefahren des modernen Lebens zu entsprechen?

23. Septr.: Religion und Menschenliebe. Völkerfriede. Pflichten europäischer und amerikanischer Nationen China gegenüber. Internationale Gerechtigkeitspflege und Freundschaft. Schiedsgericht an Stelle der Kriege.

24. Septr.: Gegenwärtige Entwicklung des Christentums. Was die Religion für Amerika gewirkt hat.

25. Septr.: Geeinigtes Christentum. Gemeinsame Gesichtspunkte mit andern Religionen.

26. Septr.: Religiöse Vereinigung des ganzen Menschengeschlechtes. Was die Kulturwelt in religiöser Hinsicht Asien, Europa, und Amerika verdankt. Was sind die Berührungspunkte und was die Gegensätze zwischen den verschiedenen Religionen, wie sie sich aus den vorangegangenen Besprechungen ergeben haben?

27. Septr.: Die Grundgedanken vollkommener Religion (Religiosität), wie sie sich aus der geschichtlichen Betrachtung aller Glaubensüberlieferungen ergeben. Welches ist der Mittelpunkt der zukünftigen Religionsgemeinschaft der gesamten Menschheit?

Ist nicht dies ganze Programm theosophisch! In der That, wenn unsere „Theosophische Vereinigung" einmal einen Kongreß veranstalten wollte, würde sie ihre sämtlichen Zwecke und Bestrebungen in diesem Programm zum Ausdruck bringen können, und es würde dabei auch kaum etwas von demselben unerledigt bleiben.

Demgemäß hat nun auch in Chicago die „Theosophische Gesellschaft" bei den Leitern des Religions-Kongresses Anerkennung gefunden. Man hat derselben die beiden hauptsächlichsten Tage, den 15. und 16. September, für einen eigenen Kongreß innerhalb des Welt-Kongresses bewilligt, während gleichzeitig an diesem Tage alle die unzähligen christlichen, universalistischen, unitarischen und freireligiösen Gesellschaften vereint tagen; und alle diese letzteren zusammen werden jedenfalls für das selbständig denkende Publikum weniger anziehend sein, als das einheitliche Vorgehen der „Theosophischen Gesellschaft" in fest geschlossener Organisation und mit klar erkannten Zielen. Auch wird der Gesellschaft eine Gelegenheit geboten, sich außerhalb ihrer eigenen Dreise geltend zu machen wie nie zuvor. Der neue Art Palace (Kunst-Palast) am Ufer des Sees, in welchem alle Kongreß-Sitzungen stattfinden, enthält mehrere größere Säle, die bis zu je 4000 Menschen fassen.

Vorsitzender des Lokal-Komitees für diesen Theosophischen Kongreß ist George E. Wright, der Präsident der theosophischen Zweiggesellschaft in Chicago; als Vorsitzender des Kongresses selbst aber wird William Q. Judge, der Vice-Präsident der ganzen Gesellschaft und General-Sekretär der amerikanischen Abteilung, fungieren in Vertretung des Präsidenten Oberst H. S. Olcott, der durch anderweitige Inanspruchnahme in Indien und anderen Ländern Asiens verhindert ist, selbst in Chicago zu erscheinen. Er hat aber insbesondere Frau Annie Besant ernannt, ihn persönlich auf dem Welt-Kongresse zu vertreten und im Namen der ganzen Gesellschaft Ansprachen an die Versammlungen zu halten. Außerdem werden auch andere hervorragende Redner der Gesellschaft aus Europa und Indien mitwirken, so George Mead, Herbert Burrows, Bertram Keightley und andere.

In seiner Verfügung über diesen Kongreß vom 27. Mai betont Olcott sehr mit Recht, daß „von keinem Vertreter oder Komitee der Gesellschaft irgend etwas gesagt oder gethan werden dürfe, was dahin verstanden werden könnte, die Gesellschaft als Ganzes an irgend eine besondere Religionsform, irgend ein dogmatisches Glaubensbekenntnis, irgend eine

bestimmte Sekte oder an irgend einen religiösen oder ethischen Lehrer oder Meister zu binden; unsere erste Pflicht ist es, die völlige Unabhängigkeit der Theosophie von irgend einer äußeren Form und die neutrale Selbständigkeit der Gesellschaft zu vertreten und zu verteidigen. — Wir hoffen innigst, daß diese wahrhaft theosophische Versammlung von Menschen aller Rassen und aller Religionen dazu dienen wird, den Grundgedanken der brüderlichen Liebe und der religiösen Duldsamkeit, welcher die Grundlage und der Eckstein der Theosophischen Gesellschaft ist, zu allgemeiner Geltung zu bringen!"

Als Programm für die zwei Tage des Theosophischen Kongresses, am 15. und 16. September, sind die folgenden Gesichtspunkte aufgestellt.

I. Begriffsbestimmung der Theosophie.

1. Die Theosophische Lehre von der Einheit aller geistigen Wesen.
2. Die ewige Einheit von Geist und Stoff.
3. Die Theosophie ist ein System von Wahrheiten, die von vollendeten Menschen erkannt und (immer wieder) bewahrheitet (verificiert, bewiesen, erlebt, erfahren) werden.

II. Theosophie geschichtlich betrachtet, als die Wahrheit, welche den heiligen Schriften, Religionen und Philosophien der ganzen Welt zu Grunde liegt.

1. In den heiligen Schriften des Ostens und Egyptens.
2. In den hebräischen Schriften und im Neuen Testamente.
3. In der griechischen und gnostischen Philosophie.
4. In der Philosophie des europäischen Mittelalters.
5. In der europäischen Mystik.
6. Der Esoterismus in den Religionen.
7. Die Verbindungsglieder zwischen Religion und Wissenschaft.
8. Göttliche Offenbarung ist nicht irgend einer besonderen Religion allein eigen.
9. Die Geheimlehre und ihre Bewahrer (Hüter).

III. Philosophie und Psychologie der Theosophie.

1. Das Weltall (Makrokosmos) ist siebenteilig organisiert.
2. Der Mensch (Mikrokosmos) als Spiegel (Ebenbild) des Makrokosmos und als Denker.
3. Der innere und äußere Mensch.
4. Die verschiedenen Bewußtseinszustände.
5. Die Entwicklung (Evolution) der Seele.
6. Karma, das Gesetz der geistigen Kausalität, der Gerechtigkeit und der Gestaltung (Ausgleichung) aller Wirkungen.
7. Die Wiederverkörperung der Seele ein Naturgesetz.
8. Die Lehre der Geistesgemeinschaft (Universal-Brotherhood) aller Menschen — eine Thatsache der Natur.
9. Die theosophische Ansicht vom Tode (und dem Zustande nach demselben).
10. Der Mensch ein siebenteiliges Wesen, daher ganz dem Weltall, (Kosmos, Makrokosmos) entsprechend.

IV. Die theosophische Bewegung und ihr organisches Leben.

1. Die Zwecke (Ziele) der Theosophischen Gesellschaft.
2. Ihr Verhältnis zu den Fragen des öffentlichen Lebens und der Erziehung.
3. Die Mission (Welt-Aufgabe) der Theosophischen Gesellschaft.
4. Die festgesetzten Methoden der Verwaltung und der Arbeit, die Leitung der Zweig-Gesellschaften und deren Autonomie; die Propoganda.

5. Die Gesellschaft bildet durchaus keine Sekte, hat kein Glaubensbekenntnis und umfaßt Anhänger aller Religionen. Die Annahme von Lehren, welche in der Theosophischen Litteratur allgemein vorgetragen (vertreten) werden, ist für kein Mitglied zwingend; die Geistesgemeinschaft aller Menschen (Universal-Brotherhood) ist die einzige Thatsache, welche jedes Mitglied anerkennen muß.

V. Theosophie und die gegenwärtigen sozialen Fragen.

1. Sie besteht auf Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit als der Grundlagen des Gemein-Lebens der Gesamtheit.
2. Ihre Lehre der Entwicklung durch Wiederverkörperung in ihrer Anwendung auf die Geschlechter.
3. Ihre Behauptung, daß soziale Uebel ihre Wurzel in geistigen Fehlern (und Schwächen) haben und daß außer legislativen, sozialen und namentlich Schulwesen-Verbesserungen die gründliche Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft erfordert, daß die Wahrheiten und Gesetze des Daseins gelehrt und daß die Anerkennung der Thatsachen des Karma und der Wiederverkörperung zur Grundlage sowohl alles gemeinsamen öffentlichen, wie alles privaten Strebens nach diesem Ziele gemacht werden muß.

VI. Theosophie und Wissenschaft.

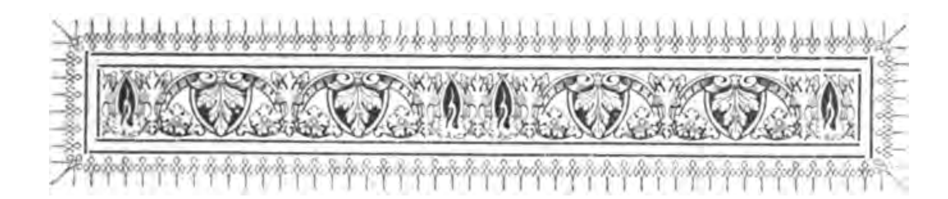
1. Die Theosophie ist der Wissenschaft feindlich nur, solange diese materialistisch ist, alle Zustände und Vorgänge außer der physischen bestreitet und die Seele, den Geist und das unsichtbare Weltall leugnet.
2. Die Theosophie erstreckt sich als universelle Philosophie über alle Daseinssphären und fordert eine wissenschaftliche Untersuchung aller derselben.
3. Die moderne Wissenschaft wird als aussichtsvoll erachtet, wenn sie ihre bis ins Kleinste gehende Genauigkeit mit einer Anerkennung der über-physischen Kräfte verbinden wird, welche die Wissenschaft der alten Zeiten so unendlich viel großartiger, umfassender und exakter (richtiger, sicherer) machte.

VII. Theosophie und Ethik.

1. Das Pflichtgefühl des Menschen ist in dessen göttlicher Natur begründet.
2. Selbstlose Liebe (Altruismus) beruht auf dem gemeinsamen Ursprunge, der gemeinsamen Entwicklung, den gemeinsamen Interessen, der gemeinsamen Bestimmung und der untrennbaren Einheit Aller (Menschen, Geistwesen).
3. Die Berechtigung (Sanktion) der rechten wahren Ethik findet sich in der Geistesgemeinschaft (aller Menschen, universal brotherhood), als Thatsache nicht als bloßes Gefühl (sentiment); die Durchführung (enforcement) der wahren Ethik findet sich in der Gewalt, welche die Erkenntnis von Karma und Wiederverkörperung über jeden Einzelnen ausübt.
4. Die Theosophie bietet kein neues System der Ethik, da diese niemals zweifelhaft oder schwankend gewesen ist, sondern immer als dieselbe von allen großen Religionsstiftern gelehrt worden ist.

Wenngleich unsere „Theosophische Vereinigung" äußerlich unabhängig neben der „Theosophischen Gesellschaft" dasteht, so sind unsere Ziele und Bestrebungen doch so vollständig gleicher Natur, wir sind so völlig eines Geistes, daß wir mit innigster brüderlicher Teilnahme beständig die segensreiche Wirksamkeit der Gesellschaft verfolgen. Mit unseren herzlichsten Wünschen für ihren besten Erfolg nehmen wir im Geiste insbesondere auch an diesem ihrem gewichtigen Vorgehen auf dem Welt-Kongresse teil. — Wir werden nicht verfehlen, über den Verlauf und die Ergebnisse dieses Kongresses unseren Lesern seiner Zeit Bericht zu erstatten.





Ueber den Einfluß psychischer Faktoren im Okkultismus.

Von

Dr. Carl du Prel.

3. Bei den Zuschauern.

Der Primat des Geistes vor der Materie; der Gedanke eine Kraft: dies wird einst das letzte Wort der Mystik sein, und die Versöhnung mit der Naturwissenschaft wird so eintreten, daß man ihr das sinnlich vermittelte Denken als Funktion des Gehirns, also die Sekundarität des irdischen Intellekts, preisgiebt.

Soweit sind wir aber noch nicht und vorläufig muß die Vereinbarung anders getroffen werden. Der Wille ist eine Kraft und die Gedanken sind die Motive dieser Kraft. Es frägt sich nun, ob der Wille bloß die Glieder des eigenen Leibes zu bewegen, oder ob er über die Peripherie desselben hinaus zu wirken vermag auf Objekte, welche empfindlich genug sind, diese Wirkungen zu empfinden; es frägt sich ferner, ob dieser, weil von Gedankenmotiven geleitete Wille durch seinen Gedankengehalt gefärbt werden kann.

Dies zeigt sich nun sehr auffallend bei der Gedankenübertragung, und da dieselbe — von einigen geistigen Nachzüglern abgesehen — nachgerade als Thatsache anerkannt ist, so müssen wir schon darum zugestehen, daß wenn okkulte Phänomene durch Vermittelung sensitiver Personen zu Stande kommen, der Einfluß der Umgebung, der Zuschauer, nicht zu bestreiten ist.

Bei Somnambulen ist zunächst zwar nur der Einfluß des Agenten zu beobachten, weil sie häufig mit diesem allein in Rapport stehen und von der übrigen Außenwelt isoliert sind. Aber diese Isolation betrifft nur die Sinne, und soweit ein übersinnlicher Rapport möglich ist, muß auch ein Einfluß der Umgebung auf sensitive Personen zugegeben werden.

Wenn eine Somnambule mit Nadeln gestochen wird, bleibt sie unempfindlich; werden aber die Stiche ihrem Magnetiseur beigebracht, so wird sie sie an den korrespondierenden Stellen ihres Leibes empfinden.

Dieser Rapport erstreckt sich aber nicht bloß auf körperliche Empfindungen, sondern auf den ganzen psychischen Zustand des Magnetiseurs. Die Somnambulen sind äußerst empfindlich gegen jeden Zweifel, jedes Mißtrauen des Magnetiseurs; sie sind von einer mimosenhaften Sensibilität, und der Agent, der ihnen irgendwie unsympathisch ist, wird keinen Erfolg haben. Reichenbach sagt bezüglich des Mißtrauens gegen Sensitive: „Das ist eine Seite, von der sie am aller reizbarsten sind, und wer mit einer hochsensitiven Person insbesondere umgeht, mag sich wohl hüten, Mißtrauen in die Wahrhaftigkeit ihrer Worte zu verraten. Er würde von dem Augenblick an, da sie es gewahr würde, nicht nur ihre Gunst verlieren, sie würde sich in Antipathie und Gehässigkeit umkehren".[1]) Anderswo sagt er: „Die Somnambulen sind gegen nichts empfindlicher, als gegen Mißtrauen in ihre Aufrichtigkeit und gegen Zweifel an der Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen. Wenn Jemand blicken läßt, daß er Verdacht hege, von ihnen hintergangen oder betrogen zu werden, so ist es gewöhnlich gleich aus mit jeder weiteren Untersuchung".[2]) Zu Werner sagte eine Somnambule: „Daß du zweifelst, ist meinem Albert nicht angenehm". Als ihren „Führer" Albert bezeichnete sie in dramatischer Spaltung ihr Unbewußtes. Als dann Werner entgegnete, er habe von Zweifeln nichts gesagt, erwiderte sie: „Aber gedacht hast du es", und das war auch richtig.[3])

Doch das bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Rapporterscheinungen zwischen Magnetiseur und Somnambulen sind bekannt, und wenn es selbst richtig wäre, was Moll[4]) irrtümlich behauptet, daß aller Rapport bloß auf stillschweigender Suggestion beruhe, so wäre das auch nur wieder ein Beweis für den Einfluß psychischer Faktoren auf Somnambule.

Weit mehr bestritten ist der Einfluß der Zuschauer auf Somnambule, weil in der Regel der sinnliche Rapport mit ersteren aufgehoben ist. Aber die Empfänglichkeit für übersinnliche Einflüsse ist eben das charakteristische Zeichen des Somnambulismus; im Wachen dagegen bleiben solche Einflüsse unter der Empfindungsschwelle und kommen höchstens abgeschwächt als Idiosynkrasien, Sympathien und Antipathien, oder Ahnungen zur Geltung. Wo auch das nicht der Fall ist, kann es vorkommen, daß Sympathien des wachen Lebens im Somnambulismus zu Antipathien werden, und der Grund davon ist häufig nicht organisch, sondern psychisch. Eine Somnambule Reichel's erklärte, ihr Vater habe ihr durch sein unbesonnenes Reden über die magnetische Behandlung neue Leiden zugezogen; wenn ihre Genesung eintreten sollte, müßte jede Kommunikation mit ihm und allen denen aufhören, die keinen Glauben an den Magnetismus haben.[5])

---

[1]) Reichenbach: Odische Erwiderung. 99.
[2]) Reichenbach: Der sensitive Mensch. II, 696.
[3]) Werner: Die Schutzgeister. 79.
[4]) Moll: Der Rapport in der Hypnose.
[5]) Reichel: Ueber das Entwicklungsgesetz des magnetischen Lebens. 102.

Sehr erklärlich ist dieser Einfluß, wenn der Magnetiseur selbst davon unangenehm berührt wird und ihn überträgt. Du Potet sagt: Wenn Zweifler oder Mißgünstige in seiner Nähe waren und er hörte auf, ruhig zu sein, oder geriet sogar in Aufregung, so wirkte er auf die Patienten nicht mehr wohlthuend ein; dagegen waren sein Einfluß und die magnetischen Phänomene normal, wenn die Zuschauer günstig gesinnt oder wenigstens indifferent waren.[1])

Das Phänomen der Gedankenübertragung läßt uns einsehen, daß die Zuschauer ihre Zweifel gar nicht in Worten auszudrücken brauchen, um lähmend zu wirken. Die bloße Anwesenheit Uebelwollender genügt schon. Man kann sich durch einen freilich nicht ratsamen Versuch davon überzeugen, indem man solche Zuschauer auf die Somnambulen magnetisch einwirken läßt. Bei körperlicher Berührung werden sich die Antipathien sehr gesteigert zeigen. Die Somnambule Magdalene Werner fiel einst in fürchterliche Krämpfe, als ein sie verspottender Arzt sie besuchte und magnetisieren wollte.[2]) Durch die ganze bezügliche Litteratur zieht sich diese Erfahrung vom ungünstigen Einfluß spöttischer und ungläubiger Zuschauer, und die Somnambulen, selbst wenn sie nicht körperlich davon affiziert werden, fühlen doch instinktive Antipathien, weigern sich, Antworten zu geben, oder sie verlieren ihre Fähigkeiten. Solche Zuschauer werden dann um so ungläubiger, und statt einzusehen, daß sie lähmend gewirkt haben, werden sie mit dem Selbstgefühl von dannen gehen, daß in ihrer aufgeklärten Nähe sich nie etwas ereignet.

Indifferenz ist also das Mindeste, was vom Zuschauer verlangt werden muß, und so es scheint schon bei den alten Orakeln gewesen zu sein. „Der Mann, der ein Orakel befragen will, muß sich in Bezug auf den Ausgang Gleichgültigkeit auferlegen".[3])

Gläubige und günstig gesinnte Zuschauer dagegen werden die Phänomene fördern, nicht etwa weil der Glaube blind macht — wie die Gegner meinen, — sondern weil der psychische Faktor eine Rolle spielt und der Glaube nicht bloßer Gedanke bleibt, sondern den Willen und die Gesinnung stärkt, wofür die Somnambulen sehr empfindlich sind. Deleuze sagt daher, daß nicht bloß der Magnetiseur den Willen und das Vertrauen haben muß, Gutes zu wirken, sondern daß auch die Zuschauer sich mit ihm vereinigen sollen.[4]) Ebenso ist aber der Zweifel nicht bloßer Gedanke, sondern er wird zum Uebelwollen und lähmenden Willen.

Unter diesen Umständen sollte man sich bei Experimenten mit Somnambulen immer alle Zuschauer vom Leibe halten, die nicht wenigstens so viel gelernt haben, daß die Gedankenübertragung eine Thatsache ist, und die darum auch die Willens- und Gefühlsübertragung anerkennen werden.

---

[1]) Du Potet: le magnétisme opposé à la science. 218.
[2]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. I, 212.
[3]) Epiktet: Encheiridion.
[4]) Deleuze: instruction pratique. 361.

Nur solche Zuschauer werden einsehen, daß der Erfolg auch von ihnen mitbedingt ist.

Als Mesmer in Paris wirkte, war er der Gegenstand nicht bloß des Spottes, sondern des Hasses und der Verfolgung von Seite der Aerzte. Auf hohen Befehl wurden zwei Untersuchungskommissionen aufgestellt, die es aber nicht einmal der Mühe wert hielten, bei Mesmer selbst den Magnetismus zu studieren, den sie natürlich verwarfen. In Einer Hinsicht hatten sie recht: ihre Erlebnisse waren begreiflicher Weise von untergeordneter Art und weit von dem entfernt, was man vom Magnetismus rühmte. Daß aber Untersuchungskommissionen von noch so großer Gelehrsamkeit, wenn sie solche moralische Disposition und Voreingenommenheit mitbringen, auf einem Gebiete, wo der psychische Faktor eine Rolle spielt, nie sonderliche Resultate erreichen können, das liegt wohl auf der Hand.

Als 1825 von Seite der Pariser Akademie abermals eine neue Untersuchungskommission niedergesetzt wurde, den Magnetismus und den Somnambulismus zu untersuchen, da hatten Haß und Verachtung schon einigermaßen nachgelassen. In der Kommission saßen Anhänger und Gegner und Indifferente. Der Erfolg war bekanntlich, daß diese Kommission nach 5 Jahren einstimmig alles anerkannte, was man zu Mesmers Zeiten verworfen hatte, sogar alle merkwürdigen Fähigkeiten der Somnambulen. Und doch waren die Erfolge selbst dieser Kommission keineswegs glänzend. Man findet in ihrem Berichte zwar genügend Thatsachen, die den günstigen Ausspruch rechtfertigen; aber der nächstbeste Magnetiseur, wenn er von einem günstigen Zuschauerkreis umgeben ist, wird bedeutendere Resultate erzielen.

Wie die Verhältnisse heute in Deutschland liegen, so würde eine deutsche Untersuchungskommission nichts erreichen. Man würde in eine solche Gelehrte von anerkanntem Ruf wählen, etwa einen Virchow, Helmholtz, Dubois-Reymond und ähnliche Herren, die in ihren Spezialfächern unbestreitbar etwas geleistet haben, aber von Somnambulismus oder gar Okkultismus nichts verstehen. Man denke sich nun eine sensitive Somnambule, für Gedankenübertragung und jeden psychischen Einfluß empfänglich, vor solchen Richtern, die vorweg mit der Ueberzeugung kommen, es mit einer Schwindlerin zu thun zu haben; die es ihr in ihrem Benehmen nicht undeutlich zu verstehen geben werden; die nichts erleben *wollen*, ja im höchsten Grade interessiert sind, nichts zu erleben, weil ein einziger Fall von Fernsehen oder von Fernwirken den Beweis liefern würde, daß ihnen die wichtigsten Erscheinungen des Seelenlebens unbekannt waren und daß ihr bisheriger Spott nur auf Unwissenheit beruhte. Es wäre absurd anzunehmen, daß eine solche Untersuchungskommission verblüffenden Thatsachen begegnen könnte. Sie wird nichts erleben, aber die Ursache davon am falschen Ort suchen, bei der Somnambulen, statt bei sich selbst. Sie wird dann mit dem wissenschaftlichen Selbstgefühl davon gehen, daß vor dem Licht ihrer Aufklärung die vom Aberglauben behaupteten Phänomene verschwinden, wie Nachteulen vor den Sonnenstrahlen. Sie wird dekretieren,

daß es eine transscendentale Psychologie nicht giebt, und wenn sie selbst unbedeutende Phänomene erleben sollte, so wird sie diese um so gewisser auf Hysterie schieben, weil sie die Somnambule sehr wahrscheinlich bis zu Krämpfen bringen wird.

Aber schon der Magnetiseur kann vom Zuschauerkreis ungünstig beeinflußt werden. Wenn er höhnischen Gesichtern begegnet, wird er kaum mit derjenigen Ruhe und Zuversicht operieren, die der Akt erfordert. In Gegenwart voreingenommener Richter wird er unruhig werden, und diese Unruhe wird sich auf die Somnambule übertragen. Er mag seinen Willen noch so sehr anstrengen, so wird er doch nicht aufkommen gegenüber einem Dutzend Kommissäre, die das Entgegengesetzte wollen. Es ist also ein unpsychologisches Verfahren, okkulte Phänomene durch eine einseitig aus Gegnern zusammengesetzte Kommission prüfen zu lassen; zum mindesten ist eine gemischte Kommission erforderlich. Im Großen und im Kleinen, immer wiederholt sich die gleiche Erfahrung, daß der psychische Einfluß besteht, und zwar, daß es auf den moralischen Faktor, die Gesinnung, mehr ankommt, als auf den intellektuellen.

Als Du Potet im Hôtel Dieu in Gegenwart eines ärztlichen Publikums seine Experimente anstellte, brachten sicherlich die wenigsten dieser Zeugen den Glauben mit; aber daß sie es überhaupt zum Experiment kommen ließen, beweist, daß ihnen wenigstens der gute Wille nicht fehlte. Sie wirkten also psychisch nicht entgegen. Der Erfolg war, daß sämtliche Aerzte die Thatsache der magnetischen Fernwirkung ohne Wissen der Patienten — also ohne Suggestion — bestätigten. Das hindert aber unsere heutigen Aerzte nicht, als ob garnichts geschehen wäre, den Magnetismus noch immer in Suggestion aufzulösen. Sie thun es nur um so mehr, als die in i h r e r Gegenwart angestellten Experimente meistens fehlschlagen, weil sie den Magnetiseur und die Somnambule paralysieren — was auch eine magnetische Wirkung ist.

Am deutlichsten zeigt sich der psychologische Widerspruch, in dem solche Experimentatoren stecken, dann, wenn es sich darum handelt, das Phänomene der Gedankenübertragung zu konstatieren. Hier ist der Mißerfolg gar nicht zu vermeiden; denn entweder ist die Gedankenübertragung eine Thatsache, dann können skeptische Richter natürlich den Erfolg vereiteln, oder es giebt keine Gedankenübertragung, dann ist der Mißerfolg ohnehin selbstverständlich. Bei den Experimenten der psychologischen Gesellschaft in London hat sich gezeigt, daß die Experimentatoren glücklicher waren, wenn sie mit der Versuchsperson allein im Zimmer waren, daß aber fremde Gedanken irgend einer in der Nähe befindlichen Person die klare übersinnliche Gedankenübertragung erschwerten oder unmöglich machten. Dieselben Versuche, die zuerst glückten, mißglückten in Gegenwart übelwollender vorurteilvoller Zeugen. (Sphinx I, 109.)

Auf der einen Seite ist es also ganz sicher, daß derartige Untersuchungskommissionen nie etwas Sonderliches erzielen werden. Andererseits ist es eben so sicher, daß eine allgemeine Anerkennung des Somnambulismus erst eintreten

wird, wenn die Koryphäen der Wissenschaft ihn begutachtet haben. Es ist also ein circulus vitiosus gegeben: Das Publikum will nichts glauben, so lange nicht die skeptischen Gelehrten mit gutem Beispiele vorangehen; diese aber werden nichts glauben, weil sie, selbst wenn sie untersuchen, vermöge ihrer skeptischen Gesinnung nichts erleben werden.

Heute nun ist zum Magnetismus und Somnambulismus auch noch der Spiritismus gekommen, und dringender, als je, ist das Bedürfnis, daß endlich einmal Klarheit geschaffen werde. Denn wenn Somnambulismus und Spiritismus Thatsachen sind, so sind sie unbestritten die wichtigsten Entdeckungen, die je gemacht wurden. Sind sie dagegen Irrtümer, so ist es eine öffentliche Kalamität, daß Millionen Menschen daran glauben und immer tiefer in Aberglauben versinken. Die Indifferenz der Behörden ist also geradezu unbegreiflich, im einen wie im andern Fall.

Die Sache muß also untersucht werden, und es ist unerhört, daß man sie einfach gehen läßt. Liegen Thatsachen vor, so hat das Publikum, welches für Unterrichtszwecke Steuern zahlt, ein Recht, Belehrung zu verlangen; liegen aber nur Irrtümer vor, so hat das Publikum Recht zu verlangen, daß der Seuche Einhalt geschehe, und daß Leuten, wie etwa mir, das Handwerk gelegt werde.

Da ich nun aber selbst eben nachgewiesen habe, daß für diese absolut notwendige Untersuchung ein circulus vitiosus vorliegt, so bin ich — will ich nicht in einem logischen Widerspruch stecken bleiben — auch verpflichtet, anzugeben, wie wir uns aus diesem Zirkel retten können:

Untersuchungskommissionen von Gegnern werden nichts erleben; Untersuchungskommissionen von Anhängern werden als Blindgläubige betrachtet werden, deren Meinung keinen Wert hat; gemischte Kommissionen aber werden die Sache kaum zur eklatanten Entscheidung bringen. Unter diesen Umständen bleibt nur übrig, daß Anhänger und Gegner abwechselnd zusammentreten, ein vollständig identisches Programm durchführen, die gleiche Versuchsperson benutzen und zwar unter den gleichen äußeren Bedingungen mit Einschluß von Temperatur und Wetter. Ueber ein solches Programm mit identischen Experimenten sich zu vereinbaren wäre nicht schwierig. Bei dieser doppelten Kontrolle aber würde sich im Großen zeigen, was im Kleinen schon unzählige Sitzungen gelehrt haben, daß die Experimente der Gegner mißlingen, die der Anhänger gelingen. Ich sehe aber nicht ein, wie man gegen die letzteren alsdann noch Einwürfe sollte erheben können.

Angenommen aber, es würde aus mir unerfindlichen Gründen, selbst ein so unparteiischer Vorschlag nicht angenommen werden, so wäre noch ein anderer zu erwägen, der den Vorteil hätte, einen der krassesten Bestandteile des sogenannten Aberglaubens zur Entscheidung zu bringen, aber allerdings auch nur auf diesen Anwendung finden könnte. Ich meine die Untersuchung von Spukhäusern durch eine gemischte Kommission. Die Physik des Spiritismus scheint dem Einfluß psychischer Faktoren entzogen zu sein, und ich glaube, daß sogar eine Kommission von bloßen Gegnern über

mangelhafte Erlebnisse nicht zu klagen hätte, und daß die Phänomene eintreten würden ohne alle Rücksicht auf die Gelehrsamkeit der Kommissäre, aber sehr wahrscheinlich auch ohne jeden Respekt vor denselben. Eine solche Untersuchung hätte auch noch den Vorteil, sehr unangenehmen Anklagen ein Ende zu machen, denen heute die Behörden ausgesetzt sind. Es giebt z. B. sehr viele Spiritisten in Deutschland, welche der festen Ueberzeugung sind, beim Spuk von Resau sei der Knabe Wolter unschuldig verurteilt worden. Mag das nun sein, wie es will, so liegt jedenfalls die Gefahr ungerechter Urteile so lange vor, als das Problem der Spukhäuser noch ungelöst ist.

Was nun aber die weiteren Bestandteile des Spiritismus betrifft, so zeigt sich bei ihnen der Einfluß des psychischen Faktors ganz beträchtlich. Hier kommen zu der Sensitivität der Medien noch andere Gründe hinzu, die einen günstigen Zuschauerkreis erfordern. Die logische hypothetische Voraussetzung — die eben zur Entscheidung gebracht werden soll — ist nämlich bei solchen Phänomenen die, daß unsichtbare intelligente Wesen gegenwärtig sind. Wären nun, wie behauptet wird, diese Wesen verstorbene Menschen, so würde bei ihnen die Gedankenübertragung ein normales Phänomen sein, nicht abnorm, wie bei Somnambulen. Der psychische Faktor müßte also hier eine noch größere Rolle spielen, als im Somnambulismus. Professor Hare, zur Zeit da er noch skeptisch war und die spiritistischen Klopflaute durch Muskelbewegungen erklärte, machte die Erfahrung, daß sein Unglaube diese Phänomene lähmte. Sobald er in eine Sitzung kam, pflegten die Klopflaute, auch wenn sie bis dahin sehr stark waren, aufzuhören. Als er sich aber seiner Vorurteile entledigt hatte, wurden die Phänomene durch seine Gegenwart nicht mehr unterbrochen.[1]) Er sagt: „Solche Leute finden es schwer, Manifestationen zu erhalten, welche sie mit Übelwollen gegen den Spiritismus und mit der Neigung, ihn lächerlich und verkehrt darzustellen, aufsuchen".[2])

Das wußten schon die ersten Christen. „Warum — fragt Tertullian — paralysiert die Gegenwart eines einzigen von uns Christen sofort die Orakel? Warum sind sie zum großen Erstaunen ihrer Priester unfähig, ein Wort zu sprechen, wenn nicht darum, weil wir es hindern?" Die Heiden gaben das Phänomen zu, erklärten es aber nicht aus der Macht der Christen, sondern aus dem Abscheu ihrer Götter vor den Christen.[3])

Der Bischof Maigrot, der über den Aberglauben der Chinesen schrieb, citiert den Ausspruch des chinesischen Gelehrten Kang-Chay: „Wenn du willst, daß die Geister gegenwärtig seien, werden sie es sein".[4]) Es scheint sogar, daß, vom psychischen Zustand des Zuschauers ganz abgesehen, auch sein physischer in Betracht kommt. Professor Hare sagt: Außer dieser Schwierigkeit giebt es ohne Zweifel einen konstitutionellen d. h. angebor-

[1]) Bericht der dialektischen Gesellschaft. II, 7. —
[2]) Hare: Untersuchungen über Geistermanifestationen. 106. —
[3]) Arnobius adversus gentes. l. I. Laktantius: Divin. Instit. IV. c. 27.
[4]) Mirville: des esprits IV. 319. —

nen Zustand, welcher gerade das Gegenteil von dem ist, der ein Medium erzeugt. Die Atmosphäre so beschaffener Personen neutralisiert diejenige, mit der Medien begabt sind".[1]) Es giebt also auch Antimedien.

Die Gegner werfen den Spiritisten vor, einen fehlerhaften Zirkel zu begehen, indem sie die Anerkennung des Spiritismus auf Grund seiner Thatsachen verlangen, den Glauben aber als die Bedingung der Phänomene hinstellen. Das wäre aber nur dann der Fall, wenn der Glaube als rein intellektueller Akt gemeint wäre. Nicht blinder Glaube wird verlangt, sondern nur guter Glaube, also eine moralische Disposition, das innerliche Zugeständnis, daß es vielleicht doch Dinge geben könnte, die selbst unsere Gelehrten nicht wissen, und der gute Wille, das Resultat hinzunehmen, mag es ausfallen wie es will. Das darf bis zur psychischen Indifferenz gehen, aber nicht darüber hinaus; denn sobald diese Linie überschritten wird, tritt die Lähmung der Phänomene durch den psychischen Faktor ein.

Bekanntlich giebt es noch keine Wissenschaft des Spiritismus, d. h. wir kennen nicht die Bedingungen der Phänomene; daher ist es unlogisch, seinen Phänomenen Bedingungen des Eintritts vorzuschreiben. Andrerseits hat aber die Wissenschaft das Recht, sich gegen Betrug zu sichern, und das kann sie nur, wenn sie auf bestimmten Bedingungen besteht. Sie kann nicht verlangen, daß das Phänomen unter diesen Bedingungen eintritt, aber sie hat das Recht zu sagen: Nur unter diesen Bedingungen ist das Experiment entscheidend und der Betrug ausgeschlossen.

Was nun die Maßregeln betrifft, die zur wissenschaftlichen Konstatierung der Thatsachen unter Ausschaltung des Betruges angewendet werden, so mögen sie so weit getrieben werden, als man will. Aber darüber muß man sich klar sein, daß die Bedingungen für den Unglauben nicht die Bedingungen für das Experiment sind, daß daher eine ganze Reihe von Mißerfolgen noch gar nichts entscheidet. Die von der Wissenschaft für notwendig erachteten Bedingungen werden das Phänomen oft erschweren oder unmöglich machen, weil wir ja im Dunkeln tappen, die richtigen Bedingungen noch gar nicht kennen und weil die aus Konzession gegen den Skepticismus angewendeten Maßregeln nicht identisch sind mit jenen, die das Phänomen fördern. Aber wieder weil wir im Dunkeln tappen, kann es geschehen, daß unsere in skeptischer Absicht getroffenen Bedingungen dem Phänomen nicht zuwiderlaufen, ja es fördern. Aber alles Übrige hängt vom psychischen Faktor ab.

Crookes ging an seine Experimente nicht mit blindem Glauben, sondern mit psychischer Indifferenz. Er wollte um jeden Preis hinter die Wahrheit kommen. Seine Versuche sind mit der größten wissenschaftlichen Exaktheit angestellt worden, er hat Alles gethan, sie zu entscheidenden zu machen, und in erster Linie alle Betrugsmöglichkeiten ausgeschaltet, und dennoch hat gerade er, allerdings bei großer Ausdauer, die reichsten Phänomene erlebt. Ein Anderer, selbst wenn er den Phänomenen ganz freien Lauf läßt, kann scheitern, wenn er sie psychisch hemmt.

---

[1]) Hare, 106. —

Man verlangt also nicht blinde Vertrauensseligkeit, sondern nur den guten Willen, eventuell zu kapitulieren; dieser aber ist vereinbar mit sehr großer wissenschaftlicher Skepsis. Wenn die Zuschauer dem Medium mißtrauisch entgegenkommen, es als Betrüger betrachten oder gar behandeln, dann ist der Mißerfolg ziemlich sicher. Der argwöhnische Beobachter steht sich also selber im Licht; der Gläubige dagegen bringt eine günstige Bedingung des Erfolges schon mit in die Sitzung. Geht er bis zur Vertrauensseligkeit, so kann er ja leicht getäuscht werden, hat aber auch Aussicht, Phänomene zu sehen, die selbst den Argwöhnischsten bekehren würden.

Spiritisten in der ersten Zeit nach ihrer Bekehrung sind meistens fanatisch und von großem Bekehrungseifer, sehen es sogar vorzugsweise auf hartgesottene Ungläubige ab, denen sie Thatsachen bieten wollen. Aber bei dem wahrscheinlichen Mißerfolg schaden solche Spiritisten nur der Sache; den Gegner bekehren sie nicht, werden sogar selbst wieder in Zweifel gestürzt und schädigen auch das Medium.

Der Glaube ist also unbestreitbar eine günstige Vorbedingung, ja ein mitwirkender Faktor an dem objektiven Phänomen; die Gegner aber wissen immer nur von jenem Glauben zu reden, welcher die Zuschauer disponiert macht, subjektiv getäuscht zu werden. Bibelforscher wie Strauß und Renan, und Kulturhistoriker, wie Lecky, wissen eben nichts vom Okkultismus, sondern kennen nur die Geschichte der Aufklärung, nur die Schattenseiten des Glaubens, nicht aber die Kehrseite der Medaille. Wunder, Gespenster, Zauberer und Hexen kommen — so meinen diese Herren — nur vor, wenn eine gläubige Menge vorhanden ist, hören aber auf, sobald die Menschheit aufhört, daran zu glauben. Zum Teil ist das allerdings richtig; denn was von der einzelnen spiritistischen Sitzung gilt, gilt auch von historischen Perioden. Die Quelle fließt nicht mehr so reich, wenn der Glaube verloren gegangen ist. Der Unglaube lähmt die Phänomene, der Glaube aber erweckt sie objektiv, nicht etwa nur den subjektiven Schein derselben.

Im Okkultismus gilt also der Satz: Der Glaube, daß etwas geschieht, ist die Ursache des Geschehens. Im Hypnotismus ist dieser Satz bereits anerkannt. Organische Veränderungen treten ein vermöge der Vorstellung derselben. Die Vorstellung liegt dominierend, ja isoliert, im Bewußtsein des Patienten, von keiner Neben- oder Gegenvorstellung beeinträchtigt, und darum vermag sie so Bedeutendes zu wirken.

In das Vorurteil, daß bei irdischen Phänomenen der psychische Faktor keine Bedeutung habe, ist also jetzt eine Bresche geschossen; auch in dieser Hinsicht bildet der Hypnotismus das mystische Eingangsthor. Darum eben, weil er zeigt, daß der Gedanke zur Kraft werden kann, geht seine Bedeutung viel weiter als die Klystierspritzologie es ahnt. Aber eine spätere Wissenschaft wird dem Satze, daß der Glaube das Phänomen hervorruft, eine noch größere Ausdehnung geben; sie wird ihn ausdehnen auf den Agenten und die Zuschauer und zwar bei magischen Operationen jeder Art.

Goethe hat gesagt: Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben! Das ist aber nicht bloß im Sinne der Aufklärung richtig, sondern gilt in Bezug

auf das objektive Phänomen und zwar sowohl für den Agenten, Patienten wie Zuschauer. Wenn nun aber der Gedanke zur Kraft werden kann, und wir dehnen das auf alle Kräfte der Natur aus, dann sind wir angelangt bei dem paradoxen Eingangswort dieser Betrachtung: Der Primat des Geistes vor der Materie.



Die Insel des Glückes.

Vom

Wanderer.

Auf einer Insel hinter blauen Wogen
liegt eines Thales tiefe Träumerei.
Da kommen leise Lüfte nur gezogen
und gehen hin wie Mädchenwunsch im Mai.

Da scheint die Erde keinen Schmerz zu ahnen,
und keine Gräber scheinen dort zu stehn,
wo ungetrübt des Himmels blaue Fahnen
in ewigem Lichte durch die Lande wehn.

Dort sind die Menschen eines Reiches Erben,
das ihnen still und ohne Schmerz verliehn.
Gieb mir die Hand! und laß uns, eh wir sterben,
nach jener gottgeweihten Insel ziehn.

Dann sollen ährenreiche Ackerkrumen
in voller Ernte um uns her gedeihn
und überm Teich die weißen Lotosblumen
wie Sterne von den Himmelsfahnen sein.





Spiritismus und Theosophie.

Aus einem Vortrage von Emily Kislingbury vor der Blavatsky-Loge der Theosophischen Gesellschaft.

Uebersetzt von

Ludwig Deinhard.

✻

Nichts verwässern, noch etwas in Bosheit erwähnen!

Durch das hier gewählte Motto werden Sie wohl den Eindruck gewinnen, daß ich bestrebt sein werde, diesen Gegenstand nach allen Seiten hin gerecht zu behandeln. Ich hebe dies besonders hervor, weil ich weiß, erstens wie schwierig gerade die Behandlung dieses Thema's ist, und zweitens, weil ich zu demselben selbst in besonderen Beziehungen stehe. Diese Beziehungen besitzen einen großen Vorteil und einen ebenso großen Nachteil. Der Vorteil besteht, wie alle meine spiritistischen Freunde sehr wohl wissen, darin, daß ich etwa 5 Jahre offiziell mit der National Association of Spiritualists, wie die Haupt-Gesellschaft damals genannt wurde, in Verbindung stand, und daß ich während vier oder fünf Jahren vordem mit einigen Leitern der Bewegung beständig verkehrte. So hatte ich reichlich Gelegenheit sowohl zur Erforschung der Phänomene selbst in ihrem — wie ich es nennen möchte, — höchstem Stadium als auch zur Beobachtung ihres Einflusses auf solche, die sich damit abgeben, und der Wirkung ihrer Lehren auf solche Köpfe, welche die hinter den Phänomenen wirksame Kraft festzustellen und auf Grund eines aus allen Teilen der Welt zusammengetragenen Beweis-Materials dieselben zu erklären suchten. Dies nenne ich die Vorteile. Als ein Nachteil für mich mag es von Manchen aufgefaßt werden, daß ich, da ich nicht mehr mit all' den von meinen spiritistischen Freunden festgehaltenen Erklärungen sympathisiere, ein wenig für geneigt gelte (obwohl ich mich immer sehr gegen diese Annahme verwahrt habe), die Schlüsse zu unterschätzen, welche ihnen so zwingend und so voll-ausreichend zur Beseitigung aller Schwierigkeiten erscheinen und einstens auch mir erschienen.

Ich bitte zu entschuldigen, daß ich so viel von mir selbst rede; allein gegenüber denjenigen, die mich nicht kennen, halte ich es für besser,



meine eigene Stellung zu diesem Gegenstand zu rechtfertigen und ihnen über das Ihnen wohl kühn erscheinende Unterfangen, diese Fragen hier zur Erörterung zu bringen, Rechenschaft zu geben. Ich möchte dabei eben betonen, daß ich nicht auf Grund von Hören-Sagen spreche, sondern vielmehr gestützt auf Kenntnisse, erworben durch persönliche Erfahrung und persönliche Berührung mit den betreffenden Thatsachen und Individuen. Ich möchte auch, wenn möglich, auf einige Dinge hinweisen, welche eine nach meinem Dafürhalten unnötige Scheidung zwischen zwei Klassen von Forschern herbeiführen, die mehr Hand in Hand gehen sollten, als sie es gegenwärtig thun; denn ich glaube, daß an deren Trennung zum größten Teil ein gegenseitiges Miß-Verständnis über die Ansichten der Anderen die Schuld trägt. Spiritisten und Theosophen haben so viel Gemeinsames; ich sehe nicht ein, warum zwischen ihnen Feindschaft bestehen sollte.

Wenn ich nun das darthue, was ich an der ganzen Sache für wahr halte, so werde ich zweifellos und unvermeidlich Manches sagen, was auf beiden Seiten Anstoß erregt; um aber eine Wunde zu heilen, muß man die Sonde so tief wie nur möglich einführen, um die ein gesundes Ausheilen störenden Stoffe zu entfernen. Ich hoffe, daß ich dabei keine unnötigen Schmerzen verursachen werde und daß am Schlusse meines Vortrages spiritistische Freunde — wenn welche anwesend sein sollten — ihre Meinung frei aussprechen und meine Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand kritisieren werden.

Wenn ich nun zunächst die Phänomene des Spiritismus ins Auge fasse, so hängt ihre vermutliche Wirkung auf den Geist hauptsächlich von dem Grad der Erfahrung, welche der Forscher besitzt, ab. Ich setze hier einen durchaus ehrlichen Forscher voraus, ferner, daß ich es nur mit ehrlichen und ehrenwerten Personen zu thun habe, und daß die Thatsachen reeller, und nicht betrügerischer Natur sind. Betrug und ähnliche Erscheinungen im Mediumismus liegen uns heute fern; dieselben bilden ein dunkles Blatt, das wir hier nicht zu betrachten brauchen. Alles, was wir verlangen müssen, ist, daß bei dieser Art von Untersuchung mit derselben Sorgfalt und Vorsicht zu Werk gegangen wird wie bei irgend einem ernsten Experimental-Studium und bei der Erforschung anderer naturwissenschaftlicher Phänomene — vielleicht mit noch mehr. Nehmen wir einen Mann von geschultem Denken — Mr. William Crookes zum Beispiel. Nach einer genügenden Anzahl von Versuchen unter den genauesten von ihm selbst erfundenen Prüfungs-Bedingungen elektrischer Natur, wobei die Sitzungen in seinem eigenen Hause stattfanden, war derselbe zu der Annahme gezwungen — welche er auch in Gegenwart der wissenschaftlichen Körperschaft, zu deren Hauptzierde er selbst zählt, mannhaft aufrecht erhielt, — daß man hier die Wirkung einer von der großen Welt der Wissenschaft (modernen Wissenschaft natürlich) bisher noch nicht in's Auge gefaßten Kraft vor sich habe, welcher er den Namen „psychische Kraft“ gab, die von einer

Intelligenz geleitet werde, über deren Natur er sich weiter nicht aussprach. An dieser Ansicht, hält er, glaube ich, noch heute fest; öffentlich wenigstens hat er niemals dieselbe widerrufen.

Ich übergehe flüchtige Experimente, wie diejenigen, welche Professor Dr. Lankester und Donkin ausstellten, die zu dem berühmten Verhör Slade's führten, das in Folge der gelieferten Beweise mit einem vollständigen Siege des Spiritismus endigte. Unter den Nachfolgern Crookes' ist Serjeant Cox zu nennen, der Begründer der psychologischen Gesellschaft, die mit dessen Tode sich auflöste, um in der Society for Psychical Research, die hier nur erwähnt zu werden braucht, sich wieder zu versammeln. Da gab es aber noch andere ebenfalls hochgebildete Männer von europäischem Namen, welche bei jener Hypothese nicht stehen bleiben konnten, sondern sich vielmehr gezwungen sahen, diese Phänomene mit vom Medium unabhängigen Intelligenzen in Verbindung zu bringen, wobei sie diese Schlüsse auf ebenso langdauernde Experimente und Forschungen stützten und den Gegenstand mit demselben Ernste verfolgten. Unter diesen befanden sich Alfred Russel Wallace, Cromwell Varley, der Elektriker, Dr. Perty, Professor der Naturwissenschaften an der Universität Bern, Prof. Hoffmann an der Universität Würzburg, Dr. Butlerow, Prof. der Chemie in St. Petersburg, Prof. Zöllner in Leipzig, Verfasser der Transscendental-Physik, Camille Flammarion, der französische Astronom, die Professoren Hare und Mapes in den Vereinigten Staaten und eine Anzahl Anderer. Alle diese Männer sahen sich zur Annahme der allgemein sogenannten spiritistischen Theorie gezwungen, als der einzigen, welche die Thatsachen, mit denen sie bekannt geworden waren, vollständig deckte.

Ich halte mich hier nicht auf, um noch eine dritte Klasse von Gläubigen, nämlich die große Masse der Spiritisten, zu betrachten — nicht etwa aus dem Grunde, weil ihre Stimmen nicht in's Gewicht fielen, sondern vielmehr weil ich mich mehr damit befassen will, die herrschenden Theorien zu klassifizieren, als individuelle Zeugen aufzuführen. Ihre Zeugnisse sind in unzähligen Schriften zu finden. Zu den besten zählen diejenigen von William Stainton Moses über Psychographie und direkte Schrift; von Mr. Epes Sargent, von Mr. Wm. Howitt, Mr. S. C. Hall, Mrs. de Morgan, deren 1863 veröffentliches, heute vergriffenes Buch, From Matter to Spirit, mit einem Vorwort beginnt, das von ihrem Gatten, dem einstmaligen Präsidenten der Mathematical Society von London, geschrieben ist, und ein neueres Werk von Florence Marryat, betitelt There is no Death; endlich die Spalten des „Spiritualist“ und diejenigen des „Spiritual Magazine“.

Die von mir erwähnten Namen bieten hinreichende Garantie dafür, daß die spiritistische Theorie nicht nur von beschränkten, unwissenden Köpfen adoptiert wurde; allein es waren unter jenen Pionieren einzelne, die, nicht ganz befriedigt von der Deutung der Phänomene und abgestoßen von dem gemeinen Charakter gewisser Manifestationen und von deren ungünstigen Folgen auf den Charakter öffent-

licher Medien, nach einem neuen Lichte zur Beleuchtung der ganzen Materie forschten und sich auf solche Art zur Aufnahme einer Lehre, welche bald darauf der Welt gegeben wurde, empfänglich machten. Denn es ist eine geschichtliche Thatsache, daß die Theosophische Gesellschaft ihre ersten Anhänger den Reihen der Spiritisten entnahm. Der Verfasser von: „People from another World“, Colonel Olcott in New-York, war in weiten Kreisen als ausgesprochener Spiritist bekannt; Mr. A. E. Newton, Präsident der spiritistischen Gesellschaft in New-York, war ebenfalls eines der ersten Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft; ähnlich verhielt es sich mit Mr. C. C. Massey und Mrs. Emma Hardinge-Britten. Auch in England waren vier oder fünf der ursprünglichen theosophischen Gruppe Mitglieder der British National Association of Spiritualists. Während der ersten Jahre ihres Bestehens rekrutierte sich die Theosophical Society in England beinahe ganz, wenn nicht einzig aus den Reihen der Spiritisten.

Der Grund hierfür ist naheliegend; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß Spiritisten in Folge ihres Vertrautseins mit den in „Isis Unveiled“ so ausführlich behandelten Phänomenen eine gewisse geistige Empfänglichkeit für die neue Lehre mitbrachten, während andrerseits der Materialist manche harte Nuß zu knacken hatte, ehe er die Realität der Wunder der Theosophie zugeben konnte. In der Mehrzahl der Fälle war aber die auf die Spiritisten ausgeübte Wirkung eine entgegengesetzte und zwar aus Gründen, die ich nun aufzeigen will.

H. P. Blavatzky hatte mit der Publikation ihres großen Werkes „Isis unveiled“ in der That mitten in die spiritistische Bewegung einen Keil hineingetrieben, durch den sie in zwei entgegengesetzte Lager gespalten wurde. Es gab dort solche, welche die spiritistische Theorie der Rückkehr ihrer Freunde niemals so ganz befriedigt, oder deren Unbefriedigtsein begonnen hatte; Colonel Olcott war der erste, von dem die Erklärung gegeben wurde, daß die bei Materialisationen operierenden Wesen zwar wirklich „Wesen aus einer andern Welt“, daß sie aber durchaus nicht das seien, was sie vorzustellen vorgaben. Sie seien nur Reste von Kamarupa — (nach der altindischen 7-teiligen Zusammensetzung des Menschen ist Kamarupa die Tierseele, Instinkt, Leidenschaft, Träger des Willens, Leib der Begierde, die unvernünftige Seele), dem untersten Prinzipe Verstorbener, welche unterstützt von gewissen Elementarwesen die vitalen Kräfte des Mediums benutzen, um die Masken jener abgeschiedenen Freunde anzunehmen, welche die bei den Sitzungen Anwesenden herbeirufen möchten. Der Beweis für diese Erklärung wurde Colonel Olcott durch die Thatsache geliefert, daß von dem Moment an, in welchem Madame Blavatzky den Sitzungs-Raum im Hause der bekannten Gebrüder Eddy in Vermont betreten, die sogenannten „Spirits“ von Kosaken, Kalmücken und verschiedener russischer Stämme ebenfalls in der ganzen Pracht ihrer National-Kostüme erschienen, und zwar so korrekt und so außerordentlich charakteristisch, daß diese Beschwörung unmöglich der

Einbildungskraft einer Farmers-Frau oder derjenigen ihrer Söhne entstammt sein konnte. Madame Blavatzky erklärte denn auch, sie habe vermöge ihrer Bekanntschaft mit den hier wirksamen Kräften und in Folge der Ausübung ihrer Willenskraft zum Zweck des Erscheinens gewisser Spirits thatsächlich deren Erscheinung zu Stande gebracht, ferner, daß viele Andere dasselbe unbewußt hervorbringen, was bei ihr das Resultat einer zielbewußten Leistung ist. Das Bekanntwerden dieser Theorie wirkte wie ein Funke in einer Ladung Schieß-Pulver. Diejenigen, welche ihre Vernünftigkeit nicht einzusehen vermochten und nicht begriffen, wie vollständig dieselbe die Thatsachen deckten, die so massenhaft vorlagen, und denen keine der früher gegebenen Erklärungen ganz gerecht wurde, begannen eine energische Opposition. Der Lärm, der sich damals erhob, erscheint heute unglaublich, und noch heute sind die Nachklänge desselben nicht ganz verklungen. Die Weiseren allerdings erkannten dankbar an, daß ihnen allmählich die Gefahren der Mediumschaft aufgedeckt worden, und selbst die, welche solche zu entwickeln fortfuhren, lernten größere Vorsicht; sie behaupteten jedoch, dieselbe nicht der Theosophie, sondern eigener Erfahrung zu verdanken, was nur teilweise richtig war.

Allein es gab auch solche, die, nachdem sie einmal den Theosophischen Schlüssel auf die in Frage stehenden Phänomene angewandt, und sich von dessen Brauchbarkeit überzeugt hatten, sich wieder einmal an einen Scheideweg versetzt fanden, in Gefahr, Andere auf den Pfad hinzuweisen, den sie selbst zu wandeln nicht mehr wagten. In dieser Lage befand ich mich. Als ich um mich blickte und die traurigen Folgen gewahrte, welche aus sogenannten physikalischen Sitzungen den Medien hierzulande und in Amerika erwuchsen; als ich sie zusammenbrechen sah, einige physisch, andere moralisch, alle früher oder später zu Grunde gehend, da wurde es mir unmöglich, in derselben Richtung, wie bisher weiterzumachen. Das Argument, daß diese Manifestationen notwendig seien, um den Wall des Materialismus niederzureißen, daß also die Wohlfahrt der Menschheit dieses Opfer der Medien fordere, erschien mir nicht haltbarer, als das Argument für die Vivisektion. Die Arbeit der Vivisektionisten hat sogar den Vorzug, sich nur in der physischen Ebene zu bewegen, während bei den Medien edle Teile der Menschen-Natur in Betracht kommen; wir hatten es hier in der That mit Seelen zu thun. Und so fühlte ich mich denn wirklich genöthigt, meine 5jährige offizielle Verbindung mit der Spiritualist Association zu lösen und so schnell, wie möglich, die Brücke abzubrechen, welche zwar mich selbst über die steigende Flut des Materialismus getragen, die zu überschreiten ich aber Andern nicht mehr empfehlen konnte. Es ist hier nicht der Ort für eine Apologie der eigenen Erfahrung; ich führe nur deshalb meinen eigenen Fall an, teils, weil meine Handlungsweise damals in Bezug auf die sie bestimmenden Umstände ganz mißverstanden wurde, teils, weil dieses ein typischer Fall war für manche andere, bei deren weniger hervorragenden Stellung in der ganzen Bewegung auch ihr Rückzug weniger bemerkt wurde. Andere

blieben in einem Dilemma stecken, aus dem sie nicht hinausfanden und niemals hinausgefunden haben, und die Betrachtung der Gründe hierfür führt mich zum zweiten Teil meines Thema's.

Die Spiritualisten empfanden, und finden wohl noch, daß die theosophischen Erklärungen zwar recht gut auf die physikalischen Phänomene passen, aber gleichwohl auf eine große Anzahl von Thatsachen anderer und höherer Ordnung nicht anwendbar sind. Einige von diesen Thatsachen gehören in jenen streitigen Grenz-Bezirk, welcher, wie sich sagen läßt, zwischen Spiritismus und Theosophie liegt. Es ist nutzlos, nein mehr, es ist ungerecht, den Spiritisten zu sagen, die Thatsachen, über welche sie zuerst Licht und Kenntnisse verbreitet, die für so Viele zum wirklichen Trost geworden, seien sämtliche das Werk von Spuk- und Elementar-Geistern. Manche unter ihnen sind in Bezug auf gewisse Phänomene zu denselben Schlüssen gelangt, teils in Folge eigener Erfahrung, teils in Folge des von der Theosophie geborgten Lichtes. Sie haben gelernt, der astralen Welt mit Mißtrauen zu begegnen (ich erinnere an den Ausdruck: transscendentaler Betrug, der in gewissen deutschen Okkultisten-Kreisen üblich ist), einer Welt, von der sie die Erfahrung gemacht, daß sie nicht geistig im höchsten Sinne des Wortes ist; wieder Andere haben das Betrügliche vieler sogenannter Identitäts-Beweise erkannt, auf die man früher sich gewöhnt hatte, ein so großes Gewicht zu legen. Sie wissen nun, daß die astrale Sphäre, mit der sie sich so lange abgegeben haben und so vertraut sind, eine Sphäre der Täuschung ist; sie sind nun in ihren Instruktionen für Forscher vorsichtiger, als in jenen Tagen, in denen Jeder aufgefordert wurde, in seinem häuslichen Kreise einen Spirit-Zirkel zu bilden und selbst zu forschen. Ich vertrete aber in Gemeinschaft mit meinen theosophischen Brüdern die Anschauung, daß Jene die Gefahren noch nicht ganz übersehen, in welche derjenige sich stürzt, der astralen Einflüssen die Thüre öffnet; denn ist diese einmal offen, so sorgen schon die boshafteren unter den astralen Besuchern dafür, daß sie nicht wieder verschlossen wird und fahren fort im Verhältnis zur Gunst der „Bedingungen", die Medien mehr zu quälen, als nur zu besuchen, zum großen Schaden aller dabei Beteiligten. Ich würde es mit Freuden sehen, wenn alle unsere spiritistischen Freunde entschlossen diese Thüren zumachten, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn sie unsere theosophische Litteratur ein bischen eifriger studieren würden, welche Ratschläge von Adepten mit einer sich auf ganze Zeitalter stützenden Erfahrung enthält, sie dort genügende Begründung der von der theosophischen Gesellschaft vertretenen Anschauungen fänden.

Ich muß jedoch hier eine Bemerkung anfügen, von der ich hoffe, daß meine theosophischen Freunde sie mir vergeben, dahin gehend, daß ich glaube, die Haltung, welche Einige derselben in Bezug auf den Spiritismus angenommen, habe Viele von fernerem Forschen in den theosophischen Erklärungs-Wahrheiten abgeschreckt. Sie haben das, was über physikalische Manifestationen und über solche niederer Klasse gesagt wurde,

auf das ganze Gebiet der spiritistischen Phänomene ausgedehnt, und indem sie ihre harten Urteile den reifen Erfahrungen älterer Forscher entgegenstellten, haben sie Einige tief verwundet und sich selbst vor Anderen lächerlich gemacht.

Andrerseits ist unter den Spiritisten allzu stark die Tendenz vertreten, sich einzubilden, die Theosophie fuße nur auf den Meinungen von Madame Blavatsky; während ihre Lehren eigentlich der Weisheit von Adepten entsprangen, mit denen sie persönlich in Verbindung stand, und von welchen sie die in ihren Schriften dargestellten Kenntnisse empfing, welche die Adepten aber vielfach wieder von früheren Generationen empfangen hatten.

Und nun komme ich zu jener andern Klasse von Phänomenen, die ich oben erwähnt habe. Vom Hellsehen brauche ich kaum zu sprechen, da wahrscheinlich Alle darin übereinstimmen, daß es viele Grade von Hellsehen giebt; daß einige Medien im Zustand von Trance nur schwach und unsicher im astralen Licht zu sehen im Stande sind, und daß deshalb ihre Aussagen teils falsch, teils richtig sind, oder daß sie die Dinge richtig sehen, sie aber falsch auslegen. Nicht so leicht dagegen liegt der Fall für das Verständnis, wenn Hellseher Patienten mit Erfolg medizinisch behandeln. Ich habe mir die Frage gestellt, ob nicht in diesem Falle das Medium selbst Arzt gewesen ist, weil einige von Medien solcherweise gemachte Kuren zweifellos ächt und merkwürdig genug waren, und ich würde gern hierüber die Ansichten der Spiritisten wie der Theosophen hören.

Wir kommen nun zu dem Phänomen des mediumistischen Schreibens. Selbstverständlich wird viel unbrauchbares Zeug auf diese Weise geliefert, und mir selbst sind Schreibereien zugetragen worden, über die ich nur sagen konnte: „Ich würde für etwas Derartiges meine Zeit nicht opfern". Vieles dieser Art kann gleichwohl Unterschriften von Namen „hoher Geister" haben, die in ihrem Erdenleben sicher Schriften von höherem Wert verfaßten. Aber neben diesen bleibt noch eine Klasse von Schriften übrig, welche schätzbare Lehren über die Natur geistiger Dinge enthalten und Wahrheiten verkünden, die zur Zeit ihrer Abfassung sicher noch nicht Allgemeingut der Welt waren. Derartig sind die automatischen Schriften von Mr. Edward Maitland, von Dr. Anna Kingsford, der verstorbenen Mrs. de Morgan, deren Buch: From Matter to Spirit, ich bereits erwähnt habe, die poëtischen Schriften von Mrs. Watts, der Tochter von William und Mary Howitt, von Mr. und Mrs. S. C. Hall und vieler Anderer, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Ein anderer bemerkenswerter Fall ist derjenige von Mrs. Louisa Lowe, der gegenwärtigen Leiterin der Lunacy Law-Reform (Reform der Irren-Gesetzgebung), welcher die ächte Karma- und Wiederverkörperungs-Lehre durch passive Schrift im Jahre 1868 in einem abgelegenen Dorfe gelehrt wurde, bevor sie etwas vom Spiritualismus oder auch vom französischen Spiritismus wußte, Schriften, die für Mrs. Lowe eine 15monatliche Einsperrung in einem Irrenhaus zur Folge hatten.

Schriften von der Art, wie die hier angeführten, werden manchmal durch das Medium in einem Zustand von Trance gegeben und von irgend einer andern anwesenden Person niedergeschrieben; sie gehen oft von dem „höheren Ich" des Sprechenden aus, das, durch die partielle Katalepsie des Körpers befreit, im Stande ist, in eine höhere Ebene aufzusteigen, von welcher aus es aber noch das Gehirn und die Sprache des Körpers zu kontrolieren vermag. Dies kann auch in einem geringeren Grade eintreten, ohne daß der Sprecher sein Gehirn-Bewußtsein verliert; dies ist vermutlich der Zustand der sogenannten Inspirierten, der Ekstatiker, der genialen Menschen, und derjenigen, welche Visionen schauen und Stimmen hören. Von diesen Zuständen hatten die alten Theosophen ein klares Verständnis; sie bilden den Gegenstand mancher theosophischen Abhandlung.

Allein wir können Diejenigen nicht tadeln, die beim Empfang dieser verschiedenen Mitteilungen, welche die Unterschriften ihrer abgeschiedenen Freunde tragen, wenn sie dieselben an sich selbst gut finden, sich dem Glauben hingeben, daß sie thatsächlich aus jener behaupteten Quelle stammen. Als Cromwell Varley, der hochbedeutende erste Elektriker des atlantischen Kabels, zum ersten Mal seine Frau im Trance in der ersten Person pluralis sprechen und ihm viele sonderbare Dinge sagen hörte, frug er: „Aber warum sagst Du ‚Wir'? Wer bist Du, der da spricht?" Die Antwort lautete: „Wir sind die Spirits deiner abgeschiedenen Freunde, und kommen Dir zu sagen, daß wir leben, Dich kennen, über Dich wachen und Dich noch lieben". Dies hörte ich aus Mr. Varley's eigenem Munde.

Können wir uns wundern, daß die, mit dem zerborstenen Schiffe ihres sinkenden Glaubens am unfruchtbaren Fels des Materialismus Gestrandeten, ebenso freudig wie der schiffbrüchige Seemann, irgend ein Zeichen vom fernen Lande begrüßten, von der gepriesenen Heimat, wo die Geliebten ihrer warten, und welches auch sie einst erreichen sollten? Und als einige Zeichen betrügerische waren, als nach langem Warten und Wachen, Probieren und Prüfen und Untersuchen, Einige sich genötigt sahen, ihren Glauben, wie er in allen seinen Einzelheiten vor ihnen stand, zu modifizieren, da blieb noch immer die große Thatsache von einer unbekannten, unerforschten Kraft, nein mehr, „ein intelligenter Telegraphist am andern Ende der Linie", wie Mr. Crookes sich ausdrückte, das tote Gewicht der starren Materie war gehoben, entzwei gespalten, das Licht schien durch — das genügte für Viele, um die Bürde dieses Lebens leichter zu tragen.

Und es ergoß sich zweifellos in jener Zeit eine mächtige geistige Einwirkung über die Welt. Sie kam in verschiedenen Gestalten; die einen Empfänger derselben wurden betrogen, die andern beglückt; zu spüren war sie sicher. Und woher kam sie? Warum hörten so Viele plötzlich Stimmen, schauten Visionen, träumten Träume, schrieben Schriften, hörten Klopfen, sprachen mit fremden Besuchern, gingen in Trancezustand über,

in dem sie über Dinge sprachen, von denen sie vorher Nichts wußten? Was bedeuteten diese sonderbaren, ungestümen Manifestationen über, oder mindestens, jenseits der „natürlich“ genannten Ordnung? Wer oder was steckte dahinter? War dies, wie Johannes der Täufer, der Vorläufer von Etwas, was da kommen sollte, und das, wenn die Welt genug gestaunt hatte, alle diese sonderbaren Dinge in Ordnung bringen, ihnen ihre richtige Auslegung geben und in Bezug auf sie den richtigen Weg weisen sollte?

Ich kann kaum erwarten, daß alle Spiritisten dies zugeben werden; allein Manche haben es gethan und sind trotzdem nicht undankbar gegen das, was ihre Aufmerksamkeit zuerst anzog, und ihnen die Existenz von geistigen Kräften bewies, die neben dem grob-materiellen Organismus funktionieren, unabhängig vom Gehirn wirken, von dem man ja voraussetzte daß es dieselben erzeuge.

Ich will aber zu dem zurückzukehren, was ich den Kummer der Spiritualisten nennen möchte, daß ihre Lieblings-Theorien, oder soll ich sagen, ihre auf vieljähriger geduldiger Erfahrung basierenden Schlüsse, nun alle auf einmal auf die Seite geworfen und mitleidlos weggewischt werden sollen, einfach durch ein ipsa dixit der Madame Blavatsky. Kann man sich darnach wundern, wenn in gewissen Lagern eine Empfindung von Antagonismus gegen die Theosophie sich regte, insbesondere als die Blavatsky'schen Lehren von ihren jüngeren Schülern wiederholt wurden, die noch wenig Kenntnis der Phänomene und noch weniger die Fähigkeit besaßen, die verschiedenen Phasen von einander zu unterscheiden?

Aber haben beide, Theosophen sowohl wie Spiritisten, genügend Notiz genommen von dem, was Mad. Blavatsky wirklich über den Gegenstand gelehrt hat? Allerdings ist ihre Verurteilung eine starke, namentlich (und hierin werden alle denkenden Spiritisten, glaube ich, mit ihr übereinstimmen) in Bezug auf die sogenannten physikalischen Phänomene und besonders die Materialisationen oder Gestalt-Manifestationen speziell in Sitzungen mit öffentlichen Medien.

Hier haben jene Kama-rupa-Wesen volles Spiel, und die nachfolgende Erschöpfung und der Anblick der zusammengesunkenen Gestalt, welchen das im Trance befindliche Medium zuweilen darbietet, beweisen hinlänglich, daß die Lebenskraft aus seinem Körper herausgezogen wird, wobei es vermutlich sein Leben, sicherlich aber seine Gesundheit beeinträchtigt. Der Mangel an Intelligenz bei diesen Wesen beweist außerdem die niedere Stufe, der sie angehören; und keine Warnung vor der drohenden Gefahr für Alle, die an solchen Sitzungen teilnahmen, war zu streng. Und es ist nicht allein die Sitzung, die Gefahren bringt. Die konstante Belästigung durch Spukgeister dauert fort, wird chronisch, es tritt Besessenheit der Medien ein, manchmal für die ganze Lebensdauer. Madame Blavatsky selbst sagte es voraus, daß Manche, um diesen Gefahren zu entfliehen, bei der römischen Kirche Schutz suchen würden; das ist buchstäblich eingetroffen.

Was nun die andern Klassen von Manifestationen anlangt, so lassen Sie mich Ihnen, bitte, einen Abschnitt aus dem Werke selbst vorlesen, welcher von Manchen nur für einen Angriff auf den Spiritismus betrachtet wird, aus Isis unveiled:

„In der täglich wachsenden Sturmflut von okkulten Phänomenen aber, die von einer Seite der Erdkugel zur andern rauscht, stellen sich $^2/_3$ der Manifestationen als unächt heraus. Was aber ist's mit denen, die sich über jeden Zweifel, über jede Spitzfindigkeit hinaus als ächt erweisen? Unter diesen finden sich Mittheilungen sowohl durch nicht professionelle, als durch eigentliche Beruf-Medien gegebene, die ans Erhabene, göttlich Große grenzen. Wir erhalten oft durch junge Kinder, durch einfältige unwissende Personen philosophische Lehren und Anweisungen, Gedichte, inspirierte Reden, Musik und Malereien, durchaus vollwertig der angegebenen Namen von berühmten Urhebern. Ihre Prophezeiungen erweisen sich oft als wahr, ihre moralischen Erörterungen als wohlthätig, obwohl das letztere allerdings seltener vorkommt; wer sind nun jene Geister, jene Kräfte oder Intelligenzen offenbar außerhalb des Mediums? Diese Intelligenzen verdienen herbeigerufen zu werden; wie Tag und Nacht trennt sie ein weiter Abstand von jenem gewöhnlichen Spuk- und Kobold-Gesindel, das um die Kabinette der physikalischen Manifestationen herumstreicht".

So weit Madame Blavatsky. Woher also die Feindschaft zwischen ihr und den Spiritisten? Sie legte die Natur der Gefahren bloß, welche diese bereits entdeckt hatten, mit denen sie aber nicht zu rechnen wußten. Sie stellte ferner den Satz auf, daß, wenn die Spiritisten sich nicht daran machten, die alte Philosophie zu studieren, um die „Geister" unterscheiden zu lernen, die und die Uebel daraus entstehen könnten.

Dies ist der Kern der ganzen Sache; dies ist der Punkt, den so Viele unserer spiritistischen Freunde zu begreifen ermangelten, und auf den ich mit meiner schwachen Stimme heute Abend gern ihre Aufmerksamkeit gelenkt haben möchte.

Im Schlüssel zur Theosophie ist ebenfalls eine Grenzlinie gezogen. Wir finden dort die Angabe, daß die Erscheinungen, welche in der Zeit des Todes eines Freundes gesehen werden, wenn irgend ein wichtiges Wort gesprochen oder eine Warnung gegeben wird, unzweifelhaft als die Geister oder Seelen der Abscheidenden (nicht der Abgeschiedenen) aufzufassen sind, und hierüber besitzen wir Berichte von Hunderten, wenn nicht von Tausenden von wohlbezeugten Fällen. (Phantasms of the living and of the dead.) Die Theosophie beseitigt nicht den Glauben an die spirituelle Natur des Menschen und an die spirituelle Welt; im Gegenteil, sie ist da, ihn zu beweisen; er bildet in der That das ganze Schwergewicht ihrer Lehre. Aber vermöge ihres Studiums der geistigen Natur im Menschen zeigt sie, daß Vieles, was man „Spirits" außerhalb des Fleisches zuschreiben könnte, und auch leichthin zugeschrieben hat, durch „Spirits" im Fleische ausgeführt werden kann. Ich wende das Wort

„Spirits“ an, um mich meinen spiritistischen Freunden verständlich zu machen; Theosophen würden andere Bezeichnungen gebrauchen. Doppelgänger, Astralleib, Gedankenform, höheres Ego u. s. w., je nach dem vorliegenden Phänomen. Ich beabsichtige nicht heute Abend, mich in Einzelheiten einzulassen — die Zeit würde es nicht gestatten —; nehmen wir aber als Beispiel das wohlbekannte Tafelschrift-Phänomen. Es ist kein abgeschiedener Spirit nötig, um das auszuführen, was die Astral-Hand eines Mediums machen kann — unbewußterweise allerdings. — Allein was ist ein Medium? Es ist eine Person, deren Grundbestandteile so locker zusammenhängen, daß sein Astralleib leicht davon getrennt, vom grob-physischen Körper entfernt, und wenn er mit andern Wesen in der astralen Sphäre in Berührung kommt, von diesen benutzt werden kann ohne es zu wissen. Verschiedene Experimente sowohl mit Slade als mit Watkins bewiesen, daß die Willenskraft der Anwesenden einen direkten Einfluß auf die geschriebenen Worte haben kann. Beispiele hiervon sind aufgezeichnet in Stainton Moses' Buch über Direct Writing (direkte Schrift), wie der Titel der späteren Ausgabe seiner Psychographie lautet. Thatsache ist, daß die Verwirrung in der Beurteilung dieser Vorgänge zum großen Teil durch falsche Anwendung von Ausdrücken und durch Unkenntnis der wahren Psychologie entstanden ist. Wenn die Dreiteilung des Menschen nur besser verstanden würde und als Lehre des Apostels Paulus wenigstens von allen Bekennern des Christentums angenommen würde, so würde ein großer Teil der Mißverständnisse dadurch beseitigt. Paulus spricht von Körper, Seele und Geist; die Theosophie lehrt ganz dieselbe Einteilung mit noch einigen Unterabteilungen, und schreibt viele dieser ungewöhnlichen Phänomene der Wirkung der Seelen oder Astral-Körper zu. Die geistige Essenz kehrt nach dem Tode in ihre eigene Sphäre zurück, in biblischer Sprache: „zu Gott, von dem sie ausging“. Es ist die Seele, Psyche, die anima bruta, der ätherische menschliche Doppelgänger, der in diesen unglücklicherweise spiritualistisch genannten Manifestationen figuriert. Wäre das Wort „psychisch“ nicht schlimmerweise die Bezeichnung einer dem Spiritismus feindlichen Partei, so wäre es als geeignet zu verwenden; das Wort „astral“ aber hat noch keine mißbräuchliche Anwendung erfahren.

Die Griechen verstanden diese Unterscheidung wohl zu machen, als sie Herkules darstellten, als Schatten im Reiche Pluto's weilend, während gleichzeitig sein unsterblicher Geist unter die Götter auf den Berg Olympos versetzt wurde.

Was nun die Mitteilungen anbelangt, welche wirklich geistig sind, so können solche selbstredend erhalten werden, allein in einer geistigen Art und Weise, d. h. durch den geistigen oder auch göttlich genannten Teil im Menschen, und nicht dadurch, daß „Spirits“ zu uns kommen, sondern dadurch, daß wir uns in ihre Sphäre, ihren Zustand erheben. „Die Lebenden haben mehr Teil an den Toten, als die Toten an den Lebenden“. Dies sind die Worte eines Meisters.

Spiritisten haben sich darüber beschwert, daß die kalte Theosophie sich zu sehr in abstrakten Begriffen bewege. Dies ist nur so der täuschende Anschein. Wir Theosophen sind von unserer Arbeit absorbiert, das ist wahr; wir wissen, die Zeit ist kurz; es ist schon spät am Tage (für Manche von uns) und wir wissen, daß es so Viele sind, die der Hülfe bedürfen. Die Ernte ist reich, aber der Arbeiter sind wenige. Allein wir sagen zu den Spiritisten: Ihr seid uns immer willkommen; kommt und arbeitet mit uns. Verfügt Ihr über mehr Liebe — (nicht die vermeintliche „Kälte" der Theosophen), so bringt sie mit und tauscht sie aus gegen unser Licht, solltet Ihr solches bei uns finden. Wir haben des gemeinschaftlichen Glaubens genug, wir glauben beide an die geistige Welt, sie ist weit genug für viele Forscher. Ihr habt das Vordertreffen geführt, Ihr seid in die Bresche getreten. Ihr habt dem Materialismus kühn die Stirne geboten. Kommt und erklimmt nun mit uns die Höhen der Theosophie, und wenn Ihr einen weiteren Blick und klareres Licht erringt, dann werden alle Wolken verschwinden, alle Schwierigkeiten sich klären. Sicherlich stehen wir ja beide auf dem gemeinsamen Boden allgemein menschlicher Verbrüderung. Wir verehren Vieles, was Ihr verehrt, beide rechnen wir auf Hülfe von oben. Laßt uns gemeinschaftliche Sache machen gegen den Feind, oder besser, laßt uns gemeinsam arbeiten für das Wohl aller Menschen, indem wir zusammen den Pfad betreten; und, wenn wir diesen Pfad für uns selbst gefunden, laßt uns unausgesetzt arbeiten, um auch Andere auf ihn hinzuführen, und auf diese Weise etwas von dem Karma zu erledigen, das die Menschheit niederdrückt.

Im Verlauf der diesem Vortrage folgenden Verhandlung wurde bemerkt, daß die Hauptstreitfrage nicht genügend ausgearbeitet worden sei. Diese Frage sei: Verkehren die Spirits der Toten mit uns, oder nicht? Könnte ein einziger derartiger Fall nachgewiesen werden, so bliebe die Position der Spiritisten unverändert. Allein es wurde gezeigt, daß, wenn die Mehrzahl der Phänomene der Wirkung von neben- und untermenschlichen Wesen zugeschrieben werden kann, wie es die Theosophie behauptet, welchen die übertriebene Bezeichnung „geistig" zu geben sie aber ablehnt, daß dann allerdings ein Unterschied bestände zwischen den Positionen der Theosophen und Spiritisten. Die Theosophie sagt, das Ego der Abgeschiedenen kann in seltenen Fällen in der Zeit des Zerfalls des Körpers mit uns verkehren, und thut es auch. Sie billigt aber nicht das Abhalten von Sitzungen, zum Zweck der Erleichterung solchen Verkehrs, weil, wenn das Ego nach dem Tode nach Ruhe suche, und man ihm deshalb ein friedliches Scheiden gestatten sollte, es ein grobes Unrecht sei, zu versuchen, dieses Ego in irdische Verhältnisse zurückzuziehen, indem man Ströme von Willenskraft in dieser Absicht aussendet. Dies sei genau betrachtet ein Akt schwarzer Magie. Die Kirche habe Recht, wenn sie betet: Requiescat in pace! und die Theosophie wünsche, daß die Seele ungestört dahingehen möge.

Als Haupt-Agenten in der Hervorbringung von Phänomenen wurden die folgenden 4 aufgestellt. 1. Die in Kama loca, oder der Astral-Sphäre noch verbleibenden und einen Reflex ihrer früheren Intelligenz zurückbehaltenden Astralkörper; diese werden durch die Lebenskräfte des Mediums und der Zirkel-Sitzenden belebt und wirken überdies im Einverständnis mit den Elementarwesen. 2. Die Astralkörper der Lebenden. 3. Die Egos der Lebenden, im Trance ganz oder teilweise von den unteren Grundbestandteilen befreit. 4. Lebende Egos inspiriert durch lebende Meister, Adepten oder Nirmanakayas, d. h. durch Solche, welche in ein höheres Stadium der Existenz getreten, aber noch in Verbindung mit der irdischen Sphäre sind.

Mit denjenigen Ausnahmefällen, in denen die Phänomene den Egos der Abgeschiedenen, vor ihrem Eintritt in die Ruhe, zugeschrieben werden (plötzlich Gestorbene, Selbstmörder, Verunglückte, Gemordete), decken also diese 4 Theorien, welche natürlich noch weiter ausgeführt werden und in den Einzelheiten variieren, dem Theosophen dieses ganze Gebiet.[1])

[1]) Wir enthalten uns vorläufig jeder Bemerkung zu diesen Behauptungen und Ausführungen, da wir hierdurch unsere geschätzten Leser zu einer Erwiderung anregen wollen. **Thomassin.**



Nach ewigem Gesetz.

Es giebt keinen Stillstand und kann es niemals geben.

Wenn ich, du und alle Welten, und Alles, was unter oder auf ihrer Oberfläche ist, in diesem Augenblicke zurück in die bleiche Flut hinuntergebracht würden, so würde es auf die Dauer doch nichts ausrichten.

Sicher würden wir da heraufkommen, wo wir jetzt stehen,

und sicher noch so viel weiter gehen, und dann weiter und immer weiter.

Walt Whitman.





Victoria Claflin Woodhull und ihre Visionen.

Von

Thomassin.

Ueber die bekannte Kandidatin für den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1870 sich selbst nominierte, finden wir in einer kürzlich erschienenen Schrift, welche mehrere Lebensskizzen derselben, von Autoren verschiedener Richtung verfaßt, enthält, Aufschlüsse, welche wohl den meisten unserer Leser unbekannt sein werden und welche wir deshalb an dieser Stelle ihnen vorzulegen uns beeilen. Die Verfasser dürften vielleicht in mancher ihrer Behauptungen etwas zu weit gehen, vielleicht weiter, als die treffliche Frau selbst, deren Lob sie zu singen beabsichtigten, wünschen mag. Was wir im Folgenden aus ihren Erzählungen auswählen, mag für den Kenner des amerikanischen Spiritualismus begreiflicher erscheinen, von unseren Experimentalpsychologen aber wird es teils sehr bezweifelt werden, teils eine von derjenigen der Autoren verschiedene Auslegung erfahren.

Seit ihrer Kindheit soll, wie uns mitgeteilt wird, im Leben dieser Mrs. Woodhull die Anticipation der jenseitigen Welt mehr hervorgetreten sein als die reale Auffassung der unsrigen. Sie hat stets Gäste aus dem Geisterreiche gehabt, die Tag und Nacht bei ihr weilten und ihr täglich ihre Pflichten mit Offenbarungen vorschrieben. Alle ihre Unternehmungen sollen durch solche geleitet worden sein. Auch sollen alle ihre Reden und Schriften dadurch entstanden sein, daß die Geister ihr Gehirn und ihre Zunge vollständig in Besitz nahmen. Nie fand sie, so wird behauptet, daß die Geister sie täuschten und deshalb will sie auch nie ihren Rat vernachlässigen. Sie ist eine tief religiöse Frau, die den einfachen Glauben an Gott und seine „Engel" lebt.

Selten soll ein Tag vergehen, ohne daß sie in den Trancezustand verfällt. Wenn sie unter Inspiration spricht, so werden meist ihre Worte von ihrer Schwester aufgezeichnet. Ihre spirituelle Vision soll bis zu ihrem

dritten Jahre zurückreichen. Sie behauptet, sich erinnern zu können, daß sie schon in ihrer Kindheit einmal ins Geisterreich entführt wurde (?), während ihr Körper drei Stunden hindurch wie leblos dalag. — Diese Erzählungen erinnern mich an die Berichte, welche ich bei meinen Studien über die merkwürdige „Seherin Deutschlands“, die hl. Hildegardis, über welche ich demnächst ein Werk publizieren werde, in den älteren Quellen entdeckte. —

Zwei Schwestern, die in der Kindheit gestorben waren, sollen fortwährend mit Victoria verkehrt haben. Während sie sich dieser unsichtbaren Gesellschaft freute, war die irdische für sie gleichgültig. Ich übergehe hier einige noch aus der Kindheit Victorias erzählte Geschichten, da sie mir doch zu unglaublich erscheinen, und begnüge mich damit, die Aufmerksamkeit noch auf eine Vision zu lenken, die sie besonders in den späteren Jahren beherrscht haben soll.

Sie beschreibt diese Erscheinung als die eines ehrwürdigen Mannes in griechischer Tracht. Viele Jahre hindurch weigerte er sich, ihr seinen Namen zu nennen, versprach jedoch immer, dies zu thun, wenn die rechte Zeit gekommen sei. Mittlerweile prophezeite er ihr, daß sie zu großem Ansehen erhoben werden, als Publizistin hervortreten und schließlich zur Regentin ihres Volkes ernannt werden würde. Im Jahre 1868, während eines vorübergehenden Aufenthaltes Victorias in Pittsburg, soll dieser geistige Führer sich zum erstenmale ihr zu erkennen gegeben haben, indem er ihr erschien und den Namen „Demosthenes“ schrieb. (?) Die Schrift soll sogar leuchtend geworden sein. Dieser „Demosthenes“ befahl ihr sodann, nach New-York zu reisen, wo sie in der Great James-Street No. 17 ein Haus finden würde, dessen Einrichtung ihr vollständig entsprechen werde. Sie gehorchte, obwohl sie angeblich nie etwas von dieser Straße gehört und nicht die Absicht hatte, in New-York Aufenthalt zu nehmen. Als sie in das Haus eintrat, fand sie es in That ebenso eingerichtet, wie sie es in der Vision gesehen hatte. Sie trat ins Bibliothekzimmer, nahm ein Buch und las das Titelblatt. Es enthielt die „Reden des Demosthenes“. Von dieser Zeit an wurde ihr klar, daß der große griechische Redner ihr „spiritus familiaris“ sei, der sie fortwährend inspirierte und ihre Handlungen leitete. Mit Kopfschütteln werden aber unsere Leser die Behauptung vernehmen, daß er ihr auch geraten habe, ein Journal zu publizieren und eine Bank zu gründen. (!) Wenn man das glauben wollte, müßte man in der That mit Verwunderung wahrnehmen, daß sich Demosthenes im „Geisterlande“ vollständig amerikanisiert hat, was speziell unsere Philologen mit großem Erstaunen erfüllen würde. Im Jahre 1869 folgte sie jedoch wirklich dieser „himmlischen“ Anweisung. Ihr Journal erregte Aufsehen ebenso wie ihre Bankgründung. Ihr Buch, das sie nach ihrer Kandidatur aus gehaltenen Vorträgen über Politik und Finanzen unter dem Titel „The Principles of Government“ zusammensetzte, ist wohl auch auf „demosthenische“ Inspiration zurückzuführen, die einzelnen Politikern wohl nicht recht gefallen wird.

Sicher ist aber, wie sie behauptet, daß der große Grieche sich an dem

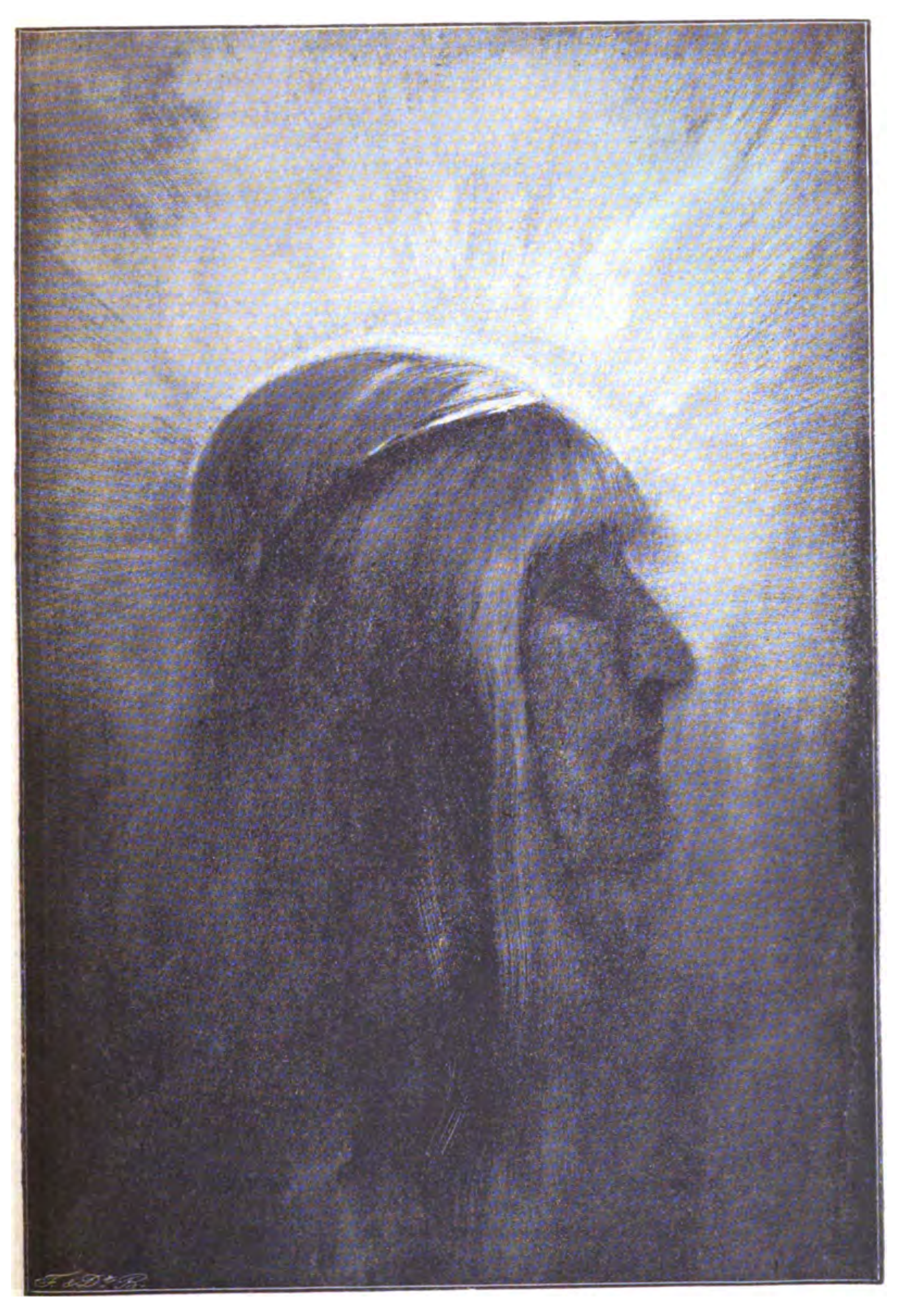
Werke beteiligte, das sie so populär machte, an der Verteidigung der Frauenrechte. In einer Dezembernacht des Jahres 1869, als sie im tiefen Schlafe lag, kam er zu ihr, setzte sich an ihr Bett und diktierte ihr das Dokument, welches unter dem Namen „The memorial of Victoria C. Woodhull“ bekannt ist, als ein Antrag an den Kongreß, welcher für die Frauen das Stimmrecht in dem Staate, in dem sie wohnen, verlangt. Dieses Werk soll, während sie im Trancezustande war und sprach, nachgeschrieben worden sein. Leider hatte man in Washington damals noch nicht allzugroße Sympathie für den allzu modernen Wunsch des Demosthenes, und der Antrag erhielt deshalb nur wenige Stimmen des Komitees.

Im Allgemeinen brachte man aber seiner Thätigkeit durch Mrs. Woodhull bisher doch größere Achtung entgegen, als man in manchen Kreisen erwartet hatte. In jüngster Zeit hat man besonders die ernsten Worte, die letztere über Erziehung und Vervollkommnung in St. James' Hall in London am 24. März 1893 gesprochen hat, mit großer Anerkennung und stürmischem Beifall aufgenommen. Es ist leicht möglich, daß Victoria schließlich noch zum Siege über ihre Widersacher und die Spötter gelangen wird, wenn auch die demosthenische Prophezeiung sich nicht ganz erfüllen dürfte.

Die Leser werden wohl bereits festgestellt haben, daß man bei dieser Gestalt wie bei vielen anderen mediumistisch veranlagten neben absurden Phantasien, welche teilweise auf die im Trancezustand eintretende Dramatisierung des transscendentalen Subjekts zurückzuführen sind, eine Entfaltung der psychischen Kräfte findet, welche zu bedeutenden Leistungen führen kann. — Bei Mrs. Woodhull scheint sich auch die Gabe des Fernsehens bereits entwickelt zu haben. Wie der Autor einer der Lebensskizzen erzählt, hat ihm seinerzeit ein bekannter Richter des Staates Pennsylvanien mitgeteilt, daß ihm während eines Aufenthaltes in New-York die Dame den Tod zweier seiner Kinder binnen 6 Wochen vorhergesagt habe, der auch wirklich eintraf.

Man wird begierig sein, weitere Berichte über die Fähigkeiten dieser merkwürdigen Frau zu erfahren, und wir hoffen, daß uns solche, welche zu weniger Bedenken Anlaß geben, noch vorgelegt werden.





Materialisation.
von
Jakob Sigl.



Die Experimente Krafft-Ebings.

Von

Charles Chastenet de Puységur.

(Schluß.)

Die sogenannten Jataka-Erzählungen geben 500 Berichte über Buddha Gautamas frühere Verkörperungen, die von ihm selbst erzählt worden sein sollen. (Englische Uebersetzung von Rhys-Davids in Max Müllers „The Sacred Books of the East“.) Jedoch wollen wir bei dem legendenhaften Charakter vieler Behauptungen über Buddha auch dieser selbstverständlich keine Beweiskraft zusprechen. Aber auch seine Jünger sollen zu allen Zeiten die Gabe dieser Erinnerung in sich ausgebildet haben. Dieselbe gewinnt der Archat (Würdige) auf der vierten Stufe der Beschauung (Dhyâna). Sie ist die fünfte der diese Stufe bildenden „übernatürlichen Kenntnisse“ (Abhidjnâs.[1])

Von großer Wichtigkeit ist eine Stelle aus dem Buche Patandjalis, des Begründers der ganzen Yogaschule und Philosophie, welche im Allgemeinen auf die Möglichkeit dieser Art des Hellsehens hinweist und die Anleitung hierzu giebt. Im 18. Aphorismus des 7. Buches (nach der Ausgabe des Toukaram Tatya[2]) heißt es:

„Die Kenntnis der Art und der Erfahrungen der eigenen früheren Verkörperungen gewinnt der Yogi, indem er seinen Geist auf die Züge des selbst-reproduktiven Gedankens — Sanskaras — richtet“. In einer Anmerkung zu dieser Stelle von Bhoja Raja wird unter anderm gesagt: „Wenn ein Asket Sanyama, — Zurückziehung, — mit Bezug auf die Sanskaras übt, d. h. wenn er nur durch abstrakte Meditation und ohne

[1]) Die Religion des Buddha von Köppen. Berlin 1857, S. 411; The Wheel of the Law. Buddhism by Henry Alabaster. London 1871, S. 183; Kern, Der Buddhismus. Leipzig, Schulze, 1882, S. 379. —

[2]) The Yoga Philosophy. Being the text of Patanjali, with Bhoja Rajas Commentary. With their Translations in English by Dr. Ballantyne and Govind Shastri Deva, an introduction by Col. Olcott and an appendix. By Tookaram Tatya. Bombay, 1885, S. 110—11.

Aufregung, alles Vergangene bedenkt, sich vorstellend, daß er das und das erfahren und daß er diese und jene Handlung vollbracht, so sieht er klar die Art u. s. w. der Erfahrungen seiner früheren Verkörperungen, wenn die Züge des selbst-reproduktiven Gedankens derart nach und nach erweckt werden".

Windischmann spricht in seinem berühmten Werke „Grundlinien der Philosophie im Morgenlande" (S. 1404) hiervon. „In strenger Andacht versunken", so schreibt er, „erinnert sich der Grihasta seiner früheren Geburten, mithin der Aufeinanderfolge seiner Verhältnisse und Stellungen zu seinem Ursprung und Ziel während des Fortgangs in der Welt, wie dieselben, von ihm selbst veranlaßt, den Verlauf seines Schicksals ausmachen". Und nach einer Einschaltung und Besprechung einiger Fälle, in welchen Hellsehenden der Gang ihres Lebens bis in die kleinsten Fügungen vor Augen lag, bemerkt er (S. 1405): „Die Hellseher bleiben aber nicht bloß bei der Rückerinnerung an ihre Vergangenheit in diesem Dasein stehen; es giebt andere, die auch von ihren früheren Geburten und von einer ganz anderen Existenz als ihrer gegenwärtigen zu wissen meinen. So glaubten die schwedischen Somnambulen, sie seien die Seelen früher verstorbener Menschen, sie versetzten sich also in die Vergangenheit, und eine derselben gab an, sie habe schon durch mehr als 200 Personen gelebt (Annales du magnetisme animal. Paris 1816. Cahier 25).

Von Bedeutung für unsere Darstellung ist gewiß auch die Bemerkung, die Annie Besant in ihrem Buche: „An Exposition of Theosophy". (Boston. Theosophical Publishing Company, 1893, S. 11) macht:

„Ich habe mehrere ehrenwerte und rechtschaffene Personen kennen gelernt, welche an einige ihrer früheren Verkörperungen sich erinnern können, und auch ich habe Fragmente meiner Vergangenheit im Gedächtnisse. Jedoch kann solche persönliche Evidenz nicht bewahrheitet werden, so daß es unnütz ist, dieselbe anders, denn als eine Behauptung vorzustellen".

Jedenfalls dürfte dieser Bericht in Folge seiner Ähnlichkeit mit den indischen in Betracht zu ziehen sein.

Kurz nach Abfassung der vorliegenden Erörterungen erhielten wir die Schrift, welche Professor v. Krafft-Ebing bei Enke in Stuttgart über diese Erfahrungen herausgegeben hat. Dieselbe liefert den unwiderleglichen Beweis, daß es sich bei denselben nicht um durch hypnotische Suggestion geschaffene bloße Typen kindlicher und jugendlicher Persönlichkeit, sondern „um wirkliche Wiederhervorrufung (individueller) früherer Ichpersönlichkeiten" handelt.

Der Autor erzählt zur Bekräftigung seiner Behauptung noch zwei Experimente, welche Herr v. B., der das Medium ausbildete, in seiner Gegenwart am 10. Februar und 12. März dieses Jahres vornahm und in welchen die Aehnlichkeit der suggerierten Persönlichkeit mit der wirklichen der Versuchsperson in früheren Lebensjahren viel deutlicher zu Tage trat als in der Vorstellung im Wiener Verein. Von besonderem Interesse

bezüglich der Agnoszierung der Identität ist ein Bericht, den Herr v. B. Krafft-Ebing nach der zweiten Sitzung zugehen ließ. Wir glauben deshalb, denselben hier wiedergeben zu müssen. Herr v. B. schreibt:

„Ungefähr eine Stunde, nachdem Sie uns verlassen (12. März 1893), erhielt Frl. P. den Besuch ihrer Mutter. Ihre erneuerte Nachfrage wegen Schriftproben aus der Kinderzeit brachte mich auf die Idee zu nachstehendem Versuche:

Ich versetzte Frl. P. in das Alter von 7 Jahren nach bekannter Methode, — in Gegenwart ihrer Mutter, jedoch so, daß sie dieser den Rücken kehrte, die Mutter also nicht sehen konnte. Nachdem ich einige Zeit mit Frl. P. gescherzt hatte, wobei sie nach Aussage ihrer Mutter, die darüber zu Thränen gerührt war, in unzweifelhaft charakteristischer Weise ihr spezielles Benehmen als Kind reproduzierte, forderte ich sie auf, sich umzuwenden und zu schauen, wer da sei. Die Veränderung ihres Gesichtsausdruckes von kindlichem Uebermut zu Schrecken war geradezu überwältigend. Sie blickte zuerst ihre Mutter suchend an, mit großen Augen, dann mich, fragend, dann wieder jene, und auf meine Frage: „Nun, wer ist denn das?“ stieß sie heraus: „Die Mutter — aber, — sie — sieht — ganz anders aus!“ und Frl. P. brach in kindliche Thränen aus.

Aus verschiedenen Gründen wollte ich dies Experiment nicht weiter verfolgen; ich beruhigte sie sofort, indem ich sie durch Bedecken der Augen in hypnotischen Schlaf versenkte, suggerierte ihr Amnesie für das Vorgefallene, versicherte mich des Schweigens darüber seitens der Mutter und ließ Frl. P. unter den gewohnten Vorsichtsmaßregeln erwachen!“

Professor Krafft-Ebing bemerkt zu diesem Berichte, es sei außer aller Frage, daß Frl. P. die dem suggerierten Lebensalter entsprechende Vorstellung von dem Aussehen ihrer Mutter besaß; durch die in dem Zeitraum von 26 Jahren erfolgte Veränderung im Aeußeren derselben aber sei sie naturgemäß ganz verwirrt und erschreckt worden und nach Kinderart habe sie eben zu weinen begonnen. — Er fügt noch bei, daß er, als er am 13. Juli 1893 die Versuche im Verein für Psychiatrie zum erstenmale nachexperimentierte, es teils aus Mangel an Zeit, teils um eine unbeeinflußte Kritik des Gesehenen zu provozieren, unterließ, von dem früher Beobachteten und Erfahrenen eingehende Mitteilung zu machen.

Im Verlaufe seiner Erörterungen macht er dann darauf aufmerksam, daß es nicht zu leugnen sei, daß Frl. P. am 13. weniger die verschiedenen suggerierten Ichpersönlichkeiten markierte, weniger aktiv bei der Sache war. Er findet jedoch, daß gerade die Minusleistung am 13. Juni ganz unbegreiflich wäre, wenn die Dame sich bloß den unpassenden Scherz einer Stunde der Täuschung einer Gesellschaft von Gelehrten gegenüber hätte machen wollen. — Auch glaubt er, daß trotz dieses Minus jeder Psychologe, der seinen Ausführungen gefolgt sei, die Identität der suggestiven Persönlichkeiten vom Februar, März und Juni 1893 und jeder Sachverständige im Schreibfach die Identität der Schriftzüge (abgesehen

von kleinen Abweichungen, bedingt durch verschieden glattes Papier, Federn und Tinte) sowie die der wirklich mit 19 Jahren und in suggeriertem 19. Jahr geleisteten Schriftproben werde anerkennen müssen.

Durch die Wiedergabe dieser letzteren Schriftproben in der neuen Schrift ist jedenfalls für jeden Vorurteilsfreien der Beweis von der Wahrheit der Behauptung des Forschers erbracht. Wir empfehlen unseren Lesern, von denselben Einsicht zu nehmen. Von Interesse für sie werden auch die antikritischen Bemerkungen Krafft-Ebings sein. Daß er in denselben auch die für einen Gelehrten fin de siècle bezeichnenden Worte des Professors Benedikt an seine Hörer zum ewigen Angedenken wiedergiebt, halten wir für sehr passend, ebenso auch seine Bemerkung, daß der gelehrte Richter geurteilt habe, ohne den Fall gekannt zu haben, ähnlich wie der Blinde von der Farbe.

Diesem „Forscher" gegenüber ist jedenfalls auch der Hinweis Krafft-Ebings auf die Thatsache von Wichtigkeit, daß die Versuchsperson nie hysterisch war und auch gegenwärtig, trotz gar häufiger Hypnose, nicht mit hysterischer Neurose behaftet ist. Seiner Ansicht nach wird durch den vorliegenden Fall auch die landläufige Annahme widerlegt, daß die Hypnose nur bei Hysterischen gelingt und überhaupt ins Gebiet der hysterischen Neurose gehört, wobei natürlich von schlauen Unkundigen alles in Hypnose Gebotene bequemster Weise einfach für Schwindel und Betrug erklärt wird. Ueberhaupt deutet er darauf hin, daß jedenfalls Hysterische im Allgemeinen schlecht zu hypnotischer Experimentation und Therapie geeignet sind. Bekanntlich hat über diesen Punkt in jüngster Zeit auch der berühmte Münchener Gelehrte Dr. med. et phil. Gerster in dem Buche „Psychologie der Suggestion", welches er mit Dr. Hans Schmidkunz, herausgab, auf Grund seiner ausgedehnten Erfahrungen höchst wichtige Aufklärungen gebracht.

Krafft-Ebing weist ferner am Schlusse seiner Schrift auf viele Berichte anderer Forscher hin, die schon vor ihm ähnliche hypnotische Beobachtungen gemacht haben, speziell auf Azam, Bernheim, Freud, Moll, Forel und Maury, und drückt sein Erstaunen über die Unwissenheit der Kritiker aus, welche in seinen Experimenten etwas Neues und Unerhörtes erblickten.

Leider verfällt er jedoch selbst in gewisser Hinsicht in die Fehler, die er an Anderen tadelt. Er äußert sich nämlich einmal gelegentlich in folgender Weise über die höheren Erscheinungen des Somnambulismus und der Clairvoyance: „Die Angaben hinsichtlich übernatürlicher Fähigkeiten oder überhaupt nur Steigerung der Geisteskräfte in dem hypnotisch provozierten Somnambulismus sind Fabeln, und bezügliche angebliche Leistungen (Clairvoyance u. dgl.) gehören dem Gebiet des Schwindels und des Betruges an". Wenn Professor Krafft-Ebing sich einmal die Mühe genommen haben wird, die diesbezügliche Litteratur so zu verfolgen, wie es bereits Baron Dr. du Prel gethan, so wird er wohl dieses Urteil bedauern, das er überdies schon jetzt mit seinen Behauptungen bezüglich

seiner Experimente nicht recht zusammenreimen kann. Daß er noch von „übernatürlichen" Fähigkeiten spricht, ist ein Beweis dafür, daß er die spiritualistische Auffassung der fraglichen Phänomene gar nicht kennt.

Zu unserer Freude können wir noch mitteilen, daß die Gegner des Experimentators auch durch eine zweite Séance im psychiatrischen Verein mit derselben Versuchsperson widerlegt wurden. Wie das Wiener Fremdenblatt berichtet, hatte nunmehr Frl. G. ein förmliches Kreuzfeuer zu bestehen. An der Prüfung beteiligten sich hauptsächlich Docent Dr. Karl Mayer, der Sekretär des Vereins, und der klinische Assistent, Dr. Fritz v. Sölder. Wie erzählt wird, machten außerdem nicht wenige Mitglieder des Vereins von der Gelegenheit Gebrauch, in das wirkliche Seelenleben des „Mediums" nach Möglichkeit Licht zu bringen. Dr. Mayer erklärte, daß er sich vollständig der Ansicht Krafft-Ebings anschließe, daß alles Thatsache und keine Täuschung sei. Und Dr. Sigmund Freud äußerte sich folgendermaßen: Ich bin den Experimenten des Professors von Krafft-Ebing aufmerksam gefolgt und kann nur erklären, „daß ich mit dessen Wahrnehmungen und Ansichten bezüglich der Hypnose vollkommen einverstanden bin. Alle darüber geäußerten Zweifel müssen in nichts zerfließen angesichts der Resultate, welche durch den hypnotischen Zustand des Frl. G. zu Tage traten. Fräulein G. ist ein durchweg reelles und objektives Medium, bei welchem jedes Mißtrauen nach dem ersten Eindruck schwinden muß. Was den Wert der Hypnose für die Wissenschaft betrifft, so muß ich mich ebenfalls auf die Seite des Professors Ebing stellen".



Das Ungewöhnliche.

Größenwahn und größtes Bewußtsein liegen nahe beieinander, und nur an ihrem Handeln und der Frucht ihrer That sind sie zu unterscheiden. Wohl aber erscheint dem gewöhnlichen Auge das oft als „Wahn", was die größte Erkenntnis und Offenbarung des Göttlichen in sich birgt. F. E.



Geisteskraft.

In sich gekehrt ist der Schaffende und meist unbewußt in Bezug auf die augenblicklichen menschlichen Folgen seines Handelns. Er vergißt all die einengenden äußeren Gesetze und Gesetzchen der Gegenwart, denn er fühlt das, was sie an Bleibendem in sich birgt, in seinem Innern wirken und weiß, daß er der Zukunft ein Gut zu übergeben hat. Dies Bewußtsein seiner göttlichen Sendung und seines geistigen Rechtes macht ihn unerschütterlich und verhilft ihm endlich zum Siege. F. E.





Sympneumatischer Einfluß.

Von

Carl Gerstl.

Wie sich die älteren Leser der „Sphinx" erinnern werden, hat diese Zeitschrift im Jahre 1889 (VII, 40; April 1889) einen sehr aufklärenden Vortrag des Grafen Carl zu Leiningen in der psychologischen Gesellschaft zu München zum Abdrucke gebracht, der den Titel „Sympneumata" führte. Derselbe hatte zum Gegenstande die beiden mystischen Werke unseres ehrwürdigen Gesinnungsgenossen Laurence Oliphant (gest. am 23. Dezember 1888 in Twickenham bei London) „Sympneumata" und „Scientific Religion".[1])

Lawrence Oliphant und seine Gattin erinnern an die hervorragenderen unter den selbstlosen Gestalten des Christentums, welche, die Güter der Welt verachtend, sich ganz der eigenen Vervollkommnung und der thätigen Liebe für ihre Mitmenschen widmeten. Sie verließen beide eine hohe und glänzende Stellung und verschenkten ihr bedeutendes Vermögen, um hierauf als Taglöhner in der erstarrenden Kälte Kanadas zu arbeiten. Sodann zogen sie sich auf die einsame Höhe des Berges Carmel in Syrien zurück, um dort, getrennt lebend, sich weiter zu entwickeln. Daselbst entstanden die beiden mystischen Werke. „Sympneumata" wurde unter gegenseitigem Einfluß der beiden Gatten aufeinander automatisch niedergeschrieben. „Scientific Religion" entstand, wie Oliphant behauptet, nach dem Tode seiner Gemahlin durch die geistige sympneumatische Einwirkung derselben auf ihn.

Wie Graf Leiningen in seinem Vortrage ausführte, beziehen sich die Grundgedanken der beiden Werke hauptsächlich auf das geistige Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß, da die ganze Natur in Männliches und Weibliches geteilt ist, diese beiden Prinzipe sich als geistige Kraft in der Gottheit wiederfinden müssen. Da der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes gestaltet ist, so mußte derselbe in seinen uranfänglichen Daseinsformen beide Geschlechter als ein Ganzes vereinigen. Erst nach der Störung der ursprünglichen Lebens-

---

[1]) Sympneumata or evolutionary force now active in man, 1885. Scientific Religion or higher possibilities of life and practice through the operation of natural forces. London, William Blackwood & Sons 1888 in 8°.

ordnung wurde der Geist bei seiner Verkörperung in zwei Geschlechter geschieden, die sich wieder zu ergänzen strebten. Der ergänzende weibliche, beziehungsweise männliche Teil, wird nun von Oliphant Sympneuma genannt. Er stellt, mit dem entgegengesetzten Geschlechte verbunden, das ursprüngliche Ganze des Menschenwesens wieder her. Die Verfasser der beiden genannten Schriften glauben ihre Behauptung durch ihre eigene Erfahrung stützen zu können, insofern dieselben das Resultat eben der mystischen Geistesverbindung von Mann und Weib sind. Sie suchen auch weiterhin ihre Ansicht zu begründen, daß die Menschheit zu der Wiederherstellung ihres ursprünglichen Zustandes, der Vereinigung ihrer doppelten Natur, — im Uebergange begriffen sei.

Oliphant erzählt übrigens in seinem Buche „Scientific Religion" auch Beispiele von sympneumatischen Einflusse im weiteren Sinne, von der Möglichkeit der Einwirkung einzelner allgemeiner verwandter Männer und Frauen, sowie überhaupt verwandter Pneumata aufeinander.

Kürzlich nun haben die englischen spiritualistischen Zeitschriften wieder auf eines dieser Beispiele hingewiesen und wir glauben dasselbe hier gleichfalls unsern Lesern vorführen zu sollen. Am 16. Dezember des Jahres 1887 wurde Oliphant, – so erzählt er, — gebeten, zwei arme Kranke zu besuchen, die ganz nahe beisammen wohnten. Die eine der Beiden war eine Frau von ungefähr 60 Jahren, die 10 Tage lang an ihr Bett gefesselt war, sich nicht bewegen konnte, und schreckliche Schmerzen im Rückgrat und in den Lenden hatte. Der andere war ein Mann von 65 Jahren, der durch einen starken Anfall von Bronchitis zu leiden hatte. Oliphant wandte die gewöhnlichen natürlichen Mittel für die Fälle an und kehrte dann nach Hause zurück.

Um die dritte Stunde des folgenden Morgens wurde er durch eine Empfindung der Respirationsbewegung, die nach seiner Erfahrung ein Anzeichen sympneumatischer Thätigkeit war, aus dem Schlafe geweckt. Er gab, wie er sagt, sich der Stimme des Pneumas hin und verstand hierdurch, daß er sofort aufstehen und die beiden Patienten besuchen müsse. Was das Ergebnis seines Besuches sein sollte, erkannte er nicht; der Befehl war aber klar und er befolgte ihn sofort. Als er in das Haus der Frau eintrat, fand er sie im gleichen Zustande wie Tags vorher und noch unfähig, sich zu bewegen. Er sagte ihr, er fühle, daß er göttlich gesandt sei, um ihre Heilung zu bewirken, und daß sie deshalb alles befolgen müsse, was er ihr zu thun befehlen würde. Sodann führte er seine linke Hand leicht über ihren Rücken und nahm zur selben Zeit ihre rechte Hand in die seinige. Sobald er den Rücken berührte, fühlte er die eigentümliche, ihm bekannte Vibrationsbewegung sein ganzes System ergeifen, und in seinem inneren Bewußtsein wurde er überzeugt, daß er ihr befehlen müsse, sofort aufzustehen und herumzugehen. Er that so. Und plötzlich erhob sie sich, zu ihrem und der Anwesenden Erstaunen, und geführt von seiner rechten Hand ging sie scheinbar ohne Mühe und Schmerz mehrmals im Zimmer auf und ab. Sie sagte sodann, daß sie sich ganz wohl befinde und sprach

den Wunsch aus, an die Arbeit zu gehen. Oliphant jedoch gab ihr die Weisung, ruhig zu bleiben und sich nicht zu beunruhigen, wenn der Schmerz in gewissem Grade wiederkehren werde.

Er ging sodann in das Haus des anderen Patienten, mit dem Vorsatze, dasselbe für ihn zu thun, wenn die Symptome des Pneuma ihn lenken würden. Kaum aber hatte er seine Hand genommen, als er fühlte, daß der Einfluß ihn verließ und zur Erkenntnis kam, daß in diesem Falle seine spirituelle Hülfe nicht beabsichtigt war. Er war deshalb gezwungen, sich mit gewöhnlichen Anweisungen und mit Worten des Trostes und des Mitleides zu begnügen.

Am nächsten Tage, — Sonntag, den 18. Dezember, — besuchte er beide Patienten. Er fand die Frau, wie zuvor, daliegen, und sie sagte ihm, daß sie abermals einen kleinen Anfall gehabt habe. Jedoch erhob sie sich diesmal sogar ohne seine Beihülfe, und nachdem sie im Zimmer eine Weile umhergegangen war, fühlte sie sich wieder ganz wohl. Der Mann hingegen befand sich in viel schlechterem Zustande und Oliphant konnte zu seinem Bedauern abermals keinen Einfluß auf ihn ausüben.

Am folgenden Tage, Montags, war die Frau vollkommen hergestellt und ging an ihre gewöhnliche Arbeit. Der Mann aber war gestorben.



Bald bin ich frei!

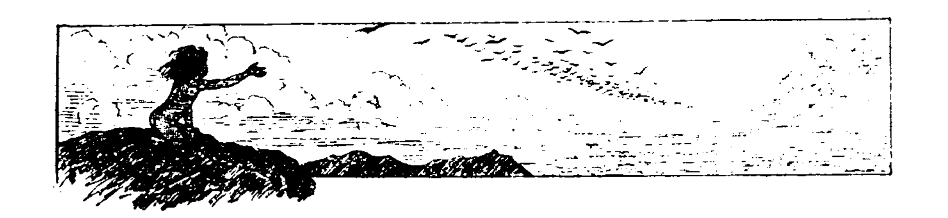
Von

Hans von Mosch.

Eilet Gedanken
leuchtende Bahnen,
tragt mich hinweg
über Freude und Leid.
Sehnen der Seele,
heiliges Ahnen
einer unsagbar
seligen Zeit.
Leise noch perlen
vom Auge die Thränen,
leise noch nagt mir
der Schmerz in der Brust;
leise noch ruft mich
das Hoffen und Wähnen
irdischer Liebe und
irdischer Lust.

Aber mit siegenden
Himmelsgewalten
wogt durch die Seele
das ewige Sein;
bald wird mich keine
der Fesseln mehr halten,
bald bin ich frei vom
bethörenden Schein.
Eilet Gedanken
leuchtende Bahnen,
tragt mich hinweg
über Freude und Leid.
Sehnen der Seele,
heiliges Ahnen
einer unsagbar
seligen Zeit.





Geisterpost.

Von

Henri de Saint-Paul.

Wenn ein Forscher der Gegenwart die zahlreichen Berichte der spiritualistischen Zeitschriften prüft, so findet er nicht selten solche, welche diejenigen von magischen Wundern mittelalterlicher Okkultisten und Heiliger sowie indischer Yogis noch zu übertreffen scheinen, zum mindesten ihnen, was Unglaublichkeit für den Skeptiker anbelangt, gleichstehen. Einen solchen Bericht lasen wir nun auch in der Londoner Wochenschrift „Light“ vom 24. Juni 1893. In derselben erzählt ein Herr J. G. Meugens Folgendes.

Als er im Jahre 1879 in England weilte, widmete er sich spiritualistischen Forschungen. Damals lernte er mehrere Medien kennen, unter anderen Herrn Arthur Cölman, einen jungen Musiker. Mit letzterem wurde er bald sehr befreundet und erhielt durch seine Mittlerschaft viele interessante Phänomene. Im Oktober desselben Jahres kehrte er nach Calcutta zurück.

Daselbst behielt er vom November 1881 bis zum Februar 1882 das bekannte Medium Eglinton als Gast in seinem Hause.

Häufig erhielt er Briefe von Cölman, der sich auch nach Eglinton erkundigte.

Eines Tages, am 15. Januar 1882, besuchte er den Obersten Gordon und seine Gemalin, die in Howrah am jenseitigen Ufer des Hooghlyflusses wohnten. Abends kehrte er nach Hause zurück, von ihnen begleitet, und saß noch eine Zeit lang in der Veranda, als plötzlich Eglinton in Trancezustand kam und sein kontrollierender Geist mitteilte, daß er ihm einen Brief von London gebracht, den soeben Mr. Cölman geschrieben habe. Meugens erhielt die Weisung, ins nächste Zimmer zu gehen und in die dort befindliche Zither zu sehen, in welcher der Brief verborgen wäre. Der Geist fügte noch bei, daß er den Brief unvollendet von dem Schreibtische Cölmans weggenommen habe, während dieser das Zimmer verlassen hatte. Er sei sehr erstaunt gewesen, als er das Schreiben nicht mehr vorfand und werde es sicher mit einer Bemerkung über das Vor-

gefallene wiederholen. Als nun Meugens der Weisung Folge leistete, fand er wirklich das Gesuchte in der Zither. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

16 St. Paul's Crescent. Camden-square, London. NW. January 15. 1882.

Mein lieber Freund!

Ich möchte gerne erfahren, wie es mit Ihren Séancen geht. Ich wünsche oft, bei Ihnen sein zu können. Jedoch glaube ich, daß Sie bald in England sein werden. Es ist jetzt schrecklich kalt hier und pechdunkel, obwohl es noch nicht fünf Uhr geschlagen hat. Heute nachmittag sah ich in einen Krystall, der einem Freunde gehört, — nur zum Spaß, da ich nicht glaube, daß die Krystalle viel nützen können. Jedoch sah ich zu meinem Erstaunen in demselben Sie und Eglinton unter einer Veranda sitzen. Dieses Bild entschwand und ich erblickte dann den Namen Gordon. Ich glaube, daß hier die Einbildungskraft viel mitgespielt hat, da ich häufig an Sie dachte, obwohl ich mir das Erscheinen des Namens nicht erklären kann".

Mit diesem Satze endete der vorgefundene Brief. — Die Zeit von Calcutta ist der Londoner nahezu sechs Stunden voraus. Da nun der Berichterstatter um 11 Uhr abends in seiner Veranda saß, so war dies gerade um die Zeit, in welcher Cölman seinen Brief schrieb.

Meugens, sehr erstaunt über das Vorkommnis, gab, da es ihm nicht möglich war, so lange in Indien zu bleiben, bis der zweite Brief von Cölman hätte eintreffen können, den vorgefundenen seinem Bruder mit der Weisung, falls Briefe, von der nämlichen Hand geschrieben, ankommen würden, dieselben, zugleich mit dem ersten, Mrs. Gordon zu übergeben.

In der That kam noch ein Brief an und wurde der Dame sodann zugestellt. Meugens giebt zum Vergleiche auch von ihm eine Abschrift, folgenden Inhalts:

16 St. Paul's Crescent, Camden-square, London, NW. January 16.

Mein lieber Freund! Gestern fiel mir etwas recht Sonderbares auf! Ich schrieb einen Brief an Sie, wurde aber abgerufen und fand bei meiner Rückkunft, daß er vom Tische verschwunden war. Ich habe überall gesucht, um ihn wieder zu finden; das gelang mir aber nicht. Deshalb schreibe ich Ihnen diesen Brief. Ich möchte gerne wissen, wie Sie mit Ihren Sitzungen vorwärts kommen. Famos, hoffe ich; denn Eglinton ist, wie ich weiß, wahrhaft vorzüglich.

Ich denke oft an Sie und wünsche bei Ihnen zu sein. Ich hoffe, daß Sie mir in Ihrem nächsten Briefe schreiben werden, wann Sie nach England zu kommen gedenken. Ich hoffe, Sie dann zu sehen. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen Ihr Freund

Arthur.



Meugens fügt noch an, daß er diesen merkwürdigen Fall nur deshalb erst jetzt publiziert habe, weil früher die Verwandten des jungen Mannes entschieden dem Spiritismus opponierten und daher aus der Publikation Cölman Schwierigkeiten erwachsen wären.

Unsere Gegner werden wohl, wenn Sie von diesem Fall Kenntnis erlangen, spöttisch meinen: „Es giebt mehr Dinge im Spiritismus, als Himmel und Erde sich träumen lassen". Nun, wir können ihnen ihre Skepsis in diesem Falle nicht verübeln. Denn gerade diese Phänomene gehören ja zu den unglaublichsten und speziell diese Art von Geisterpost läßt Bedenken auftauchen. Man wird es in der That bedauern, daß die „Spirits" nicht alle so liebenswürdig sind, ihre freie Zeit zu derartigen Beförderungen zu benutzen. Dadurch würden sie sich doch unschätzbare Verdienste erwerben und die Dankbarkeit aller derer, denen an einer Blitzpost gelegen sein muß, würde jedenfalls keine Schranken mehr kennen. Immerhin müssen wir hier noch auf die Zusammenstellung ähnlicher Vorkommnisse verweisen, die Aksakow in seinem Werke „Animismus und Spiritismus" gegeben hat (II, p. 551—564). Wir wollen aus derselben nur einen Fall noch anfügen, welchen Prof. W. F. Barrett verbürgte. Derselbe erhielt hierüber von einem Freunde, für dessen Wahrheitsliebe er einsteht, im Jahre 1876 briefliche Notizen, welche im Londoner „Light" (1883 p. 30—31) abgedruckt sind und denen wir Folgendes entnehmen:

„Ich war noch nicht von dem übernatürlichen Charakter der Manifestationen, die ich erhielt, überzeugt und fühlte, daß es unmöglich wäre, eine Ueberzeugung von der Einwirkung des Mediums gründlich festzustellen, wenn ich nicht wichtige Resultate in meinem eigenen Zirkel erhielte ohne die Anwesenheit eines professionellen Mediums und unter Bedingungen, welche den Betrug unmöglich machten. Eine günstige Gelegenheit hierzu fand sich vor nun sechs Jahren.

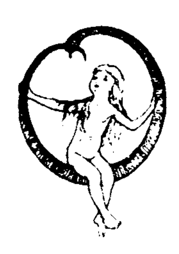
Ich verweilte damals an der Seeküste zu Lowestoft, 175 Kilometer von London entfernt, mit meiner Gattin, einer jungen Dame und einem Herrn, einem alten und intimen Freunde. Alle diese, besonders meine Frau, waren ungläubig und verlachten unsere Sache. Wir entschlossen uns jedoch, den Versuch anzustellen, welche Resultate wir erhalten könnten.

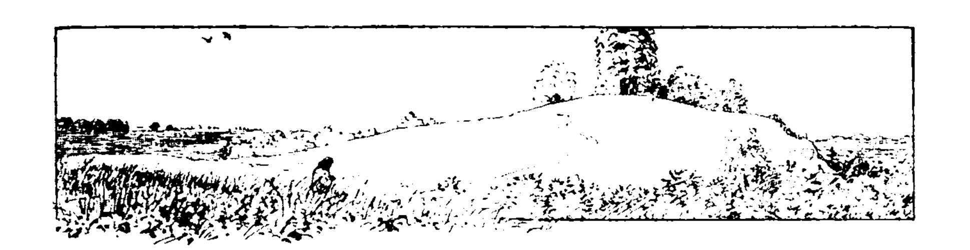
Wir saßen in einem Gesellschaftszimmer im ersten Stock bei verschlossener Thür, zu der ich den Schlüssel in meiner Tasche hatte. Wir drehten das Gas aus, aber es lag voller Mondenschein auf den Fenstern und im ganzen Zimmer war es hell genug, daß wir einander und auch alle Dinge, die rings umher und im Zimmer sich befanden, sehen konnten. Der Tisch war ein länglich viereckiges, schweres Möbel aus Wallnußholz. Ich will meinen Freund F. und die Dame A. nennen". . . . Hierauf folgt nun im Berichte des „Light" die Beschreibung mehrerer Sitzungen, bei denen Bewegungen von Gegenständen, Lichtschein, Berührungen, Erscheinungen von Gestalten, Apports von Blumen konstatiert wurden. Durch diese letztere Art von Manifestationen wurde man auf den Gedanken gebracht, den Apport eines zu Hause gelassenen Gegenstandes zu verlangen.

„F. bittet,“ so heißt es dann in Fortsetzung des Briefes, „um etwas aus seinem Hause. Er wird gewaltsam bewegt und in Trance versetzt. Da liegt plötzlich eine Photographie von einer jungen Dame auf dem Tische vor ihm. Meine Frau nimmt sie zu sich und zeigt ihm, als er nach etwa 15 Minuten wieder zu sich gekommen ist, dieselbe. Er steckt sie in seine Tasche, bricht in Thränen aus und sagt: „Ich würde das um keinen Preis gewünscht haben“.

Die Photographie war die einzige vorhandene Kopie von dem Bilde einer jungen Dame, mit der er einst verlobt gewesen war. Sie befand sich in einem Album, das in eine mit zwei Schlössern gesicherte Schublade gelegt war, in seinem Hause im Westend von London. Bei unserer Rückkehr in die Stadt war sie verschwunden, und seine Gattin, die gar nicht wußte, daß wir Séancen gehabt hatten, erzählte uns, daß zur selben Stunde ein schrecklicher Krach in seinem Schlafzimmer erfolgte, so daß die Bewohner des Hauses kamen, um nach der Ursache desselben zu forschen“.

Dieser Fall ist gewiß infolge seiner Aehnlichkeit mit dem ersten von großem Interesse. Bei beiden Vorkommnissen hat übrigens offenbar auch eine Durchdringung der Materie stattgefunden, das Phänomen, welches Aksakow im ersten Bande seines Werkes (S. 115 ff.) so ausführlich behandelt. Er nennt es daselbst ein solches von einer unermeßlichen Wichtigkeit, da es den evidenten und positiven Beweis liefere, daß wir eine transcendentale Thatsache vor uns haben, d. h. eine, erzeugt durch Kräfte, welche über die Materie eine Macht haben, von der wir uns keine Vorstellung zu machen vermögen. In beiden Fällen nun würde, wenn wir den Berichterstattern glauben wollen, speziell auch die Intensität der Bewegungskraft eines psychischen Centrums zu vermerken sein.





Der Wanderer.[1]

Von

M. G. Conrad.

✻

Die Landstraße, steinig, staubig, endlos sich hinziehend. Glühende Feiertagssonne darüber, rastlos strahlendes Feuer, selbst im Niedergange noch wie sengender Brand auf Weg und Steg in der weiten Ebene.

Zur Rechten und Linken ödes Feld, das militärische Drillfeld, nicht das geringste grüne Hälmchen darauf, millionenfach abgestampfter Exerzierplatzboden, moderne Kulturwüste des Massenheeres.

Im Rücken die große Stadt mit Türmen und turmhohen Fabrikschloten in unübersehbarer Zahl.

Geradeaus, in stiller Ferne, ein Waldsaum, dann Hügel, dann Berge, immer höher strebend in geschweiften, sich schneidenden Linien, dann der Himmel mit leichten Wolkenschichten, vom Abendlicht der scheidenden Sonne flimmerig gerötet.

Auf der heißen Stauböde der Landstraße ein Wanderer.

Aus der Stadt.

Ganz allein.

Seine Miene traurig, sein Blick in sich gekehrt, so wandert er langsamen Schrittes wie ein mit schweren Gedanken und tiefen Schmerzen Beladener, die nackten Füße im grauen Staub.

Er ist gekleidet in einen schlichten Mantel von Wolle, nicht feiertäglich, nicht werktäglich. Eine Sonderkleidung, die wie Natur erscheint, wie von selbst geworden zur Hülle der einfachen Menschengestalt.

Nicht jung und nicht alt von Ansehen. Barhäuptig. Das Haar in langem Wuchs bis auf die Schultern.

Wundersamer Glanz, feucht schimmernd wie von verhaltenen Thränen, bricht aus den dunklen Augen, so oft er sein Haupt erhebt, flüchtig die Länge des Weges zu messen.

Wie in stummer Selbstrede gehen zuweilen seine Hände aufwärts mit sanfter Fingerbewegung. Schön geformt, voll innigen Ausdrucks sind

[1] Aus den Novellen und Lebensbildern: „Raubzeug“, die im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen.

diese Hände, heilsam, als wären sie nur milden Wohlthuns und segnenden Auflegens gewohnt. Heilige Heilandshände wie Gabriel Max sie gemalt.

Er geht noch immer einsam, die nackten Füße im grauen Saub der Landstraße. Kein Mensch folgt ihm. Mit jedem müden Schritt in sinkender Sonne entrückt sich die Stadt und näher treten der Wald, die Berge, der Wolkenhimmel im Gesichtsfelde des Wanderers.

Jetzt Menschen, allerlei Volk, das stadtwärts zieht, ihm entgegen, aus dem Wald, von den Bergen. Einzeln, in Gruppen in langen Abständen. Ihre Stimmen erst fern, dann näher und näher. Gewöhnliche Stimmen, von keinem Abendfrieden selig gestimmt, mißtönend und abgebraucht im Geschrei der Arbeit und des Vergnügens, des Marktes und grell sich äußernder Begierden.

Die ersten Stimmen gingen vorüber, grußlos, mit einer Pause. Hinter seinem Rücken erst schlugen sie auf in lautem Lachen.

„Jetzt den schaut an!" — „Ein alter Gaukler!" —

Und der Wanderer ging fürbaß, in gleichem Schritt, mühselig und bedrückt. Er legte die Hände an den Leib und zog den Mantel dichter.

Und als sich die zweite Gruppe näherte, blieb er ein wenig stehen und hob den Kopf mit einem langen, schmerzensvollen Blick.

Aber es schienen Liebespaare, trunken von fleischlicher Lust, die hatten kein Auge für ihn. Ihre Sinne waren gefangen, sich selbander zu genießen in stummem Begehr und Gewähr.

Der Wanderer ging beiseit, am Rain des Weges.

Tiefer und tiefer sank die Sonne, bleicher wurde die Erde in der Ferne vor den wachsenden Schatten des Waldes.

Soldaten mit lustigen Mädchen, singend und johlend, mit den Schuhen stampfend, daß der Staub in Wirbeln tanzte.

Streitende Arbeiter. Heftige Worte flogen von Gruppe zu Gruppe.

Und als sie im Vorübergehen den Wanderer musterten mit fragendem Blick, da stand er stille und sprach mit sanfmütiger Stimme: „Ziehet hin in Frieden, denn selig sind die Friedfertigen".

Da rief Einer: Was hat sich der Narr um uns zu kümmern?"

Und ein Anderer: „Der scheint wahrhaftig einer Schaubude entlaufen".

Und ein Dritter: „Laßt ihn, der ist auf dem Weg zum Irrenhaus. Gut Nacht, toller Onkel!"

Der Wanderer schritt weiter, gesenkten Hauptes.

Ein Reiter in funkelnder Uniform sprengte vorüber.

Immer noch dehnte sich der Weg zum Walde.

Schwarzgekleidete Männer und Frauen in Trauerfloren, auf der Rückkehr von einer Beerdigung. Aber im Herzen wohnte Haß, Zank auf den Lippen, um des Mammons willen, den der Verstorbene hinterlassen. Die heiligen Bande der Blutsverwandtschaft waren ein leeres Wort, die Thränen, die am offenen Grabe geflossen, eitel Heuchelei. Alle hatten in gieriger Sucht auf den Tod des geliebten Vetters gewartet, um sich auf seine Hinterlassenschaft stürzen und Einer dem Andern den besten Brocken



wegschnappen zu können. Und schon auf dem Heimweg vom Friedhofe entbrannte die grimmige Fehde um Mein und Dein. Und morgen werden sie auf die Gerichte eilen, und die Advokaten werden sich vergnügt die Hände reiben.

Eine prächtige Kutsche rasselte vorbei, mit Lakaien in majestätischer Haltung auf dem Bock und strotzig aufgeblasenen Insassen.

Dann zwei Männer in feierlich dunkler Kleidung, mit goldenen Brillen und wichtigthuenden Geberden. Ein Pastor und ein Professor.

Mit einem Blick auf den Wanderer blieben sie stehen: „Auch eine Ausgeburt unserer entarteten Zeit. Ein Strenner im Apostelgewand. Vielleicht ein Anarchist.“

Und der Wanderer sprach zu Ihnen mit unendlicher Güte im Tone: „Selig sind die Armen im Geiste“.

Da rief der Pastor mit zornig gerötetem Gesicht: „Welche Blasphemie! Was geht Sie Gottes Wort an, Mensch?“

Aber der Professor faßte den Hitzigen am Arm und zog ihn lachend von dannen: „Was ereifern Sie sich über den Hanswurst!“

Nach einer Weile kamen des Weges Bürger im Marschschritt, Laubzweige am Hut, ein banales soldatisches Lied singend. Sie schmetterten höhnisch dem Wanderer den Refrain ins Gesicht.

Dann zwei Handwerksburschen, den Fechtprügel schwingend.

„Auch'n Bruder Straubinger?“ rief der eine von ihnen den Wanderer an. „Weißt' ne flotte Herberge?“

„Selig sind, die reines Herzens sind. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“.

„O der olle Pfaffenwitz! Laß ihn laufen, Bruder. Er wird froh sein, wenn er bei Muttern Grün Quartier findet“.

Einige Künstler, mit Photographie- und Malgeräten beladen.

Der Maler zwinkerte mit dem linken Auge, als er des Wanderes ansichtig ward: „Du, Borstel, der Kerl dort wär nicht übel. Effektvoller Charakterkopf, famose Figur. Gewiß billig zu kriegen“.

„So was à la Uhde meinst du?“

„Für die nächste Ausstellung schwebt mir etwas Ähnliches vor, irgend eine Schächergeschichte frei nach dem Evangelium“.

„Nicht zu empfehlen. Bis nächstes Jahr ist der ganze Schwindel aus der Mode. Schon zu sehr abgeklappert“.

„Also was Anderes. Mir auch recht. Fahr' wohl, Absalon, mein Sohn“.

Jüdische Händler in lebhaftem Gemauschel, sich unterbrechend:

„Siehste den dort?“

„Stuß! Ein verkappter Anti —

„Wo ist noch ä Sicherheit in der Welt?“

Sie schlängeln mauschelnd weiter.

Da bog der Wanderer mit einem Seufzer von der Straße ab und bog einen Feldweg ein.

Im Grase zirpten die Grillen ihr Abendlied.

Von fernher rasselte einen Augenblick die Eisenbahn.

Dann wieder Stille.

Der Feldweg führte an einer armseligen Hütte vorüber. Ein Mütterlein, alt und krank, saß stöhnend davor auf einer Holzbank.

„O mach' ein Ende, Herr, mit aller unserer Not!" Und sie erhob zitternd die gefalteten Hände.

Da trat der Wanderer auf sie zu und berührte leis ihre Stirn.

Plötzlich verklärte ein dankbares Lächeln ihre gramvollen Züge, sie neigte den Kopf und entschlief mit dem gelispelten Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Am Waldesrande fand er zwei zerlumpte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, Hand in Hand stehen und bitterlich weinend. Vor ihnen lag ein großer Krug mit Beeren in Scherben.

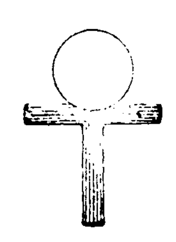
„Wir trauen uns nicht heim, jammerte das Bürschchen.

„Wir finden den Weg nicht, so in Nacht —" das Mädchen.

„O Gott, steh' uns bei!" Und sie erhoben hilfesuchend den Blick zu dem fremden Manne, dessen Antlitz ihnen in göttlicher Güte leuchtete, milder und erquickender als der schönste Stern am Himmel.

Mitten in der Stille rauschte plötzlich der Wald auf wie wundersamer Gesang, und eine rosige Wolke senkte sich langsam hernieder vom mächtigen Himmel, dicht und weich wie Engelsfittiche, und ein seliges Lüftchen umfächelte die Kinder, daß ihre Thränen im Nu trockneten.

Und der gütige Mann nahm die glücklich wie im Traum erstaunten Kinder auf seinen Arm und drückte sie an seine Heilandsbrust und entschwebte mit ihnen in der rosigen Wolke, umsäumt vom Golde des Abendrots.





Die empfindliche Hand.

Von

Reinhart Frei.

✵

Es war einmal — vor langer, langer Zeit — eine Hand; nicht ein rosiges Kinderhändchen, auch nicht die lilienzarte, mondscheingleiche Hand einer Prinzessin. Es war eine einfache Arbeitshand, wenn sie auch nicht durch Hacke und Spaten Schwielen erworben oder durch unausgesetzten Gebrauch von Hobel und Hammer mißgestaltet war. Sie war gewohnt, tüchtig zuzugreifen und hatte manches Stück Arbeit geleistet.

Zu der Hand gehörte ein Auge; nicht himmelblau wie die Augen der Märchenfeen, nicht nachtschwarz wie die der Houris im Paradiese Muhameds, sondern ein ganz gewöhnliches graues Auge, scharf, ernst und still.

Eines Tages, als das Auge von der Arbeit aufblickte, damit ein Stückchen Himmelsblau und ein kleines Bündelchen Sonnenstrahlen hineinfallen möchten, sah es etwas Weißes schneeig schimmernd durch die Luft herniederschweben, langsam zuerst wie ein Schwan mit weit ausgespannten Schwingen, dann immer schneller, je tiefer es sank. Auf der Erde, gerade an der Stelle, über der es sich herabsenkte, stand ein mächtiger Kessel, in dem Pech gekocht wurde, schwarzes, zähes Pech; und wild brodelnd und zischend wallte es im Kessel auf und ab. Tiefer, immer tiefer senkten sich die schneeigen Schwingen des Schwanes; und schon streiften sie den Rand des unheimlichen schwarzen Kessels. Sollte der Schwan, der fleckenlos reine, versinken in den feurigen schwarzen Wogen, elend darin zu Grunde gehn? — O nein! das durfte er nicht! Unerschrocken griff die Hand nach dem Rande des Kessels, das Unheil zu verhüten, den Schwan zurückzuhalten. Auf zischten die wilden Pechwogen, Höllenglut überströmend. Die Hand wurde verbrannt, fast bis auf die Knochen — das schimmerndweiße Etwas, das sie gerettet hatte — war der Pudermantel der Prinzessin Eitelkeit, den diese zornig von sich geschleudert, weil die Spitzen nicht gut genug geplättet waren.

Lange, lange wollte die Hand nicht wieder heil werden, und sie mußte vollständig verpackt, in ölgetränkter Watte einhergehen, bis ganz allmählich die Wunden anfingen sich zu schließen. Endlich bedeckte sie sich wieder mit einer Haut. Durchsichtig dünn und rosenrot war diese und so zart und empfindlich, daß es ihr schon Schmerz verursachte, wenn eine vorüberschwirrende Eintagsfliege sie mit den Flügelchen streifte. Sie konnte noch nichts thun und ruhte in weicher, schneeweißer Binde. Das graue Auge, das zu der Hand gehörte, schaute durch das geöffnete Fenster zum Himmelsblau und Sonnengold hinaus. Draußen blühten die Blumen und tanzten die Schmetterlinge in allen Farben. Am Fenster saß ein Chemiker bei seiner Arbeit, vor ihm stand ein Glasgefäß mit Schwefelsäure.

Unter den spielenden hellfarbigen Schmetterlingen fiel dem beobachtenden Auge ein samtschwarzer Falter auf, der nicht wie die anderen bald hierhin, bald dorthin flatterte, sondern, gleichsam zielbewußt, sich mit vornehmer Ruhe nach einer bestimmten Richtung hin bewegte, dem offenen Fenster zu, gerade hernieder auf das Glas mit Schwefelsäure. In tödlichem Schrecken fuhr die hilfbereite Hand aus der weichen Binde. Das feierlich schöne, ernst-anmutige Tierchen sollte nicht so kläglichen Todes sterben. In dem Augenblick, wo die Hand danach faßte, schoß eine Schwalbe, Fliegen haschend, vorüber. Das Glas fiel um, und die Schwefelsäure spritzte auf die Hand und verbrannte sie völlig.

Der schwarze Falter war eine Flocke verkohlten Papieres, die der Sommerwind herüberwehte vom benachbarten Hofe der Reichsbank, wo gerade alte, schmutzig gewordene Kassenscheine verbrannt wurden.

Diesmal schien es mit der Hand ganz aus zu sein, und auch das graue Auge wollte brechen. Selbst der Chemiker, der doch alle Stoffe kannte, wußte keinen, der noch helfen könnte, und schüttelte nur traurig den Kopf.

Aber als ob sie aus unvergänglichem Stoffe bestände, der zwar verletzt, doch nicht zerstört werden kann, bekleidete sich die Hand im Laufe der Zeit von neuem mit Fleisch und Haut, so daß sie dem Aussehen nach gar nicht von anderen Händen zu unterscheiden war. Ihre Arbeitskraft gewann sie auch wieder, aber ihre Empfindlichkeit blieb für immer so groß, daß sie beständig einen dicken Lederhandschuh tragen mußte, um sich vor schmerzlichen Berührungen zu schützen.





Die Telepathie im Salon.

Von

Alfred Wälkler.

Der Geheime Kommerzienrat Römer gab wieder einmal ein splendides Souper, zu welchem außer seinen intimen Geschäftsfreunden verschiedene Professoren, Redakteure, Maler, Bildhauer und Bühnenmitglieder Einladungen erhalten hatten. Künstler und Gelehrte durften bei diesen lukullischen Mahlzeiten niemals fehlen, denn der Herr Geheimrat war nicht nur ein großer Kunstmäcen, sondern auch ein Förderer der Wissenschaft, insofern als er die Ausrüstung von Forschungsreisenden stets in bereitwilligster Weise mit bedeutenden Geldmitteln zu unterstützen pflegte. — Daß auch Redakteure von ihm mit Einladungen beglückt wurden, war natürlich, denn ihnen hatte er es ja zum großen Teil zu danken, daß man ihn überall als einen Mann von loyalster Gesinnung, von großem politischen Einfluß, von seltenem Kunstsinn, von einer Herzensgüte, die ihres gleichen suchte, kurz und gut, als einen Mustermenschen kannte.

Die Tafel war aufgehoben und die Gesellschaft zog sich in den Salon zurück, wo die lebhafteste Unterhaltung, die man während der Mahlzeit geführt hatte, fortgesetzt wurde. Sie hatte in Folge einer Kontroverse zwischen dem Maler Lenhard und seinem Tischnachbar, dem Professor der Medizin, Dr. Warsdorf, eine Richtung genommen, die man in diesen Räumen, wo man sich sonst nur für Kunstausstellungen, Entdeckungsreisen, Hof- und Theatergeschichten zu interessieren schien, schwerlich erwartet haben würde.

Lenhard, ein junger, blondbärtiger Mann von gedrungenem, kräftigem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdruck, den man seinem ganzen Aeußeren nach eher für einen angehenden Rechtsanwalt, als für einen Künstler hätte halten können, war so unvorsichtig gewesen, an den Herrn Professor die Frage zu richten, ob er in seiner Klinik auch bereits den Hypnotismus als Heilmittel eingeführt habe? Hätte er ahnen können, daß er mit dieser Frage den alten Herrn in eine so üble Stimmung versetzen würde, wie sie sich thatsächlich in der bissigen Antwort desselben äußerte, so würde er wahrscheinlich das heikle Thema nicht berührt haben,

sich aber öffentlich sagen zu lassen, daß die in der Salpetrière in Paris sowie in den Kliniken von Nancy erzielten hypnotischen Heilungen, deren Zeuge er gewesen war, eitel Schwindel seien, das konnte er doch nicht ruhig über sich ergehen lassen, und mutig trat er für seine Ueberzeugung ein, daß der Hypnotismus mit seinen Heilwirkungen noch eine große Zukunft habe und daß die merkwürdigen Erscheinungen der Suggestion und der Telepathie, d. h. der Hervorbringung von Eindrücken einer Person auf eine andere, ohne Zuhülfenehmen der bekannten Sinneswerkzeuge auf Wahrheit beruhten. Schlicht und einfach erzählte er, was er teils selbst erlebt, teils aus den Protokollen der Society for Psychical Research in London über diese seltsamen Dinge gelesen hatte und nahm dadurch trotz der fortgesetzten Opposition des Professors das Interesse der Tischgesellschaft in hohem Maße in Anspruch.

Namentlich Fräulein Marno, eine gefeierte Sängerin, schien von der Wahrheit des Erzählten tief durchdrungen zu sein und teilte mit, daß sie selbst von dem Magnetiseur Böllert hypnotisiert worden sei und in dem merkwürdigen Zustand, in dem sie sich dabei befunden, die tollsten Dinge begangen habe, oder vielmehr habe begehen müssen, da ihr die Herrschaft über ihren Willen vollständig verloren gegangen sei. Aber auch andere der Tischgenossen, welche den Vorstellungen jenes Magnetiseurs beigewohnt hatten, waren von der Aechtheit der Phänomene des Hypnotismus fest überzeugt, und der Maler Wolfram wollte sogar die Manifestationen des Spiritismus, an die er glaubte, damit in Zusammenhang bringen.

„Da haben wir's!“ rief der Professor aus, als sich die Gesellschaft in den Salon begab. „Diese neumodische Narrheit der hypnotischen Experimente ist weiter nichts als eine neue Auflage der abgeschmackten Tischklopferei und Geisterseherei, die man kaum aus der Welt geschafft wähnte, nachdem ein großer Teil derjenigen, welche sich damit beschäftigten, dem unheilbaren Irrsinn verfallen waren!“

„Aber, Herr Professor!“ — warf Lenhard hier ein — „Ich selbst bin ein Gegner des Spiritismus und bin der Ansicht, daß gerade der Hypnotismus die beste Erklärung seiner vermeintlichen Wunder, die beste Waffe zu seiner Bekämpfung darbietet!“ „Unsinn!“ — rief der Professor aus — „Den Teufel treibt man nicht durch Beelzebub aus! Wenn sich doch das Laienpublikum von Dingen fern halten wollte, für deren Untersuchung es schlechterdings nicht die nötige wissenschaftliche Schulung besitzt!“

„Aber wie, wenn die deutsche Wissenschaft diese Dinge noch immer geflissentlich ignoriert?“ wagte Lenhard schüchtern zu fragen.

„Wer sagt Ihnen denn das?“ — entgegnete der Professor in heftigem Ton. „Wir Physiologen wissen vollkommen, was wir davon zu halten haben“.

„Ja, sind denn die französischen und englischen Aerzte, welche die Hypnose als Heilmittel anwenden, nicht auch tüchtige Physiologen?“ fragte Lenhard. „Wären sie das, — antwortete der Professor — so würden sie wohl mehr Kritik bei der Darstellung jener längst bekannten patholo-

gischen Zustände bewiesen haben. Uebrigens kann es der deutschen Wissenschaft ganz gleichgültig sein, welche Dummheiten in den französischen, englischen und nordamerikanischen Kliniken begangen werden. Sie steht auf einer so hohen Warte, daß die ganze Welt bewundernd zu ihr emporschaut".

„Sehr gut!" sagte Geheimrat Römer, und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Er ließ niemals eine Gelegenheit vorübergehen, ohne seiner Ehrfurcht vor der deutschen Wissenschaft Worte zu leihen.

Auch die beiden Redakteure stimmten dem Professor lebhaft bei, und dieser zündete sich behaglich eine Cigarre an, in der sicheren Hoffnung, das ihm unliebsame Thema nun glücklich abgethan zu haben.

Das war allerdings ein Irrtum, denn einige Vertreterinnen des schönen Geschlechts hatten sich mit dem Maler Wolfram in eine Nische zurückgezogen und ließen sich allerlei spiritistische Gruselgeschichten erzählen, mit welchen dieser trotz des Hohnes, den sie ihm schon häufig eingetragen, immer sehr freigebig war; Fräulein Marno aber erklärte dem Professor auf den früher von ihm gemachten Einwurf der Gefährlichkeit hypnotischer Experimente, daß sie durchaus keine üble Nachwirkungen von der Hypnose verspürt habe und sich sofort zum Versuchsobjekt hergeben würde, wenn ein Hypnotist anwesend wäre.

„Nun! da lassen Sie uns doch einen Versuch machen, gnädiges Fräulein!" sagte Lenhard. „Ich weiß mit diesen Dingen vollkommen Bescheid, und wenn Sie bei Böllert empfänglich gewesen sind, werden Sie es auch bei mir sein".

Der Professor schüttelte den Kopf und sagte: „Ach, gehen Sie mir doch mit dem Böllert und mit dem Hansen. Ich habe ihren Vorführungen beigewohnt und den Schwindel, den sie trieben, vollkommen durchschaut! Es ist traurig, daß unsere Polizei solchen Unfug duldet!"

„Jawohl!" — warf der Redakteur Cohnheim ein — „Ich habe in meinem Blatte die Beweise dafür erbracht, daß jene beiden Magnetiseure bezahlte Versuchspersonen hatten und mit diesen unter einer Decke spielten!"

„So!" sagte Fräulein Marno, sich hochaufrichtend — „Ich soll wohl gar auch von Böllert bezahlt worden sein und mit ihm gemeinschaftlich geschwindelt haben! Danke für das Kompliment! Kommen Sie, Herr Lenhard, und machen Sie einen Versuch!" Mit stolz erhobenem Haupt schritt sie zum Ende des Saales und ließ sich dort auf einem Sessel nieder.

Lenhard ließ sich natürlich nicht vergeblich bitten, denn die Art und Weise, wie man ihm entgegen getreten war, hatte ihn verdrossen. Es reizte ihn, der fruchtlosen Diskussion durch Erbringung thatsächlicher Beweise ein Ende zu machen, und mit der ganzen Energie seines Willens machte er jetzt seine Striche vom Haupt der Sängerin abwärts bis zu den Fingerspitzen und erreichte es in erstaunlich kurzer Zeit, die Arme derselben zu anästhetisieren, so daß sie durch keine Gewalt mehr zu beugen waren.

Die Gesellschaft war ihm gefolgt, und selbst der Professor hatte sich zögernd von seinem Sitze erhoben und war näher getreten.

„Bitte, untersuchen Sie, Herr Professor", sagte Lenhard zu ihm — „ob die Anästhesie der Arme nicht vollkommen ist!"

„In der That!" — antwortete dieser, nachdem er vergeblich versucht hatte, den Arm der Sängerin zu beugen.

„Nun will ich Ihnen auch zeigen, bis zu welchem Grade die Unempfindlichkeit eingetreten ist!" sagte Lenhard; und mit einem raschen Griff holte er eine Nadel aus seinem Rock hervor und stach sie zum Erstaunen der Anwesenden zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger durch die Hand der Dame, ohne daß diese irgend ein Zeichen des Schmerzes merken ließ.

„Haben Sie etwas gefühlt?" fragte er.

„Nicht das Geringste!" antwortete die Sängerin.

„Ja! aber glauben Sie denn, daß diese Dinge mir unbekannt wären?" fragte der Professor mit schlecht verhehltem Grimm. „Ich bewirke sie just so gut, wie Sie, halte sie aber für höchst gefährlich, wenn Fräulein Marno uns auch gerne das Gegenteil weis machen möchte".

„Aber — fragte Leonhard — haben die Aerzte in Rostock, Berlin, Wien, Dresden und an anderen Orten nicht auch diese Art der Vorführungen Hansens als Schwindel bezeichnet, als er sie zuerst in Deutschland zeigte? Die Berichte darüber existieren ja noch. Außerdem bin ich aber auch überzeugt, daß es Ihnen, Herr Professor, nicht gelingen wird, dasselbe Experiment mit Fräulein Marno zu machen. Sehen Sie! Ich blase jetzt auf die rechte Hand und die Muskelstarre ist vollkommen gehoben".

In der That konnte Fräulein Marno die rechte Hand und den rechten Arm wieder willkürlich bewegen, ohne noch irgend eine lähmende Empfindung darin zu haben, die linke Hand und der linke Arm blieben jedoch steif und unempfindlich wie zuvor.

„Nun, bitte, Herr Professor, heben Sie die Anästhesie hier im linken Arm auf!" sagte Leonhard, und der Professor war unvorsichtig genug, der Aufforderung nachzukommen, indem er den Arm der Sängerin gewaltsam drückte und ihn mit Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft anblies.

Es war aber alles umsonst, und Lenhard, der dies vorher wußte, lächelte höhnisch bei den vergeblichen Versuchen des alten Herrn, von welchen dieser endlich, ihre Zwecklosigkeit einsehend, von sebst Abstand nahm.

Ein Hauch des Malers, und der Arm der Sängerin war frei von dem Bann, in den er von ihm versetzt worden. Lautes Beifallsgemurmel ließ sich in der Gesellschaft vernehmen, der Professor aber rückte seine Brille zurecht, die sich bei der Anstrengung verschoben hatte und sagte:

„Nun ja, meine Damen und Herren! Sie haben hier soeben den Beweis erhalten, daß die Hypnose nur von derselben Person aufgehoben werden kann, die sie erzeugt hat. Das war mir natürlich nichts Neues, aber es ist mir lieb, es auch Ihnen gezeigt zu haben, damit Sie sich von der Gefährlichkeit der Sache überzeugen. Sie müssen mir doch einräumen, daß es ein sehr gewagtes Ding ist, sich durch Willenlosigkeit völlig in die Hände eines anderen Menschen zu begeben, und zwar so, daß es dritten

Personen nicht möglich ist, die üblen Wirkungen, welche von diesen erzeugt worden, aufzuheben. Dem Verbrechen wird dadurch Thür und Thor geöffnet und darum erkläre ich mich unumwunden für eine gesetzliche Unterdrückung der hypnotischen Experimente, selbst in Privatkreisen".

„Auch ich will die Möglichkeit eines Mißbrauchs der Hypnose nicht bestreiten!" — antwortete Lenhard — „Aber wo gäbe es denn überhaupt eine Sache, die nicht gemißbraucht werden könnte? Ist nicht schon z. B. durch falsche Anwendung medizinischer Heilmittel schon oft Unglück, ja wohl gar der Tod herbeigeführt worden? Will man gerecht sein, so muß man die Möglichkeiten des Mißbrauchs der Hypnose gegenüber den erstaunlichen Heilwirkungen, welche mit ihr erzielt worden, abwägen, und da kann für Einen, der wie ich Zeuge dieser Heilwirkungen war, gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die etwaigen Nachteile einer falschen Handhabung oder eines geflissentlichen Mißbrauchs des Verfahrens neben den Vorteilen, die es der leidenden Menschheit darbietet, kaum in Frage kommen können".

„Aber mein Verehrtester!" — sagte der Professor — „Um dies beurteilen zu können, müßten Sie selbst Arzt sein. Was Sie uns soeben gezeigt haben, ist jedenfalls nur von geringem Wert für die Therapie, und von den andern Dingen, die Sie in Paris und Nancy gesehen haben wollen, von der Suggestion und Telepathie, kurz und gut von all diesen psychischen Einwirkungen, namentlich aber von solchen, die Ihrer Ansicht nach für Heilzwecke Verwendung finden könnten, dürften Sie uns schwerlich Beweise zu liefern im Stande sein".

„Allerdings scheint sich Fräulein Marno einer so robusten Gesundheit zu erfreuen, daß an ihr überhaupt kein Heilversuch durch Suggestion vorgenommen werden kann!" antwortete Lenhard. „Aber daß ich ihre Psyche ohne Herstellung irgend einer körperlichen Verbindung beeinflussen kann, davon hoffe ich doch Sie alsbald zu überzeugen".

Festen Schrittes trat der Maler wieder der Sängerin gegenüber, machte mit seinen Händen einige energische Striche vor ihren Augen und sah sie eine Weile unverwandt und durchdringend an.

Es schien, als ob die sonst so selbständig auftretende junge Dame plötzlich die Herrschaft über ihren Willen vollständig verloren hätte. Mechanisch und mit starren, wie geistesabwesenden Blicken folgte sie dem Hypnotisten auf Schritt und Tritt durch den Saal, ja sie bog sogar ihren Oberkörper rückwärts, als Lenhard hinter sie trat und seinen Willen darauf richtete, daß sie diese Bewegung ausführen sollte. Ohne Schwierigkeit wußte er ferner ihr Gedächtnis bis zum Vergessen des eigenen Namens zu beeinflussen und die merkwürdigsten, teils Staunen und Entsetzen, teils Heiterkeit bei den Anwesenden erregenden Hallucinationen in ihr zu wecken.

Plötzlich befahl er ihr die Augen zu schließen, und kaum war der Befehl ausgesprochen, so war er auch schon vollzogen.

„Wenn irgend eine Figur jetzt vor Ihren inneren Blick tritt, so melden Sie es mir!" sagte er.



„Ich sehe da ein leuchtendes Kreuz!" antwortete sie — „Aber der Querbalken steht nicht rechtwinklig, sondern schräg".

Ein befriedigtes Lächeln glitt um den Mund des Künstlers. Er rieb sich vergnügt die Hände, trat auf die Sängerin zu und blies ihr auf die Augen, worauf diese sich sofort öffneten. Nachdem er sie nun durch einige von unten nach oben ausgeführte negative Striche von seiner Beeinflussung befreit hatte, bat er sie, der Gesellschaft zu erklären, wie sie sich befände.

„Wie ich mich befinde? Nun ausgezeichnet!" sagte sie. „Sind den die Versuche gut ausgefallen? Ist der Professor jetzt überzeugt?"

„Noch nicht so, wie ich wünsche!" — antwortete Lenhard. „Und darum, gnädiges Fräulein, möchte ich Sie bitten, sich noch einem telepathischen Versuche zu unterziehen. Es gilt, daß Sie mit verbundenen Augen eine von mir gedachte Figur wahrnehmen und sie dann zeichnen. Glückt es, so ist damit viel gewonnen, glückt es nicht, so ist es ja auch kein Unglück".

„Nun, in Gottes Namen! Verbinden Sie mir die Augen!" sagte Fräulein Marno, und reichte dem Künstler ein Taschentuch.

Dieser schlang dasselbe um ihren Kopf, knotete es fest zusammen und führte sie an ihren früheren Sitz.

„So, hier bleiben Sie sitzen!" — sagte er — „Ich werde mich in das Eßzimmer begeben und dort eine Figur denken, die Sie, sobald sie Ihnen erscheint, zu zeichnen haben. Papier und Bleifeder liegen auf dem Tischchen neben Ihnen, und Frau Geheimrat Römer wird sich gewiß gern der kleinen Mühe unterziehen, Ihnen das Tuch abzunehmen, sobald Sie es wünschen. Sie, Herr Professor, Sie, Herr Doktor Cohnheim, und wer sonst noch von den Herren dazu Lust hat, wollen mich in das Eßzimmer begleiten und mir die von mir zu denkende Figur vorlegen!"

Eine große Erregung hatte sich der Gesellschaft bemächtigt, denn war das bisher Gesehene auch erstaunlich, so hätte sich doch noch eher eine Erklärung dafür finden lassen, als für die beabsichtigte Gedankenübertragung aus der Ferne, wenn sie wirklich glücken sollte.

„Machen Sie sich aber hübsch passiv!" rief Lenhard noch beim Abgehen der Sängerin zu, während er die bei ihr Zurückbleibenden ermahnte, die Ruhe nicht stören zu wollen, da sie eine Grundbedingung des Gelingens sei.

Im Eßzimmer angelangt, zeichnete Professor Warsdorf den Längenschnitt eines menschlichen Gehirns und verlangte, daß diese Figur auf die Somnambule übertragen werden sollte; sein Kollege, der Geograph Hanke, war jedoch verständig genug, den alten Herrn darauf aufmerksam zu machen daß Fräulein Marno die Zeichnung wahrscheinlich für eine Kartoffel halten und ihn durch die Wiedergabe nicht befriedigen würde, daß die beabsichtigte Uebertragung nicht noch durch die Kompliziertheit der Zeichnung erschwert werden dürfte und daß es der Wissenschaft genügen müsse, eine einfachere Figur richtig übertragen zu sehn. „Ich schlage Ihnen vor, ein Dreieck mit einem stehenden Krug darin zu zeichnen" — sagte er.



„Gut, das ist mir auch recht!" antwortete der Professor Warsdorf und warf mit der Bleifeder die gewünschte Figur auf das Papier. Dann aber versicherte er sich noch einmal, daß kein Lauscher in der Nähe sei, und nachdem er die Thür geschlossen, ersuchte er Lenhard, die Uebertragung zu bewirken.

Dieser nahm die Bleifeder zur Hand und kopierte die Zeichnung des Professors mit einigen markigen Strichen. Seine Züge trugen dabei die unverkennbaren Anzeichen einer ungewöhnlichen Willensanspannung, und er verharrte unbeweglich auf seinem Platze, nachdem der letzte Strich schon lange gemacht war.

Erst als sich vom Saale her ein lebhaftes Durcheinander von Stimmen wahrnehmen ließ, trat er in den Kreis der Herren zurück, übergab dem Professor die Zeichnung und öffnete die Thür.

„Sie hat gezeichnet!" rief Frau Geheimrat Römer triumphierend entgegen. „Hier! Ein Dreieck mit einem Krug darin! Ist es richtig?"

„Vollkommen!" sagte Professor Hanke im Tone höchster Ueberraschung, indem er beide Zeichnungen mit einander verglich.

„Merkwürdig! meinte Professor Warsdorf kleinlaut und schüttelte den Kopf.

Von allen Seiten drängte man sich nun an Lenhard heran und beglückwünschte ihn zu dem Gelingen, aber auch Fräulein Marno wurde der Gegenstand lebhaftester Ovation, der sie sich aber dadurch zu entziehen wußte, daß sie dem Kapellmeister Meinke, der sie gewöhnlich zu begleiten pflegte, einen verstohlenen Wink gab.

Einige Akkorde auf dem Flügel, und tiefe Stille trat ein. Die Sängerin aber stimmte jetzt das Gebet der Elisabeth aus dem Tannhäuser an und lieferte mit ihrem meisterhaften, herzerhebenden Gesang den besten Beweis von der Richtigkeit ihrer Behauptung, daß sie sich durch das Experiment in keiner Weise angegriffen fühle.

Der Applaus, der ihr zu Teil wurde, war in der That wohlverdient, und trotz der Bitte der Frau Geheimrat Römer, sich zu schonen, kam sie gerne dem von anderer Seite geäußerten Wunsche nach, noch eine Mozart'sche Arie vorzutragen.

Die junge Welt und die älteren Damen lauschten entzückt den wunderbaren Tönen, an dem Tische der alten Herren dagegen schien man, wie die ungeduldig auf die Sängerin gerichteten Blicke verrieten, die Beendigung des Gesanges herbeizuwünschen; und kaum war der Beifall, der demselben folgte, verklungen, so ergriff Dr. Freden, ein bekannter Philosoph, auch schon das Wort:

„Ja, meine Herren! — sagte er — Wann wird das Rätsel „Mensch" gelöst werden? Jahrtausende sind dahingegangen und man ist damit kaum einen Schritt weiter gekommen! Wie lange ist es her, da glaubte man, alle Metaphysik und Psychophysik in die Rumpelkammer werfen zu können, und nun werden wir plötzlich mit einer Fülle von Erscheinungen überflutet, deren Quellen unmöglich in der Welt des sinnlich Wahrnehm-



baren liegen! Ich wollte nur, unser großer Schopenhauer hätte alle diese seltsamen Dinge erleben und in seiner unvergleichbar klaren und geistreichen Weise verarbeiten können!"

„Um den Wust philosophischer Doktrinen noch verworrener zu machen, wie er ohnehin schon ist!" rief Professor Warsdorf und blies eine mächtige Rauchwolke in die Luft. „Auch diese anscheinend wunderbaren Erscheinungen der Suggestion und der Telepathie, für welche übrigens ein weit größeres Beobachtungsmaterial vorliegen müßte, um ihre Thatsächlichkeit außer Frage zu stellen, werden von der exakten Wissenschaft bald in der allereinfachsten und natürlichsten Weise erklärt werden und damit wird dem Lieblingskinde der Philosophie, der Metaphysik, aufs Neue der Boden unter den Füßen entzogen".

„Nicht eher, als bis die sogenannte exakte Wissenschaft des Menschengeistes mit Mikroskop oder Pinzette habhaft geworden sein wird!" antwortete Dr. Freden spöttisch. Professor Hanke aber suchte dem Gespräche eine friedlichere Wendung zu geben, indem er auf die von verschiedenen Reisenden beschriebenen Wunderthaten indischer Fakire hinwies, welche eine genaue Kenntnis der der Hypnose, der Suggestion und der Telepathie zu Grunde liegenden Gesetze voraussetzen ließen.

Die Unterhaltung der Gelehrten wurde dadurch aber nur noch erregter, denn Professor Warsdorf erging sich nun in allerlei Glossen über die Leichtgläubigkeit und Unwissenschaftlichkeit mancher von den Geographen hochgestellten Reisenden, womit er aber den sehr energischen Widerspruch seines Kollegen Hanke herausforderte.

Den verschiedenen Künstlern und Kaufleuten, welche dieser Redeschlacht beiwohnten, wurde es dabei angst und bange, und wie eine Erlösung mochten Manche von ihnen es empfinden, daß ein Diener dem Hausherrn eine Geschäftsdepesche überbrachte, durch die ihm das Fallissement einer sehr bedeutenden Firma in Wien zur Kenntnis gebracht wurde.

Geheimrat Römer zeigte das verhängnisvolle Blatt dem Geheimrat Krüger, und dieser den anderen geheimen und nicht geheimen Kommerzienräten; und plötzlich gab es ein allgemeines Aufstehen, Zusammenstecken der Köpfe und eiliges Sichempfehlen. Das eifrige Gespräch der Gelehrten und die schönen Hof- und Theatergeschichten mußten verstummen, und wenn der freundliche Wirt auch zum Bleiben aufforderte, so fühlte man doch allgemein, daß ihm selbst sehr viel daran gelegen war, mit den so plötzlich an ihn herangetretenen neuen Geschäftssorgen allein zu sein.

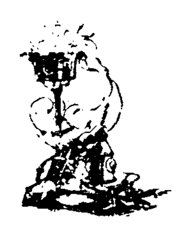
Wo Gott Mammon sein Scepter erhebt, müssen sich alle anderen Götter verkriechen! — Nicht lange, so lagen die Prachtsäle der Römer'schen Villa, in denen sich so lebhafte und aufregende Scenen abgespielt hatten, in tiefstem Dunkel da, aber das, was dort gesprochen und gethan worden war, gestaltete sich zu einem fruchtbaren Samenkorn, denn bald hörte man in der Stadt von merkwürdigen hypnotischen Versuchen, die in verschiedenen Patrizierhäusern vorgenommen worden, ja sogar von der Gründung eines Vereins für Experimental-Psychologie munkeln. Und Dr. Cohnheim, der

seit jenem Gesellschaftsabend im Römer'schen Hause dem Professor Warsdorf wie ein Schweif dem Kometen gefolgt war, glaubte als Hüter der öffentlichen Meinung die Verpflichtung zu haben, einen fulminanten Artikel über den Unfug des Hypnotismus zu veröffentlichen, der mit einem „Videant consules“! d. h. mit einer Mahnung an die offiziellen Vertreter der Wissenschaft schloß, den neuesten Aberglauben der Menschheit mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dieser Appell fand auch erstaunlich schnell Beachtung, denn schon am nächsten Tage konnte man im Cohnheim'schen Blatte folgende Notiz lesen:

„Bezugnehmend auf unseren gestrigen Artikel über den Unfug des Hypnotismus, gereicht es uns zur Freude, unsern Lesern mitteilen zu können, daß unser berühmter Physiologe, Professor Dr. Warsdorf, im nächsten Semester über den Hypnotismus, mit dem er sich bekanntlich seit Jahren beschäftigt hat, lesen wird, wenn auch zunächst nur privatissime! Es ist in der That die höchste Zeit, daß die Wissenschaft diesem verderblichen Sport zu steuern beginnt, und wird Herr Professor Warsdorf sich hoffentlich noch bestimmen lassen, auch dem gebildeten Laienpublikum seine im Wesentlichen negativen Forschungsresultate auf diesem Gebiete in öffentlichen Vorträgen zur Kenntnis zu bringen, und dem widerwärtigen Spuk in allerkürzester Zeit und in nachhaltigster Weise den Garaus zu machen.“

Lenhard befand sich gerade in seinem Atelier, als ihm diese Notiz zu Gesicht kam. „Gloria!“ rief er aus und griff lachend zu Pinsel und Palette, um das von ihm gemalte Bild des Professors Liébault in Nancy, eines der hervorragendsten und erfolgreichsten wissenschaftlichen Vertreter des hypnotischen Heilverfahrens, zu vollenden.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Die weiße Dame.

In einem der letzten Hefte der „Russischen Archive", jener angesehenen russischen Monatsschrift, zu der, wie man behauptet, Kaiser Alexander III. nicht so ganz selten wertvolle Beiträge beisteuern soll, ist eine längere Abhandlung enthalten, die in der Petersburger Gesellschaft nicht wenig Aufsehen erregt hat.

In ihrem wesentlichen Teile ist sie die Uebersetzung eines Bruchstückes der Memoiren des Generaladjutanten Grafen Nostitz, und zwar ist die Uebersetzung durch dessen Sohn besorgt.

Graf Gregor Nostitz war von Geburt ein Preuße und hatte auch seine militärische Laufbahn in seinem Vaterlande begonnen, trat jedoch 1813 in russische Kriegsdienste. Er starb 1838 als Generaladjutant des Kaisers Nikolaus. Sein Sohn, der in verschiedenen Kriegen Rußlands Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen, wofür er mit dem St. Georgsorden dekoriert worden, sowie zum Generalmajor avanciert war, wurde im Jahre 1869 von Kaiser Alexander II. in besonderer Mission nach Berlin gesandt, um aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums des Georgsordens dem König Wilhelm das Großkreuz des St. Georgsordens zu überbringen.

Während des Aufenthaltes des Grafen Nostitz in Berlin erlangte der Kronprinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Friedrich III., Kenntnis davon, daß in der Familie des Grafen Nostitz Dokumente aufbewahrt wurden, die zwei Gelegenheiten behandelten, wo sich „die weiße Dame" (Gräfin Agnes von Orlamünde) dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen gezeigt hatte, nämlich am Tage vor der Schlacht von Saalfeld, und am Tage der Schlacht selbst wenige Augenblicke vor seinem Tode. Der Kronprinz richtete an den Grafen Nostitz das Ersuchen, ihm genaue Aufklärungen darüber mitzuteilen, wie sich das mit dieser merkwürdigen Geschichte verhielte, und Graf Nostitz sandte dann auch nach einiger Zeit



eine Abschrift der Aufzeichnungen seines Vaters hierüber an den Kronprinzen von Preußen. Dieser dankte dem Grafen Nostitz mit folgendem Schreiben:

„Potsdam, den 11. Juni 1870.

Mein lieber Graf!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir durch Uebersendung der Abschrift der Aufzeichnungen Ihres seligen Vaters, des Generaladjutanten Nostitz, welche Sie während Ihres Aufenthaltes in Berlin so freundlich waren, mir zuzusichern, erwiesen haben. Dies Manuskript soll unseren Archiven einverleibt werden und wird allezeit als ein interessantes Dokument betrachtet werden, da es einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte meiner Familie behandelt.

Ich bin, lieber Graf,

Ihr sehr ergebener

Friedrich Wilhelm,

Kronprinz von Preußen."

Dieses Dokument enthält Folgendes.

Im Jahre 1806 stand Graf Gregor Nostitz, damals preußischer Offizier, unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, einem jungen und heldenmütigen General, in dem Korps, welches Fürst Hohenlohe befehligte.

Am Tage vor der Schlacht von Saalfeld, die für die preußischen Waffen so schicksalsschwer werden sollte, befand sich der Prinz mit seinen Stabsoffizieren auf dem Schlosse des Herzogs von Schwarzburg-Rudolstadt, in dessen einem Saale man am Abend versammelt war. Prinz Ludwig Ferdinand war bei dem Gedanken, daß nun der erste ernsthafte Zusammenstoß mit den Truppen Napoleons bevorstand, wozu die einleitenden Maßregeln getroffen waren, ganz entzückt.

Gerade als die Uhr zwölf schlug, wandte sich der Prinz an den Grafen Nostitz mit den Worten: „Wie glücklich ich mich heute fühle! Endlich ist unser Schiff in die offene See gekommen; der Wind ist gut und alles klar".

Der Prinz hatte kaum diese Worte gesprochen, als Graf Nostitz zu seinem Erstaunen wahrnahm, wie der Ausdruck in dem schönen Antlitz des Prinzen plötzlich wechselte. Der Prinz sprang vom Stuhle auf, ließ seine Hand über die Augen gleiten, ergriff einen der Leuchter und rannte mehr als er ging auf den Gang, der zum Wachtlokal hinführte.

Graf Nostitz folgte ihm und sah, wie er draußen in dem dunkeln Gange ein weißes Wesen verfolgte, das plötzlich in der Wand verschwand. Diese letztere wurde untersucht, aber es war nicht möglich, auch nur die geringste Oeffnung in derselben zu entdecken.

Als Prinz Ludwig Ferdinand Schritte hinter sich im Gange hörte, drehte er sich um und sagte zu Graf Nostitz: „Sah'st du, Nostitz?"

„Ja, Eure Hoheit!" entgegnete der Graf; „ich sah es."

„So ist es also kein Traum oder Hirngespinst!“ rief der Prinz aus.

Es war noch ein dritter Zeuge zugegen, der die Erscheinung wahrgenommen hatte; das war eine Schildwache, die am Ende des Ganges auf Posten stand und auf Befragen des Prinzen aussagte, daß sie eine Erscheinung, in einen weißen Mantel gehüllt, habe kommen sehen, und daß sie diese in der Meinung, es sei ein sächsischer Kavallerieoffizier gewesen, habe passieren lassen.

Der Gang hatte aber nur zwei Auswege, von denen der eine ins Wachtlokal, der andere in den Saal führte, in welchem der Prinz kurz zuvor mit seinen Offizieren beisammen gewesen war.

Die Erscheinung hatte einen tiefen Eindruck auf den Prinzen gemacht, welch letzterer zu Graf Nostitz bemerkte, daß er dies als ein böses Zeichen betrachte, da sich „die weiße Dame“, wie in seiner Familie erzählt würde, stets am Tage vorher zeige, ehe ein Hohenzoller einen gewaltsamen Tod erleide.

Am nächsten Tage wurde die Schlacht von Saalfeld geliefert. Als die deutschen Truppen in die Flucht getrieben wurden, sahen Prinz Ludwig Ferdinand und Graf Nostitz nochmals die weiße Frauengestalt. Sie stand auf einer Anhöhe und rang verzweifelt die Hände. Graf Nostitz drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte die Höhe hinan, die Erscheinung verschwand jedoch plötzlich. Ein Teil der Soldaten, die sich in dieser Gegend befanden, hatten die Erscheinung gleichfalls gesehen und begriffen nicht, wo sie geblieben war.

Wenige Augenblicke danach wurde Prinz Ludwig Ferdinand bei einem Angriff der französischen Reiterei tödlich verwundet. Graf Nostitz suchte den verwundeten Prinzen aus dem Schlachtgetümmel zu bringen, er wurde jedoch selbst verwundet und verlor das Bewußtsein. Erst später erfuhr er, daß ein elsässischer Husar dem Prinzen den Todesstoß gegeben habe.

Von diesen Vorgängen erzählte Graf Gregor Nostitz nur seinem Sohne, dem er bestimmte Geheimhaltung auferlegte. Wie der junge Graf Nostitz versichert, war sein Vater alles andere denn abergläubisch veranlagt gewesen. Er schließt seine Mitteilungen mit den Worten Hamlets: Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Philosophie sich träumen läßt.

Die Publikation hat mehrere Zeitungen angeregt, ähnliche Vorgänge wieder in Erinnerung zu bringen. So lesen wir in dem Brüsseler Journal „La chronique“ eine Erzählung von der „weißen Dame“, die im Hause der Fürsten von Chimay jedesmal erscheint, wenn ihrer Familie ein Glück oder Unglück wartet. — Ferner soll hier noch Erwähnung finden, daß, wie „L'Indépendance Belge“ in der Nummer vom 30. Juni berichtet, der Tod des Erzherzogs Johann-Salvator (Johann Orth) durch die Erscheinung einer „weißen Dame“ im Schlosse der Habsburger angezeigt wurde.

Thomassin.



Nochmals Miß Annie Abbot.

Ueber den „Magnet von Georgia“ wurde den Lesern der „Sphinx“ bereits im Bd. XII, S. 368, sowie im Bd. XIV, S. 84 und S. 180 berichtet, und es wurden schließlich Zweifel über seine Zuverlässigkeit ausgesprochen. Es ging uns nun vor Kurzem über die Dame folgender Zeitungsbericht zu, welcher einen Beweis für die Existenz ihrer magnetischen Kraft liefern kann. Derselbe, der Hamburger Freien Presse vom 7. Juli entnommen, bezieht sich auf ihr Auftreten in der Hamburger Loge „Zum Licht“.

„Miß Annie Abbot, genannt „the little Georgia Magnet“, gab am Sonnabend Abend im weißen Saale bei Sagebiel ihre von uns schon angekündigte Soirée. Die Einladungen dazu waren von der „Loge zum Licht“ ausgegangen, deren Vorsitzender R. Wiesendanger die Anwesenden begrüßte. Als Impresario der kleinen schmächtigen Miß, eines zarten Persönchens von kaum 50 Kilo Körpergewicht, erschien ein Hamburger, Martin Stein, welcher die Anwesenden bat, ein Beobachtungs-Komitee zu erwählen, das sich alsbald bildete und die interessanten Experimente auf der Bühne genau beobachtete. Die Vorführungen waren im Allgemeinen dieselben, wie sie aus den Vorstellungen in der „Central-Halle“ den Hamburgern bekannt sind. Neu war für Referent ein Experiment, welches vom Impresario als Uebertragung der magnetischen Kraft auf zweite Personen erklärt wurde. Zwei Herren wurden aufgefordert, zwei vorher von Miß Abbot berührte Knaben zu heben. Aber keiner der Herren war im Stande die Knaben auch nur einen Zoll vom Boden empor zu heben. Die „Präparierten“ waren schwer wie Blei geworden. Das Wunderbarste bei diesem Experiment war, daß die Knaben während des Hebens in keinerlei Kontakt mit der Abbot mehr standen. Interessant und abwechslungsreich gestaltete sich der Abend durch Intervention eines Herrn, welcher versuchte, Miß Abbot's Experimente auf der Bühne nachzumachen. Dieser Herr, dem Vernehmen nach ehemaliger Director einer kleinen Variété-Bühne, glaubte das Maßgebende der Abbot'schen Experimente beruhe auf rein physikalischen Gesetzen unter Anwendung von Muskelkraft und Verschiebung des Schwerpunktes; er versuchte gewissermaßen Miß Abbot's Kraft herauszufordern, um eventuell mit der kleinen Dame einen Ringkampf auszuführen, was natürlich allgemeine Heiterkeit hervorrief. Zur eigentlichen Nachahmung der Kunststücke kam es indeß nicht. Den Beschluß der Soirée, die vielfach durch stürmischen Beifall unterbrochen wurde, bildeten die Heilversuche Miß Abbots. Der Impresario Stein erklärte, daß er in St. Petersburg, Moskau, und erst vor ganz Kurzem in Malta Gelegenheit gehabt hatte, zu sehen, daß Miß Abbot lediglich durch ein Bestreichen schmerzhafter Stellen Schwerleidenden sofort geholfen habe, hervorhebend, daß so gut wie der Hypnotismus bis ganz vor Kurzem noch als Humbug verschrieen gewesen sei, um nunmehr von der Wissenschaft anerkannt zu werden, auch das sog. magnetische Heilverfahren existiere. Miß Abbot erbot sich sofort, falls Kranke anwesend seien, ihre Versuche aufzunehmen. Es meldeten

sich zwei Personen. Ein hiesiger, bestens bekannter Kaufmann, ein Herr Klewitz, welcher sich vor Kurzem einen Arm ausgesetzt hatte und heftigen Schmerz in demselben verspürte, und eine junge, an nervösem Kopfschmerz leidende Dame. Es bildete sich nun ein u. A. aus mehreren hiesigen Aerzten bestehendes Komitee, unter deren Aufsicht Miß Abbot im Nebenzimmer ihre Experimente vornahm. Trotzdem vorher darauf hingewiesen worden, daß Miß Abbot nicht stets ihres Erfolges sicher sei und es auch eintreten könne, daß zwecks radikaler Heilung zuweilen mehrfache Behandlungen nötig seien, war der Erfolg diesmal ein sofortiger. Der Herr erklärte, daß seine Schmerzen nachgelassen hätten. Diese, sowie eine ähnliche von der Dame abgegebene Erklärung erregte große Befriedigung und anhaltenden Beifall und stets von Neuem mußte Miß Abbot den lebhaftesten Hervorrufen des Publikums Folge leisten." **Th.**



Die Vorhersagung des Unterganges der „Victoria" durch ein Medium.

In „Medium and Daybreak" vom 30. Juni 1893 befindet sich ein Bericht eines gewissen J. F. Dunton aus London, der eine Prophezeiung des Unterganges der „Victoria" durch ein ihm befreundetes Medium enthält. Derselbe erzählt:

„Am 10. September des Jahres 1891 verließ einer meiner Freunde, Mr. John Abrahams, ein Bediensteter des Admiral Tryon, London, um an Bord der Victoria zu dienen. Er war mit einer meiner Töchter verlobt, die in Torquai plötzlich starb, und der Schmerz ihres Verlustes hatte uns sehr innig mitsammen verbunden. Er blieb ein Jahr und neun Monate auf der Reise und wir hatten während dieser Zeit einen regen Briefwechsel.

Am letzten Mittwoch, den 21. Juni, erhielten meine Frau und ich einen Besuch von Mr. W. Hensman, einem hellsehenden Medium, das häufig in unserm Kreise verkehrte. Nach einer kurzen Unterhaltung hielten wir eine Séance ab. Während derselben brachte der Postbote einen Brief, und ein Blick auf das Couvert zeigte mir, daß er von meinem Freunde John Abrahams geschrieben war. Mr. Hensman sagte plötzlich: „Hier ist ein Brief, der übers Meer gekommen ist". (Er war bereits unter „Kontrolle" gekommen.) Ich gab ihm hierauf den Brief, den er auf seine Stirn hielt. Er begann dann meinen Freund zu beschreiben, sagte mir, in welchem Teile des Schiffes er sich befände, und was er thue. Sodann beschrieb er auch meine Tochter, die sich, wie er sagte, ihm soeben gezeigt habe, und schilderte, daß sie in der Nähe des Schiffes sich befände, mit dem Ausdrucke großer Angst auf ihrem Gesichte. „Dieser Geist", so sagte er dann, „versucht Abrahams zu stärken, kann ihn aber nicht genügend beeinflussen. Dieser sitzt jetzt in einer Kabine und stützt den Kopf auf die Hand. Er ist schrecklich herabgedrückt durch das Gefühl von etwas ihm Unerklärlichen. Seine Braut will ihn vor dem Unglücke warnen, das ihm bevorsteht, kann aber nicht genügende Kraft erlangen."



Das Medium kehrte sich sodann zu uns und sagte: „Ihr Freund ist in großer Gefahr; er wird bald in der Geisterwelt sein; beten Sie für ihn".

Als die Séance vorbei war, beschloß ich, Abrahams zu schreiben und ihn zu warnen. Als ich sodann am Freitage fortging, um den Brief zur Post zu bringen, sah ich die Plakate mit der Verkündigung des Verlustes der „Victoria". Jedoch war noch keine Liste der Vermißten zu haben. Deshalb ging ich wieder zu meinem Freunde Hensman, nahm ihn mit mir und er gab uns sofort eine Séance.

Ich wollte wissen, ob mein armer Freund umgekommen sei, und er beschrieb dann, wie er mit Gläsern in der Hand die Schiffstreppe herauf-kam, plötzlich mit vielen Andern fiel, wie das Schiff sich zu neigen begann und sank".

Das Medium fügte nun noch, wie der Berichterstatter bemerkt, eine ganz genaue Beschreibung der Einzelheiten des Unterganges an. Alle Behauptungen ließen sich natürlich nicht auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen.

Die Vorhersage des Unglückes in dem besonderen Falle kurze Zeit vorher ist aber gewiß von bedeutendem Interesse. **Thomassin.**

✻

Fernsehen im Traume.

Wir erhielten folgende Zuschrift:

Lediglich um einige neue Beweise dafür zu liefern, daß Träume unter Umständen eine prophetische Bedeutung haben können, erlaube ich mir, durch einige der letzten Sphinxartikel angeregt, folgende zwei Beispiele von Wahrträumen zu Ihrer Kenntnis zu bringen.

Mein Freund P. Richter, der im Anfange des vorigen Jahres in einem schweizerischen Städtchen eine Stellung innehatte, kehrte im August desselben Jahres nach Leipzig zurück. Seine Versuche, hier nun Kondition zu erlangen, scheiterten durchweg. Da nun seine pekuniären Verhältnisse zu jener Zeit nicht gerade glänzend waren, versetzten ihn die fehlgeschlagenen Bewerbungen naturgemäß in immer trübere Stimmung. Am 23. Oktober, einem Sonntage, klagte mir mein Freund seine Not; ich vermochte jedoch, ihm noch einige Hoffnung einzuflößen, obgleich seine Aussichten in der That ziemlich trostlos waren. In der darauf folgenden Nacht nun träumte mir, Richter habe Stellung erhalten und zwar in einem bestimmten Stadtviertel Leipzigs; ich teilte ihm den Traum am nächsten Morgen mit und richtete auf diese Weise den gesunkenen Mut meines Freundes wieder etwas auf. Als ich nun am nächsten Tage, Dienstag, mittags von meiner Amtsthätigkeit nach Hause kam, suchte mich Richter auf und setzte mich freudestrahlend davon in Kenntnis, daß mein Traum in Erfüllung gegangen und er seine neue Stellung bereits angetreten habe. Merkwürdigerweise stimmten sowohl Richtung als auch Stadtviertel, wo sich das Geschäftslokal befand, mit dem, was ich im Traume sah, genau überein.

Kurze Zeit nach dem soeben Erzählten träumte mir, mein Berufsgenosse Haugk, zu dem ich ebenfalls freundschaftliche Beziehungen unterhalte, werde im Anfange des Monats November von seinem Beschäftigungsorte versetzt werden. Ich teilte dies, durch den vorigen Fall aufmerksam gemacht, meinem Freunde Richter mit und notierte mir den Traum. Und in der That, am 5. November wurde Haugk durch Verfügung seiner vorgesetzten Behörde veranlaßt, seinen Beschäftigungsort zu wechseln; der zweite Traum war somit ebenfalls zur Wahrheit geworden. Seitdem haben sich die Träume derartiger Natur bei mir wiederholt, da sie sich aber immer auf unwesentliche Dinge bezogen, schenkte ich ihnen weiter keine Beachtung.

Damit die beiden angeführten Fälle in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit von Skeptikern nicht weiter angefochten werden möchten, habe ich meine Angaben durch Namensunterschrift der beteiligten beiden Personen bestätigen lassen; ist den Beispielen auch kein positiver Wert beizumessen, so sind sie doch jedenfalls geeignet, Beweise dafür zu liefern, daß dem Traume unter gewissen Voraussetzungen auch ein höheres Moment innewohnen kann.

F. E. Unger,
Gutenbergstraße 3.

Die Richtigkeit der im Vorstehenden geschilderten Thatsachen bestätigen

Leipzig, 7. Juni 1893.

P. Richter, Kurzestraße 12.

A. D. B. Haugk, Gutenbergstraße 3.



Psychische Ansteckung in der Schule.

In der „Berl. Klin. Wochenschr." findet sich ein sehr interessanter Fall von psychischer Ansteckung in der Schule. Dr. Remboldt (Stuttgart) berichtet dort, daß er eines Tages in die Römerschule gerufen worden sei, in der sich Folgendes ereignet hatte: In einer Mädchenklasse (von neun- bis zehnjährigen Schülerinnen) war kurz nach Beginn des Unterrichts, ohne daß sich eine besondere Ursache nachweisen ließ, eines der Kinder bewußtlos über die Bank herabgesunken. Wenige Minuten darauf wurde eine ganze Anzahl ebenfalls ohnmächtig, während andere jammernd und zitternd sich über heftiges Uebel- und Unwohlsein beklagten. Der Lärm und die Verwirrung, die bei diesem Vorkommnis entstanden, waren auch in eine benachbarte Klasse gedrungen. Hier war jedoch nur ein nervöser Anfall bei einem 13jährigen Mädchen eingetreten. Der Arzt traf bei seiner Ankunft im Zeichensaale unter ca. 40 Mädchen 10 gänzlich bewußtlos wie im tiefen Schlafe daliegend an. Ihr Zustand blieb auf Schütteln und Anrufen hin durchaus unverändert. Von den Uebrigen zitterte ein Teil am ganzen Leibe heftig, weinte laut und schluchzte krampfhaft. Eine Schülerin starrte in Staunen und Schrecken die plötzliche Erkrankung ihrer Genossinnen an. Diese Letzteren wurden sofort in ihr Klassenzimmer geschickt, jene unter beruhigendem Zuspruch ans Fenster gestellt, um in tiefen Atemzügen frische Luft zu schöpfen. Die Ohnmächtigen kamen bei kräftigem Anspritzen mit kaltem Wasser und energischem Zureden, sich vernünftig zu benehmen, rasch wieder zu sich. Sie wurden dann nach Hause entlassen und kehrten bereits denselben Nachmittag oder am andern Morgen zurück, ohne daß sich in der Folge die geringste Störung der Gesundheit zeigte. —

Es handelt sich hier um einen jener merkwürdigen Fälle, bei denen nervöse und psychische Erkrankungen wie Seuchen ansteckend wirken und sich mit großer Schnelligkeit von Individuum zu Individuum übertragen und ausbreiten. Man beobachtete solche psychischen Ansteckungen schon in früheren Jahrhunderten und erzählt zum Beispiel häufig von Veitstanzepidemien, welche ganze Ortschaften auf einmal oder kurz nacheinander ergriffen und zu deren Heilung man Wallfahrtsorte aufsuchte. Heute schreiben wir solche Erscheinungen der Wirkung von Massensuggestion zu. Beachtenswert ist in dem obigen Falle der außerordentlich kurze Zeitraum, in dem sich die ganze Scene abspielte. Doch ist das zuguterletzt wohl auf die überaus leichte nervöse Erregbarkeit halbwüchsiger Mädchen (die sich ganz besonders stets in den Schulzimmern äußert) zurückzuführen.

F. E.





Anregungen und Antworten.



Fidus' Kunstbeilagen.

Infolge der Ausführungen im letzten Augusthefte der Sphinx gingen der Redaktion zum größten Teile zustimmende Aeußerungen zu. Daran knüpften sich mancherlei Anfragen über das Bild von Fidus im Julihefte „Traum", die durch die folgenden weiteren Gedanken und psychologischen Versuche beantwortet sein mögen. Ueber dieses Traumbild lautet eine Erklärung wie folgt: „Mir hat der Traum sehr gut gefallen und ich glaube, ich hätte augenblicklich gewußt, was das Bild bedeutet, wenn es auch nicht darunter stünde. Wenn ich es eine Zeit lang anschaue, so ist es mir, als ginge eine magnetische Kraft von diesen Augen aus; die Haare, die in phantastische Schnörkel und Blumen auslaufen, scheinen mir eine Art (Traum-) Leben zu bekommen, und ganz entsprechend ist es, wie schließlich alles seifenblasenartig zerrinnt. Auch ist das selbstgeschaffene und folglich gehaltlose Licht, mit dem der „Traum" seine „Schöpfungen" beleuchtet, mir sehr sympathisch". Es bleibt diesen Worten nur noch weniges hinzuzufügen, da sie eine ganz treffende Charakterisierung des Bildes bieten. Ganz dasselbe werden gewiß viele empfunden haben von allen, die das Traumbild sahen. Und wenn sie sich nicht verleiten ließen, für das, was sie beim Anschauen des Bildes fühlten, eine rein äußerliche, intellektuelle Erklärung zu geben, so hätten sie die Eigenart des Bildes ohne Störung genießen können. Das aber ist der Fehler, den so viele machen, daß sie sich zunächst nicht der unmittelbaren Wirkung eines Kunstwerkes hingeben, sondern gleich jede Besonderheit desselben in irgend eine Rubrik der gang und gäben Begriffe einschachteln möchten. Dabei geht dann selbstverständlich die Unmittelbarkeit der Wirkung verloren; und am allerwenigsten kann man mit jener erklärenwollenden Voreingenommenheit den neuen Bahnen eines neuen Künstlers folgen. Sich der Wirkung eines Kunstwerkes ganz frei im Gefühle hingeben, das bleibt immer das Erste, um es recht genießen zu können. Und dann erst, wenn sich jenes Gefühl erschöpft hat, eben diesen inneren Empfindungen Worte zu geben suchen, wenn man das für nötig hält. Nicht aber mit althergebrachten, festliegenden Forderungen die Schöpfungen eines jungen vorwärts schreitenden Künstlers von vornherein beurteilen wollen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Deshalb widerfährt vielen der jungen und jüngsten Vertreter moderner Kunstschöpfung, die in der That über die Verirrungen und Kraßheiten des sogenannten Naturalismus hinaus sind, von seiten des Publikums oft das schreiendste Unrecht, und so mancher genialen Schöpfung wird mit Undank gelohnt. Eine neue, zukünftige Kunst braucht eben neue Anschauungsmittel, und die bildet sie sich im Laufe der Zeiten immer von selbst; nicht aber ist es der Modegeschmack, durch den ihre Aesthetik geschaffen wird.

Mag man nun mit der augenblicklichen Darstellungsweise unserer modernen Malerei z. B., wie sie sich auf den Kunstausstellungen mehr und mehr zeigt, im großen

und ganzen sich nicht befreunden können, man sollte doch den psychologischen Blick sich bewahren und auch hier zu verstehen suchen. Ich habe schon im Augusthefte etliches darüber gesagt und besonders erwähnt, daß die Effekthascherei in der Technik überwunden wird und daß wir die Idee wiedergewinnen. Und man sollte sich über die immer mehr anwachsenden Versuche, die man auf jeder neuen Kunstausstellung findet, wahrhaft freuen. Das können nun allerdings die Wenigsten. Sie regen sich wohl über den Farbenreichtum und die Naturalistik der jungen Maler auf — und was verlangen sie dafür? — Nichts als Aeußerlichkeit. Da ergötzt man sich an schillernd gemalten Seidengewändern und Brillanten, mit denen das nichtssagende Porträt irgend einer reichen Bankiersdame bemalt wurde oder an platten Landschaften, die, alten lacküberzogenen Oeldrucken gleich, nichts an Natur u n wahrheit zu wünschen übrig lassen; oder man spendet puppenhaft komponierten Liebeskomödien seinen süßen Beifall. Aufgerüttelt werden mag man nicht; das tief Menschliche im Leben ist unangenehm; man möchte in seiner behaglichen Ruhe ungestört bleiben.

Man braucht die übertriebene Effekthascherei in der naturalistischen Kunst längst nicht zu billigen, um sie doch verstehen zu können, und den notwendigen Uebergangspunkt in ihr zu erkennen. Es ist hier alles nervöses Empfinden geworden. Lauter kleine landschaftliche Stimmung, lauter intimer, zum großen Teile sinnlicher Farbenrausch. Man beginnt anders zu sehen, das Auge giebt sich anderen Empfindungen hin, man genießt die Natur intimer als früher. Es ist alles nervöser geworden. Und darin steckt ein recht fruchtbarer Uebergang; aus solcher Nervosität gebiert sich ein neues und starkes Fühlen, das an Größe zunimmt und dann wieder auf die Idee hinzielt. Dann wird auch die Linie, die Form wiedergewonnen, die zur Zeit sehr vernachlässigt wurde, Farbe und Zeichnung werden sich in ihrer Wirkung vereinigen, dann bekommt die Kunst wieder einen Zug ins Erhabene. Und in Konturen ihre befreienden Ideen in gewaltigen Zügen hinzuwerfen, das war stets die Kunst der größten Meister, nicht nur auf dem Gebiete der Malerei, sondern auch in der Musik, der Dichtkunst und der Plastik (der Baukunst). Ich erwähne hier nur Michelangelo, Beethoven, Wagner, Shakespeare, Göthe, Dante, um später darauf zurückzukommen. Scharfumrissen ist alle große Kunst, und mit der Idee wächst auch die Gewalt der Darstellung in der Uebermacht der Linie.

Fidus ist ein Künstler der Idee, wie ich im vorigen Hefte gezeigt habe, und deshalb ist er auch ein Freund der Linie, der Kontur. Das kann man selbst auf den Kunstblättern in der Sphinx zur Genüge erkennen. Und weil er auch in der Farbentechnik unserer heutigen Kunst vollkommen zu Hause ist und jenes tiefe innerliche Fühlen besitzt, wird er noch Bleibendes schaffen.

Was Max Klinger anbetrifft, der alle seine modernen Genossen wohl um Hauptes länge überragt, so hat dieser in der Radierkunst sich seine Lorbeerkränze reichlich errungen. Er ist einer der Großen, die sich mit lieblichen Interieurs nicht zufrieden geben, sondern die in einer Ueberfülle von schaffender Kraft der Idee und dem großen Gedanken Gestaltung verleihen, und das mit tief psychologischer, menschlicher Naturempfindung. Auch das habe ich im vorigen Hefte zur Genüge gekennzeichnet. Ich nannte da besonders das lyrisch-erhabene Bild „An die Schönheit", dem ich unter seinen sechs Radierungen auf der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung wohl den ersten Platz einräumen möchte. Und dann ist neben diesem lyrischen „An die Schönheit" von den sechs Blättern noch das gewaltige, sieghafte „Und doch" in seiner dramatischen, heldenhaften Auffassung besonders hervorzuheben.

Das Oelbild „Der verlorene Sohn" schrieb ich im vorigen Aufsatze irrtümlich Max Klinger zu; es ist von Hermann Neuhaus in München gemalt und zeigt neben den früher bereits hervorgehobenen Vorzügen eine große Beherrschung in der Farbentechnik, wie sie Klinger noch nicht zu eigen ist. Seine Meisterschaft beruht in der Radierung, während seine Farbenwerke, in denen er sich erst jüngst gezeigt hat, noch etwas Tastendes, nicht so Sicheres in der Technik aufweisen. Das ist auch bei der



„Pietà" der Fall, einem großen Oelgemälde auf dieser Berliner Jahresausstellung, das von der Dresdener Gallerie angekauft wurde. Doch auch darin verleugnet sich seine Größe nicht; viel Kraft liegt darin und viel Naturempfindung, viel sieghaftes Fühlen, möchte ich sagen.

Und viel sieghaftes Fühlen spricht auch aus Fidus, ein gewaltiges Gestaltungsvermögen für jene neue Empfindungswelt. Das beweisen seine Kompositionen wie „Weihnacht", „Die Sphinx des Lebens", „Hebe dich weg von mir, Satan" und „Das Kreuz", die ja alle in der Sphinx erschienen sind, zur Genüge. Wenn er daneben versucht, einer gesunden, durchaus bedeutungsvollen Phantasie Ausdruck zu verleihen, wie z. B. in jenem „Traum"bilde, so kann das ihm und anderen nur Nutzen bringen. Gerade jenes geheimnisvolle Leben und Empfinden im Bereiche der Traumwelt hat er dort nicht nur symbolisch treffend wiedergegeben, sondern auch magisch wirkend. Und das Phantastische im Bilde entspringt hier nicht einem willkürlichen Gedankenüberschwang des Künstlers, sondern es liegt im Wesen des ganzen Bildes, es ist in dem Vorwurfe des Traumes als solchem bedingt. Auch das Mystische wirkt in Fidus' Schöpfungen nicht unklar und verwirrend, wie das so häufig bei anderen der Fall ist, sondern es macht einen anziehenden, ja sogar befreienden Eindruck. Denn alles, was er schafft, bedeutet Lebensgeheimnis, Lebensoffenbarung und greift sowohl in das rein Menschliche wie rein Geistige hinein. Man erinnere sich hier der Bilder „Weihnacht" und „Sphinx des Lebens". Das erste ist lyrisch, das andere dramatisch; aber beide tragen auf rein menschlichem Erlebnisboden die hohe Königspalme der Idee und den Keim der lebendigen Verwirklichung des geistig Geschauten. Das fühlt jeder mit, wenn er es auch nicht gleich verstandesmäßig begreifen kann. Und dies bleibt für die Wertschätzung einer ausgeprägten Künstlerindividualität bestimmend. **Evers.**



Ouija.

Wir erhielten in letzter Zeit wiederholt Anfragen von Lesern der „Sphinx", welches wohl gegenwärtig die beste Art von Psychographen sei. Hierauf antwortet der Herausgeber:

Ouija ist die jetzt in England am meisten gebräuchliche Form des Psychographen, mittels dessen auch solche Personen, deren mediale Veranlagung nur gering oder noch ganz unentwickelt ist, dieselbe am leichtesten in Thätigkeit setzen können. Das Instrument ist ganz nach demselben Muster konstruiert, wie ich selbst sie mir vor 25 Jahren öfter herstellte, wenn ich andere Personen von der Echtheit spiritistischer Thatsachen überzeugen wollte; nur ist jene heutige Ausführung dieses Instrumentes besonders zweckmäßig gearbeitet. Auf einem gut polierten Brette sind das Alphabet und die Ziffern geschrieben, das kleine Tischchen aber, auf dem eine oder zwei Personen ihre Hände willenlos ruhen lassen sollen, bewegt sich auf dicken kleinen Filzstückchen leicht über dieses Brett hin und her und buchstabiert durch Hinzeigen auf die gewollten Buchstaben oft überraschende Antworten auf sinnvoll gestellte Fragen. Solch ein Apparat arbeitet viel leichter und sicherer als der sonst von Anfängern gebrauchte größere Tisch, der nur durch Kippen oder Klopftöne sehr mühsam die Antworten herausbuchstabiert. Solcher „Ouija"-Apparat ist für 4 sh. und größer für 6 shilling stlg. zu kaufen bei The „Ouija" Novelty Company in London, W. C., 15 Southampton Row. **H. S.**





Bemerkungen und Besprechungen.



Der Spiritismus und die Kirche.

Mit Bestürzung hat man in Rom die immer mächtigere Ausdehnung der spiritualistischen Bewegung bemerkt. Schon als seiner Zeit dieselbe in den Vereinigten Staaten begann, hat man ihre Verdammung ausgesprochen und den Gläubigen gelehrt, daß die Spiritisten entweder das Opfer von Betrügern oder mit dem Teufel im Bunde seien. Die Konzilien von Baltimore beschäftigten sich stets mit den Teufelsdienern, und im Jahre 1864, als die Zahl derselben bereits stark angewachsen war und sich unter anderm auch mit der Erklärung der „Wunder" beschäftigte, lehrten die Hierarchen zur Vernichtung der gefährlichen Konkurrenz: Inter serpentes nostratium errores, in ruinam animarum invectos, locum principalem tenet Spiritismus. . . . (Concilii plenarii Baltimorensis II Acta et Decreta Baltimorae 1868 p. 29.) Die Phänomene waren für sie: „Satanico interventu repetenda, cum vix alio modo satis explicari possint". Die Amerikaner nun kümmerten sich leider sehr wenig um hierarchischen Fluch und, statt die Teufelsdiener vors weltliche Gericht zu schleppen und braten zu lassen, wurden sie immer bereitwilliger, die Wahrheit ihrer Behauptungen zu prüfen und ihre kirchenfeindlichen Lehren zu acceptieren. In ähnlicher Weise blieb auch die Opposition der Kirche in Europa gegen die neuen Umtriebe des Teufels erfolglos. In manchen Ländern konnte man zwar die weltliche Macht noch zu freundlicher Mitwirkung durch Entstellungen der bekannten Art veranlassen und wenigstens den populären Spiritismus etwas unterdrücken, wie z. B. in Oesterreich. Jedoch war Satan nicht ganz zu bannen und drang sogar immer mehr in die Gelehrtenkreise ein, welche sodann nicht einmal mehr durch Schriften wie die des kath. Prof. Math. Schneid (Der neuere Spiritismus, „philosophisch geprüft", Eichstätt 1880), der kürzlich im Prozesse des P. Aurelian so sehr „philosophisch und psychologisch" für den sonderbaren bayerischen Dialekttenfel eingetreten ist, zu bekehren waren.

In der Gegenwart hat sich nun auch die Lehre des Spiritualismus so weit ausgebildet und haben sich so viele Gebiete der Phänomologie desselben aufgethan, daß die vernünftigen kirchlichen Kreise vergebens nach kräftigen Angriffswaffen suchen. Im Allgemeinen muß man sich aber noch immer mit möglichster Anschwärzung der „höllischen Bosheit" begnügen und den Gläubigen unter schrecklichen Drohungen verbieten, den Trugwerken und Wundern Satans nachzulaufen. Auf eine Polemik mit Spiritisten läßt man sich nur selten ein, da man sich ihnen nicht gewachsen fühlt.

Eine Ausnahme in dieser Beziehung machte vor Kurzem ein Missionsbischof auf der fernen Insel Mauritius, ein gewisser Mgr. Meurin S. J., der im „Journal de Maurice" mit einem der Leiter der spiritualistischen Bewegung in diesen fernen Ländern, Victor Ducasse (Jacques Tolerant) eine öffentliche Fehde begann. Wir müssen letzterem zu großem Danke verpflichtet sein, daß er uns eine Uebersicht über den Verlauf derselben in einem Buche: Le Spiritisme et L'Eglise (Jacques Tolerant, erhältlich durch die Librairie spirite, Paris. 1, rue Chabanais) ermöglicht hat. Aus demselben ersehen wir, daß Ducasse ein Kämpfer ist, welchem gleich gediegene Kenntnisse auf dem Gebiete

der Theologie wie der spiritistischen Philosophie zu Gebote stehen. Seinen geistreichen Ausführungen und schlagenden Argumenten gegenüber erscheinen die meist dogmatischen, thomistisch scholastischen Widerlegungsversuche des Jesuiten recht unreif; sie machen häufig nur einen ähnlichen Eindruck wie die eines Menschen, der seine Ignoranz und Unfähigkeit hinter gelehrt klingenden Phrasen zu verbergen sucht.

Die Polemik begann damit, daß Meurin in drei Schriften, betitelt: „Conferences sur la superstition" die Spiritisten angriff. In denselben nannte er den Spiritismus „eine Teufelei", den Hypnotismus „eine Fabel", den Somnambulismus „einen Betrug" und meinte, der Kampf zwischen der Kirche und den Spiritisten komme dem zwischen Himmel und Hölle gleich, brachte jedoch bereits in diesen wie später aus theologischen Schriften Aufschlüsse, welche sich auf die Möglichkeit der Wirkungen aus der Astralsphäre bezogen und für manchen einen nicht uninteressanten Einblick in die kirchlichen Beweisgründe zur Widerlegung materialistischer Anschauungen bieten können. Tolerant erwiderte auf diese Schriften mit einer meisterhaft geschriebenen Studie über den Spiritismus; welche eine vierte Konferenz des Mgr. Meurin und deren Publikation unter dem Titel: „Les erreurs du Spiritisme" zur Folge hatte. Sodann wurden noch mehrmals Streitschriften ausgewechselt, bis schließlich der Erzbischof unfähig wurde, weiter zu erwidern, sodaß das letzte Wort in der Polemik Herrn Ducasse verblieb, den sein Gegner in Ermangelung philosophischer Argumente auf die „unfehlbaren" Lehren der katholischen Kirche und auf die Notwendigkeit seiner Rückkehr zur letzteren aufmerksam gemacht hatte.

Unser Gesinnungsgenosse hat durch seine Thätigkeit unserer Sache einen hervorragenden Dienst erwiesen. Der Beweis, daß gerade von Seite der Katholiken die Opposition gegen den Spiritismus die absurdeste ist, da die Geschichte ihrer Heiligen, ihre ganze Mystik durch denselben Erklärung und zeitgemäße Fortsetzung findet, wie ja auch das Urchristentum für jeden Denker durch ihn beleuchtet wird, ist ihm aufs Beste gelungen.

Der einfältigen Behauptung, welche die spiritistischen Phänomene mit diabolischen identifiziert, entgegnet er in einer Stelle seines Werkes folgendermaßen:

Welches annehmbare Motiv können Sie uns für die behauptete Thatsache geben, daß Gott die Fähigkeit der Mitteilung an die Menschen nur den bösen Geistern vorbehalten hat? Wenn Geister sich dem Menschen mitteilen können, so ist die Thatsache des Verkehrs festgestellt, und wenn böse Geister es können, so müssen gute Geister es auch können, denn es verträgt sich nicht mit der Gerechtigkeit und Liebe Gottes, nur das Böse zu gestatten, dann aber den guten Geistern zu verbieten, Mitteilungen zu machen, um die Menschen gegen das Böse zu schützen. Wenn aber alle spirituellen Mitteilungen nur vom Teufel herrühren, so kann das nur unter Gottes Zulassung oder ohne diese geschehen. Wenn es gegen den Willen Gottes geschieht, so ist der Teufel mächtiger als Gott, und als höchstes Wesen eingesetzt. Gehen aber die Manifestationen vom Teufel und seinen Dämonen nach dem Willen Gottes aus, so ist es gar nicht denkbar, daß Gott in seiner Liebe den guten Geistern nicht gestatten würde, ihre Hülfe den Menschen im Kampfe gegen das Böse angedeihen zu lassen". Dem ist noch anzufügen, was Ducasse an mehreren Stellen seines Werkes hervorhebt, daß eben der Inhalt der Kundgebungen uns über die Natur der Geister aufzuklären im Stande ist, dem Bibelworte entsprechend: „An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen". Der arme Meurin hat also mit seiner Polemik nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht. Sein Mißerfolg kann eine Warnung für den katholischen Klerus sein, fortgeschrittene Denker, denen sie geistig nicht gewachsen sind, in Zukunft nicht widerlegen zu wollen, da ja für ihre Zwecke eine allzu häufige Ausstellung geistiger Armutszeugnisse nicht dienlich ist.

Thomassin.



Die Loge „Zum Licht“ in Hamburg

und ihr erstes Stiftungsfest.[1])

Im vorigen Herbst war in unserer Loge der Plan gefaßt worden, während des Winters einen Cyklus von Vorträgen mit anschließenden Experimentalsitzungen zu veranstalten. Es war bereits ein vollständiges Programm aufgestellt und mit den auswärtigen Rednern das Nähere vereinbart worden. Herr Kiesewetter aus Meiningen eröffnete Ende November den Cyklus mit einem interessanten Vortrag über „die kulturgeschichtliche Entwicklung des Spiritismus“, leider aber vor einem wenig zahlreichen Publikum. Da es sich auch trotz vielfacher Bemühungen als unmöglich herausstellte, das Interesse weiterer Kreise außerhalb der Loge für diese rein theoretischen Vorträge zu gewinnen, die Logenmitglieder allein jedoch nicht imstande waren, die erforderlichen Gelder aufzubringen, so mußte von dem ursprünglichen Programm insofern etwas abgewichen werden, als man der Kostspieligkeit wegen sich gezwungen sah, auf die in Aussicht genommenen auswärtigen Redner zu verzichten. Es trat nun damit an die Logenmitglieder die Aufgabe heran, zwecks Durchführung des Programms die Vorträge selbst zu halten, was umso schwieriger war, als die Loge nur sehr wenig geschulte Redner besitzt und also an die Arbeitskraft dieser Wenigen übertriebene Anforderungen gestellt werden mußten.

Da wurde durch eine gütige Fügung Herr Frey der Loge zugeführt und dieser zeigte sich bald als der Retter in der Not, indem er mit einem wahren Feuereifer und mit seltenem Verständnis sich der Bestrebungen der Loge annahm. Herr Frey hat anfänglich Theologie studiert, da aber dieses Gebiet ihm nicht zusagte, sich der Medizin zugewandt und sich seit einigen Jahren auch eifrig mit dem Studium der okkulten Wissenschaften beschäftigt. Derselbe ist nun erfreut, in unserer Loge dieselben Bestrebungen und in den Mitgliedern derselben Menschen gefunden zu haben, die seine Weltanschauung im Wesentlichen teilen.

Herr Frey hat die Vorträge in meisterhafter Weise zu Ende geführt und ist dabei durch die Herren Wiesendanger und Huber thatkräftig unterstützt worden. Es ist diesen Herren gelungen, ihre Zuhörer in einer Weise zu fesseln und zu befriedigen, daß sich der Kreis derselben beständig vergrößerte und eine Anzahl angesehener Personen ihren Beitritt zur Loge bereits angemeldet haben, sodaß auch mit Bezug auf die Entwicklung der Loge nach außen hin ein erfreulicher praktischer Erfolg zu verzeichnen ist.

Am 21. März d. J. nun war ein Jahr seit der Gründung der Loge in ihrer jetzigen Gestalt verflossen. Wenn man bedenkt, daß mit Gründung dieser Loge eine vollkommen neue Bahn betreten wurde und dieselbe noch bis vor kurzem mancherlei Anfeindungen ausgesetzt war, darf man mit der seitherigen Entwicklung derselben sowohl nach innen wie nach außen wohl zufrieden sein. Jetzt mag sie getrost der Zukunft entgegensehen, und die anläßlich ihres einjährigen Bestehens veranstaltete Feier darf in mancher Beziehung als ein wichtiger Wendepunkt in ihrer Entwicklungs-Geschichte bezeichnet werden. Eine ausführlichere Beschreibung dieser Feier dürfte daher auch für die auswärtigen Gesinnungsgenossen von allgemeinem Interesse sein.

Laut Programm hatte Herr Frey es übernommen, die Festrede zu halten. In einem längeren Vortrage, der allerdings nach Form und Inhalt den Rahmen einer gewöhnlichen Festrede bei weitem überschritt, suchte derselbe an der Hand geschichtlicher Forschung den Nachweis zu führen, daß die nicht nur im Volk, sondern auch in den Kreisen der sog. Gebildeten vorherrschende Ansicht, die moderne Wissenschaft sei der-

[1]) Wir geben diesen Bericht über die Entwicklung und Jahresfeier der uns mit Bezug auf okkultistisch-spiritualistische Tendenz nahestehenden Gesellschaft wieder, wie wir überhaupt jederzeit bereit sind, Vereinen, welche im Allgemeinen unsere Anschauung teilen, den Raum unserer Monatsschrift, soweit dies möglich ist, zur Verfügung zu stellen. (Die Redaktion.)



jenigen der alten orientalischen Kulturvölker in jeder Beziehung weit überlegen und gewissermaßen berechtigt, auf letztere mit einem mitleidigen Lächeln herabzublicken, auf einer völligen Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse beruhe und also eine durchaus irrige sei. Redner führte dies des Weiteren aus und betonte insbesondere die außerordentlichen Kenntnisse, welche die alten Egypter sich über die Naturkräfte und ihre Wirkungen erworben hatten, sowie deren Leistungen auf allen Gebieten der Mathematik und Naturphilosophie, insbesondere der Astronomie, Chemie und Heilkunst. Derselbe ging sodann näher ein auf die Sitten und Gebräuche der egyptischen Priester bei Einweihung Profaner in die großen Mysterien im Tempel der Metropolis in Memphis, um im Hinblick auf die verwandten Bestrebungen und Einrichtungen der Loge hieran folgende Betrachtungen zu knüpfen:

„...... Wenden wir uns nun kurz dem Inhalt der okkulten Studien zu. Während heute zwischen der Wissenschaft und der Theologie einerseits und der Philosophie andererseits unlösbare Widersprüche und unversöhnliche Feindschaft bestehen, herrschte im Altertum auf allen Wissensgebieten die vollste Harmonie, auf allen Gebieten galt dieselbe Methode, die in ihren Prinzipien überaus einfach war.

„Wie die Welten im unendlichen Universum unaufhörlich um ihre strahlenden Sonnen kreisen, so bewegt sich auch das Sonnenstäubchen und das einzelne Molekül nach gleichen Gesetzen. Der Mensch in seiner Entwicklung ist ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der ganzen Menschheit und die einzelne Zelle durchläuft ihrerseits dieselbe Evolution wie der ganze Mensch. Geburt, Wachstum, Reife, Verfall und Tod, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Aktion und Reaktion sind der ewige Kreislauf der Natur.

„Wie wir im Baum eine auf- und absteigende Saft-Bewegung und im Menschen eine centrifugale und eine centripetale Blutbewegung haben, wie das Wasser von den Bergen dem Weltmeer zufließt und von da als unsichtbarer Dunst wieder den Bergen zugetragen wird, so strömt fortwährend das Unsichtbare in die Welt des Materiellen hinein, während daraus ein unaufhörlicher Strom sich nach oben bewegt. Erst sehnt sich das Geistige nach einer Vereinigung mit dem Materiellen, und wenn es seinen Cyklus durchlaufen hat, strebt es abermals den Regionen zu, aus denen es gekommen. So herrscht ein beständiger Kreislauf der Kraft und Materie, eine fortwährende Involution und Evolution. Sowohl der Anfang alles Sichtbaren, als auch das Ende verlieren sich im Dunkel der Unendlichkeit, wir vermögen die Natur weder im Größten noch im Kleinsten zu erfassen, sondern unser Erkenntnisvermögen umfaßt nur einen Teil des Erkennbaren.

„Aber welche Freude für den Apostel der Wahrheit, in einer Zeit der Finsternis und der materiellen Interessen Ideale zu finden, welche den höchsten Bestrebungen des Herzens entsprechen, die edelsten Bedürfnisse des Menschen befriedigen; statt nach einem flüchtigen Rausch des Erdenlebens trostloser Vernichtung in's Angesicht zu starren, die süße Hoffnung im Busen zu tragen, daß wir weiter leben in unserer Entwicklung, wenn wir uns ihrer würdig erzeigen! O, möchte doch in uns allen die lebendige Ueberzeugung Wurzel fassen, daß das Verlangen nach Wahrheit, Erkenntnis und Gerechtigkeit nicht umsonst in unser Herz gelegt ist, daß unser innerstes Wesen nicht umsonst nach dem Göttlichen schreit, wie ein Hirsch nach frischem Wasser. Sollte denn dies alles umsonst, alles nur Täuschung, Selbstverblendung und Einbildung sein? Schreit denn der junge Rabe umsonst nach dem Futter, das er noch nicht kennt, oder streckt der Säugling umsonst seine Arme aus nach der Mutter, die er noch nicht kennt?

Nein, nimmermehr! Unser innerstes Bewußtsein straft uns Lügen, wenn wir das behaupten, sagt uns, daß wir zwar nicht das sind, was wir sein sollen, daß wir unserm Beruf hienieden oft untreu geworden sind, und uns mit Schuld beladen haben, daß wir aber leben wollen, immer weiter leben, daß unser ganzes Wesen sich sträubt vor der Vernichtung, und daß, wenn wir den Kampf um's Dasein würdig kämpfen, unser eine ewige Zukunft harrt, in der all unser Sehnen gestillt wird und unser Ideal sich verwirklicht. Oh möchte nichts imstande sein, uns diesen Trost zu rauben.

Und nun fragt es sich, wie wir uns dieser Aufgabe gegenüber verhalten wollen. Wollen wir uns als eine spiritistische Loge damit begnügen, alle Wochen hier zusammen zu kommen und uns über Psychismus, Mediumismus, Manifestationen ꝛc. zu unterhalten, oder wollen wir in die Fußstapfen der Alten treten, ihr geistiges Erbe übernehmen, wollen wir anfangen, den Tempel der Wahrheit aufzubauen? Was uns vor allen Dingen Not thut, ist die richtige Methode, den Weg zu kennen, den wir zu gehen haben, daß wir eine genaue Vorstellung von dem haben, was wir erstreben wollen. Und warum sollten wir uns nur mit einem Teil der Wahrheit, nur mit den spiritistischen Phänomenen begnügen, warum nicht die ganze Wahrheit erstreben? Nur wer das Ganze erfaßt, kann die Teile verstehen. Ich befürchte, daß wir ermüden, wenn wir den Rahmen der Loge zu enge machen? Warum wollen wir, wenn wir eine Loge sind, es nicht ganz sein? Wenn wir auf die Prinzipien der „Zauberflöte" gegründet sind, dann stehen wir auf dem Boden der alten okkultistischen Einweihung; und wollen wir uns mit weniger begnügen als dem höchsten, was uns Menschen erreichbar ist? Wenn wir den Okkultismus auf unser Programm setzen, dann zählen wir die größten und besten Denker aller Zeiten zu unsern Vorgängern, dann wird kein Streben, und wäre es noch so hoch, nicht Nahrung finden können, dann werden wir auf eine Bahn kommen, auf der jeder Fortschritt nur zu neuem Streben anspornt. Je höher unser Ziel ist, desto mehr wird jeder Nerv angestrengt werden, dasselbe zu erreichen.

„Ich denke groß von der Loge und den Möglichkeiten, die in ihr liegen. Aus kleinen Anfängen ist oft Großes hervorgegangen. Die Loge aber sind wir, von uns wird es abhängen, was die Loge sein wird, wir bestimmen ihre Zukunft, unser Beispiel und unser Einfluß wird in ihr fortleben, wenn unsere Hülle längst in Staub zerfallen ist. Der Einfluß eines Jeden von uns ist wie ein Stein, der in's Meer der Ewigkeit geworfen wird und dort seine Kreise zieht bis an die Ufer der Unendlichkeit. Von uns hängt es ab, ob unsere Bestrebungen über kurz oder lang untergehen werden in der Vergangenheit oder ob sie den Anfang bilden zu einem Werk von ungeahnter Bedeutung. Wenn wir die Ueberzeugung haben, daß wir Wahrheiten besitzen, die eine Rettung sind für unser materielles Zeitalter, so haben wir auch die Pflicht, unserer Ueberzeugung getreu zu leben.

„Und unsere Tage fliegen dahin wie ein Traum, ein Augenblick noch und wir sind in den Tagen, in denen wir etwas sein und etwas vollbracht *haben* sollen, weil es dann zu spät ist, noch etwas zu *thun*, noch etwas zu *werden*.

„Welch' ein Unterschied dann zwischen dem, der auf ein verfehltes Dasein zurückblickt, und dem, der seinen Idealen treu geblieben ist und freudig dem Tod ins Auge blickt, der für ihn den Sieg bedeutet!

„Ich mache mir über unsere Bestrebungen keine Illusionen und glaube nicht, daß wir die Welt aus ihren Angeln heben und die Wissenschaft bekehren werden. Die Geschichte im Allgemeinen und des Okkultismus im Besonderen zeigt, daß es eine gefährliche Sache ist, die Wahrheit profanen Händen und unreifen Geistern auszuhändigen, und namentlich Wahrheiten wie die okkultistischen sind wie ein zweischneidiges Schwert, mit dem wir die Wahrheit verteidigen, aber auch ihr und unseren Mitmenschen schaden können. Die alten Weisen suchten sich deshalb Jünger aus, die sie würdig fanden, eingeweiht zu werden.[1])

[1]) Daß der Okkultismus nur Solchen geboten werden kann, welche ihre geistigen Kinderschuhe bereits ausgetreten haben, — das glauben auch wir. Jedoch ist eben in unserer Zeit ein allgemeinerer geistiger Fortschritt, eine allgemeinere geistige Reife eingetreten und deshalb ist auch die Zahl der einzuweihenden Jünger gewachsen. In gewisser Hinsicht sind freilich die okkulten Wahrheiten ein zweischneidiges Schwert. Jedoch ist die Gefahr, sich mit demselben zu verwunden, in unserer Zeit nicht mehr so groß wie früher. Daß übrigens früher auch Herrschsucht und Egoismus die Zahl der Einzuweihenden einschränkte, sollte der Beachtung nicht entgehen. **Thomassin.**



Auch in unserer Loge soll das oberste Prinzip die unverfälschte Bruderliebe sein, sodaß der Stärkere den Schwächeren bei der Hand nimmt und ihm hilft. Und wenn zu der ungeschminkten Liebe sich das Feuer der Ueberzeugung gesellt, dann wird es nicht darauf ankommen, ob wir viele oder wenige sind; nicht die Masse wird es ausmachen, sondern der Geist, der in uns wohnt. Wie oft hat ein einzelner Mann ganze Völker bewegt. Hunderttausende mittelmäßiger Menschen verschwinden bedeutungslos, als wären sie nie gewesen, während einige Wenige, die der lebendige Glaube und die Liebe zur Wahrheit beseelt, ihrer Zeit eine neue Richtung zu geben und dem Jahrhundert ihr Gepräge aufzudrücken vermögen.

„Vorläufig sehe ich das Ziel unseres Strebens und unserer Thätigkeit mehr innerhalb unserer Loge. Wenn wir Andern nützen wollen, müssen wir erst selbst etwas sein, und wir können Andere nicht höher heben, als wir selbst sind. Lassen Sie uns deshalb mutig das Höchste und Edelste erstreben, lassen Sie uns danach trachten, in den Besitz der höchsten Güter des Menschentums zu gelangen. Wenn wir so ein einheitliches bewußtes Ziel haben, werden wir auch inniger miteinander vereint und wir bilden eine Macht, ein Licht in der Finsternis des materiellen Zeitalters. Dann werden wir allen Aufrichtigen das zu bieten vermögen, was sie in der Welt umsonst suchen, eine einheitliche harmonische Weltanschauung, eine Befriedigung für die höchsten Bestrebungen der Menschenseele. Dann wird der Einfluß unserer Loge sich nicht nur auf unsern internen Verkehr beschränken, sondern wir werden auch außerhalb leben als bessere Menschen, wir werden auch tüchtiger werden in unserm Beruf. Wir werden alle unsere Pflichten in einem höheren Lichte betrachten und in unsere Brust wird jene heitere Ruhe einziehen, die jeden belohnt, der ein harmonisches Dasein führt, der nicht sich selbst, sondern seinem Ideale lebt.

Was soll deshalb unser Ziel sein? Wollen wir eine Grenze ziehen, innerhalb welcher wir uns bewegen, oder wollen wir vorwärts streben auf der Bahn der Evolution, des Fortschritts? Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, den Weg zu gehen, den ich ihnen angedeutet habe, selbst wenn ich allein gehen sollte, unbekümmert darum, ob die Welt mich für einen Narren und Schwärmer hält. Und wenn ich hundertmal strauchle und falle auf meinem Wege, so will ich doch hundertmal wieder aufstehen, und wenn ich das Ziel nicht erreichen sollte, so will ich doch wenigstens männlich danach gerungen und darum gestritten haben."

Diese mit einer erwärmenden Herzlichkeit vorgetragenen Worte machten einen ersichtlich tiefen und dauernden Eindruck auf alle Zuhörer.

Laut Programm eröffnete sodann Herr Fischer die Tafel mit einer kurzen Ansprache, worin er insbesondere die anwesenden Gäste herzlich willkommen hieß. Während der Tafel wurden einige angemessene Trinksprüche ausgebracht und zum Schluß das Bundeslied von Mozart gesungen. Hieran knüpfte sich die Festrede des Herrn Wiesendanger, welche in geschmackvoller Weise begleitet, unterbrochen und beschlossen wurde durch Gesänge aus der „Zauberflöte", die mit künstlerischem Geschick von Damen und Herren der Loge vorgetragen wurden. Der Chor: „O Isis und Osiris rc." bildete einen ebenso würdigen wie feierlichen Abschluß des in jeder Beziehung zur Zufriedenheit der Teilnehmer verlaufenen Festes.



Der Wert der spiritischen Phänomene.

Gar manchem unserer Leser dürften die Bemerkungen aus der Seele gesprochen sein, welche in der bekannten Londoner Wochenschrift „Light" vor kurzem (Nr. 653 vom 15. Juli 1893) an leitender Stelle über die spiritualistischen Phänomene zu finden sind. Sie lauten: „Es kann kein deutlicheres Anzeichen von Fortschritt geben, als den Schrei, der gegen die Vielheit der Phänomene hörbar wird. Zugleich darf nicht ver-

gessen werden, daß die Hervorbringung der Phänomene noch für viele absolut notwendig ist. Wir bezweifeln nicht die Demoralisation, die durch den dauernden Gebrauch (oder besser Mißbrauch) der Séance veranlaßt wird; und diese Demoralisation ist unglücklicherweise nicht auf die Teilnehmer allein beschränkt. Denn es kann kaum angenommen werden, daß die Zurückhaltung der unsichtbaren Intelligenzen in dieser Atmosphäre von großem Nutzen für dieselben sein kann. Es war ein Spruch des verstorbenen Herausgebers des „Light", daß er niemals wissentlich versucht habe, jemand zurückzubringen, der die Grenze überschritten hatte, und man fühlte, daß er Recht hatte. Trotzdem sind Phänomene noch wichtig. Der Physiker wird nie einer psychologischen Theorie nachgeben; er muß Dinge sehen, die ihn zum Glauben bringen. Das ist es, was die Mailänder Experimente so wertvoll machte. Nicht deshalb waren sie es, weil ein Kreis von Gelehrten sie sanktionierte und sie so mit einem achtungsgebietenden Nimbus umgab, wie manche thöricht insinuierten, sondern weil sie mit ungewöhnlicher Sorgfalt durch eine Versammlung von Sachverständigen angestellt wurden. Es giebt, wie wir mit Freuden annehmen, viele, welche nicht länger Phänomene brauchen, wie es auch manche giebt, welche sie niemals nötig hatten. Jedoch die Mehrzahl der Menschen ist bis jetzt noch unfähig, einen anderen Sinn als die anerkannten fünf zu gebrauchen. Intuition muß gewonnen werden; sie kommt nicht immer ungesucht".

Thomassin.



Schams „Muttermilch".*)

Das Heute macht das Morgen schlecht, das Abgeflachte verhöhnt das neu bedeutungsvoll Aufsteigende. Das weckt bei zukunftwärts gerichteten Menschen schon von vornherein den Kämpferton, die Prophetenweise, das Selbstbewußtsein, die Kühnheit einer neuen Welt- oder Lebensanschauung. So geschah es bei Pudor, und es gelang ihm dann auch, ein feindliches Gelächter bei der zünftigen Kritikerwelt zu erregen.

Keine Natur soll unterdrückt werden; jeder, der etwas zu sagen hat, sollte zur Geltung und zum Worte kommen. Und Scham-Pudor hat was zu sagen. Aber er macht es verkehrt; er drückt auf gleichgültige Stellen, hebt lächerlich Kleinliches durch feierlichen Heroldston hervor und läßt das Entscheidendste außer Acht, wenn es ihm nicht derbe, äußerliche Seiten zukehrt. Er ist mehr eine Haut-, als eine Innennatur.

Dazu tritt ein unangemessener geistiger Hochmut, eine oft wahnwitzig sich äußernde Ueberschätzung des eigenen Wertes. Diese Selbstvergötterung vor allen Dingen sollte er ablegen, wenn er wirken will. Sie macht ihn unmöglich und hindert ihn an der gerade ihm so notwendigen Arbeit an sich selbst. Er ist durchaus kein Fertiger, kein krystallflächig Abgeschliffener, wie etwa Nietzsche, von dem er den hohen Prophetenton, aber ohne die innere Schwungkraft des großen Individualisten, zu Lehen hat. Der Zarathustra-Nietzsche hat viel von Scham auf dem Gewissen. Auch an Walt Whitman, den großen Elementardichter mit der patriarchalisch ungeschminkten Quäkerseele erinnert Pudors Weise; nur nicht so rauh, so unmittelbar ist sie, aber mehr schwammig.

Also um seines guten Wirkens willen und der Sache wegen, in deren Dienst Scham mit Eifer sich stellt, der Herbeiführung einer natürlich gebildeten Menschheit, sollte er ernstlich an sich selber arbeiten und vor allen Dingen die inneren Keime, die in ihm bei aller äußeren Naturschreierei stecken, sich still und stark entwickeln lassen. Dann mag er wiederkommen, aber anspruchsloser, einfacher und den Ton dahin legend, wohin er gehört. Sonst bringt er nur Gelächter hervor und schadet mehr, als er nützt. Der gute Wille allein thut's nicht. **Peter Hille.**

*) Heinrich Scham: Muttermilch. Offenbarungen der Natur (London 1893, 13 Kensington Park Road). Preis: 1 Mark.



Sprüche aus der Höhe.

„Sprüche aus der Höhe"[1]) ist eine kleine Schrift in drei Büchern, die zusammen neun Tafeln enthalten. Diese 201 Sprüche ungenannten Ursprungs sind ein reicher Schatz für alle, die den Weg der inneren Entwicklung gehen; und sie dienen Allen als eine lebendige Anregung zur geistigen Selbständigkeit, zur Ergründung und Verwirklichung des eigentlichen, innersten, göttlichen Selbstes in ihnen. Aber sie sind nicht allein in dieser Weise den schon auf diesem Wege Befindlichen ein brüderlicher Gruß verständnisinniger Gedanken, sondern sie sind auch denen willkommen, die erst diesen Weg betreten wollen oder die doch in den Anfängen desselben noch fast ganz im äußersinnlichen Bewußtsein leben. Wieviel diese auch aus diesen Sprüchen lernen können, dafür sei als Beispiel hier nur auf die vierte Tafel „Reichtum des Geistes" verwiesen:

„87. Wer sein Gut zählt, der ist von kleinem Geiste; wer aber sein Gut wegwirft, ohne es gezählt zu haben, der hat allezeit genug, und sein Reichtum wird nie geringer werden.

89. Wer den Geist zu sammeln gedenkt in den stillen Kammern seiner Seele, der gebe gleich Gott von seinem Geiste aus — und er wird allen Reichtum haben.

90. Keiner hat noch je soviel vermocht wie der Geist; der Geist aber ist der Reichtum der Liebe, und die Liebe ist Gottes stille Kammer".

Hiervon kann Jeder lernen; ja, man könnte sogar sagen: der Geist läßt sich erlernen, selbstverständlich nicht erlernen als ein Wissen, wohl aber als Können erlernen, erringen; und wer auch nur eine Ahnung hat, von dem, was man gemeinhin „Genialität" nennt, der fühlt wohl, daß deren Quelle, der Geist, die Liebe ist, die wahre göttliche, sich selbstvergessende Liebe. Das Wachsen des Geistes geschieht nicht durch Sammeln von Wissen, nicht durch geiziges Haften an der „eigenen" Urheberschaft, sondern durch das freimütige Ausgeben aus großer liebevoller Seele; durch das Schaffen wächst der Geist im Menschen. Das Können übt sich im Werden und Geben.

Ueberflüssig ist es wohl zu sagen, daß ein Büchlein, wie das vorliegende, nicht blos einmaliger Lesung dient; durch Lesen „wird" man nicht, sondern durch Wollen und durch Handeln (Schaffen). Indessen weiß ich keine bessere Anweisung hierzu als dies Büchlein, es wirft helles Licht auf den Weg zur Vollendung.

Hübbe-Schleiden.



Den modernen Ethikern.

Es ist drollig zu sehen, wie heute die Vertreter des theoretischen sog. wissenschaftlichen Materialismus sich bemühen, den sittlichen Materialismus von den Rockschößen abzuschütteln. Zuerst, als er noch ein kleines Kindlein war, ließen sie ihn an den Brüsten der Naturwissenschaft saugen. Und er wuchs empor. Und die Väter freuten sich, daß er ihre Lehren so nett nachplauderte. „Nicht wahr, der stärkste siegt im Lebenskampf?" Und sie nickten erfreut. „Nicht wahr, der Mensch ist nur ein Thier?" Und sie nickten und freuten sich noch mehr. „Nicht wahr, Gott ist ein Ammenmärchen und die Religion ein Atavismus?" Und sie nickten und waren außer sich vor Vergnügen über den kleinen Burschen. Und er wuchs und wurde Bestie, da wurden die Väter doch etwas besorgt und verleugneten den Feind und gingen hin, um einen Verein für ethische Kultur zu gründen. Und sie stimmten alle überein, daß die Menschen von nun an „sittlich" handeln müßten. Jedoch warum sie's müßten, darüber schwiegen sie alle. Aber die Menge, die da klaschte, fragte auch nicht darnach. Und so waren sie stolz, die Menschheit erlöst zu haben. Und über den Wassern schwebte der Bathybius Haeckelii zum Zeichen, wie echt ihre Weisheit sei.

Otto v. Leixner.

---

[1]) Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr) in Leipzig. Preis: 1 Mk.



Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Probehefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Blavatzkys Schlüssel der Theosophie.

Im vergangenen Monate ist an die Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" das folgende Rundschreiben versandt worden, welches auch für weitere Leserkreise Interesse hat:

Engeres Zusammenschließen!

Vor Kurzem ist im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig eine deutsche Uebersetzung von H. P. Blavatskys „Schlüssel zur Theosophie" erschienen. Dieses Buch begegnet unserm sich längst geltend machenden Bedürfnisse nach weiterem Vorgehen und engerem Zusammenschlusse innerhalb unserer Vereinigung. Es ist dies dasjenige Werk der Begründer unserer ganzen heutigen Bewegung, das am besten und in allgemein verständlicher Sprache Aufschluß giebt über Ursprung, Zweck und Wesen der letzteren, so wie sie durch die „Theosophische Gesellschaft" von deren Hauptcentren in London, Madras und New-York aus in Hunderten von Zweiggesellschaften über die ganze civilisierte Welt verbreitet worden ist.

Wiederholt schon habe ich betont, daß unsere „Theosophische Vereinigung", obwohl selbständig deutsch und formell unabhängig von der „Theosophischen Gesellschaft", doch in ganz derselben Geistesrichtung sich bewegt wie diese. Das muß so sein, weil ja der Grundgedanke aller Religion, die Theosophie, die göttliche Weisheit des Gottwissens und Gottwollens, überall nur eine ist, wie auch der Geist in allem Dasein, „Gott", die Einheit ist, die sich nur in der Vielheit der verschiedenen Entwicklungsstufen darstellt. Nirgends und niemals aber ist der Welt eine so unerschöpfliche Fülle von geistvoller Verarbeitung und Ausgestaltung der „göttlichen Weisheit" dargeboten worden wie in den Veröffentlichungen der „Theosophischen Gesellschaft"; und dies läßt auf's deutlichste erkennen, mit welch' übermächtiger Kraft der Geist in den thätigen Mitgliedern dieser Gesellschaft wirkt.

Nicht genug kann ich auch darauf hinweisen, daß das Ziel alles theosophischen, d. i. alles wahrhaft (geistig) religiösen Strebens nur durch wirksame Bethätigung erreicht wird. Wer in das „Reich

Gottes" einzudringen hofft — nicht dadurch, daß er es in sich verwirklicht, sondern durch sein bloß gutwilliges, aber müßiges Zuwarten, der wird nicht viel weiter kommen als der träge Schwärmer, der den „Himmel" ungefähr wie ein Theater ansieht, zu dem ihm der Eintritt mit dem Tode sich von selbst eröffnet, und wozu die Einlaßkarte ihm umsonst auf seine Bitten aus „Gnaden" geschenkt wird. (Matth. 7, 21; 15, 31—46.) — Deshalb fordere ich alle unsere Mitglieder um ihrer selbst willen auf, soviel es ihnen möglich ist, an unserer Bewegung rüstig mitzuarbeiten.

In dem erwähnten „Schlüssel zur Theosophie" ist eine feste Grundlage hierzu gegeben; und zwar ist dies die bestmögliche, weil dies eben der Schlüssel zu dem schon fertig vorliegenden Geistesmaterial der „Theosophischen Gesellschaft" ist. Freilich ist dasselbe bisher fast ausschließlich in englischer Sprache, weniges nur in französischer, geschrieben; und alles, was geschrieben ist, beansprucht auch durchaus nicht unbedingte Wahrheit zu sein, sondern ist nur jedesmal nach besten Kräften verarbeitetes Material. Aber da es sich hier nicht um Dogmen handelt, sondern um den Geist des nötigen Wirkens, so wird auch für Viele als Grundlage zur selbständigen Mitbethätigung schon das Durcharbeiten der wenigen in deutscher Uebersetzung vorhandenen Schriften, wie besonders dieses „Schlüssels zur Theosophie", genügen. Außerdem sind u. a. noch zu nennen: A. P. Sinnett: „Die esoterische Lehre" (J. C. Hinrich'sche Buchhandlung in Leipzig: Mk. 3,60, geb. Mk. 4,50); „Licht auf den Weg" (Th. Griebens Verlag in Leipzig: Mk. 1,20, geb. Mk. 2,20); Die „Stimme der Stille" (Wilhelm Friedrich in Leipzig: Mk. 3,—); Die „Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit" (C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig: Mk. 1,50); „Das Lied von der Weißen Lotos" (Th. Griebens Verlag in Leipzig: Mk. 1,80); „Lust, Leid und Liebe", die alt-indische Weltanschauung in neu-zeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. (Mit Tondrucken, Zeichnungen und Tabellen. C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig: Mk. 3.—).

Indem ich insbesondere hiermit allen unsern Mitgliedern empfehle, sich den „Schlüssel zur Theosophie" von H. P. Blavatsky anzuschaffen, erwähne ich, daß derselbe im Buchhandel nur für 5 Mark käuflich ist, daß ich aber mit der Verlagshandlung (Wilhelm Friedrich in Leipzig) eine Vereinbarung getroffen habe, laut welcher unsere Mitglieder gegen direkte Einsendung von 3 Mark an die Verlagshandlung das Buch zugeschickt erhalten. Bei der Bestellung muß natürlich die Mitgliedschaft unserer Vereinigung angegeben werden.

Zum Schlusse fordere ich nun alle diejenigen auf, welche gewillt sind, in diesem Sinne mit mir für unsere Bewegung zu wirken und für diesen Zweck zu einem engeren Kreise sich zusammenzuschließen, mir dies kund zu geben, auch dabei zu erwähnen, ob sie der englischen Sprache soweit mächtig sind, daß ihnen das reiche Material der „Theosophischen Gesellschaft" unmittelbar zugänglich gemacht werden kann. Zugleich bitte ich

diejenigen, welche imstande und bereit sein würden, besondere Geldmittel, sei es einmalig oder jährlich, für solche Organisation unserer Bewegung beizusteuern, mir dies mitzuteilen. Zu näherer Auskunft stehe ich jedem gerne zur Verfügung, sowohl mit brieflichen Mitteilungen, wie auch — weit besser — in mündlicher Rede sei es in persönlichem Einzelverkehr, sei es in kleineren oder größeren Kreisen, in denen die sich zur Teilnahme Meldenden zusammentreten könnten, und zwar womöglich nicht bloß in Berlin und dessen Umgebung, sondern auch wo sich sonst noch Beteiligte in Deutschland oder Oesterreich finden werden. Wieweit den Wünschen aller Einzelnen dabei entsprochen werden kann, darüber läßt sich freilich jetzt vorher noch nichts zusagen.

Steglitz bei **Berlin**, im August 1893. — **Hübbe-Schleiden.** Vorstand der Theosophischen Vereinigung.



The Theosophic Thinker.

Unsere englisch verstehenden Leser mache ich auf ein theosophisches Wochenblatt aufmerksam, das sich ebenso sehr durch seine geschickte Redaktion wie durch seinen niedrigen Preis auszeichnet. Es ist dies der Theosophic Thinker, der seit Ende Februar d. J. in Bellary in Britisch-Indien erscheint und dort nur 2 Rupies (ca. 3 Mk.) kostet. In Europa ist das Blatt durch Chs. H. Collings Esq., Surrey Chambers, 172 Strand, London W. C., für 5 sh. jährlich zu beziehen. Besonders interessant und wertvoll ist das den meisten Nummern beigegebene Supplement, in welchem die Selbstbiographie der Frau Annie Besant aus dem „Weekly Sun" in London nachgedruckt wird.

Im Uebrigen ist dieses neue Blatt nur wenig umfangreich und mehr für Indier als für Europäer geschrieben. Im nächsten Hefte werde ich einmal die 6 oder 7 hauptsächlichsten Monatsschriften der Theosophischen Gesellschaft zusammenstellen.

Hübbe-Schleiden.



Eingegangene Beträge.

Von Carl Schroeder in Breslau: 3 Mk. — Dr. L. E. in F.: 5 Mk. — Frl. Irma v. Bleyleben in Wien: 3 Mk. — Dr. Richard Wedel in Karlsruhe: 20 Mk. — Gräfin Johanna Aichelburg in Wien: 12 Mk. — Frl. Clara Hildebrandt in Magdeburg: 5 Mk. — B. Stölting in Hamburg: 1 Mk. — K. Schuster in Berchtesgaden: 12 Mk. — E. Pelissier in Frankfurt a. M.: 1 Mk. — Alexander Ettenburg in Bad Altefähr (Rügen): 4 Mk. — Frl. Marie Oeser in Dresden: 5 Mk. — Frl. Helene v. Zeromska in Coswig bei Dresden: 3 Mk. — Frau Bertha Riedel-Ahrens in Gibichenstein b. Halle a. S.: 10 Mk. — Hermann Fröhbrodt, Berlin: 3 Mk. — Zusammen 87 Mk.

Steglitz bei Berlin, den 15. August 1893. J. V.: **Evers.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:
für den wissenschaftlichen Teil: Ch. Thomassin, für den belletristischen Teil: Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.



SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVII, 92. Oktober 1893.

Briefe aus Chicago.

Von

Ludwig Deinhard.

In dem schönen dicht am Ufer des Michigan-Sees gelegenen Gebäude des Memorial Art Palace fanden in den Tagen vom 21. bis 26. August gleichzeitig etwa sieben internationale philosophische und wissenschaftliche Kongresse statt. Der moderne Mensch besitzt meistenteils ein sehr vielseitiges geistiges Interesse und so hätte auch ich gerne an verschiedenen Kongressen Teil genommen, wäre bei mir eine psychische Spaltung im Sinne der bekannten Erscheinung der sogenannten „multiplex personality“ möglich gewesen. Namentlich hätte mich und sicher auch manchen Leser der „Sphinx“ der philosophische Kongreß, dessen Programm sehr viel Interessantes versprach,[1]) angelockt; allein alle Sitzungen fielen zusammen in dieselben Tagesstunden, und der Psychical-Science-Kongreß stand doch im Vordergrund des Interesses.

[1]) Derselbe fand statt unter dem Vorsitze von R. N. Foster, Henry M. Lyman, L. P. Mercer, A. N. Watermann, Paul Carus, Louis J. Block, H. W. Thomas, Melville E. Stone, Mrs. Caroline K. Sherman und Dr. Sarah Hackett Stevenson (die beiden letzteren Damen gehörten dem Frauenkomitee für Wissenschaft und Philosophie an). Nach den Begrüßungs- und Einleitungsreden wurden der Versammlung folgende Vorträge gehalten: Dienstag, 22. August, 10 Uhr vormittags: 1) Kants Irrtum bezüglich des Kausalprinzips. Von W. T. Harris. United States Commissioner of Education. 2) Teleologie in der modernen Naturphilosophie. Von Prof. H. Gardner. 3) Gegenwärtige Aussichten der Philosophie in Europa. Von Prof. H. Jutoslawski (von der Universität Kazan in Ostrußland). 4) Glaube als Geistesfähigkeit. Von Prof. Thomas Davidson. 5) Untersuchungen über die Beziehungen zwischen der Form der Hand und dem Charakter. Von Francis Galton. F. R. S. (London). An den folgenden Tagen: 6) Gioberti und das synthetische Prinzip der Philosophie. Von Fr. Azarias aus dem Institut der christlichen Schulbrüder in New-York. 7) Die Doppelnatur der Erkenntnis, imitativ und reflektiv. Von Prof. Josiah Royce aus Cambridge, Mass. 8) Ueber die Versöhnung von Wissenschaft und Philosophie. Von Prof. John Dewey. 9) Was unsere Zeit Plato schuldet. Von A. M. Thomas M. Johnson. 10) Hegels Ethik. Von Prof. J. Macbride Sterret (Columbian University). 11) Das ästhetische Bewußtsein. Von

Das am 21. August ausgegebene Programm desselben lautete:

Montag, 21. August, vormittags 10 Uhr. (Für alle Teilnehmer an den wissenschaftlichen und philosophischen Kongressen in der Columbushalle.) 1) Begrüßungsreden durch den Präsidenten des „World's Congress Auxiliary" und anderer Persönlichkeiten. 2) Antworten bezüglich verschiedener Kongresse und Länder. — Montag, 21. August, nachmittags 2,30. Eröffnungssitzung im 26. Saale, in dem auch alle weiteren Sitzungen gehalten wurden.) 1) Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden, Prof. Elliott Coues. 2) Menschliches Zeugnis bezüglich psychischer Phänomene. Von Dr. Richard Hodgson. 3) Kurze historische Geschichte der spiritualistischen Bewegung in Amerika seit 1848. Von Giles B. Stebbins. 4) Spiritualistische Erklärung psychischer Phänomene. Von Rev. Minot J. Savage. Montag, 21. August, 8 Uhr abends. Zweite Sitzung. 5) Beschreibung psychischer Phänomene in Brasilien. Von Prof. A. Alexander. 6) Grundzüge des Experimentalhypnotismus. Von Dr. Walter Leaf. 7) Beiträge zur Bibliographie der periodischen Litteratur auf dem Gebiete der psychischen Wissenschaft, des Spiritualismus, u. s. w. Von Benj. B. Kingsbury. 8) Persönliche Forschungen in der psychischen Wissenschaft. Von M. C. O'Byrne. — Dienstag, 22. August, 10 Uhr vormittags. Dritte Sitzung. 9) Grundzüge eines Projekts einer allgemeinen Vereinigung für psychische Experimente. Von Dr. Xavier Dariex. 10) Experimentelle Gedankenübertragung. Von Frank Podmore. 11) Die Frage der Erscheinungen. Von L. Deinhard.[2]) 12) Programm für Experimentalokkultismus. Von Baron Carl du Prel (vorgetragen von L. Deinhard.) 13) Psychismus bei den alten Egyptern. Von Rev. Dr. W. C. Winslow. 14) Psychische Thatsachen und Theorien als Grundlage der Religionen von Griechenland und Rom. Von Dr. Alexander Wilder. — Vierte Sitzung. Dienstag, 22. August, 8 Uhr abends. 15) Hallucination als ein Teil der Evidenz für Telepathie.

Prof. J. Steinforth Kedney. 12) Die Prinzipien der Thomistischen Philosophie. Von Prof. Fr. Chrysostomus. (New-York.) 13) Philosophie und industrielles Leben. Von Prof. J. Clark Murray (Montreal, Canada). 14) Eine neue Methode zur Lösung von Gleichungen. Von J. W. Nicholson, Pres. der Louisiana Universität. 15) Bedeutung der realistischen Bewegung in Kunst und Litteratur. Von L. J. Block (Chicago). 16) Ethische Anschauungen des Pessimismus. Von Dr. Miß Louise Hannum. 17) Mängel der sogenannten kosmischen Philosophie. Von Prof. Geo. H. Howison (Universität von Kalifornien). 18) Giebt es eine psychologische Wissenschaft? Von Prof. Paul Shorey (Universität Chicago). 19) Die Illuminaten. Von Mrs. Mary H. Wilmarth (Chicago). 20) Idee und Zweck von Plato's „Republik". Von Prof. H. K. Jones. 21) Die Pflicht der Philosophie. Von Dr. Paul Carus. 22) Vernunft, Wissenschaft und Philosophie. Von Prof. B. C. Burt. 23) Der Begriff der Pflicht in der modernen Ethik. Von Präsident J. G. Schurman (Cornell Univers. Ithaca. N. Y.). 24) Philosophie der Erziehung. Von Prof. J. E. Bushnell.

[2]) Die Leser der „Sphinx" kennen diesen Vortrag unter dem Titel „Das Rätsel des Astralkörpers".



Von Prof. Mrs. Sidgwick. 16) Einige Experimente in Gedankenübertragung und ihre Bedeutung. Von Dr. A. S. Wilse. 17) Kritisch-historische Beleuchtung der Theosophischen Gesellschaft. Von Wm. Emmette Coleman. 18) Madame Blavatsky und M. Solovieff. Von Dr. Walter Leaf. 19) Einige Experimente mit dem Sphygmographen. Von Dr. John E. Purdon. 20) Wissenschaftliche Evidenz der Theorie der Reinkarnation. Von Cap. Ernesto Volpi. — Fünfte Sitzung. Mittwoch, 23. August, 10 Uhr vormittags. 21) Die Beziehung des Bewußtseins zu seiner physischen Basis. Von Prof. E. D. Cope. 22) Das Subliminalselbst. Von F. W. H. Myers. 23) Bericht über Miß Mollie Faucher. Von Richter A. H. Dailey. 24) Der Gedanke und seine Vibration. Von Mrs. Hester M. Poole. — Sechste Sitzung. Mittwoch, 23. August, 2,30 nachmittags. 25) Experimente mit der sogenannten Wünschelruthe. Von Prof. W. T. Barrett. 26) Träume, betrachtet vom Standpunkte der psychischen Wissenschaft. Von Dr. Edmund Montgomery. 27) Ueber automatisches Schreiben. Von Mrs. Sarah A. Underwood. 28) Visionsexperimente mit Krystall. Von Mrs. Janet E. Runtz-Rees. — Siebente Sitzung. Mittwoch, 23. Aug., 8 Uhr abends. 29) Ueber die angebliche Bewegung von Objekten ohne mechanische Berührung. Von Prof. und Mrs. Elliott Coues. 30) Die religiöse Bedeutung psychischer Offenbarungen. Von Mrs. Elizabeth Lowe Watson. — Achte Sitzung. Donnerstag, 24. August, 10 Uhr vormittags. 31) Theorien über automatisches Schreiben. Von B. F. Untenwood. 32) Gedächtnis bezüglich psychischer Erfahrungen. Von Charles Whedon. 33) Ueber die Schwierigkeit der Prüfung der Quelle der ungewöhnlichen Intelligenz während des „Trance"redens, automatischen Schreibens und anderer Zustände, die scheinbar mit neutraler Inaktivität verbunden sind. Von Prof. Oliver J. Lodge. 34) Hypnotische Suggestion. Von Dr. C. G. Davis. Nach diesem Vortrage folgte ein sehr bedeutender von Alfred Russel Wallace. 35) Beweis für die Theorie der Dualnatur des menschlichen Geistes. Von T. J. Hudson. 36) Die etiologische Bedeutung der heterogenen Personalität. Von Smith Baker. — Neunte Sitzung. Freitag, 25. Aug., 10 Uhr vormittags. Dieselbe wurde durch einen Vortrag des Elektrikers Prof. Dolbear eröffnet. Sodann folgte 37) Officieller Bericht des Mailänder Komitees über Experimente mit Eusapia Palladino. Aus dem Französischen übersetzt mit M. Aksakofs Beifügungen und Berichtigungen. Von Prof. Elliott Coues. 38) Bemerkungen über Prof. Charles Richets „Besprechung der Mailänder Experimente". Von Prof. Elliott Coues. 39) Weitere Bemerkungen über die Mailänder Experimente. Von Dr. George Finzi. 40) Die Möglichkeit eines zukünftigen Lebens. Von Miß Lilian Whiting. 41) Kurzer Bericht über einige der bedeutendsten, von mir beobachteten psychischen Phänomene. Senor Alfonso Herrera. 42) Bemerkungen über persönliche Erfahrungen. Von Madame E. van Calcar. — Zehnte Sitzung. Freitag, 25. Aug., 8 Uhr abends.

43) Vorzeigung von falschen Geisterphotographien und anderen als echt anerkannten, mit Bemerkungen. Von Prof. Elliott Coues. 44) Die Beweise für die Fortexistenz des Menschen nach dem Tode. Von F. W. H. Myers.

Von diesem sehr reichhaltigen Programm fielen nun aus: die Nummern 8, 13, 14, 20, 24, 35, 36, 42; dagegen wurden eingeschaltet: eine sehr interessante Zuschrift von Prof. Alfred Russel Wallace über die Geschichte des Okkultismus in England und den Verein. Staaten von Nordamerika in den letzten 50 Jahren, ferner ein mehr theoretische Fragen behandelnder Vortrag des Elektrikers Prof. Dolbear. Das Auditorium der sämtlichen Sitzungen — zuweilen mehrere hundert Köpfe stark, — bestand von Anfang an zu etwa 3/4 aus Damen, die auch den mitunter etwas trockenen Vorträgen mit unermüdlichem Interesse lauschten. Eine Diskussion der aufgeworfenen Probleme fand, obgleich Seitens des Vorsitzenden Prof. Dr. Coues häufig hierzu animiert wurde, leider nicht statt. Ich sage „leider“, namentlich im Hinweis auf das von Baron du Prel entworfene Programm für Experimental-Okkultismus, eine Arbeit, die sich, wie kaum eine andere, ganz besonders zu einer Diskussion unter den anwesenden Psychikern geeignet hätte, wovon sich der Sphinxleser in einem späteren Heft dieser Zeitschrift wohl wird überzeugen können. Andrerseits darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß nachdem schon viele der angemeldeten Vorträge aus Mangel an Zeit ganz ausfallen mußten, zu eigentlichen längeren Debatten vollends gar keine Zeit übrig blieb.

Die Leitung der Verhandlungen Seitens des Vorsitzenden Prof. Dr. Eliott Coues erwies sich als über jedes Lob erhaben. Dem genannten trefflichen Manne ist denn auch in erster Linie der Erfolg dieses in der Geschichte der internat. Kongresse wohl einzig dastehenden Ereignisses eines Psychical-Science-Kongresses zu verdanken; ihm gebührt das Verdienst gesorgt zu haben, daß dieser Kongreß seine so weit von der eigentlichen orthodoxen Wissenschaft abliegenden Verhandlungen ohne bedeutendere störende Zwischenfälle in vollkommener Harmonie zu Ende führte. Allerdings blieben Versuche zu Störungen nicht aus, wie denn ein solcher seitens eines „aufgeklärten“ Londoner Arztes eines Tages unternommen, aber mit dessen sofortiger Entfernung beantwortet wurde.

Hervorragendes Interesse flößten namentlich die sehr zahlreichen ganz frei gehaltenen und direkt aus einer unvergleichlich reichen psychologischen Erfahrung geschöpften Vorträge des den Sphinxlesern wohl bekannten englischen Psychikers F. W. H. Myers ein. Ich kann diesen Namen nicht nennen, ohne der Aufforderung zu gedenken, die dieser so überaus thätige Sekretär der englischen Society for Psychical Research zu wiederholten Malen an das Auditorium gerichtet hat, zur Förderung der psychischen Wissenschaft durch folgenden von Jedermann leicht ausführbaren Versuch mitzuwirken:

Man schreibe einen beliebigen Satz (Stelle aus einem Klassiker, oder dergl.) auf, stecke das Papier in ein Couvert und versiegele das

letztere, sende dieses an den Sekretär einer Gesellschaft für psychische Forschung und suche dann später — nach dem Tode — diesen Satz, oder dieses Paßwort irgend einer medial veranlagten Person mitzuteilen und dieselbe zur Prüfung zu veranlassen, ob das Mitgeteilte mit dem in den Archiven jener Gesellschaft gut Verwahrten stimmt, wodurch im bejahenden Falle ein zwingender Identitäts-Beweis geliefert würde.

Diese Aufforderung seitens jenes ebenso gründlichen, wie gewissenhaften Mit-Verfassers der „Phantasms of the Living“ kommt nicht gerade überraschend von dieser Seite, zumal, wie bekannt F. W. H. Myers heute schon ihn selbst wenigstens vollständig überzeugende Identitäts-Beweise dieser Art besitzt, wie er denn auch in seinem Schluß-Vortrag Nr. 44: „The evidence for Man's Survival of Death“, in beredten Worten ausführte. Man erinnere sich daran, daß ein anderer Haupt-vertreter der Psychologie des Okkultismus in England, Prof. Crookes, Jahre lang vergebens nach einem solchen ihn überzeugenden Identitäts-Beweise suchte, und ihn wohl heute noch kaum gefunden haben wird, da gegenwärtig seine Thätigkeit ja beinahe ausschließlich der sogenannten exakten Wissenschaft gewidmet ist; man erinnere sich ferner daran, daß der andere, ebenfalls sehr vielgenannte Sekretär der englischen Gesellschaft für psychische Forschung, Podmore, in dieser Frage des: To be or not to be, der Oberbrahmane unter den Brahmanen — wie sich William Stead ausdrückte (siehe dessen „Borderland“) — oder wie wir sagen wollen, ein von Zweifeln angekränkelter absoluter Skeptiker geblieben ist. Und ähnlich mag noch manches Mitglied der Londoner Society sich verhalten; denn nicht bloß das Glauben steckt an, sondern auch dessen psychischer Gegensatz, das Zweifeln.

Bei dem Namen Podmore angekommen, darf ich die energische Zurückweisung nicht unerwähnt lassen, die dessen kritische Besprechung der Mailänder Experimente in den Proceedings der Londoner Society auf unserem Kongresse durch einen der Teilnehmer an jenen Experimenten, Dr. Georg Finzi aus Mailand, erfahren hat. Ich hoffe, daß dieser Vortrag (Nr. 39), sowie überhaupt die wichtigeren der am Kongreß gehaltenen Reden wenigstens in kurzem Auszug den Sphinxlesern später mitgeteilt werden können.

Nach meiner Empfindung erreichte der Kongreß den Höhepunkt des Interesses in seiner 7. Sitzung (23. August, abends 8 Uhr). An diesem Abend entrollte zunächst Prof. Dr. Coues in formgewandter Darstellung ein Bild seiner in seinen eigenen Hause in Washington gemachten Erfahrungen über die „behauptete Bewegung von Gegenständen ohne mechanische Berührung“ (Nr. 29) und entwickelte daran anknüpfend seine eigene Erklärung dieser Thatsachen, die zwar der animistischen Hypothese den Vorzug zu geben scheint, die spiritualistische Hypothese jedoch keineswegs als unwissenschaftlich verwirft, im Gegenteil dieselbe für ebenso beachtenswert und der baldigen Aufnahme in die orthodoxe Wissenschaft für ebenso würdig hält, wie jene erstere.

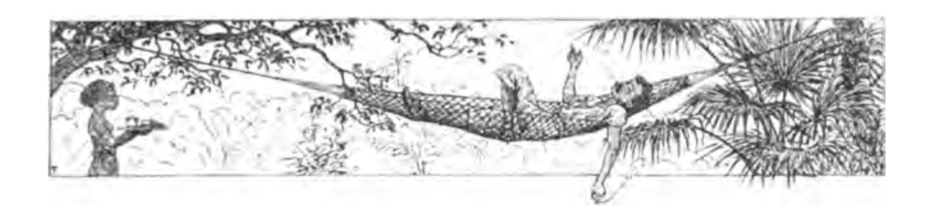
Auf diesen äußerst gediegenen Vortrag folgte dann eine Rede, wenn man jene Expektoration so nennen darf, der hier zu Lande, wie es scheint, sehr geschätzten „Inspirations-Rednerin“ Frau Elisabeth Lowe Watson aus San Franzisko (Nr. 30). Seit den Tagen des Pariser Spiritualisten-Kongresses (Sept. 1889) hatte ich keine Gelegenheit mehr, eine — ich will hier „angeblich“ einfügen, denn strenge und exakt läßt sich ja die Thatsache der Inspiration nicht beweisen — inspirierte Rede zu hören und will gerne zugestehen, daß dieser Vortrag trotz mancher Wiederholungen desselben Gedankenganges auf mich, und wie es schien, auf das gesamte Auditorium einen mächtigen Eindruck hervorbrachte, obwohl gewiß die äußere Form der in einer Art von Extase gehaltenen Rede sicher manche Kritiker abgestoßen hätte. Es war mir sehr interessant, dieselbe Dame am darauffolgenden Tage persönlich zu sprechen, und gerade in ihr eine äußerst feinfühlige und die geselligen Formen auf das taktvollste beobachtende Amerikanerin kennen zu lernen, was mich denn auch in der Annahme bestärkte, daß an jenem Mittwoch Abend, als diese sonst so gesetzt auftretende Dame in so auffallender Begeisterung öffentlich sprach — andere Intelligenzen diese psychische Umwandlung herbeigeführt haben mögen.

Ich möchte zum Schluß dieses vorläufigen kurzen Berichtes die für mich etwas überraschende Thatsache nicht unerwähnt lassen, daß es sich in der Schluß-Sitzung bei Nr. 43 des Programms hauptsächlich um Vorzeigung von betrügerischen Spirit-Photographien handelte, deren Herstellung hier zu Lande sehr bedenkliche Dimensionen angenommen hat. Die ächten Photographien, deren Vorzeigung Prof. Coues vornahm, sind die bekannten in Aksákows Spiritismus und Animismus. Aber auch deren Aechtheit wurde auffallenderweise von Prof. Coues nicht als über jeden Zweifel erhaben hingestellt, so daß aus allem dem zu entnehmen war, daß das Kapitel über Spirit-Photograhien ein gegenwärtig in den Vereinigten Staaten sehr verrufenes Thema bildet, das auch ein so unabhängig denkender und mutiger Forscher wie Coues nicht vorsichtig genug behandeln zu können glaubt.

Resolutionen oder Beschlüsse wurden keinerlei aufgestellt. Es wären dazu langwierige Debatten erforderlich gewesen und hierzu mangelte ja die Zeit. Dagegen wurde vom Vorsitzenden die baldige Gründung einer nordamerikanischen Akademie für psychische Forschung in Aussicht gestellt. Ein dem voriges Jahr verstorbenen Herausgeber des hiesigen Religio-Philosophical Journal, Colonel Bundy, dem ursprünglichen Vater der Idee dieses Kongresses, gewidmeter, und von Mr. Underwood gesprochener Nachruf schloß den ersten internationalen Kongreß für Psychologie des Okkultismus.

Mein nächster Brief aus Chicago soll den Eindruck schildern, den der Mitte September hier stattfindende Kongreß der Theosophen auf einen vorurteilslosen Mitarbeiter der „Sphinx“ machen wird.





Oh, diese Gottseligen!

Eine Warnung vor dem Quietismus.

Von

Hübbe-Schleiden.

Theologia deutsch (Kap. 51): „Weil Gott ohne Kreatur wirkend und bewegend nicht wollen kann, darum will er es thun in und mit den Kreaturen. Darum sollte die Kreatur mit demselben Willen nicht wollen, sondern Gott sollte allein wollen wirkend mit dem Willen, der in dem Menschen ist und doch allein Gottes ist". — Des Menschen Bestimmung ist es Gottes Willen mit vollstem Bewußtsein wirkend zu werden.

„Herr, Dein Wille geschehe!" Diese Bitte des Vater-Unsers wird nicht wenigen Wohlmeinenden zur Fallgrube, in der sie auf dem Wege zur Vollendung ihres Daseins versinken und für lange Zeit gefangen bleiben. Es sind dies die „Gottseligen", die man „Quietisten" nennt nach dem lateinischen Worte quiescere „ruhig, unthätig sein". Sie fassen dies Gebet als eine Weisung auf, mit Allem, so wie es ist, zufrieden zu sein und Alles, was ihnen und Anderen geschieht, als „Gottes Willen" in dem Sinne hinzunehmen, daß man sich ihm in „Gottseligkeit" fügen müsse und an ihm nichts ändern dürfe, es sei denn etwa durch Gebet um Abwendung des Leidens.

Ebenso thöricht, wie diese Anschauung vom Standpunkte des Theologen und des weltlichen Verstandes ist, ebenso unrichtig ist sie von dem des Mystikers, obwohl doch sonst viel Unterschiede zwischen beiden hinsichtlich ihrer Weltbetrachtung wie auch ihrer Willensrichtung bestehen. Zwar kann der Theologe auch Mystiker sein; als Theologe aber ist er ein Gelehrter, und alle Gelehrsamkeit ist weltlich, nicht göttlich. Ein Mystiker dagegen ist jemand nur, insofern er das Göttliche in sich zu verwirklichen strebt. Im Punkte der Verurteilung des Quietismus aber sind diese verschiedenen Sinnesrichtungen einig.

Thöricht ist jeder Fatalismus. Er widerstrebt dem Gedanken, das Geschehen in der Welt durch Eingreifen des eigenen bewußten Willens

zum Besseren wenden zu können und zu sollen, oder glaubt gar, es nicht zu dürfen. Und offenbar unrichtig ist auch jene Auslegung der Vater-unser-Bitte, denn sie soll doch selbstverständlich nur bedeuten: „Dein Wille, Herr, geschehe auch durch mich und durch uns Alle (hier auf Erden wie im „Himmel")! Möge es uns immer mehr gelingen, Deinem Willen, d. i. den Naturgesetzen, gemäß zu wollen und zu leben, damit unser Dasein immer besser, immer reiner, immer schöner sich gestalte!"

Die Thorheit jener Lebenspolitik des Stets-Zufriedenseins liegt so sehr auf der Hand, daß es unnötig erscheinen könnte, dagegen noch Worte zu verlieren. Aber sie ist nicht nur unter pietistischem Einflusse praktisch viel weiter verbreitet, als man meistens glaubt, sondern sie ist auch als eine theoretisch mißverstandene Anschauung den Mystikern gefährlicher, als diese glauben.

Wahre lebendige Gottseligkeit und innerer Friede sind nun allerdings hauptsächliche Wirkungen und Kennzeichen des Voranschreitens auf der Bahn der Mystik. Diese Errungenschaft ist aber nichts weniger als ein Zufriedensein. Am wenigsten ist solcher Friede Selbst-zufriedenheit; doch auch nicht einmal ein Zufriedensein mit äußeren Geschehnissen, wie sie von Anderen gemacht werden.

In erster Linie hat ein jeder seine Pflicht zu thun und soweit er für Andere verantwortlich ist, auch diese ihre Pflicht thun zu machen; und verantwortlich ist jedermann nach Maßgabe seines Wissens und Könnens für alle unvollkommenen Zustände um ihn her, die er verbessern kann oder, die göttlicher und vollkommner zu machen, er mitwirken kann. Der Mystiker lebt allerdings nicht mit der Welt in allen ihren gegenwärtigen Thorheiten und Unvollkommenheiten, wohl aber für die Welt, um alles Menschenleben göttlich zu gestalten; und wenn er sich zeitweilig aus dem Weltleben zurückzieht, so hat er die Berechtigung dazu nur in dem Streben, sich dadurch befähigter zu machen, nachher um so wirksamer in der Welt für seine Mitmenschen leben zu können.

Man könnte weiter meinen, ein Mystiker müsse doch zum mindesten weniger Veranlassung zur Unzufriedenheit mit sich selbst haben als andere Menschen, weil er in dem Maße seines Fortschreitens allerdings durch innere Erkenntnis in demjenigen Punkte Erleichterung genießt, der sonst am meisten Grund zur Unzufriedenheit mit sich selber wird. Dieser Punkt ist, daß man sich nicht Rat weiß, was zu thun ist, daß man den äußeren und inneren Schwierigkeiten, die sich bieten, nicht richtig zu begegnen und nicht rechtzeitig vorzubeugen versteht. Mit anderen Worten: der Mystiker sollte den „Willen Gottes", in dessen Dienst er sich gestellt hat, leichter und vollständiger erkennen und ihn infolgedessen besser erfüllen als Andere. Aber angenommen, dies sei so und er handle auch immer diesem seinem Wissen und Wollen ganz getreu, so wachsen mit seinem Fortschreiten auch die Anforderungen, die er an das Maß dieser seiner getreuen Ausführung der ihm gesetzten Aufgaben gestellt hat.

Also von der „Zufriedenheit" eines echten Mystikers wird wohl viel Rühmens nicht zu machen sein, es sei denn, daß man nur einen vollendeten Meister im Auge habe. Durch „Zufriedenheit" aber wird man ein solcher Meister ganz gewiß nicht! — Etwas ganz anderes freilich als diese Selbsttäuschung der „Zufriedenheit" ist der schon erwähnte innere Friede, jener Seelenfriede dessen, der sich auf dem rechten Wege weiß und sich dem Gotteswillen näher kommen fühlt, und der sich auch nicht mehr durch unnützes Bereuen begangener Fehler und überwundener Schwächen lähmt. Diesen Frieden hat allerdings der Mystiker, muß er haben und in immer vollerem Maße sich erwerben, denn er ist die Vorbedingung für alles Voranschreiten zur leiblichen und seelischen wie geistigen Vollendung.

Hiermit könnte dieser Gegenstand den meisten Lesern als hinreichend erledigt gelten. Nun macht aber neuerdings eine Form des Quietismus sich bemerkbar, die uns nöthigt, dieser Geistesrichtung weiter auf den Grund zu gehen, weil sie aus den Kreisen unserer heutigen deutschen „Mystiker" selbst herstammt.

Hans Arnold (in Rostock), der unsern Lesern schon durch manche glücklichen und unglücklichen Schriften bekannt ist, hat kürzlich (bei Karl Siegismund in Berlin) ein kleines Buch herausgegeben, das er „Dornen um die Rose" nennt. Darin verwahrt er sich zwar gegen ganz sinnlosen „Quietismus", vertritt aber doch gerade eben diese Geistesrichtung, etwas philosophisch verfeinert, mit einem so reichen Beiwerk von sachlichen und theoretischen Irrtümern, daß ich gern die Veranlassung benutze, um die hauptsächlichen jener Irrtümer hier aufzuklären. (Auf alle Verkehrtheiten in dieser Schrift kann ich hier freilich nicht eingehen). Arnold sagt:

„Die Verehrung Gottes, ausgedrückt in dem völligen Uebergeben des eigenen Willens an den Willen des Höchsten, in der Bitte oder dem Wunsche, daß man die Kraft haben möge, sich immer und anhaltend zu sagen: Herr, Dein Wille geschehe! das ist . . . das einzige und wahre Gebet und Bitten, das einzige Gebet, das Erhörung findet, das einzige Gebet, das dauernden Trost giebt und wirkliche Kraft verleiht, um den Leiden des Lebens zu widerstehen und gewachsen zu sein! Und eben weil dieses Gebet allein das wahre ist, war es auch allein und stetig das Gebet des Herrn" (S. 61).

Welch wunderliche Behauptung! Ist diese Bitte doch nicht die erste, sondern die dritte! Und meint Arnold denn, sie sei nicht etwa die drittwichtigste, sondern die erstwichtigste und nur durch Ungeschicktheit oder durch Mißverständnis an die dritte statt an die erste Stelle gesetzt worden?! Von einem Versehen kann hier aber nicht die Rede sein: Weit wichtiger als die dritte Bitte ist die zweite, und noch umfassender als diese ist die erste. Diese entspricht der ersten Ausdrucksform des Hauptgebotes Jesu: „Liebe Gott über Alles von ganzem Herzen", was nur die innere Grundlage der praktischen Anwendung desselben als „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" ist. „Geheiligt werde Gottes Name!" ist gewissermaßen die erklärende genauere Fassung jenes Gebotes der Gottesliebe. Um aber

Gott recht lieben, seinen Namen und sein Wesen heilig halten zu können, muß man wissen und erst immer mehr in sich erleben, was Gott ist. Das ist der Sinn der zweiten Bitte: „Dein Reich komme auch zu mir und zu uns Allen!" Und für die Erfüllung dieser Bitte ist wieder die dritte: „Dein Wille geschehe auch durch mich und durch uns Alle!" die notwendige Voraussetzung, welche der Bittende seinerseits zu erfüllen hat.

Ebenso irrtümlich, wie es ist, zu glauben, das Reich Gottes, die Vergeistigung der Menschenseele, fliege dem Bittenden als unverdientes Gnadengeschenk wie die „gebratene Taube" des Schlaraffenlandes zu, so irrtümlich ist auch Arnolds Auffassung, daß die Vergeistigung (oder wie er selbst, der „Theologia deutsch" folgend, sagt: die „Vergottung") durch bloße Willenshingabe alles Eigenwillens an den „Willen Gottes" (also durch passive Resignation allein) geschehen könne. Zwar ist diese abwartende „Demut" der Anfang aller Weisheit; um aber sein inneres Leben zur Vergeistigung des „Reiches Gottes" zu erheben, ist zugleich die höchste positive und aktive) Willensanspannung, ein eifriges Ringen und Mühen, erforderlich, allerdings immer selbstlose Willensanspannung sub specie aeterni, d. h. im Hinblicke auf das Ewige als Ziel des Strebens, auf den „Willen Gottes", dessen Dienste man sich mit ganzer Hingabe zu widmen hat, vor allem innerlich, und wenn man dadurch dazu reif und fähig geworden ist, auch äußerlich. Man stelle sich diesen Vorgang doch ganz einfach und natürlich vor, so wie er ist und garnicht anders sein kann.

Was kann es denn heißen, daß das Reich Gottes zu einer Menschenseele kommt oder daß diese vergeistigt oder „vergottet" wird?! Doch nichts anderes als die Erfüllung des Gebotes: „Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!" Dies Ziel kann aber offenbar nicht durch Resignation, durch passive Willenshingabe allein erreicht werden, sondern nur dadurch, daß man das höchste Vorbild der Vollkommheit, das man zu fassen vermag, in sich zu verwirklichen bestrebt, bemüht ist. Schon an anderer Stelle [1]) habe ich diesem Streben den möglichst bestimmten Ausdruck zu geben versucht, den ich hier wiederholen möchte:

„Man stelle sich im Geiste so klar und lebhaft, wie man kann, sein höchstes Ideal, das Urbild eines „Meisters", vor; — für Einen mag dies ein vollendeter indischer Weiser sein, für einen Anderen ein Christus, wie er in den Evangelien gezeichnet ist. — Wo immer man im Zweifel ist, wie man sich zu entscheiden habe, richte man sich danach, wie man nach bestem Wissen und Gewissen, möglichst von der eigenen Persönlichkeit und ihren Interessen absehend, glaubt, daß ein solcher Meister sich entscheiden würde, was er rathen, worauf er Gewicht legen und wie er reden, wie er handeln würde".

Wie anders will man sich denn die Verwirklichung der dritten Bitte: „Dein Wille geschehe auch durch mich!" vorstellen, als daß man sich stets

[1]) Im Dezemberhefte 1892 der „Sphinx" S. 108, u. T. V. Flugblatt 2 u. 3 S. 9.

bemüht, dies nach besten Kräften zu thun?! Je mehr Einem dies aber gelingt, je mehr kommt eben „das Reich Gottes zu ihm" und je mehr ihm dies zu Teil wird, je besser weiß und fühlt er, was der Wille Gottes ist, und desto besser wird er wiederum befähigt, „Gottes Willen" in und durch sich zu erfüllen und die dritte Bitte seines Vater-Unsers sich gewährt zu sehen.

Auch Arnold anerkennt sehr wohl, daß die thätige „Nachfolge Christi" diejenige Aufgabe sei, die man zu erfüllen habe, um der erstrebten Vollkommenheit näher zu kommen. Aber dieses Bild des „Menschensohnes" in den Evangelien sollte ihn doch schon belehren, daß es mit der bloß negativen Hingabe des Eigenwillens nicht gethan ist. Zwar kann sich ein Christus so vollkommen in den „Willen Gottes" erheben, daß er sich „eins" fühlt mit dem „Vater", mit der Weltordnung. Das wäre aber nur Theorie und nicht Praxis, nur Wunsch und nicht Wirklichkeit, wenn der so Redende nicht zugleich in seinem Leben und in seinen Lehren bewiesen hätte, daß er zum Gottmenschen geworden, daß er eine Vollreife des Wissens und des Könnens erlangt hatte, die man wohl als übermenschliche Weisheit bezeichnen muß, und daß er göttlicher Kraft voll war.

Für den, der solches Vorbild nicht im Auge hat, wäre der bloße Verzicht auf seinen persönlichen Eigenwillen allerdings schon eine kluge und leicht zu erprobende Lebenspolitik. Doch was erreicht er damit? Die zeitweilige Befriedigung seiner Seele (seiner Persönlichkeit)! Aber seinem Geiste (seiner Individualität) hilft er damit nicht voran. Der Quietismus auch in seiner besten Form erzielt nur ein glückseliges Ausleben des persönlichen Bewußtseins im jetzigen Leben und auch nach dem Tode des jetzigen Leibes. Er ist daher nur eine kluge und zweckmäßige Art des Voranschreitens auf dem bequemen breiten Wege, der erst in unendlich langen Zeiträumen alle aufwärts strebenden Individualitäten ihrem Ziele der Vollendung näher führt. Dagegen steigt das Streben nach der möglichst baldigen Vollendung in göttlicher Vergeistigung, wie auch die treue „Nachfolge Christi", nur auf dem steilen Richtwege in möglichst grader Linie zum Gipfel voran. Der letztere Weg ist weniger angenehm und wird daher nur von den Geistern gewählt, die einmal (und sei es auch vielleicht nur unbewußt) die göttlich schöne, freie Lebensluft der „Bergeshöhe" gekostet haben. Die wissen auch, daß ein möglichst baldiges Erreichen solchen Zieles selbst die größten Mühen lohnt und selbst die schwersten Kämpfe wert ist.

Jener Sinn für den bequemen, breiten Weg spricht sich auch in Arnolds Quietismus aus, wenn er sagt:

„Der an der Hand jenes Grundsatzes Gottergebene strebt danach: auf einem möglichst auch äußerlich angenehmen mit seinen äußeren Pflichten gut vereinbartem Wege zum Ziele (der Vergottung) zu gelangen. Dies Streben, die Sucht nach dem Angenehmen, bleibt dem Menschen immer". (101)

Wir halten es für wahrscheinlich, daß Arnold unsern obigen Ausführungen zustimmen und sagen wird, auch er habe nicht gemeint, daß

nur schwächliche Hingabe oder Ertötung des eignen persönlichen Wollens vom Dasein erlösen könne, sondern daß man seinen Willen auch möglichst im Dienste des Göttlichen, Ewigen anspannen und sich, wann immer der Geist es gebiete, im Dienste des göttlichen Willens opfern müsse. Sollte dies aber seine Meinung wirklich sein, dann war er wieder wenig glücklich in der Darstellung der richtigen Erkenntnis und in der Geltendmachung vortrefflicher Absichten. Denn thatsächlich ist sein soeben angeführter Satz der Grund seines Buches, das sich wie eine endlose quietistische Melodie fortspinnt. Dabei bildet den Hauptteil desselben ein lustiger Kampf mit „Windmühlen", ein mutiges Anreiten gegen die zwecklos heraufbeschworenen Geister von allerhand überspannten, irregeleiteten Asketikern vergangener Zeiten. — Darüber Worte zu verlieren, ist heute unnötig, denn der Leiden, die man zu ertragen, und der Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat, sind für jeden Aufwärtsstrebenden stets so übergenug, daß Niemand heute das Bedürfnis hat, sich noch künstlich Leiden und Schwierigkeiten hinzuzuschaffen. Nicht einmal in Klöstern findet man heute solche freiwilligen Selbstkasteiungen, höchstens bei seelisch oder geistig Kranken innerhalb und außerhalb der Irrenhäuser.

Die Aufgabe, die jeder nach Vergeistigung Strebende ganz unerläßlich zu erfüllen hat, ist eben die Vergeistigung seiner Begierden und Bedürfnisse. Je mehr Willen und Leidenschaft ein Mensch hat, desto schneller kann er das Ziel seiner Vollendung erreichen. Nur muß er in seiner Leidenschaft sich ein immer höheres Ziel setzen; sie muß immer idealer, immer mehr vergeistigt werden, das Bessere stets an die Stelle des Guten treten. Der ganze Vorgang der Vergeistigung ist nichts als ein Entwöhnen von dem Niederen, Unedleren, und ein Sich mehr und mehr Begeistern für das Höhere und Edlere. Jedoch entwöhnt man sich bekanntlich nicht von seinen sinnlichen Begierden und „Lüsten", indem man dem Sinne für das „Angenehme" nachgiebt, sondern nur, indem man strenge auf sich achtet und sich möglichst innig und anhaltend in sein Ideal des geistig Höheren und Besseren, des Göttlichen versenkt. — Das allein ist auch der Sinn aller „Askese"; und dies Wort bedeutet ja nichts anderes als „Uebung". Wer sich „vergeistigen" will, der muß natürlich das Versenken in das Geistige üben.

Zum Schlusse bleibt mir hier noch übrig, möglichst scharf die eigentliche Irrtumsquelle alles orthodoxen oder sonstigen Quietismus zu bezeichnen. Sie liegt in der nur äußerlichen (dualistischen, heteronomen) Vorstellung des Gottesbegriffs sowie des Vorganges der Erlösung und Vollendung in der Gottheit. Für diesen kindlichen, unselbständigen Bewußtseinszustand ist „Gott" nur etwas außerhalb des eigenen Ichs Befindliches, über der Welt, nicht in der Welt Waltendes, und sein Erlöser ist nicht jeder selbst, sondern eben dieser fremde Gott, der in Gestalt eines andern Menschen für den zu Erlösenden angeblich das thut, was dieser doch notwendig selbst thun muß, sich nämlich wieder zum „Ebenbilde Gottes", oder zum Werkzeug des Willens Gottes zu

machen. Daher das bequeme Abwarten oder gar schwächliches Wünschen, daß der Geist des vollendeten Meisters dies durch magischen Einfluß (Gnade) bewirken möge, damit man so der eigenen Willensanspannung und Lustüberwindung, sich selbst zu erlösen und selbst zu vollenden, überhoben werde. — Dem gegenüber fühlt und weiß der Mystiker, daß wir durch keinen „Christus für uns" erlöst werden können, sondern nur durch die Verwirklichung des „Christus in uns". Demgemäß erlebt er in sich auch, daß „Gott" ein innerliches (monistisch, autonom) seinem eignen Geiste Innewohnendes, eben das eigentliche Wesen dieses Geistes selbst ist. Dies drücken die „Sprüche aus der Höhe" in der klarsten Form und in den weitesten Schlußfolgerungen aus:

126. Wer nicht weiß, daß er sein eigener Wille ist, der weiß auch nicht, daß Gott der Wille der Welt ist, denn wie sollte der Gott fühlen, der nicht Gottes Willen in sich fühlt.

136. Wer will sich denn nicht mehren an eigener Kraft, das heißt: am Willen zu Gott in sich selbst? Das will ein jeder von euch allen. Aber das erkennen können will manch einer nicht, weil er sich fürchtet vor seinem eigenen Willen und sich scheut vor dem Endeswillen der Gottheit.

140. Der Wille ist alles Werdens Urgrund, und alles Werden wird Gott. Was aber Gott wird, das ist von Gottes Art und erkennt sich selbst. Ich bin mein eigener Wille, und ich bin durch mich mein Gesetz und alles Seins Urgrund: mein eigener Werdewille.



Was bin ich?

Eine Kolonie von Myriaden Lebewesen, die in ihrer Gesamtheit meine Hülle bilden; in ihr das aus Myriaden von Geistatomen krystallisierte Einheitsbewußtsein dieser Atome, welches wiederum als Atom der Weltallseele die Vereinigung aller Einheitscentren ist. Die Weltallseele aber geht auf in die Allweltseele, die das Ewige ist.

Das bin ich! — So wenig und so viel! **Tat twam asi!**





Willensverneinung und Willensbefreiung.

Von

O. Bix.

Schopenhauer sagt: „Man kann unser Leben auffassen als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts" (Parerga, 156). Das Leben ist der Mühe nicht wert. In dem Drang nach Individuation sieht er die Wurzel alles Uebels. „Was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht", sagt auch Mephistopheles.

Woraus erwächst diese lebensfeindliche Strebung? —

Aus dem maßlosen „Daseinsleiden". Es ist also Leidensscheu.

Dies ist die Philosophie des „müden Mannes". Ein solcher sagte mir einmal: er bete alle Tage, nur nicht wiedergeboren zu werden.

Die Erfahrung lehrt, daß gerade diejenigen Menschen sich am unbefriedigsten vom Dasein zeigen, von denen das Göthe'sche: Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde, gilt. Sie verachten das Leben, weil es ihnen nicht gut genug ist; und doch sind gerade diese Naturen mit den stärksten Banden an das rein materielle Leben gefesselt. Ihre Sinnlichkeit liegt im Kampf mit ihrem bessern Ich.

> Und so lang du das nicht hast,
> dieses „Stirb" und „Werde",
> bist du nur ein müder Gast
> auf der trüben Erde.

Das „Stirb" haben jene begriffen; das „Werde" aber noch nicht rfaßt. Sie sind am toten Punkte angelangt.

> Lange hab ich mich gesträubt,
> endlich gab ich nach,
> wenn der alte Mensch zerstäubt,
> wird der neue wach.

Aber wenn der alte Mensch zerstäubt, findet doch Willensverneinung statt?! Oder, sagen wir nicht besser Willensbefreiung? Der Wille soll ja frei werden für ein Neues.

Denjenigen gegenüber, welche aus dem persönlichen Daseinsleiden die Wunschlosigkeit für alles eigene persönliche Dasein ableiten, sei auch einmal der Standpunkt solcher betont, welche in der Fähigkeit, Leiden zu ertragen, eine Erhöhung der Persönlichkeit, des Daseinsgefühls erblicken. Je schwieriger die Aufgabe, desto mehr wächst die geistige Kraft. Der Pessimismus der Erfahrung läutert sich durch den Idealismus eines sich stets neuschaffenden Ideals. Mit dem Aufgeben der egoistischen Impulse nimmt der Lebenswille nicht immer ab, es läßt sich im Gegenteil nachweisen, daß bei Vielen der Lebensmut zunimmt, sobald sie an Erkenntnis wachsen: der Wille zum Leben richtet sich dann nach dem geistig Erreichbaren, er strebt nach Vervollkommnung der Individualität. Für eine *vollkommene Individualität*, d. h. für eine solche, welche durch ihre Eigenschaften nicht störend auf die Individualitäten anderer einwirkt, haben wir freilich kein Analogon in der Erscheinungswelt, außer dem harmonischen Sicheinfügen der Einzelstimmen in einer Symphonie.

Sollte aber die geistige Kraft (die Möglichkeit der Palingenesie zugegeben) nicht im Stande sein, Existenzformen zu schaffen, von denen wir beim beschränkten Stande unserer Erkenntnis noch keine Ahnung haben können? Aufhören des irdischen (empirischen) Lebenswillens bedeutet ja nicht Aufhören des Willens zum Leben überhaupt.

Und was heißt „Wunschlosigkeit für alles persönliche Dasein?"

Sowie man diesen Begriff analysiert, erweitert er sich als eine Abstraktion, mit der alles und nichts gesagt ist: *das Nirwana läßt sich ja positiv und negativ fassen.* Fassen wir es negativ, so wird dadurch die Persönlichkeit aufgelöst, fassen wir es positiv, so erscheint sie potenziert. — Es ist zwecklos, über doppelsinnige Begriffe zu streiten. Hier soll lediglich untersucht werden, ob es für die praktischen Forderungen der Ethik nicht vorteilhafter ist, statt von Willensverneinung von *Willensbefreiung* zu sprechen. *Praktisch wirksam* kann eine Philosophie nur sein, wenn sie auf die *Entwicklungsfähigkeit der Individualität* hinweist, während die Lehre von der Zwecklosigkeit des Daseins die Wurzeln des ethischen Strebens abschneidet. Indessen kann kein Weltzweck konstatiert werden, wenn wir ihn nicht als in der Natur unseres Denkens begründet glauben. —

Weil Schopenhauers Erkenntnis sich überall im Widerspruch mit seinem Empfinden zeigte, so geriet er darauf, den Willen als schlechthin verwerflich zu bezeichnen. Das heißt „das Kind mit dem Bade ausschütten; abgesehen von der ungeheueren Inkonsequenz, daß der „dumme" Wille, der doch Ursache des Daseins ist, durch einen rein willkürlichen Akt sich selbst verneinen soll. Daß „das Dasein eine Schuld impliziert" ist ebenfalls eine willkürliche Auffassung.

Der Wille an sich ist weder „dumm" noch klug, weder gut noch böse, sondern jenseits von Gut und Böse. Der Lebenswille wurzelt in einer Sphäre, wo alle unsere Begriffsbestimmungen keine Gültigkeit mehr haben; er läßt sich nur fassen *als Gesetz der notwendigen Entwicklung.*

Fasse ich das Dasein als Schuld, so setze ich einfach an Stelle eines Unbegreiflichen ein noch Unbegreiflicheres; ich verschiebe das Problem anstatt es zu erklären. Die Karmalehre ist ein Sporn im Gesetz der Entwicklung, der Pessimismus ein Hemmschuh.

Einem zu mutigen Sprüngen entflammten Renner gleichst du, o Mensch; doch eine vermummte Gestalt fällt dir in die Zügel und raunt dir in düsterem Tone zu: Warum springst du, Thörichter? Halt ein! Siehe, steinig bleibt immer dein Weg und führt an Abgründen vorüber; dein Herr (der Wille) ist blind, dazu übelwollend. Und was setzt man dir am Ende vor? Schlechtes grünes Futter, mit Stroh untermischten Hafer, trockene Disteln. Fasse alle deine Kraft zusammen, und wage — den Sprung ins Nichts.

Soweit der Buddhismus pessimistisch gesinnt ist, legt er Zeugnis ab von einem bis zum Übermaß entwickelten Sichausleben der irdischen Willensimpulse; gerade weil dieser Wille sich als ein ausschließlich irdischer zu erkennen gab, war er nicht triebkräftig genug, um ein Neues zu zeitigen: den bewußten Willen zu höherem, geistigem Sein. Es war Buddha Gautama's Verdienst, die Gemüter von der Unrast einer Vorstellung endloser irdischer Seelenwanderung zu erlösen; der Mann mit dem milden Herzen, Jesus Christus, verlegte den Schwerpunkt des Strebens in ein unbekanntes Jenseits; wann aber wird der neue Buddha kommen, der einem am Weltzweck verzweifelnden, nach Realität dürstenden Geschlechte die Perspektive zu einem vollkommenen d. h. übermenschlichen Leben beweiskräftig aufdeckt?!

Nachschrift des Herausgebers.

Da die vorstehenden Ausführungen einigen öfter in der „Sphinx" ausgesprochenen Ueberzeugungen zu widerstreiten scheinen, will ich doch nicht unterlassen, meiner Zustimmung zu denselben hier Ausdruck zu geben. In meiner Schrift „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" (bei C. A. Schwetschke und Sohn) wie auch in vielen meiner früheren Aufsätze in der Sphinx (ich erinnere nur an den Leitartikel des Septemberheftes 1892) bin ich dem Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns in noch weit intensiverer Weise, als es hier geschehen ist, entgegengetreten; und meine eingehenden wissenschaftlichen Ausführungen in jener Schrift über „die Entwicklungsfähigkeit der Individualität", den „negativen und den positiven Begriff des Nirwana" und „die Perspektive des Menschen zu einem vollkommenen, übermenschlichen Leben" sind, wenn nicht die einzigen in deutscher Sprache vorhandenen über diese Gegenstände, so doch jedenfalls die umfassendsten und mit wissenschaftlichem Materiale beweiskräftigsten.

Der Widerstreit obigen Aufsatzes gegen die von mir vertretene esoterische Erkenntnis ist nur ein scheinbarer; denn „die Erhöhung der Persönlichkeit" im Sinne des „Daseinsgefühles" ist durchaus kein Gegen-

satz zur wachsenden „Wunschlosigkeit für alles persönliche Dasein". — Was ist das, was wächst, was ist dieses Daseinsgefühl, das sich erhöht im wachsenden Geiste?" Was ist jenes „Ich", das allem Persönlichen zu Grunde liegt? — Es ist das Göttliche, Ewige, die alles umfassende, alles gestaltende, alles belebende Urkraft! — Indem nun Bewußtsein und Dasein des Menschen sich mehr und mehr diesem geistquellenden Mittelpunkte von Allem und Allen im Geiste der eignen Persönlichkeit nähern, sich zu ihm erheben, wächst freilich die Kraft und der Wille der Kraft; aber dieser Wille wird immer mehr der des Alls, immer mehr eins mit dem Naturgesetz, immer weniger willkürlich, weniger eigenwillig, und zugleich „wunschloser für das eigene persönliche Dasein". Die Interessensphäre seines Bewußtseins und der Bereich seines Wirkens erstrecken sich immer weiter hinaus über den „egoistisch" beschränkten Kreis der eigenen Persönlichkeit. Diese fühlt sich stets weniger und seltener als solche; sie fühlt sich als Werkzeug des Ganzen, eines immer größeren Ganzen, und fühlt ihren Willen als Wirkung des Gotteswillens. Sie spielt ein Leitmotiv in der Kultur-Symphonie ihres Volkes oder gar in der Welt-Symphonie eines Menschengeschlechtes.



Heimat.

Von

Carl Banselow.

Das ist der alte Garten wieder,
in dem wir spielten — ich und du.
Mit blauen Blüten nickt der Flieder
mir so vertraut wie damals zu.

Versteckt in Grün steht dort die Laube,
die oft uns barg den ganzen Tag,
als noch ein goldner Zukunftglaube
uns leuchtend in der Seele lag.

Das alte Wohnhaus grüßt mich wieder
mit sonnbeglänztem Schieferdach
und ruft mir längst verklungne Lieder
und längst verglühte Träume wach.

Doch durch den Duft der alten Zeiten,
der mich berauscht in Herz und Sinn,
lockt mich ein Hauch aus Ewigkeiten
nach einer andern Heimat hin.





Simon Magus.

Von

Thomassin.

❦

II

Die Lehre des Magiers.

Der Bericht der Philosophumena ist der umfangreichste von allen Berichten über Simon. Er enthält neben den Aufklärungen über die Lehre desselben auch viele logische Mängel, manche unnötige Einschaltungen, Bemerkungen und Wiederholungen, abgesehen von den Behauptungen über des Magiers Leben und Wirken, die wir bereits in Betracht gezogen haben. Wir wollen vor allem letztere im Folgenden ausscheiden.

Nach einem albernen Vergleiche des Simon mit Apsethus, dem Papageiengott, [1]) fährt der Autor der Philosophumena fort:

„Nun spricht Simon in seiner Paraphrase des Gesetzes des Moses mit absichtlichem Mißverständnisse. Denn, wenn Moses sagt: „Gott ist ein brennendes und zerstörendes Feuer", so faßt er dies in unrichtigem Sinne auf, und erklärt, daß das Feuer das Universalprinzip ist. . . . Und

---

[1]) Derselbe soll, um in Libyen als Gott verehrt zu werden, eine Anzahl Papageien gefangen und sie gelehrt haben, die Worte zu sagen: „Apsethus ist ein Gott". Darauf soll er dieselben wieder frei gelassen haben, was zur Folge hatte, daß sie im ganzen Lande ihn als Gott ausriefen. Darauf soll ihm göttliche Ehre zu Teil geworden sein, bis ein Widersacher auf einen schlauen Gedanken kam. Derselbe fing nämlich gleichfalls Papageien ein und lehrte sie rufen: „Apsethus fing uns ein und lehrte uns sagen: „Apsethus ist ein Gott". Er gab ihnen dann ebenso wie Apsethus die Freiheit. Als nun die Lybier diese veränderten Rufe hörten, sollen sie den Papageiengott lebendig verbrannt haben. — Der Autor der Philosophumena meint, man solle die „Papageien" des Simon lehren, daß er nicht Christus und Gott gewesen sei, und auf diese Weise seinen Betrug aufdecken. Die Logik des Vergleiches zwischen Apsethus und Simon dürfte manchem bedenklich erscheinen. Jedoch muß man bei einem Kirchenschriftsteller in dieser Hinsicht meist Nachsicht üben.



so zerreißt er nicht nur das Gesetz des Moses, sondern entlehnt auch von Heraclitus dem Dunklen. (Heraclitus von Ephesus, der gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebte und wegen der Schwierigkeit seiner Schriften seinen Beinamen ὁ σκοτεινὸς erhielt.) Und Simon behauptet, daß das Universalprinzip unbegrenzte Macht sei, folgendermaßen:

„Das ist die Schrift der Offenbarung der Stimme und des Namens vom Gedanken, der großen Kraft, der unbegrenzten. Deshalb soll sie versiegelt und verborgen, in die Wohnung gelegt werden, welche die Wurzel des Universums gegründet hat“. Und er sagt, daß der Mensch hier auf der Erde, vom Blute geboren, die Wohnung sei, und daß die unbegrenzte Macht in ihm wohne, von der er sagt, daß sie das Prinzip des Universums sei. Und nach der Ansicht Simons ist die unbegrenzte Macht, Feuer, nichts Einfaches, wie die meisten, welche sagen, daß die vier Elemente einfach seien, glauben, sondern es hat das Feuer eine zweifache Natur. Und von dieser zweifachen Natur nennt er die eine Seite die verborgene und die andere die offenbare, indem er behauptet, daß das Verborgene des Feuers im Offenbaren verborgen ist und daß das Offenbare vom Verborgenen hervorgebracht wurde.

Das ist es, was Aristoteles potentiell und aktuell nennt, und Plato intelligibel und sinnlich.

Und die offenbarte Seite des Feuers hat alle Dinge in sich, welche der Mensch als sichtbare erkennen kann oder die er ohne Bewußtsein nicht erkennen kann. Und so ist die verborgene Seite alles, was Jemand als intelligibel erkennen kann, obgleich es die Sinne nicht fassen, oder das, was der Mensch nicht auffassen kann.

Und im Allgemeinen können wir sagen, daß von allen Dingen, die da sind, sowohl den sinnlichen als den intelligiblen, die er als verborgene und offenbare bezeichnet, das Feuer, welches über den Himmeln ist, die Schatzkammer ist, oder wie ein großer Baum, ähnlich dem, welchen Nabuchodonozor im Traume gesehen hat (Dan. 4. 6 ff.), von dem alles Fleisch genährt wird. Und er betrachtet die offenbare Seite des Feuers als Stamm, Zweige, Blätter und Rinde. Alle diese Teile des großen Baumes aber werden, wie er sagt, von der allverzehrenden Flamme des Feuers wieder entzündet und zerstört. Aber die Frucht des Baumes wird, wenn sie vollkommen ausgebildet ist und ihre eigene Gestalt annimmt, in die Schatzkammer gelegt und nicht ins Feuer geworfen. Denn die Frucht, so sagt er, ist hervorgebracht, um in die Schatzkammer gelegt zu werden, die Schale hingegen, der Stamm, der nicht um seinetwillen, sondern für die Frucht erzeugt worden ist, um ins Feuer geworfen zu werden.

Und das ist es, so erklärt er, was geschrieben steht: Der Weinberg des Herrn Sabaôth ist das Haus Israel, und ein Mann Judas ein zarter Schößling (Isaiah, V, 7). Und wenn ein Mann Judas ein zarter Schößling ist, so ist, wie er sagt, ein Baum nichts anderes als ein Mann. Aber über die Sonderung und Zerstörung ist gleichfalls nach seiner Meinung in der Schrift hinreichend gesprochen worden, und, was gesagt

wurde, ist genügend für die Belehrung derjenigen, deren Bild vervollkommnet ist, nämlich: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit“ (I. Petri I, 24). Nun ist, so sagt er, das Wort des Herrn der Ausdruck, erzeugt im Munde, und das Wort (Logos); denn sonst ist nirgends ein Ort für die Erzeugung.

Kurz, indem nun das Feuer nach der Ansicht Simons von solcher Natur ist, — alle Dinge enthält, die sichtbar und unsichtbar sind, und ebenso die, welche innen und außen laut tönen, die, welche gezählt werden können, und die, welche gezählt sind, nennt er es in seinem Buche „Die große Offenbarung“ das vollkommene Denkbare, da es alles ist, das gedacht werden kann unendlich oft und unendlich vielfach als Wort, Gedanke und Handlung, so wie Empedocles sagt: „Durch Erde erkennen wir Erde, durch Wasser, Wasser, durch Aether (Göttliches) Aether, Feuer durch zerstörendes Feuer, Freundschaft durch Freundschaft, und Feindschaft durch bittere Feindschaft“.

Und er sagt, er glaube, daß alle Teile des Feuers, die sichtbaren und unsichtbaren, Verstand und einen Teil Geisteskraft haben. Der erzeugbare Kosmos wurde so von dem unerzeugten Feuer hervorgebracht. Und er begann folgendermaßen erzeugt zu werden. Die ersten sechs Wurzeln des Prinzips der Zeugung, welche das Gezeugte trieb, waren von diesem Feuer. Und die Wurzeln, so sagt er, wurden von dem Feuer in Paaren gezeugt (Syzygien), und er nennt diese Wurzeln Seele und Gedanke, Stimme und Name, Vernunft und Verlangen,[1]) und in diesen sechs Wurzeln war das Ganze der unbegrenzten Macht vereint, in Potenz, aber nicht in Wirklichkeit. Und diese unbegrenzte Macht, so sagt er, ist der, welcher bestand, besteht und bestehen wird (Ἑστώς, στάς, στησόμενος); der, wenn sein Bild in den sechs Mächten vervollkommnet ist, wesentlich Macht, Größe und Vollendung sein wird, eines und dasselbe mit der ungezeugten und unendlichen Macht und in nichts niedriger ist als dieselbe. Aber wenn er nur in Potenz bleibt und sein Bild nicht vervollkommnet wird, dann verschwindet es und wird vernichtet, wie er sagt, gerade so wie die Anlage zur Sprache oder Geometrie in der Seele eines Menschen. Denn die Potenz wird, wenn sie sich entfaltet hat, zum Lichte der gezeugten Dinge; wenn aber nicht, so ist Dunkel die Folge, gerade wie wenn sie gar nicht existiert hätte, und beim Tode des Menschen wird sie mit ihm vernichtet.

Von diesen sechs Mächten und der siebenten, welche über den sechs ist, nennt er das erste Paar Seele und Gedanken, Himmel und Erde. Und das Männliche sieht hernieder und gedenkt seines Genossen, während die Erde vom Himmel die geistigen Früchte empfängt, die zu ihr herabkommen und mit der Erde verwandt sind. Deshalb, so meint er, sagt

[1]) Νοῦς, Ἐπίνοια; Φωνή, Ὄνομα; Λογισμός, Ἐνθύμησις.



das Wort oft, wenn es die Dinge betrachtet, die von Seele und Gedanken gezeugt wurden, d. i. vom Himmel und von der Erde: Höret ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren! Denn der Herr redet: „Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet, aber sie sind von mir abgefallen" (Jsaiah I, 2).

Und der, welcher dieses spricht, ist, wie er sagt, die siebente Macht, der, welcher bestand, besteht und bestehen wird. Denn er ist die Ursache der guten Dinge, die Moses gepriesen hat und von denen er sagte, sie seien sehr gut.

Und (das zweite Paar ist) Stimme und Name, Sonne und Mond. Und (das dritte) Vernunft und Verlangen, Luft und Wasser. Und mit allen diesen wurde vermischt und verwirrt die große Macht, die unbegrenzte, wie ich gesagt habe.

Und wenn Moses sagt: „In sechs Tagen schuf Gott Himmel und Erde und am siebenten ruhte er von all' seinen Werken", so verdreht dieses Simon und macht sich so zu einem Gotte. Wenn daher diese (die Simonianer) sagen, daß drei Tage vor der Schöpfung von Sonne und Mond waren, meinen sie esoterisch Seele und Gedanke, — d. h. Himmel und Erde, — und die siebente Macht, die unbegrenzte. Denn diese drei Mächte wurden erzeugt vor all' den andern. Und wenn sie sagen: Er hat mich gezeugt vor all' den Aeonen, so sagt er, daß die Worte mit Bezug auf die siebente Macht gebraucht sind. Nun war es aber, wie er behauptet, auch diese siebente Macht, die erste, die in der unbegrenzten Macht vorhanden war, von der Moses sagte: „Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern"; das ist nach seiner Aussage der Geist, der alle Dinge in sich hatte, das Bild der unbegrenzten Macht, über die Simon sagt: „Das Bild der unbegrenzten Macht, das alle Dinge allein ordnet". Denn die Macht, die über dem Wasser sich bewegt, ist, wie er sagt, erzeugt von einer unzerstörbaren Form, und ordnet allein alle Dinge.

Indem nun die Schöpfung der Welt in dieser oder ähnlicher Weise ihnen oblag, bildete, wie er sagt, Gott den Menschen, indem er Lehm von der Erde nahm. Und er machte ihn nicht einfach, sondern zweifach, nach dem Bilde und Gleichnisse. Und das Bild ist der Geist, der über den Wassern schwebt, der, wenn sein Bild nicht vervollkommnet ist, mit der Welt untergeht, da er ja in Potenz bleibt und nicht sich verwirklicht. Und das, so sagt er, ist der Sinn des Schriftwortes: „Damit wir nicht zugleich mit der Welt verdammt werden". (I. Korinth. XI, 32). Aber wenn sein Bild vervollkommnet und, wie es in seiner Offenbarung geschrieben steht, von einem unteilbaren Punkte aus erzeugt wird, so soll das Kleine groß werden. Und dieses Große soll durch die grenzenlose und unveränderte Ewigkeit fortbestehen, indem es nicht länger unvollendet ist. Wie und in welcher Weise, so fragt er dann, bildet Gott den Menschen? Im Garten (Paradies), so meint er. Aber wir müssen den Mutterleib seiner Aussage nach als Garten betrachten, und daß dieses notwendig ist, erklärt uns die Schrift, wenn sie sagt: „Ich bin der, welcher dich im Mutterleibe formte (Jeremiah I, 5). Denn er wollte, daß es so geschrieben

wurde. Indem er vom Garten sprach, sagt er, nahm Moses allegorisch auf den Mutterleib Bezug, wenn wir dem Worte glauben sollen.

Und, wenn Gott den Menschen im Leibe seiner Mutter formt, d. i. im Garten, so muß der Leib für den Garten und Eden für die Gegend (die den Leib umgiebt) genommen werden, und „der Fluß, der von Eden ausgeht, um den Garten zu wässern" (Genesis II, 10), für den Nabel. Derselbe ist, wie er sagt, geteilt in vier Kanäle. Denn an jeder Seite des Nabels sind zwei Luftleiter für das Atmen und zwei Adern für die Zuführung des Blutes. Aber wenn, wie er sagt, der Nabel, von der Edengegend ausgehend, mit dem Fötus in der epigastrischen Gegend zusammenhängt, so ist das, was gewöhnlich Nabel genannt wird . . . . . (hier fehlen einige Worte im Texte) und die zwei Adern, durch die das Blut fließt und von der Edengegend aus durch die sogenannten Lebenspforten geführt wird, durch die der Fötus genährt wird. Und die Luftleiter, die wir Atmungskanäle nannten, umschlingen die Blase an jeder Seite in der Gegend des Beckens und sind geeint in dem großem Leiter, welcher die Rückenaorta heißt. Und so erzeugt der Atem, der durch die Seitenpforten nach dem Herzen durchgeht, die Bewegung des Embryo. Denn so lange das Kind im Garten geformt wird, nimmt es weder Nahrung durch den Mund, noch atmet es durch die Nase. Denn, da es von den Wassern (des Leibes) umgeben ist, würde sofort der Tod eintreten, wenn es Atem holen würde, denn es würde die Wasser einziehen und so umkommen. Aber das Ganze (der Fötus) ist in einer Hülle, genannt Amnion, und genährt durch den Nabel und erhält das Nötige zum Atmen durch die Rückenaorta, wie ich gesagt habe. Der Fluß daher, so sagt er, der von Eden ausgeht, ist in vier Kanäle, vier Leitungen geteilt, d. h. in vier Sinne des Fötus: Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl. (?) Denn diese sind die Sinne, welche allein das Kind hat, während es im Garten geformt wird.

Dies, sagt er, ist das Gesetz, welches Moses niedergelegt hat, und in Uebereinstimmung mit eben diesem Gesetz wurde jedes seiner Bücher geschrieben, wie die Titel beweisen. Das erste Buch ist die Genesis, und der Titel des Buches, sagt er, ist genügend zur Erkenntnis der ganzen Sache. Denn diese Genesis, so sagt er, ist Sehen, welches ein Teil des Flusses ist. Denn die Welt wird erkannt durch Sehen.

Der Titel des zweiten Buches ist Exodus. Denn es ist notwendig für das Geborne, durch das rote Meer zu wandern, nach der Wüste zu ziehen, — mit dem Roten ist das Blut gemeint, wie er sagt, — und das bittere Wasser zu kosten. Und das „Bittere", so sagt er, ist das Wasser jenseits des roten Meeres, insofern es der Pfad der Erkenntnis schmerzlicher und bitterer Dinge ist, die wir im Leben durchmachen müssen. Aber wenn es durch Moses d. h. durch das Wort verändert wird, so wird das Bittere süß . . . .

In ähnlicher Weise ist das dritte Buch, Leviticus, Geruch oder Atmen (sic!) Denn das Ganze dieses Buches handelt von Opfern und

Gaben. Und wo ein Opfer ist, da steigt der Geruch des Weihrauchduftes auf, und diesen süßen Geruch beweist uns der Sinn.

Numeri, das vierte Buch, bedeutet Geschmack, und in demselben herrscht die Kraft der Rede (oder des Wortes) (sic!) Und es ist so genannt, weil es alle Dinge in numerischer Ordnung äußert.

Deuteronomium hingegen, so sagt er, ist so genannt mit Rücksicht auf den Gefühlssinn des Kindes, welches geformt wird. Denn wie das Gefühl die Empfindungen der anderen Sinne zusammenfaßt und bestätigt, indem es beweist, daß Gegenstände entweder hart, warm oder anhangend sind, so ist auch das fünfte Buch des Gesetzes die Synthese der vier vorhergehenden. Alles Ungezeugte nun, so sagt er, ist in uns in Potenz, aber nicht in Wirklichkeit, wie die Wissenschaft der Grammatik oder die Geometrie. Aber wenn es passende Verhältnisse der Aeußerung und Ausbildung findet und das „Bittere" in das „Süße" umgewandelt ist — d. h. Speere in Sicheln und Schwerter in Pflugscharen, — so wird das Feuer keine Schalen und Stämme, sondern vollkommene Frucht, vervollkommnet in seinem Bilde, wie ich oben sagte, gleich und ähnlich der unerzeugten und unbegrenzten Macht, geboren haben. „Denn jetzt", sagt er, „ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; jeder Baum", so sagt er, „der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen", (Luk. III 9.) Und so ist, nach Simon, dieses Selige und Unvergängliche (Princip), verborgen in allen Dingen, in Potenz, aber nicht in Wirklichkeit, und in der That der, welcher bestand, besteht und bestehen wird, der oben stand in der unerzeugten Macht, der unter steht im Strome der Wasser, gezeugt in einem Bilde, der oben stehen wird, an der Seite der seligen und unbegrenzten Macht, wenn das Bild vollkommen ist. Denn drei sind es, wie er sagt, die bestehen, und ohne drei bestehende Aeonen konnte das Erzeugte nicht geordnet werden, das, wie sie (die Simonianer) sagen, auf dem Wasser sich bewegt und das nach dem Gleichnisse in ein vollkommnes Himmlisches geformt wird, in nichts niedriger werdend als die unerzeugte Macht, und das ist der Sinn ihrer Rede: „Du und ich, das eine Ding; vor mir, Du; das nach Dir, ich". Dies, so sagt er, ist die eine Macht, geschieden in das Obere und das Untere, sich selbst erzeugend, vermehrend, sich selbst suchend und findend, ihre eigene Mutter, ihr eigener Vater, ihre Schwester, ihre Braut, Tochter, Sohn, Mutter und Vater von sich selbst, die Eine, die Wurzel des Universums.

Und wenn er sagt, daß der Anfang der Erzeugung des Geschaffenen vom Feuer ist, so will er hiermit etwas verstanden wissen. Bei allem Erzeugten ist der Anfang der Lust nach seiner Zeugung vom Feuer. Und in der That wird die Lust der veränderlichen Zeugung feurig genannt. Und obwohl Feuer eines ist, so hat es doch zwei Arten der Veränderung. Denn im Manne, so sagt er, wird das Blut, das heiß und rötlich rot, wie das Feuer, wenn es Form annimmt, in Samen verwandelt, während in der Frau dasselbe Blut in Milch (verwandelt wird). Und diese Veränderung wird im Manne zur Zeugungskraft, im Weibe

dagegen Nahrung für das Kind. Dies, sagt er, ist das flammende Schwert, das geschwungen wird, um den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen. Denn das Blut erst wird verwandelt in Samen und Milch; und diese Macht wird Mutter und Vater, Vater derer die geboren werden, Mutter derer, die genährt werden, nichts bedürfend, sich selbst genügend. Und der Lebensbaum, so sagt er, ist bewacht durch das feurige Schwert, das geschwungen wird; wie wir gesagt haben, (ist er) die siebente Macht, die aus sich selbst hervorgeht, alles in sich selbst enthält und in die sechs Kräfte gesammelt ist. Denn würde das flammende Schwert nicht geschwungen werden, so würde dieser schöne Baum zerstört und vernichtet werden; aber wenn sie in Same und Milch verwandelt ist, so wird das, was in ihnen in Potenz gesammelt ist, wenn es passende Aeußerung und einen bestimmten Platz erlangt hat, in dem dieselbe entwickelt werden kann, indem sie gleichsam vom kleinsten Funken ausgeht, zu aller Vollkommenheit anwachsen und sich ausbreiten und eine unendliche Macht sein, unveränderlich, gleich und ähnlich dem unveränderlichen Ewigen, der nicht mehr gezeugt wird für die unbegrenzte Ewigkeit.

Nach diesem Schlusse nun war Simon für die Narren ein Gott, ähnlich wie dieser Libyer Apsethus; (ein Gott) unterworfen der Zeugung und dem Leiden, so lange er in Potentialität blieb, aber befreit von den Banden des Leidens und der Geburt, sobald sein Bild vervollkommnet war und indem er Vollkommenheit erlangte, entging er den ersten beiden Mächten, d. i. Himmel und Erde. Und Simon spricht hierüber klar in seiner Offenbarung, wie folgt:

„Zu Euch also sage ich, was ich sage, und Euch schreibe ich, was ich schreibe. Und die Schrift ist diese.

Von den unendlichen Aeonen gehen zwei Sprossen aus, ohne Anfang und Ende, entspringend aus einer Wurzel, welche die unsichtbare Macht, unfaßbares Schweigen ist. Von diesen Sprossen ist einer geoffenbart von oben, welcher die große Macht, die Allseele ist, die alle Dinge ordnet, männlich und die andere von unten, der große Gedanke, weiblich, alle Dinge hervorbringend. Indem sie nun sich paaren, einigen sie sich und offenbaren den Ort der Mitte, unfaßbare Luft, ohne Anfang und Ende. In dieser ist der Vater, der alle Dinge erhält und die Dinge nährt, die Anfang und Ende haben.

Dieser ist der, welcher bestand, besteht und bestehen wird, eine männlich-weibliche Macht wie die präxistierende unbegrenzte Macht, (?) die weder Anfang noch Ende hat, in Einheit ist. Und von dieser schritt der Gedanke in der Einheit fort und wurde Zwei.

Und so war er eins; denn da er sie in sich hatte, war er allein, jedoch nicht erstlich, obgleich präexistierend, sondern indem er durch sich selbst sich geoffenbart wurde, wurde er zwei. Noch auch wurde er Vater genannt, ehe (der Gedanke) ihn Vater nannte. — Wie er nun, indem er sich selbst durch sich zeugte, seinen eigenen Gedanken sich offenbarte, so machte auch der Gedanke, der geoffenbart wurde, nicht den Vater, sondern

verbarg ihn, — d. h. die Kraft — in sich, indem er ihn betrachtete, und ist männlich-weiblich, Kraft und Gedanke.

So paaren sich beide, indem sie eins sind, denn es ist kein Unterschied zwischen Kraft und Gedanke. Von den Dingen oben wird die Kraft offenbart, von den unteren der Gedanke.

In derselben Weise erscheint auch das, was von ihnen geoffenbart wurde, obgleich eins seiend, als zweifach, indem das Männlich-Weibliche das Weibliche in sich hat. So ist die Seele im Gedanken, Dinge, die untrennlich sind; beide, obgleich eins seiend, erscheinen doch als zwei".

So erhielt nun Simon durch derartige Erfindungen jede gewünschte Auslegung, nicht nur der Schriften des Moses, sondern auch aus denen der Poeten, indem er sie entstellte. Denn er giebt auch eine allegorische Auslegung des hölzernen Pferdes, und der Helena mit der Fackel und einer Reihe von anderen Dingen, die er verändert und die er zu Lügengeweben mit Bezug auf sich und seinen Gedanken benützt.

Und er sagte, daß der letztere das „verlorene Schaf" sei, der stets vom Neuen in Frauengestalt wohnend die Mächte der Welt in Verwirrung bringt, wegen seiner unübertrefflichen Schönheit, deretwegen auch der trojanische Krieg veranlaßt wurde. Denn dieser Gedanke nahm seine Wohnung in der Helena, die eben um diese Zeit geboren wurde, und, da nun alle die Mächte Anspruch auf sie machten, entstand Zwiespalt und Krieg unter den Nationen, denen sie sich geoffenbart hatte.

Und als sodann ihr Körper durch die Engel und niederen Mächte, — die auch, wie er sagte, die Welt geschaffen haben, verwandelt worden war, — hielt sie sich in einem verrufenen Hause in Tyrus, einer Stadt Phöniciens, auf, wo er (Simon) sie bei seiner Ankunft fand. Denn er behauptet, daß er dorthin gekommen sei mit der Absicht, sie dort zum erstenmale wiederzufinden, um sie aus ihren Banden zu befreien. Und nachdem er ihre Freiheit erkauft hatte, nahm er sie mit sich auf seinen Reisen, indem er vorgab, sie sei das „verlorene Schaf" und er selbst sei die Kraft, die alles beherrsche. Derart also kaufte der Betrüger, nachdem er sich in diese Hure, genannt Helena, verliebt hatte, dieselbe und behielt sie, und da er dies vor seinen Jüngern verbergen wollte, erfand er diese Geschichte. . . . .

Und diese (die Simonianer) behaupten, daß sie nicht unter der Gewalt dessen stünden, was gewöhnlich als Uebel betrachtet wird; da sie erlöst seien. Denn indem Simon die Freiheit Helenas erkaufte, bot er den Menschen derart Erlösung durch eigene Erkenntnis.

Denn er sagte, daß, da die Engel die Welt wegen ihrer Machtliebe schlecht lenkten, er gekommen wäre, um die Dinge in Ordnung zu bringen, indem er sich verwandelte und den Herrschaften, Fürsten und Engeln ähnlich wurde, so daß er als Mensch geoffenbart wurde, obwohl er kein Mensch war, und daß er in Judäa zu leiden schien, obwohl er in Wirklichkeit nicht litt, daß er aber den Juden als Sohn, den Samaritanern als Vater und den anderen Völkern als heiliger Geist erschien und daß er den

Menschen gestattete, ihn bei jedem Namen zu nennen, der ihnen beliebte. Und (ferner sagte er) daß die Engel, welche die Welt schufen, die Propheten zu ihren Vorhersagungen inspirierten. Deshalb beachten diejenigen, welche an Simon und Helena glauben, letztere nicht bis in die jetzige Zeit, sondern thun alles, was sie wollen, da sie ja frei zu sein glauben, und behaupten, daß sie durch seine (Simons) Gnade erlöst sind.

Und (sie behaupten, daß) kein Grund zur Strafe vorhanden sei, wenn ein Mensch Uebles thue, denn Uebel liegt, wie sie sagen, nicht in der Natur, sondern in Bestimmung. Denn die Engel, welche die Welt machten, bestimmten, wie er sagt, was sie wollten, indem sie beabsichtigten, durch solche Kundgebungen alle zu knechten, die auf sie hörten. Deshalb ist auch die Auflösung, wie sie (die Simonianer) sagen, die Erlösung ihres eigenen Volkes". . . .

Und die Jünger haben eine Bildsäule Simons in der Gestalt des Zeus, und eine von Helena in der Gestalt der Athene, und sie verehren dieselben, indem sie erstere Herr und letztere Herrin nennen. Und wenn einer von ihnen beim Anblicke der Bilder sie bei den Namen Simon oder Helena nennt, so wird er als einer, der die Geheimnisse nicht kennt, ausgestoßen". . . .

Dies ist der Bericht der Philosophumena, so weit er für uns in Betracht kommt. Die Leser werden wohl manchmal den Kopf über die sonderbare Logik, welche sich in demselben vorfindet, geschüttelt haben. Sie werden wohl auch gefunden haben, daß nicht nur der Autor der Philosophumena allein anzuklagen ist, obwohl seine Bemühungen, die Lehre Simons möglichst zu entstellen, ihn manchmal auf recht bedenkliche Abwege führen, sondern daß auch Simon selbst, nach den Stellen zu schließen, die offenbar ohne bedeutende Aenderungen aus seinen Werken entnommen sind, trotz der ersichtlichen Tiefe seiner Hauptgedanken einer für unsere Zeit kaum mehr faßbaren Unklarheit ihrer Ausdrucksweise und der Anwendung teilweise einfältiger und unsinniger Allegorien sich schuldig machte. Wir wollen jedoch über solche Mängel, die sich ja fast bei allen Gnostikern vorfinden, nunmehr hinwegsehen, um die Grundzüge des hier gezeichneten Systems zu erklären und zu zeigen, wie sie mit den Lehren der Gnosis im Allgemeinen übereinstimmen oder auf dieselben neues Licht werfen.

Was nun den Gottesbegriff Simons anbelangt, so finden wir, daß derselbe mit einem Fundamentaldogma der Gnosis aller Gegenden und Zeiten übereinstimmt. Die demiurgische Gottheit ist nicht die Allgottheit. Dem Berichte der Philosophumena über diese Lehre können wir wohl wegen ihrer Aehnlichkeit mehrere Aussprüche zur Seite stellen, die dem Magier von dem Autor der Clementinen in den Mund gelegt werden. So heißt es in den Homilien: „Nicht der Weltschöpfer ist der oberste Gott, sondern ein anderer, der auch allein gut und bis jetzt ungekannt ist".[1]) Und:

[1]) Clem. Homil. XVIII. 1.: Οὐχ ἔστιν τοῦ κόσμου δημιουργήσας ἀνώτατος θεός, ἀλλ' ἕτερος, ὃς καὶ μόνος ἀγαθὸς ὢν καὶ μέχρι τοῦ δεῦρο ἄγνωστός ἐστιν. Auch in der Schrift der Barcephas wird der Weltschöpfer als schwach und unvollkommen bezeichnet.



„Ich behaupte, daß eine Macht im Verborgenen ist, von allen ungekannt, auch selbst vom Demiurgen". Deutlicher noch spricht Simon in den Rekognitionen: (II, 49) „Ich glaube, daß eine Kraft unendlichen und unaussprechlichen Lichtes existiert, deren Größe unfaßbar ist, die sogar der Weltbildner nicht kennt sowie der Gesetzgeber Moyses und euer Meister Jesus".[1]) Nach denselben liefert er auch den klaren Beweis von der Unvollkommenheit des Weltgottes, indem er sagt: „Und wenn auch das Gesetz keine Anzeichen gegeben hätte, aus denen auf die Unvollkommenheit des Gottes geschlossen werden könnte, der die Welt geschaffen hat, so ist es mir doch möglich, auch aus den Uebeln dieser Welt, die nicht gebessert werden, zu schließen, entweder, daß ihr Schöpfer ohnmächtig ist, und die Uebel deshalb nicht verbessert, weil er es nicht kann, oder, daß er selbst schlecht ist, wenn er die Uebel nicht beseitigen will, oder daß er weder gut noch mächtig ist, wenn er es weder kann noch will". (Recogn. II, 54.)

Die oben erwähnte Stelle aus den „Refutatorii Sermones" (Ἀντιῤῥητικοί Λόγοι) Simons, die uns Moses Barcephas erhalten haben will, enthält gleichfalls einen wohl auch für die Theologen unserer Zeit beachtenswerten Nachweis der Unvollkommenheit des Weltschöpfers aus gewissen Behauptungen der Genesis. Sie lautet:

„Gott wollte, daß Adam von diesem Baume nicht essen sollte; aber er aß; er blieb deshalb nicht so wie Gott ihn haben wollte. Daraus geht hervor, daß der Schöpfer Adams unmächtig war".

„Gott wollte, daß Adam im Paradiese bleiben sollte. Aber er fiel aus diesem durch seine eigene, ihn der Gunst beraubende Handlung. Deshalb war der Gott, der Adam schuf, unmächtig, insofern er nicht im Stande war, ihn durch seinen Willen im Paradiese zu erhalten".

„Denn er verbot Adam vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen, da er durch das Essen die Macht erhalten hätte, zwischen Gut und Uebel zu unterscheiden, dieses zu vermeiden und ersterem nachzustreben".

„Wenn aber dieser Schöpfer Adams ihm nicht verboten hätte, von diesem Baume zu essen, so würde dieser keineswegs dieses Gericht und diese Strafe sich zugezogen haben; denn deshalb ist hier Uebel, weil er (Adam) dem Befehl Gottes entgegen handelte, denn Gott hatte ihm geboten, nicht zu essen, und er aß".

„Aus Neid verbot er Adam vom Baume des Lebens zu essen, so daß er nicht unsterblich sein sollte".

„Aus welchem Grunde verfluchte Gott die Schlange? Denn wenn er sie als die verfluchte, welche das Unglück veranlaßte, warum hinderte er sie nicht an dieser That, nämlich an der Verführung Adams? Aber wenn er sie als die verfluchte, welche einen Vorteil gebracht hatte, insofern

[1]) Clement Homil. XVIII, 11: Φημί τινα δύναμιν ἐν ἀποῤῥήτοις εἶναι ἄγνωστον πᾶσι, καὶ αὐτῷ τῷ δημιουργῷ. Recog. II, 49: Puto, esse aliquam virtutem immensae et ineffabilis lucis, cujus magnitudo incomprehensibilis habeatur, quam virtutem etiam mundi conditor ignoret et legislator Moyses et magister vester Jesus. Rec. II, 61.



sie die Ursache davon war, daß Adam von diesem guten Baume aß, so muß notwendig daraus folgen, daß er ungerecht und neidisch war; schließlich müßte er, wenn er aus keinem dieser beiden Gründe sie verfluchte, sicherlich der Unwissenheit und Narrheit angeklagt werden".

Während nun Simon auf diese Weise die Mängel der christlichen Anschauung von der Güte eines Weltschöpfers klarlegt, sucht er die geistige Vollkommenheit, wie wir gesehen haben, in dem verborgenen Prinzipe. Dasselbe verhält sich zum Demiurgen wie der Parabrahma der Inder zu den Brahmas der einzelnen Weltsysteme. Es wird von ihm verschiedentlich das Universalprinzip, die Universalwurzel, gleich der indischen Mûla-Prakriti (Wurzel der Natur), die unbegrenzte Macht, der welcher bestand, besteht und bestehen wird, die unzerstörbare Form, die höchste Form, oder All-Form, Param Rûpam oder Vischwa Rûpam der Bhagavat Gîtâ (XI, 47), das unfaßbare Schweigen (σιγὴ ἀκατάληπτος), das allschaffende Feuer und Licht genannt. Die Bezeichnung Ἑστώς, der welcher bestand, für das Urprinzip, finden wir auch bei Philo in den Worten: (De nominum mutatione, ed. Mangey vol. I, p. 586): „Ὁ μὲν (θεός) κατὰ τὰ αὐτὰ ἑστώς" (der Gott aber, der auf dem „Selbst" besteht). Derselbe scheidet auch die unbewegliche Gottheit von der beweglichen Welt, wenn er sagt: Τὸ μὲν οὖν ἀκλινῶς ἑστῶς, θεός ἐστιν, τὸ δὲ κινητὸν ἡ γένεσις. Ὥστε ὁ μὲν προσιὼν θεῷ στάσεως ἐφίεται, ὁ δὲ ἀπαλλαττόμενος, ἅτε γενέσει τῇ τρεπομένῃ προσιὼν κατὰ τὸ εἰκὸς φορεῖται. (De posteritate Caini, vol. I, p. 230. „Der unwandelbar Bestehende nun ist Gott, das Wandelbare aber die Schöpfung. So wird der, welcher zu Gott geht, dem Beständigen zugeführt, der sich aber von ihm entfernt hat, da er der wandelbaren Schöpfung zugeht, zum Gleichen hingeführt".)

Die Bezeichnung „unfaßbares Schweigen", welche weiterhin auffällt, finden wir, abgesehen von den Andeutungen in der späteren Gnosis,[1]) wie Mead, dessen Darstellung der Theosophie Simons wir vielfach zu unserer Studie benützen, erklärt, schon in den Fragmenten der chaldäischen Orakel (λόγια), welche Zoroaster zugeschrieben werden.[2]) Daselbst wird vom „gottgenährten Schweigen" (σιγὴ θεοθρέμμων) gesprochen, worin der Geist, der vor allen Energien wirksam ist, in der väterlichen Tiefe ruht. Ferner wird in denselben erklärt: „Die Gottheit wird die schweigende von den Göttern genannt . . . und soll von den Seelen nur allein durch den Geist erkannt werden".

Wenn ferner Simon das Feuer als allgemeines Prinzip (τῶν ὅλων ἀρχή) oder allgemeine Wurzel (ῥίζωμα τῶν ὅλων) erklärt, so erneuert oder vertritt er nur eine Lehre, die zu den ältesten und allgemeinsten gehört. Selbstverständlich meint er nicht das irdische Feuer, sondern das ewige Licht, welches Leben und Geist und identisch mit dem vollkommenen Vernünftigen ist, „eine Macht, die sich selbst zeugt, sich selbst vermehrt, sich

[1]) Corys Ancient Fragments. 2. ed.

[2]) In der ophitischen Gnosis z. B. wird Σιγή als zweites Prinzip bezeichnet, das aus dem ersten, Βυθός, emaniert.

selbst sucht, sich selbst findet, ihre eigene Mutter, ihr eigener Vater, ihr eigener Sohn ist, weder Anfang noch Ende hat, in Einheit seiend, welche sich selbst durch sich hervorbringend, sich ihren eigenen Gedanken offenbarte". Von den vielen Aussprüchen esoterischer Autoren über das verborgene Feuer sei vor allem der des kabbalistischen Buches Zohar erwähnt, da es nicht unmöglich ist, daß Simon ihn gekannt hat. Derselbe dient zur Erläuterung des Schriftwortes: „Gott ist ein verzehrendes Feuer" (Deuteron. IV, 24). Der Verfasser erinnert an das Bild der verzehrenden Flamme und deutet sodann auf ein verborgenes Licht in der Natur hin, das stärker ist als der weiße obere Teil der Flamme, und in dem das Geheimnis der Flamme und die Weisheit des Höchsten verborgen liege. — Deutlicher als an dieser Stelle des Zohar wird in den chaldäischen Orakeln von dem Urfeuer gesprochen. Aus ihm stammen alle Dinge und es ist in seiner ersten Kraftäußerung intellektuell, gestaltet nicht sogleich die Materie, da der Bildner des feurigen Kosmos der Geist der Geister ist.

Wir sehen also, wenn wir nur einigermaßen in ältere Lehren eindringen, daß man keineswegs annehmen muß, Simon habe, wie der Autor der Philosophumena glauben machen will, nur aus dem System des Heraclitus geschöpft. Immerhin aber ist es von Interesse, die Aehnlichkeit der Lehre des letzteren mit der simonischen festzustellen. Heraclitus von Ephesus (ca. 503 v. Chr. lebend) war einer der bedeutendsten Esoteriker, der dem degenerierten Polytheismus, der Verzerrung der wahren Religion in seiner Zeit entschieden entgegentrat. Als Grund der Welt galt ihm das selbstentzündete Feuer, welches er mit der Lebens- und Bewegungskraft des Universums identifizierte, das Universalprinzip (τῶν ἁπάντων ἀρχή) und geistige Feuer (πῦρ νοερόν) nannte. Alle Dinge haben nach seiner Auffassung ihr Sein nur durch dieses universale Lebensfeuer, ohne dasselbe sind sie wesenlos. In jedem Punkte dieses Feuer- oder Lebensoceans liegt die Lust, sich in verschiedenen Formen zu manifestieren und so wird der fortwährende Fluß und die fortwährende Veränderung in der phänomenalen Welt erzeugt. Wir finden also hier die vedische und phönicische Lustlehre wieder ausgedrückt, die vom feurigen Kama der Rigveda und die des Eros der phönicisch-kosmogonischen Fragmente, die von Sanchuniathon wieder vorgestellt wurden. Weitere Aufklärungen über Heraclitus und Vergleiche seines Systems mit anderen möge man in der Studie Meads nachlesen. Hier müssen wir uns leider nur auf diese kurzen Andeutungen beschränken. Bemerkt sei noch, daß bekanntlich auch nach pythagoräischer Kosmogonie die Welt von dem Centralfeuer (Hestia) erzeugt wird.

Bei unserem deutschen Theosophen, Jakob Böhme, finden wir gleichfalls Feuer und Licht als Schöpfungsprinzipien bezeichnet. Jedoch unterscheidet er zwischen beiden und spricht vom Lichte als zweiten Prinzip. Er sagt zwar einmal: „Die pure Gottheit ist im Licht, das unbegreiflich ist, dazu auch unempfindlich, auch allmächtig und allkräftig". (Böhmes Schriften, herausgegeben von Johann Gichtels 1715, I, Cap. 4, S. 398.)

In vielen anderen Stellen seiner Schriften aber läßt er dieses Licht vom ersten Prinzip, dem Herben, Bittern und Feurigen ausgehen. So schreibt er (ibid. S. 401—402):

Im ersten Principio ist Herbe, Bitter und Feuer, und sind doch nicht drei Dinge sondern eines; und eines gebiert das andere. Herbe ist der erste Vater, der ist strenge, ganz scharf an sich ziehend und dasselbe Anziehen ist der Stachel und Bitterkeit, welche die Herbigkeit nicht mag dulden und sich nicht läßt im Tode gefangen nehmen, sondern sticht und fähret auf als ein grimmig Wesen, und kann doch auch nicht von seinem Sitz. Alsdan wird eine erschreckliche Aengstlichkeit, welche nicht Ruhe findet; und stehet die Geburt gleich einem drehenden Rade, also hart stechende und brechende, gleich einer Unsinnigkeit, welches die Herbigkeit nicht mag dulden, sondern zeucht je mehr und härter an sich, gleich riebe man Stein und Stahl in einander; davon der schielende Feuerblitz aufgehet, welchen, wan ihn die Herbigkeit erblicket, sie erschricket und zurücke sinket, gleichwie todt oder überwunden: und wan der Feuerblitz in seine Mutter die Herbigkeit komt und findet sie also überwunden und sanfte, so erschrickt er viel sehrer und wird in der überwundenen Herbigkeit augenblicklich weiß und helle. Wan nun die Herbigkeit dieses helle weiße Licht in sich kriget, erschrickt sie also sehr, daß sie gleich wie tod, überwunden zurücke sinket, sich ausdehnet und wird ganz dünne und überwunden: denn ihr eigen Quell war finster und harte, nun ist er lichte und sanfte darum ist er recht wie ertödtet, und ist nun der Wasser-Geist".

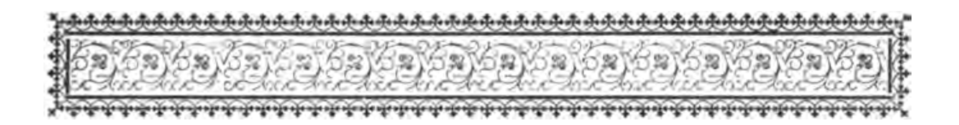
Trotzdem nun das Licht geboren ist, sieht es Böhme doch als die Ursache aller Dinge an. So sagt er (S. 425):

„Also verstehet man gar eigentlich, wie das Licht Gottes aller Dinge eine Ursache ist und verstehet hierinnen alle drei Principia: Denn wann die göttliche Kraft und Licht nicht wäre, so wäre auch in der finstern Ewigkeit kein Sehnen darnach, so wäre das herbe Begehren (welches ist die Mutter der Ewigkeit) auch alles ein Nichts. Und verstehet man, wie die göttliche Kraft in allen Dingen erscheinet, und ist doch nicht das Ding selber, sondern der Geist Gottes ist im andern Principio; das Ding aber ist sein Glast, welches von dem sehnenden Willen also worden ist. Nun aber ist das Herz Gottes in dem Vater der erste Wille; und der Vater ist das erste Begehren nach dem Sohn, und der Sohn ist des Vaters Kraft und Licht, davon die ewige Natur immer lüsternd ist und gebieret also von der Kraft des Herzens Gottes in der ewigen Matrix das Principium; denn also ist Gott offenbar, sonst stünde die Gottheit ewig verborgen. Nun sagen wir vermöge der Schrift: Esai, 66, 1: Gott wohne im Himmel! und das ist wahr. Und siehe, Moses schreibet: Gen. 1, 6: Gott schuf den Himmel aus dem Mittel des Wassers; und die Schrift saget: Gott wohnet im Himmel. Ps. 2, 4. So denke nun, wie das Wasser seinen Urkund hat als vom Sehnen der ewigen Natur, nach dem ewigen Lichte Gottes. Nun aber wird die ewige Natur vom Sehnen nach Gottes Licht offenbar, wie vorhin gemeldet, und Gottes Licht ist gegenwärtig und bleibet doch der Natur verborgen: denn die Natur empfachet nur des Lichtes Kraft: und die Kraft ist der Himmel, darinnen das Licht Gottes verborgen wohnet, und scheinet in der Finsternis. Das Wasser ist die Materia, so vom Himmel erboren wird: und darinnen stehet das dritte Principium, das wieder ein Leben und begreiflich Wesen aus sich gebieret als die Elemente und Kreaturen.

Wir haben die Ansicht Böhmes deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil wir glauben, daß dieselbe für viele Leser von bedeutendem Interesse ist. Es ließen sich aus dem Kapitel von den drei Prinzipien göttlichen Wesens noch viele Stellen zitieren, welche eine teilweise Uebereinstimmung dieses Theosophen auch mit anderen Lehren unseres Magiers erkennen lassen. Jedoch würde dies unsere Studien zu weit ausdehnen. (Schluß folgt.)







Judas Ischarioth.

Von

Peter Hille.

Judas war kein Jünger.

Nichts von innen heraus bei ihm, kein Verlangen nach einem besseren, sittlich gefesteten Wesen, zu dem es erst die reinen Unbefangenen und später mehr die Lastermüden trieb. Judas war trotz der nahen Gemeinschaft ein Bedienter, ein Lakai des „Herrn", denn „er hatte den Beutel".

Er war sein Hausmeister geworden in der Voraussetzung, daß der faszinierende Lehrer etwa wie ein reisender, berühmter Virtuose gewaltigen, widerstandslos zahlenden Zulauf hat. Und dieses Virtuosen Impresario wollte er sein.

Die andere, gewaltigere Seite des Wunderthäters hatte er nie im Auge gehabt. Nur die für seinen Zweck.

Und als sich Ischarioths Voraussetzung nicht verwirklichte, mußte er auf andere Weise an seinem Herrn verdienen. Der Zorn auf die in den Augen dieses „vernünftigen" Menschen geradezu ruchlose Verschwendung so vieler Gelegenheiten verwirrte und erregte ihn.

Nach der von seinem göttlichen Meister ausdrücklich gebilligten entsetzlichen Verschwendung der Maria Magdalena ward ihm die Empörung des gesunden Menschenverstandes zu viel, und er ging hin in seiner kalten beleidigten Leidenschaft des Geldes und beging das Ungeheuerliche. Er ward gestört in seinem Idealismus, dem einzigen, dessen diese metallische Seele fähig war.

Ischarioth war ein zäher, fester Philister; ein unerschütterlicher Philister.

Er hatte keine Phantasie, keinen Wertblick und kein Voraussehen. Erst die grellsten Thatsachen konnten ihn überzeugen. Dann, als es zu spät war, enthüllte sich die gute, sittliche Seite.

Nun wäre er ein guter Jünger geworden. Seine Judasnatur war weggenommen und mit ihrer Endhandlung erledigt. Ein Anderer wäre auch dann noch unter gutem Einfluß gut geworden, noch ganz biegsam und nicht so gespannt; aber kein Mensch hat zwei Naturen, mindestens nicht ganz entwickelt nacheinander.

Zu spät; sein Amt war abgeschlossen und hatte abgeschlossen. Am Kleinlichsten war das Höchste vernichtet — irdisch vernichtet . . . . . Weltsymbol.



Die psychomagnetische Kraft.

Von

Dr. Carl du Prel.

Wenn wir ein Glied unseres Körpers bewegen wollen, so löst der Willensakt eine Kraft aus, die sich am Gezweige des motorischen Nervensystems fortpflanzt und den entsprechenden Muskel beeinflußt. Wenn wir irgend einen Gedanken denken, so wissen wir zwar nicht näher, was dabei im Gehirn vorgeht, wohl aber ist es a priori sicher, daß dabei in dem Gewirre von Nervenfasern, die wir Gehirn nennen, irgend eine Kraft thätig ist.

Nach der herrschenden Ansicht nun sind diese Kräfte des Gedankens und Willens innerhalb des Organismus eingeschlossen und können die Peripherie desselben nicht überschreiten. Die Fernwirkung wird also geleugnet. Die Okkultisten dagegen behaupten, daß diese Kräfte wie alle Naturkräfte in die Ferne zu wirken vermögen und schreiben ihnen verschiedene wunderbare Leistungen zu.

Das Grundphänomen, auf welches sich die Vertreter dieser letzteren Ansicht berufen können, ist der animalische Magnetismus, der aus einem gesunden Organismus eine Kraft auf einen Kranken überträgt, und zwar auch ohne Berührung. Diese Kraft ist jedem Organismus eigen, aber in verschiedenem Grade. Personen, welche sie in hervorragendem Grade besitzen und ausgeben können, nennt man Magnetiseure. Wenn nun die den Organismus belebende Kraft in die Ferne wirken kann, warum nicht auch der Gedanke und Wille?

Darum — so sagen die Gegner — weil es einen animalischen Magnetismus überhaupt nicht giebt. In neuerer Zeit sind es die Hypnotiseure, welche das behaupten. Sie leugnen zwar nicht die Phänomene, auf die sich die Magnetiseure berufen, aber schreiben sie einer anderen Ursache zu. So schon der Entdecker des Hypnotismus, Braid, welcher zu seiner Entdeckung eben durch die öffentlichen Vorstellungen des Mag-

netiseurs Lafontaine kam. Seither hat sich insbesondere bei den Aerzten immer mehr die Ansicht befestigt, daß es keinen menschlichen Magnetismus gebe, der die Privilegien des ärztlichen Standes antasten könnte, sondern nur einen Hypnotismus, und daß alle scheinbar magnetischen Wirkungen nur solche der Suggestion seien. Wenn man, so sagen sie, einen Menschen durch Suggestion einschläfern kann, und dann im Organismus des Hypnotisierten durch weitere Suggestionen physiologische Veränderungen herbeiführen kann, so wäre es eine unnötige Verdoppelung der Ursache, wollte man nebenbei noch einen menschlichen Magnetismus annehmen.

Das klingt nun sehr plausibel, um so mehr, als der Grundsatz ganz richtig ist, daß die Erklärungsprinzipien ohne Not nicht vermehrt werden dürfen. Auch die Prämisse ist richtig; man kann durch Suggestion einschläfern und physiologische Veränderungen herbeiführen.

Was aber ist Suggestion? Zunächst nichts anderes, als eine im Gehirn des Patienten erweckte Vorstellung. Als solche bleibt dieselbe offenbar auf das Gehirn beschränkt. Soll sie innerhalb des Organismus physiologisch wirken — z. B. zunächst den hypnotischen Schlaf erzeugen — so muß sie zu diesem Behufe erst eine Kraft auslösen, die nur wieder am Gezweige des Nervensystems sich fortpflanzen und die von der Suggestion bezeichneten Aenderungen herbeiführen kann. Die Vorstellung als solche ist also noch keine physiologische Dynamide, es bedarf noch einer von ihr ausgelösten Kraft, und diese Kraft ist eben identisch mit dem animalischen Magnetismus. Der Hypnotiseur, welcher den Magnetismus leugnet, leugnet also damit die Voraussetzung seines eigenen Systems. Hypnotismus und Magnetismus bilden kein Entweder — Oder, sondern ein Sowohl — Als auch. Der Magnetiseur benutzt seine eigene Kraft und läßt sie auf den Patienten überströmen; der Hypnotiseur setzt die im Patienten selbst liegende, mit jener wesentlich identische Kraft in Bewegung. Die Suggestion ist also nur der Hebel für Automagnetisation.

Wenn der Magnetismus in der That sich in Suggestion auflösen würde, d. h. wenn die Suggestion der einzige Wahrheitskern des Magnetismus wäre, so könnten nur solche Objekte magnetisiert werden, die für Suggestionen empfänglich sind, also bloß lebende Menschen, welche eine Vorstellung aufnehmen können und es wissen, daß ihnen eine Vorstellung eingepflanzt wird. Nun ist es aber Thatsache, daß nicht bloß Schlafende magnetisiert werden können, sondern auch Tiere, Pflanzen und leblose Gegenstände. Von Suggestion ist dabei offenbar keine Rede, sondern es liegt ein magnetisches Agens vor, eine Dynamide, und es begreift sich, daß die Vertreter des Hypnotismus, um ihre Theorie zu retten, jene Phänomene einfach leugnen.

Sie zu erörtern ist nicht hier der Platz; aber das noch immer ungelöste Problem der Fernwirkung hängt mit dieser Frage zusammen. Eine magnetische Fernwirkung ist nämlich denkbar, eine suggestive dagegen nicht,

weil hier die notwendige Voraussetzung fehlt, daß der Patient um die Suggestion weiß, die erst dadurch zu einer wirklichen Suggestion wird.

Zunächst haben wir aber jene Phänomene zu besprechen, wo der Magnetismus sich wirksam zeigt unter gleichzeitigem Ausschluß jeder möglichen Suggestion. Der Magnetiseur Du Potet — damals selbst Mediziner — hat im Jahre 1820 im Hôtel-Dieu Experimente angestellt, für deren Beweiskraft ein paar Dutzend Aerzte mit ihren Unterschriften einstehen, und woraus hervorgeht, daß Patienten, ohne von der Anwesenheit des Magnetiseurs etwas zu wissen, durch geschlossene Thüren hindurch magnetisiert und eingeschläfert werden können.[1]) Die später von der Pariser Akademie eingesetzte Untersuchungs-Kommission hat 1831 das Gleiche bestätigt: „Hat man eine Person einmal in magnetischen Schlaf versetzt, so sind weiterhin nicht immer Berührungen und Striche notwendig, um sie noch einmal zu magnetisieren. Der Blick des Magnetiseurs, sein Wille hat die gleiche Wirkung. Man kann auf den Magnetisierten nicht nur einwirken, sondern ihn auch in Somnambulismus versetzen und ihn wieder erwecken, ohne daß er davon weiß, außerhalb seines Gesichtskreises, auf bestimmte Entfernung und durch geschlossene Thüren hindurch.“[2])

Klarer noch ist die Suggestion ausgeschlossen, wenn der Magnetiseur auf große Entfernungen wirkt, ohne den Patienten vorbereitet zu haben. Schon Mesmer wußte es, daß man auch ohne direkte Berührung magnetisieren kann. Das ist im Grunde genommen schon eine Fernwirkung, darum beschäftigten sich schon seine Schüler mit der Frage, bis zu welcher Entfernung magnetisiert werden kann. Diese Frage ist noch eine offene, aber — wie wir noch sehen werden — es liegt einige Ironie gegen die einseitigen Vertretern des Hypnotismus in der Thatsache, daß die weiteste Fernwirkung dann eintritt, wenn ihr auf Seite des Agenten eine gewollte oder ungewollte Suggestion, eine intensive Vorstellung zu Grunde liegt. Nun ist eine fernwirkende, ohne Vermittlung der Sprache mitgeteilte Suggestion eine contradictio in adjecto; erreicht sie also dennoch den Empfänger, so muß zwischen diesem und dem Agenten als Mittelglied eine Kraft eingeschoben werden, und zwar eine solche, welche durch verschlossene Thüren und andere Hindernisse hindurch zu wirken vermag. Wie wir gesehen haben, ist der animalische Magnetismus eine solche Kraft.

Meines Wissens ist es Puységur, der Schüler Mesmers, der zuerst auf größere Entfernungen magnetisierte.[3]) Auch Lützelburg, noch im vergangenen Jahrhundert, berichtet solche Versuche.[4]) Ausführlicher spricht davon der Arzt Wienholt zu Anfang unseres Jahrhunderts. Er versuchte seine Kranke auf Entfernung einer Meile zu magnetisieren, nachdem

[1]) Du Potet: Expériences publiques sur la magnétisme animal. — Archiv für tierischen Magnetismus, X, S. 73—165.

[2]) Burdin et Dobois: histoire académique du magnétisme animal, 439.

[3]) Puységur: Mémoires. 186.

[4]) Lützelbourg: Nouveaux extraits du journal d'un magnétiseur. 62.



er ihr vorher gesagt hatte, er müsse über Land reisen und könne sie nicht magnetisieren. Er schaltete also die ihm, wie überhaupt den älteren Magnetiseuren sehr wohl bekannte Wirkung der Erwartung, der Autosuggestion, mit Absicht aus. Zur gewöhnlichen Stunde aber, an einem einsamen Ort, fing er seine Behandlung im Geiste an und fixirte seine Gedanken fest auf diesen Zweck. Diese und spätere Versuche gelangen vollständig. Ebenso ein unter seiner Leitung angestellter Versuch eines Freundes, wobei er die Anordnung getroffen hatte, daß seine Schwester bei der Somnambulen war, ohne daß jedoch die beiden von dem Versuche Kenntnis hatten. Als nun die Kranke eingeschlafen war, sagte sie lächelnd zur Schwester: „Daran ist ihr Bruder Schuld!" und da die Schwester das nicht begreifen konnte und die Abwesenheit des Bruders betonte, fuhr jene fort: „Er mag sein, wo er will, so weiß ich, er ist an meinem jetzigen Schlafe schuld". Bei einem späteren Versuch mit derselben Kranken, reinigte dieselbe eben den Hausflur mit dem Besen, ließ diesen plötzlich fallen, rannte in ihr Zimmer, fiel auf einen Stuhl und schlief ein.[1]) Nebenbei bemerkt, verlangte diese Somnambule mit Recht, solche Versuche einzustellen, da ja Wienholt nicht wissen könne, in welcher Situation sie sich gerade befinde, und der Schlaf zu ungeeigneter Zeit sie treffen könne. Gegen Schaden, der daraus entstehen könnte, müssen also wenigstens Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Du Potet führt ein Beispiel an, wo der fernwirkend Magnetisierte eben im Begriff war, sich zu rasieren und sich eine Verwundung beibrachte.[2])

Nun könnte man sagen, das Fixiren der Gedanken sei eben eine Suggestion. Gewiß; aber da die Mitteilung durch das Wort fehlt, bedarf sie eines anderen Vehikels, um zur Dynamide zu werden, einer fernwirkenden Kraft, welche durch Hindernisse hindurchgeht, und in deren Besitz der Magnetiseur ist. Diesem aber sagt seine Erfahrung, daß er magnetische Kraft besitzt.

Arndt sagt 1816, daß er zu einer Stunde, in der seine Patientin nicht magnetisiert zu werden pflegte, von seiner Wohnung aus auf sie einwirkte. Ihr Mann erzählte ihm später, sie sei gerade ganz munter umhergegangen, habe aber plötzlich eine Schwere im Kopf empfunden und sei auf dem Sofa eingeschlafen. Der Schlaf dauerte $\frac{1}{4}$ Stunde. So lange hatte Arndt sie magnetisiert und dann geweckt.[3]) Dr. Barth magnesierte seine Kranke verschiedene Male auf 20 englische Meilen Entfernung. Wenn sie bei Lustbarkeiten, Tanz u. s. w. war, schlug es fehl. Seine Frau, die noch nie magnetisiert worden war, schrieb ihm einst, sie sei krank. Er war eben 20 Meilen von ihr entfernt, wartete die Nacht ab und magnetisierte sie dann aus der Ferne mit dem Willen, es ihr kund zu thun, daß

[1]) Wienholt: Heilkraft des tierischen Magnetismus. III, 3. 301. 303. 383.

[2]) Du Potet: Journal du magnétisme. XIV. 392.

[3]) Arndt: Beiträge zu den durch animalischen Magnetismus zeither bewirkten Erscheinungen. 72.

er sie magnetisiere. Mit seiner brieflichen Mitteilung kreuzte sich ein Brief seiner Frau: sie hatte wegen Schlaflosigkeit, an der sie litt, gerade zum Fenster hinausgesehen, wurde aber plötzlich sehr schläfrig und hatte das Gefühl, von ihrem Manne magnetisiert zu werden, worauf sie die Nacht fest schlief. Dr. Barth empfiehlt, sich bei solchen Versuchen die betreffende Person lebhaft vorzustellen, weil bei jeder Abschweifung der Gedanken auf eine andere Person diese letztere den Einfluß erfahren könnte.[1]) Aehnliches sagt Gauthier.[2])

Billot in seiner Correspondenz mit Deleuze sagt, er habe seine Somnambule auf Entfernung eingeschläfert, indem er seine Augen heftig drückte. Zu den bei ihr befindlichen Eltern sagte sie in dramatischer Auslegung, der Engel ihres Arztes befehle ihr zu schlafen. Nach ½ Stunde weckte er sie auf Entfernung. Deleuze giebt zu, daß man auf Kranke, mit denen man im Rapport stehe, auch auf Entfernung wirken könne, selbst wenn man sie vorher nicht in Kenntniß gesetzt habe.[3]) Auch deutsche Magnetiseure berichten über solche Versuche.[4]) Ein französischer Magnetiseur befahl seiner Kranken, sich um 12 Uhr Mittags in den Lehnstuhl zu setzen, er werde den Versuch machen, sie auf Entfernung in Somnambulismus zu versetzen. Während er spazieren gehend seine Gedanken auf sie richtete, schlief sie ein. Der Annahme einer Autosuggestion widerspricht der Umstand, daß sie in Gesellschaft ihrer Schwester nur lachend den Befehl ausführte, an dessen Gelingen sie durchaus nicht glaubte, daß sie ferner nicht wissen konnte, daß der Magnetiseur um 1 Uhr sie wecken würde, zu welcher Stunde sie erwachte. Ein anderer Magnetiseur magnetisierte eine Dame in Paris, während er eben nach Versailles fuhr, durch bloßen Willen und weckte sie ebenso nach einer Stunde.[5]) Der Rektor der Akademie in Rennes, Herr Dufibol, nahm einst den Magnetiseur Lafontaine zu sich in die Wohnung, und dort verlangte er von ihm, Jemanden, der durch den Hof getrennt wohnte, zu magnetisieren. Lafontaine nahm den Vorschlag an; nach 5 Minuten ging Dufibol zu der Kranken und fand sie schlafend. Derselbe Magnetiseur magnetisierte von Lyon aus, im Freien spazieren gehend, eine Dame in Marseille. Sie befand sich eben im Theater und fand viel Vergnügen an der Vorstellung; aber plötzlich schlossen sich ihre Augen, sie mußte von ihrer Begleiterin nach Hause gebracht werden, wurde somnambul, entkleidete sich in diesem Zustand und schlief bis zum Morgen.[6]) Teste erwähnt einen solchen Versuch von Havre nach Caen.[7]) Charpignon erzählt, daß eine Dame, die zu ihrem Magnetiseur nicht mehr kommen wollte, von diesem gegen ihren

[1]) Barth: Lebensmagnetismus. 118—121.
[2]) Gauthier: Traité pratique du magnétisme et du somnambulisme. 643.
[3]) Billot: Recherches psychologiques. II. 208. I. 187.
[4]) Archiv für tierischen Magnetismus. I, 2. 123. VI, 2. 90.
[5]) Loubert: Le magnétisme 232.
[6]) Lafontaine: L'art de magnétiser 12.
[7]) Teste: manuel pratique du magn. au. 331.

Willen aus der Entfernung magnetisiert und somnambul wurde.[1]) Eine Somnambule gab ihrem Magnetiseur Anleitung, wie er sie aus der Entfernung magnetisieren könnte. Er wandte dieses ihm selbst lächerlich erscheinende Verfahren häufig an und schläferte sie dadurch sogar schneller ein, als durch unmittelbare Berührung. Wenn er an dem Verfahren auch nur das Geringste änderte, oder hinwegließ, fand er sie beim Eintritt in ihr Zimmer wachend. Hielt er sich aber an die Vorschrift, so hatte er immer Erfolg, selbst wenn er alles geschwind und mechanisch verrichtete.[2])

Ich habe diese Fälle aus der früheren Litteratur nur angeführt, um zu zeigen, daß auch diese Entdeckung nicht erst den Aerzten der Neuzeit gebührt, sondern den alten Magnetiseuren, die übrigens ihrerseits ihre Vorgänger schon im Mittelalter hatten. Es ist wohl nur das Magnetisieren aus Entfernung gemeint, wenn Maxwell sagt: „Wer durch diesen allgemeinen Geist auf den Menschen zu wirken weiß, kann heilen, und dies auf jede Entfernung, welche es auch sei[3]).

Nun ist allerdings richtig, daß eben solche Wirkungen auch durch Autosuggestion erzeugt werden können. Eine Person, die in der Erwartung ist, aus der Ferne magnetisiert zu werden, kann in der That einschlafen. Einem Studenten in Breslau wurde gesagt, daß er Nachmittags Punkt 4 Uhr fernwirkend magnetisiert werden sollte. Es geschah nicht, er schlief aber dennoch ein[4]). Es ist das keine Entdeckung Haidenhains, sondern schon früher wurden solche Versuche gemacht[5]). Hier erzeugt also die gespannte Erwartung, eingeschläfert zu werden, also die Autosuggestion, den wirklichen Schlaf. Solche Beispiele beweisen aber nicht, was die Gegner beweisen wollen. Sie beweisen nur, daß Suggestionen und Autosuggestionen einschläfern können, nicht aber, daß der Magnetismus es nicht kann. Sie machen es nur zur Pflicht, in jedem Einzelfalle zuzusehen, ob dabei vielleicht Suggestion thätig war. Ist es nun so, so können die Hypnotiseure noch immer nicht triumphieren: denn die Suggestion, um zur physiologischen Dynamide zu werden, bedarf der magnetischen Kraft als Vehikel. Kurz: der Magnetismus kann die Suggestion entbehren, aber nicht umgekehrt. Im Magnetismus wird die magnetische Kraft ausgelöst durch den Willen des Magnetiseurs; im Hypnotismus durch die Vorstellung des Patienten, nachdem die fremde Suggestion vorher in ihm zur Autosuggestion geworden ist. Die Suggestion ist ein Hebel für die magnetische Kraft, kein Ersatz derselben.

Die Streitfrage „Magnetismus oder Hypnotismus" hat immerhin den Vorteil gebracht, daß bei den Experimenten aus neuerer Zeit besonders darauf Rücksicht genommen wurde, die Suggestion auszuschließen, so daß

---

[1]) Charpignon: Physiologie du magnétisme 265.

[2]) Archiv für tier. Magn. IX, 2. 69—73. X, 1. 124—127.

[3]) Maxwell: medicina magnetica aphor. 69.

[4]) Haidenhein: der sogenannte thier. Magnetismus. 66.

[5]) Morin: du magnétisme animal et des sciences occultes. 36—39.

die Existenz einer magnetischen Kraft um so sicherer dargethan' wurde. Mehrere Versuche dieser Art auf 1—10 Kilometer Entfernung berichtet Ochorowicz. Die Stunde war durch das Loos bestimmt worden und der Magnetiseur wurde erst im letzten Augenblick in Kenntnis gesetzt, daß er das Experiment vornehmen sollte. Niemand sonst war davon benachrichtigt worden; einige der Experimentatoren befanden sich im Hause der Versuchsperson, aber nicht in deren Zimmer, um den Erfolg sogleich konstatieren zu können. Auch bei diesen Experimenten machte man die Erfahrung, daß die Versuchsperson es weiß, von wem sie magnetisiert wird, und — ein merkwürdiges Phänomen, von dem ich noch sprechen werde — die eine behauptet, den Magnetiseur gesehen zu haben.[1])

Dr. Dufart konnte seine Somnambule auf Entfernung in Schlaf versetzen. Das Experiment gelang sogar, nachdem er sie nicht mehr besuchte und durch ihren Vater als Magnetiseur ersetzt worden war.[2]) Professor Richet hat seine Somnambule fernwirkend in Schlaf versetzt und konnte ihr seinen Willen übermitteln, zu ihm zu kommen. Sie kam zwar nicht in's Zimmer, aber man fand sie im somnambulen Zustand in den Gängen seines Hauses und sie sprach die Absicht aus, zu ihm zu gehen.[3]) Bei einer solchen Fernwirkung verspürte die Somnambule die Einwirkung, überwand sie aber, indem sie ihre Hand in's Wasser steckte.[4])

Auch die Professoren in Nancy haben solche Versuche vorgenommen. Ein junges für Magnetismus sehr empfängliches Mädchen, von dem aber nie beobachtet worden war, daß es von selbst in somnambulen Schlaf gefallen wäre, wurde von Beaunis mehrmals in Schlaf versetzt, und zwar von einem anderen Zimmer aus, ohne daß sie den Versuch ahnte, und auch auf größere Entfernung. Liégeois versetzte das Mädchen ebenfalls auf Entfernung innerhalb 8 Minuten in Schlaf, ohne magnetische Striche, durch bloße Gedankenkonzentration. Dabei wurde die Beobachtung gemacht, daß das Mädchen, welches vorher mit Professor Liébault und anderen Anwesenden in Rapport gestanden hatte, nun von diesen isolirt und nunmehr mit Liégeois in Rapport war, als er zu ihr kam; ein deutlicher Beweis, daß er der Agent gewesen war.[5])

Nun könnte man allenfalls noch sagen, daß in solchen Fällen die mit Gedankenübertragung verbundene Suggestion das Resultat herbeiführe. Gewiß; aber die Gedankenübertragung kann doch nicht darin bestehen, daß der Gedanke *als solcher* die Wanderung durch den Raum antritt. Wir brauchen noch ein Vehikel, eine Kraft, und zwar eine im Agenten liegende „von seiner Psyche beeinflußbare Kraft, und damit stehen wir wieder vor dem Magnetismus. Daß diese fernwirkende Kraft mit der

[1]) Ochorowicz: de la suggestion. 131—144. 425—438. Revue de l'hypnotisme II. 208—209. 225—240.

[2]) Ochorowicz: 417—419.

[3]) derselbe 421. 422.

[4]) derselbe 427.

[5]) Liébault: Thérapeutique suggestive. 275—276.

magnetischen identisch ist, zeigt sich in der Identität der Wirkung: der Patient wird eingeschläfert, und zwar tritt nicht der gewöhnliche Schlaf ein, sondern der magnetische, in welchem der Patient solche Fähigkeiten zeigt, die nur dem Somnambulismus angehören. So z. B. die medizinischen Fähigkeiten. Ein Herr Marie in Caen magnetisierte einen Knaben, der dabei von seiner Wärterin, einem 18jährigen Mädchen, gehalten wurde. Das Mädchen selbst zeigte sich empfänglich und schlief beim ersten Versuch ein, nahm die Diagnose des Knaben vor und gab Verordnungen für die Behandlung desselben. Als nun Herr Marie nach Hâvre versetzt wurde, befürchtete man, die Behandlung, die sich ausgezeichnet bewährt hatte, müßte eingestellt werden. Das war aber nicht der Fall. Marie versetzte von Hâvre aus das Mädchen durch bloßen Willen in Somnambulismus und dieses nahm sodann die Magnetisierung des Knaben vor.[1])

Auch das Hellsehen kann in dem fernwirkend erzeugten Schlaf eintreten, der somit ein magnetischer ist. Ein solches Beispiel erwähnt Medizinalrat Kluge. Dabei konnte die Versuchsperson über die Ursache des bei ihr eingetretenen Schlafes Aufschluß geben, wiewohl leblose Stoffe zu magnetischen Trägern verwendet worden waren. Dampierre schickte nämlich seinen Somnambulen versiegelte Briefe, die sie ununterbrochen auf der Herzgrube tragen sollten. Ein solcher Brief enthielt den Befehl, zu einer bestimmten Stunde einzuschlafen, und zu anderer bestimmter Stunde zu erwachen, was pünktlich erfolgte. Er stellte noch andere Versuche an, bei denen er die versiegelten Briefe heimlich mit anderen verwechselte, die andere Zeitbestimmungen enthielten; der Erfolg war immer dem Briefe entsprechend, den die Patientin bei sich trug. Im magnetischen Schlaf wußte sie genau den Inhalt des Briefes, wovon sie im Wachen keine Ahnung hatte.[2])

Ich mußte diese Untersuchung über magnetische Fernwirkung vorausschicken, weil wir aus ihr das Verständnis der Fernwirkung überhaupt gewinnen. Sowohl in der Ursache, wie im Resultat der Fernwirkung finden wir nämlich Analogien mit der magnetischen Fernwirkung; beiden liegt also dieselbe Kraft zu Grunde.

Im Verlaufe der Weiterentwicklung des Okkultismus wird es sich ohne Zweifel immer mehr herausstellen, daß der animalische Magnetismus der Schlüssel zur Magie ist, was du Potet behauptet, aber in seiner „Magie dévoilée“ sehr ungenügend ausgeführt hat. Hier soll es wenigstens in Bezug auf das Problem der magischen Fernwirkung geschehen, und zwar durch den Nachweis der Analogien, die zwischen dieser und dem Akt des Magnetisierens bestehen. (Schluß folgt.)

[1]) Teste: manuel pratique. 331.

[2]) Kluge: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus. 193.





Die Bietigheimer Neu-Theosophie

und ihr Katechismus.

Von

Hübbe-Schleiden.

Seit den 40er Jahren sind auf mediumistischem Wege eine ganze Reihe von zum Teil sehr umfangreichen Schriften entstanden, deren Vertrieb durch den Verlag von C. F. Landbeck in Bietigheim bei Stuttgart besorgt wird. Die in diesen Schriften dargestellten Anschauungen werden von ihren Vertretern „Neue Theosophie" oder jetzt auch „deutsche Theosophie" genannt — beides durchaus mit Unrecht, denn, ganz abgesehen von der Wertschätzung dieser Schriften, jedenfalls sind sie keine Theosophie. Denn dieser Begriff bezeichnet in erster Linie die Erkenntnis, daß allen großen Kulturreligionen sowie aller Wissenschaft und Philosophie eine und dieselbe Wahrheit zu Grunde liegt, und die Theosophie ist zugleich diese Weisheit selbst. Sobald dieselbe sich aber in die Dogmatik irgend einer besonderen Religionsanschauung kleidet, sobald sie nicht bloß jene Allen gemeinsame Grund-Weisheit, ganz auf sich selbst beruhend, darstellt, hört sie auf „Theosophie" zu sein. — Die in den Bietigheimer Schriften dargestellten Anschauungen sind aber auch weder besonders „neu", noch besonders „deutsch"; es sind vielmehr die bekannten alt-hebräischen Ueberlieferungsformen des Okkultismus, welche auch die Grundlage der christlich-katholischen Kosmologie und Christologie geworden sind. Daher ist dies allerdings die christliche Form der theosophischen Symbologie auch bei früheren deutschen Theosophen, aber gerade nicht die deutsche Form, sondern die semitische und die ultramontane. Diese alt-hebräische Versinnbildlichung des Daseinsrätsels hat wohl manche Aehnlichkeit mit den alt-arischen, indischen und persischen, aber weniger mit den alt-germanischen, skandinavischen und deutschen.

Damit soll nun allerdings nicht etwa der Wert, den diese Überlieferungen für eine besondere Entwicklungsstufe haben, geringschätzend

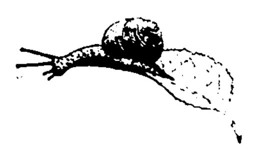
beurteilt sein, noch auch die neue Ausmalung derselben in den Bietigheimer Schriften. Diese sind vielmehr ganz in der behaglichen und umständlichen Breite der ursprünglichen Ueberlieferungen sinnenfällig ausgeschmückt mit einer morgenländisch maßlosen Phantasie, welche die Erzählungen der Scheherezade in Tausendundeiner-Nacht noch überbietet. — Für manche Leser wird der Wert und Reiz jener Schriften gerade in dieser überaus reichen dichterischen Ausgestaltung liegen. Wenn nun aber freilich die Zahl solcher Leser, die hierzu den richtigen Geschmack und die nötige Zeit haben, heute keine allzugroße sein wird, so finden wir auch darin nicht die eigentliche Bedeutung dieser religiösen Gruppe, sondern vielmehr darin, daß sie eine ganze Anzahl ihrer Mitglieder auf dem Wege der Mediumschaft zu Mystikern herangebildet hat, die bereits eine sichere Führung auf dem Wege zur Vollendung durch das „innere Wort" in sich selbst gefunden haben. Daß sich dieser innere Führer bei den Bietigheimer Medien (sogen. „Vater-Medien") als die Person Jesu Christi darstellt, ist sowohl vom Standpunkte des Mystik wie von dem des Okkultismus selbstverständlich; denn da nun einmal im ganzen Dasein überhaupt irgend Etwas ohne Gestaltung nicht vorgestellt werden kann, so nimmt die Gottheit, die in den Punkt des absoluten Seins (ins Ewige) verlaufende Pyramiden-Spitze der okkulten Hierarchie, für jeden Mystiker notwendig immer die Gestalt desjenigen vollendeten Meisters an, auf dessen Wege er bewußtermaßen zu dieser Endspitze alles Daseins emporklimmt; und ob nun das „innere Wort" immer von diesem Meister unmittelbar herrührt, oder — wie wohl meist der Fall — mit Ermächtigung eines höheren Auftrages durch Zwischenstufen hindurch vermittelt wird, das ist sachlich ganz gleichgültig. — Ein Mangel, ein Beweis der Unvollkommenheit ist nur die Unselbständigkeit mancher dieser „Vater-Medien". Indessen kann es nur eine Frage der Zeit sein, daß auch sie einsehen werden, daß die Person des Meisters für sie nur Führer und Vorbild ist, daß sie aber ihr Heil nur in sich selbst zu schaffen und nur selbst sich zu erlösen haben.

Soweit diese sogen. „Deutsche Neu-Theosophie". Nun hat aber Leopold Engel sich gedrungen gefühlt, jene alt-hebräischen Ueberlieferungen auf Grund dieser ihrer phantastischen Bietigheimer Ausgestaltung in einem „Katechismus der deutschen Theosophie" zu dogmatisieren. (Dresden bei Rud. Petzold). Auch abgesehen von diesem ganz unberechtigten Titel müssen wir diese Schrift in ihrer Absicht, wie in ihrer Form auf das Entschiedenste ablehnen.

Alles Dogmatische stößt heutzutage jeden zum Selbstdenken Herangereiften mit Recht ab; und daß dies so ist, beweist, daß bewußt oder unbewußt jetzt der Trieb nach Verinnerlichung, nach Vergeistigung überall lebendig ist. Jede Dogmatisierung ist Veräußerlichung, und die Dogmatisierung einer Symbologie ist nun gar ein Verbrechen gegen den Geist wie auch schon gegen den „gesunden Menschenverstand". Wer durch die unverstandenen Dogmen von der christlichen Kirche abspenstig geworden ist,

dem werden diese potenzierten Dogmen noch weniger gefallen. Aber Engels dialektische Behandlung dieses Gegenstandes müssen wir als einen ganz besonders unglücklichen Mißgriff bezeichnen; wie denn auch — selbst wenn man den notwendigsten Bedürfnissen der Logik und Psychologie mehr gerecht geworden wäre — kein Vorstellungskreis eine dialektische Behandlung in solcher Katechismusform weniger verträgt als gerade jener Bietigheimer. Das, was Engel hier zusammenstellt, ist ein Auszug aus den talmudischen und kabbalistischen Grundlehren, bietet aber fast nichts von dem „Neuen“ und Eigenartigen, was in den Bietigheimer Schriften dahinzugethan ist, nichts von der reich blühenden dichterischen Phantasie, auf deren Schwingen dort die Wahrheit wie in der Gestalt eines Schmetterlings mit buntesten Farben im glitzernden Sonnenscheine dahinflattert. Von diesem Schmetterling hat Engel gleichsam allen Glanz und Lebensduft hinweggeblasen und präsentiert ihn uns todt und vertrocknet, aufgespießt auf einer alten verrosteten Haarnadel. —

Mit Theosophie hat dieser Katechismus überhaupt nichts zu thun. Es ist aber zu bedauern, daß das Wort „Theosophie“ zu solchem Preßerzeugnisse mißbraucht wurde.



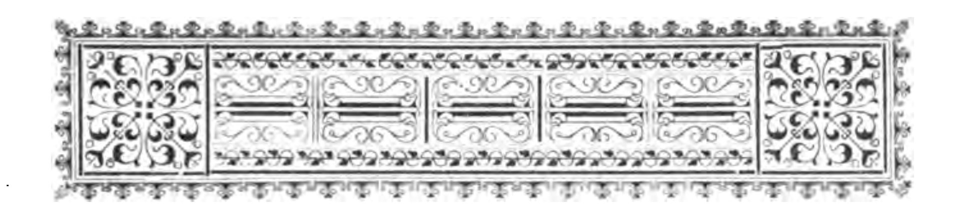
Bergandacht.

Von

Friedrich Borgwardt.

Nicht in Klöstern und Kapellen
hast du Tempel dir errichtet:
hast zu riesigen Altären
dir der Berge Bau geschichtet;
füllteſt mit geweihtem Wasser
aller Meere tiefe Becken,
schriebst die ewigen Gesetze
an der Himmel dunkle Decken!
Herr der Welten! der du ewig
überall dich neu entfaltest,
der du in der Waldesblüte
wie im Menschenleibe schaltest:
wie's zum Lichte, unaufhaltsam
treibt den nachtverlornen Funken,
ist, in dich mich zu versenken,
meine Seele sehnsuchttrunken!
Von der Meerflut deiner Schöne
trägt mein Geist die goldnen Tropfen,
von der Sonne deiner Liebe
fühl' ich Glut im Herzen klopfen!
Der du mich aus dir geboren
und mir Schaffensdrang gegeben,
um an deinem Riesenwerke
mitzubauen, mitzuweben —
laß mich hier am Bergesgipfel
selig knien zu deinen Füßen,
und in kindlichem Gebete
laß mich dich, oh Ewiger, grüßen!





Versuche mit Schlafwachen.

Von

Gizella Vlaßov.

Verstöhnen laß' mich hier im Dunkel nicht;
Befreie Deinen Kämpfer, starkes Licht!

C. F. Meyer, Hutten's letzte Tage.

Als ich jüngst der „Sphinx" von den hypnotischen Experimenten Mitteilung machte, bei denen ich selbst Ohren- und Augenzeuge gewesen, hatte ich wohl nicht die geringste Ahnung, wie bald ich meine Freundin (Fr. G., die in Oesterreich lebt), wiedersehen sollte und in Folge dieses freudigen Ereignisses von den merkwürdigsten Thatsachen des Schlafwachens nicht nur hören — sondern mich auch wieder überzeugen sollte.

Fr. G., die sich einige Tage hier aufhielt, erzählte mir, daß sie ihr Dienstmädchen, ein ganz ungebildetes Landmädchen, durch leichtes Berühren mit ihren Händen in somnambulen Zustand versetzte. Dasselbe offenbarte sodann, wie der Leser sich später überzeugen wird, erstaunliche Dinge. Bemerken muß ich, daß das Mädchen erst kurze Zeit im Dienste der Fr. G. stand — also von deren Familienverhältnissen keine Ahnung hatte — umsoweniger, als meine Freundin sich erst vor einem Jahre an ihrem jetzigen Wohnorte niedergelassen hatte. Ich muß auch zum besseren Verständnis noch vorausschicken, daß Fr. G. das Unglück traf, ihre Tochter, ein schönes, reichbegabtes, 16jähriges Mädchen, vor drei Jahren auf eine entsetzliche Art zu verlieren. Die tiefbetrübende Thatsache wurde leider trotz aller Gegenschritte entstellt mitgeteilt, ja die volle Wahrheit blieb selbst den Eltern ein Geheimnis. Nur die Tote hätte sie mitteilen können. Allein Tote sprechen nicht — wohl aber bedienen sie sich der Lebenden als Werkzeuge. Dies ist meine feste Ueberzeugung, so sehr sie von Vielen auch belächelt werden dürfte, d. i. von Solchen, die nie tiefer und eingehender über das geheimnisvolle Rätsel, die „Seele" genannt, nachgedacht haben und die gewöhnlich jedes psychische Weiterleben nach dem Zerfallen der Materie leugnen. Merkwürdig bleibt es, daß diese materialistische Hypothese manchmal von denen vertreten wird, die sich religiös zu sein rühmen — d. i. die

häufiges Besuchen von Gotteshäusern für Religiosität halten und die das Lesen von naturwissenschaftlichen Büchern oder Autoren wie z. B. Strauß und Renan als Ketzerei betrachten. Blind soll der Glaube sein? Ja, dann aber ist es kein tiefinnerster, wahrer Glaube, sondern ein ängstliches Sichanschmiegen an überlieferte Lehren und Doktrinen, das wjr irrtümlich Religion nennen — während es in Wahrheit nichts Anderes als gedankenlose Indolenz ist. Ein alter Herr, den ich seines Wissens und seiner hervorragenden Geistesschärfe wegen einen Gelehrten nennen möchte, fragte mich einst, als unser Gespräch dieses Thema berührte, spöttisch: „Und Sie, mit ihren Zweifeln, wollen Katholikin sein?"

Ich entgegnete, daß ich nicht wüßte, ob ich Katholikin oder der Ueberzeugung nach Protestantin wäre — ich fühlte mich als Christin und zwar mehr, weil ich Christus als vollkommenen Menschen bewundere und verehre.

Doch ich will Fr. G. sprechen lassen:

„Ich versetzte meine Köchin durch leichtes Streichen meiner Hände und durch festes Anschauen in den hypnotischen Schlaf. Auf meine Frage, wo sie sei, und was sie sähe, erwiderte sie nach einer Pause in deutlichen — obgleich abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin sehr weit, an einem schönen, hellen Orte — bei Deiner Stella. Ihr ist so wohl, so leicht! — Sie läßt Dich grüßen! —"

Dann nach einer Weile, nachdem Fr. G. sie um genauen Aufschluß über die Art ihres rätselhaften Todes fragte — erzählte sie Alles der Wahrheit gemäß, indem sie stets sich der Ausdrucksweise bediente: Deine Stella läßt Dir durch mich sagen, so und so" — — Ich darf hier nicht mehr sagen und genauer eingehen, da ich damit einen Vertrauensbruch mir zu Schulden kommen ließe und kann nur das wiedererzählen, was mir von Fr. G. gestattet ist. — Plötzlich faßte das Medium die Hand von Fr. G. und sagte: „Schnell, nimm einen Bleistift und Papier; Deine Stella will Dir einen Brief diktieren — sie wird Dir sagen, wo ihr Armreif ist, den Du seit ihrem Weggange vergebens suchst".

(In der That vermißte ihn Fr. G. und konnte nicht begreifen, wo derselbe sei). Das Medium diktierte nun folgenden Brief, indem sie dabei die Mimik einer Horchenden annahm, als flüstere ihr eine dritte Person die Worte ein: „Geehrte Frau! Da ich nicht weiß, auf welche Art Sie in den Besitz meines silbernen Armreifes gelangten, frage ich an usw., bitte daher, nicht böse zu sein, wenn ich Sie ersuche, diesen Armreif meiner Mutter als Andenken zu übersenden". — Stella.

Es folgte die genaue Adresse. Name und Ort waren Fr. G. völlig unbekannt. Auf das hin schrieb die Dame noch an demselben Tage, aber im eigenen Namen. —

Acht Tage später kam ein versiegeltes Päckchen von der Post mit dem Armreife, ohne jede Erläuterung, an Fr. G.

Von dieser Zeit an konnte sich das Medium nur selten mehr mit dem Geiste Stellas in Verbindung setzen, und auf die Frage, warum dies nicht mehr möglich wäre, antwortete sie, daß der Geist Stellas immer ferner von

ihr weile, wohin ihr des Mediums Seele schwer zu folgen vermöge. Jedoch ließ die Verstorbene ihrer Mutter noch öfters Mahnungen und Warnungen zukommen. Dann reiste meine Freundin nach Wien, und bald darauf erhielt sie ein Schreiben von ihrer Köchin, welche ihr mitteilte, daß „Stella in der Nacht zu ihr gekommen sei und ihr befohlen hätte, ihrer Mutter zu sagen, daß sie sehr ferne von ihr weile und es ihr sehr schwer würde, zu kommen, doch werde sie es versuchen, wenn die Mutter sie brauche und durch ein Medium rufen lasse". — So weit Fr. G. — Nun will ich noch Selbsterlebtes hinzufügen:

Ein junges Mädchen, welches Fr. G. bei mir in Neusatz, während ihrer kurzen Anwesenheit, hypnotisierte, rief plötzlich: Ich sehe ein Erdbeben! Ein Haus stürzt ein!" — (Auf die Frage wo?) „Jetzt, in diesem Augenblicke — Ach Gott! ich kann den Ort nicht nennen, ein serbischer Ort". — Tags darauf lasen wir, daß in Serbien ein größeres Erdbeben gewesen, wobei Häuser einstürzten. Es war am 29. April um 5³/₄ Uhr. —

Hierauf wechselte Fr. G. ihre Ringe mit denen meines Mannes, um sie irrezuführen. Jedesmal erriet sie genau, wem der Ring gehöre. Ferner gab sie Aufschluß über ein Unternehmen, welches für Fr. G. von großer Wichtigkeit ist, nannte Namen von Personen, mit denen sie riet und abriet in Geschäftsverbindung zu treten, ja zeichnete eine Fabrik auf, die sie nie vorher gesehen und die Fr. G. als getreu wiedergegeben erkannte. — In wieweit die gegebenen Aufschlüsse richtig sind, wird erst die Zukunft beweisen. — Zu den nachher gestellten Fragen, die sich meist um das Erraten von Gegenständen drehten, einer Dame zu lieb, die das erste Mal ein Medium sah, verhielt sie sich unwillig ablehnend, wohl fühlend, daß ein störendes Element anwesend sei — denn die Dame sah Alles als eine „verabredete Produktion" an. —

Dann fing das Mädchen an, ohne gefragt zu werden, zu sprechen, und ich schreibe hier genau, die abgebrochenen Sätze ab, wie ich sie in mein Notizbuch notierte. „Das Licht erwärmt die Seele — Dann ist es nicht mehr Licht — es ist die Seele. Eine strahlende Seele erwärmt Viele. Laß' Dich nicht dem Licht verschließen. — Man muß Gott begreifen. — er ist in Dir — nicht Der mit dem Strahlenkranze — Den wesenlosen Gott, — nicht Gott Vater, Gott Sohn — Gott! Es wird einst besser! Kein weißes Licht — kein strahlendes — Die Strahlen, die wir nicht sehen — sind anders — Dann wissen wir erst — was Licht ist. — Wir werden noch Vieles erfahren — von dem wir jetzt keine Ahnung haben. — Jesus Christus! ein großer Mann! Im weißen Gewande! — 26 Welten! Wir sind in der siebenten — Das Materielle bleibt weg. — Unsterblichkeit! — Ich war sechsmal auf der Welt. — Die Schlechten sind in der ersten. — Gott! (zu Fr. G. auf eine Frage.) Du mußt leben! — Ein strahlender Saal! — Ein offner Saal! weißer Marmor! — Das Licht strahlt aus innen heraus. Goethe hat's gefühlt — niemals gesagt — Einmal im Leben mehr Licht! — am Ende hat er es gefühlt. — das andere Licht! — Schweigende Nacht! — Unsere

blinden Augen! Die Blumen! — heult der Sturm — krümmt sich der Erdenwurm — krümmt sich in Qualen — sehnt sich empor — zum strahlenden Licht. Strahlendes Licht! Du strahlst der Gottheit! — Strahl ist geläuterte Seele allein. — Strahl ist der Himmlischen himmlisches Walten — Strahlendes Licht — himmlische Sonne! Ewigkeitswonne — führe die Seele — —

Nun befahl ihr Fr. G. aufzuwachen und ersuchte die fremde Dame, die, ein zweiter Thomas, ihre Hände in die Male legen wollte, um zu glauben, einen Wunsch auszusprechen, ihn Fr. G. ins Ohr zu flüstern, damit sie ihn zu nennen, durch Uebertragung des Willens, dem Medium suggerieren könne. Fr. G. befahl dem Medium. Du wirst in fünf Minuten aufwachen und dann das thun, was die Dame von Dir wünscht". — Als sie erwachte, rieb sie sich die Augen und wollte aus dem Zimmer eilen. Fr. G., welche befürchtete, daß, falls das Mädchen heraustreten würde, die Wirkung verloren ginge — hielt sie zurück. Das junge Mädchen nun, völlig munter, blickte die fremde Dame wie unter einer unerklärlichen Gewalt stehend, unverwandt an. Endlich stand sie auf und kam ihr immer näher, um ihr plötzlich einen Kuß zu geben, wie wider Willen, worauf sie hinaus lief. — Später gefragt, warum sie dies gethan, — erwiderte sie, es wäre ihr so eigentümlich zu Mute gewesen, sie hätte nur undeutlich gehört, was um sie gesprochen worden, und nur den einen Gedanken festhalten können, sie müsse die Dame küssen — so ungerne sie es auch gethan. —

Trotzdem jene Dame genau gesehen und beachtet hatte, daß Fr. G. dem Medium nichts von deren Wunsche gesagt haben konnte, verschloß sie sich hartnäckig der Thatsache gegenüber und beharrte darauf, daß Alles auf einer Verabredung beruhe. — Wieder ein Beweis dafür — daß man mit dem Einschläfern von Medien und spiritistischen Séancen vorsichtig sein müsse in Gegenwart von Personen, die nie darüber gelesen und nachgedacht haben — da es so wie mir — auch sicher Anderen peinlich sein muß, entschiedenem Unglauben zu begegnen. Ja, noch mehr, werden ähnliche Fälle dann in das Lächerliche gezogen, so schadet man allen Anhängern und der Sache selbst mehr, als wenn man sie völlig geheim gehalten hätte.





Sphinx.

Novellette.

Von

Theodor Hourbeck.

✱

Leise stieg eine duftige Vollmondnacht herauf. Aus den herrlichen Gärten Kairos, die im üppigsten Blätterschmuck prangten, schwebte der süße Hauch der Orangenblüten, Rosen und Magnolien und erfüllte die Luft mit geheimnisvoll wollüstigem Duft. Aus den blühenden Büschen flatterten neckische Blumengeister, und der strahlende Frühlingshimmel umarmte die liebetrunkene Erde in bräutlichem Jubel.

Leise raunte der Abendwind in den langen, geschmeidigen Palmzweigen, als küßte er unter Liebesgetändel das schöne Haar der Geliebten und erzählte ihr jene goldigen Zaubermärchen, welche die Winde, die Blumen und die Wellen des Meeres uns zu singen wissen, wenn wir ihre heimliche Sprache verstehen.

* * *

Glücklich der Mensch, der die Stimme der Natur versteht! Tausend berauschende Melodien tönen an sein Ohr, die dem Uneingeweihten nimmer erklingen; unnennbare, strahlende Herrlichkeit erschaut das entzückte Auge, eine Herrlichkeit, die dem nüchternen Alltagsmenschen ewig verschlossen bleibt.

Mit pochendem Herzen blickt man in die Zauberwelt. Die Natur wird lebendig, und in luftigem Reigentanz schwebt es vorüber wie Elfengestalten, wie schneeige Leiber von hingehauchter Schönheit und Jugend.

Und das Herz tanzt mit in diesem magischen Reigen, der alle Sinne berauscht und entführt.

O Natur im duftigen Osten! Hier mußten die lieblichen Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" entstehen. Hier schafft das Herz jene herrlichen Phantasien glühender, alles überwindender Liebe.

Hier, unter diesem ewigblauen Himmel wohnt die Fee Morgana, die mit ihrem Zauberstab den Sand der Wüste belebt und ihre wunderbaren

Paläste erstehen läßt, ein liebliches Paradies, das jeder Beschreibung spottet. —

All diese schönen Gärten, diese blätter- und blütenprangenden Oasen sind wie Küsse des Himmels, hingehaucht auf das Antlitz der Erde.

Ein verzehrendes Sehnen schwebt über dieser Stätte der glühendsten Liebe. Die Blume, die ihre Düfte in die Luft verhaucht, der Wind, der die Zweige wiegt, der Bülbül, der sein Nestchen in's schattige Blättergewirr baut, sie alle singen das hohe, geheimnisvolle Lied des Lebens, das Lied von Glück, Leid und Liebe! —

* * *

Eine vorüberziehende Wolke hatte einen milden, lauen Regen auf die schönen Fluren niedergeträufelt. Erquickender Brodem der Fruchtbarkeit stieg aus den weiten Gründen auf.

Demantschimmernd glänzten die Tropfen noch aus dem dunklen Laube hervor und flimmerten zitternd im Mondlicht. —

Es war schon recht still und einsam geworden. Der Lärm aus der Stadt drang nicht mehr an mein Ohr, als ich langsam über die große Nilbrücke ritt.

Es war zu jener Stunde der sinkenden Nacht, wo die Welt zu geheimnisvollem Leben erwacht, das im Menschenherzen so wunderbare Gefühle erregt und gewaltig widerklingt. Der Mensch geht ganz in der umgebenden Natur auf. Ein geheimes Etwas schlingt sein Band um das All. Der Mensch fühlt sich nicht mehr Herr und König der Schöpfung, sondern wendet sich ihr demütig zu, und wie in mystischem Schauen sieht er sich mit dem All-Einen verbunden, der im All sich offenbart.

Der selbstsüchtige Drang des Einzelwillens erlöscht, und in den Tiefen unserer Seele erzittert in fröhlichen oder schmerzlichen Schwingungen das ganze Sehnen der Natur.

In diesen stillen Nachtstunden wird göttliches Wissen dem Menschen zu teil, und er erkennt die große, ewige Wahrheit: Leben ist Leid. —

Die mächtigen ehernen Löwen auf den Eingangspfeilern der Nilbrücke schauten unheimlich herunter. Bleiche Mondstrahlen zitterten über die gewaltigen Leiber hin und gaben den beiden Ungetümen ein wunderbares Leben. Mir schien es, als ob sie anfingen, sich zu dehnen und zu recken, als wollten sie in gewaltigem Sprunge sich auf den nächtlichen Reiter werfen.

Deutlich, erschreckend deutlich, vernahm ich das Knacken der Gelenke — schnell gab ich dem Pferde die Sporen, daß es hoch aufbäumte und in scharfem Galopp über die Brücke dahinschoß.

Beinahe schaudernd blickte ich rückwärts, um mich zu vergewissern, ob mir die beiden Löwen nicht wirklich nachsetzten. Aber unbeweglich, gewaltig ragten sie empor in die Mondnacht.

An den Stromufern entlang lagen die großen Nilboote und ließen sich leise schaukeln von den glänzenden Wellen.

Leise bewegte der Wind die Aeste der Akazien, welche die Straße überschatten. Durch die feingefiederten Blätter blinkte der silberne Mond und seine neckischen Strahlen hüpften lustig im Dunkel des schattigen Weges.

Die herrlichen, duftenden Gärten des Palastes von Gizeh lagen hinter mir.

Fern herüber rauschten die Wasser des heiligen Stromes eine geheimnisvolle Melodie, und aus dem leisen Wellengesang tönten wunderbare Geschichten, aus alter, längst vergangener Zeit. Die Wellen des Nils, was wissen sie nicht alles zu singen und zu sagen!

Seit tausend und aber tausend Jahren rollen sie dahin, langsam, majestätisch, schaffend und befruchtend.

Den ersten Menschen schon, die im Dunkel der Vorzeit an den Ufern des Flusses erschienen, flüsterten die Wogen die gleichen geheimnisvollen, ehrwürdigen Gesänge zu.

Und Völker kamen und gingen. Geschlechter um Geschlechter erstanden und sanken dahin — aber der ewige Strom bleibt derselbe, heute wie immer. Langsam wälzt er seine Wogen zum fernen Meere, das den Schoß seiner Wasser ihm öffnet und ihn hinabträgt in die krystallenen Paläste der Tiefe.

Und wenn der letzte Mensch an diesen Ufern lebensmüde sich hinlegen wird zum langen, stillen Schlafe, dann singt ihm der alte Nil sein geheimnisvolles Lied, die zauberschöne Weise, gleich der Mutter die ihr Kind in den Schlaf singt. —

In scharfer Biegung wendet sich die Straße und läuft dann gradaus, von gewaltigen Bäumen überschattet.

Und sieh da! Vor mir ragen die stolzen Monumente der Vorzeit zum Himmel empor. In scharfen Umrissen steigen die gewaltigen Dreiecke der Pyramiden aus der Ebene auf. —

Mein Pferd galoppiert über den felsigen Boden hin; schnaubend strebt es vorwärts. Da stehe ich am Saume der Wüste.

Schlafumfangen dehnt sich die Ebene, und der bleiche Mond überflutet die endlose Fläche.

Am Horizont schweben leichte Nebelschleier, und Himmel und Wüste verschwimmen.

Ruhelos gleitet der Blick über den Sand hin, unendlich, einförmig dehnt sich das gelbe Meer, nirgends vermag das Auge zu rasten.

Ein eisiger Wind weht von der Wüste her, und ahnungsvolle Schauer erfüllen die Stille der Nacht.

Gleich dem Meer spricht auch die Wüste zu unserer Phantasie mit ungewohnter Macht. Tausend Gedanken erwachen beim einsamen Anschauen, und ein geheimnisvolles Klingen läßt unsere Seele im tiefsten Innern erbeben.

Gleich mächtigen Wogen rollen majestätische Akkorde über die Ebene hin, und zum Himmel empor steigt ein ergreifender Sang der ganzen

Natur, ein rauschendes Tedeum, ein glühendes Gebet, nicht für den Judengott und nicht für den Christengott, sondern für Ihn, den Unaussprechlichen, Unerfaßlichen, der ewig thront ob Zeit und Raum. —

Der Fels erklingt unter den Hufen meines Pferdes, das über die in's Gestein gehauenen Gräber hinschreitet.

O wie ruhig schläft man hier draußen! Niemand stört den sanften Schlummer. Warm deckt der Sand die Schläfer, und der Nachtwind singt sein beruhigendes Lied.

Langsam schreitet mein Pferd durch die Granittrümmer, die um den Fuß der Pyramiden den Boden übersäen.

Plötzlich stehe ich der Sphinx gegenüber. Mächtig hingestreckt liegt der gewaltige Löwenleib.

Voll majestätischer Ruhe blickt das Auge in die Ferne. Blasse Lichter spielen um das erhabene Antlitz.

Stumm wacht sie hier am Rande der Wüste und sinnt ihre Rätselfragen aus.

Hinter ihr erheben sich die gigantischen Pyramiden, die stolzen Bauwerke, an denen die Zeit vergeblich zu rütteln wagte. „Die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden!" —

Ein bedrückendes, unaussprechliches Gefühl überschleicht hier die Menschenseele: ein unbegreifliches, unsägliches Grauen vor all dem Geheimnisvollen, das uns hier umgiebt; vor diesen mächtigen Gräbern eines längst entschwundenen Geschlechts, das, titanengleich, Uebermenschliches ersann und schuf.

Unwillkürlich flüstern unsere Lippen Sophokles' unsterbliche Worte: „Vieles Gewaltige lebt, und Nichts ist gewaltiger als der Mensch".

In diesen Steinen leben noch die Seelen der längst dahin Geschwundenen und sprechen eine gewaltige Sprache zu den staunenden Epigonen.

Vor dem göttlichen Hauch, der diese Stätte umschwebt, erbebt das Menschenherz; nirgends noch hat es diese Sprache vernommen.

Da stehen wir vor dem Rätsel der Unendlichkeit — umsonst versuchen wir, es zu lösen.

O schreckliche Sphinx, so viele Rätsel weißt du; antworte, löse mir dieses!

O Sphinx, seit Jahrtausenden schon liegst du hier, und Jahrtausende noch wirst du Wache halten am Saume der Wüste. Und dennoch kommt einst der Tag, wo die letzte Spur deiner Gefährten, der königlichen Pyramiden mit dir zugleich dahin schwinden wird!

Aber die Unendlichkeit? Wird dann die erste Sekunde der Ewigkeit vorüber sein?

Unbeweglich schaut die Sphinx in die Ferne. Wie ein Lächeln des Mitleids zuckt es um die steinernen Lippen; doch sie öffnen sich nicht, und umsonst harrt der fragende Thor auf Antwort. —

* * *

Drüben im alten Chefrentempel steht mein Pferd angebunden. Am Fuße der Sphinx werfe ich mich in den Sand.

Einsam bin ich in der großen, schweigenden Einöde. Von Ferne nur dringt das Gebell der Araberhunde herüber oder das heisere Kläffen eines hungrigen Wüstenschakals. Geräuschlos umschweben mich gewaltige Fledermäuse; unheimlich, wie irrende Schatten huschen sie vorüber.

Die Einsamkeit führt fast immer unsere Gedanken der Vergangenheit zu, und mit der Erinnerung vergangener Jahre schleicht sich ein wehmütiges Sehnen in unsere Brust, ein Gefühl unsäglicher Traurigkeit. Die Bilder die uns die Erinnerung vorführt, sind ja fast stets trüb und traurig, und selten erhellt sie das Andenken an Augenblicke des Glücks, gleich dem strahlenden Blitz, der durch die Nacht zuckt. Aber auch die Erinnerung an einstiges Glück macht uns traurig — es ist ja vergangenes auf immer entschwundenes Glück.

Und kann es denn anders sein? Ist denn das Leben nicht eine ununterbrochene Kette von Enttäuschung und Leiden? Leid allüberall, wohin wir auch schauen.

Wer kann seine Gedanken beherrschen, diese dämonischen, schrecklichen Wesen? Sie kommen und gehen leichten Schrittes und fragen nicht, ob bei ihrem Nahen unser Herz leidet und blutet. Grausam reißen sie alte Wunden auf, die wir längst geheilt und vernarbt glaubten. Armes, armes Menschenherz! Wer doch seinen eigenen Gedanken entrinnen könnte; wenn das müde, schmerzgequälte Hirn auszuruhen vermöchte. . . .

Ein Name gleitet leise über meine Lippen. Warum dieser Name?

Bis hier hinaus in die stille Wüste kommt er, mich zu quälen. Kann ich dich denn nicht vergessen, nicht dein Andenken auslöschen.

Aus ferner, goldner Zeit tauchen Bilder empor; aus der Zeit, wo noch alles Glück war, Glück und Sonnenschein; wie fern, wie unendlich fern liegen jene Tage. . . .

Ich sehe mich wieder als jungen Studenten an der Hochschule in Zürich. Ich sehe den schönen See, wie er friedlich glänzt, zwischen den grünen rebenbekränzten Hügeln. In der Ferne ragen die weißen strahlenden Gipfel empor, die Berge der Heimat, und herüber grüßt der rauschende Wald, frisch und duftig wie ein Liebestraum. Wie selig war doch jene Zeit. Wie blickte mein Auge der Zukunft entgegen, wie man hineinschaut in ein lachendes, blühendes Thal, durch das strahlende Sonnenlichter fluten.

Und jener Tag kam, wo ich sie zum ersten Male sah, die mich zum glücklichsten Menschen der Welt machen sollte: Erica.

Nimmer vergesse ich die Stunde, wo ich aus meinem Fenster hinabblickte in den nahen Garten, wo unsere Augen sich zum erstenmal begegneten.

Zei Frauengestalten saßen im Schatten der Bäume. Eine alte treublickende Gouvernante stickte blaue Blumen; neben ihr saß ein Mädchen und las.

Mit magischer Gewalt zog es mich hin zu dieser lieblichen frühlingsschönen Gestalt. Ein Sonnenstrahl der durch die Zweige glitt, spielte, in dem vollen braunen Haar.

Plötzlich leuchtete es in ihrem Antlitz auf wie träumerische Begeisterung; die Augen verließen das Buch und suchten den blauen, strahlenden Himmel — da begegneten sich unsere Blicke.

Ich sah in die schönsten braunen Augen, die je in die Welt geblickt; glänzend, klar und abgrundtief waren sie, wie unsere herrlichen Bergseen.

Und mit dem einen Blick zog die Liebe in mein Herz; ich fühlte, daß in diesem Augenblick das Loos meines Erdenlebens sich entschied.

Errötend senkte sie ihr Köpfchen; aber mein Herz schlug, als wollte es die Brust zersprengen, stürmisch und sehnend.

Und Wochen vergingen. Unsere Augen, unsere Herzen sprachen Liebe, süße, wortlose Liebe.

Etwas unantastbar Heiliges lag in diesem reinen Sehnen, ein beseligendes Glücksgefühl, das sich nimmermehr in Worte fassen läßt.

Welche Seligkeit erfüllte das kleine Zimmerchen, das ganze Leben des Studenten.

Ich wußte, daß sie die Tochter eines reichen Bankiers war, der das Nachbarhaus bewohnte. Auch ihren Namen hatte ich erfahren: Erica. Ueberallhin schrieben ihn meine zitternden Finger, in Bücher und Hefte und in die leere Luft.

Dann kam der Tag, wo ich mit einem Freunde spazieren ging und sie mit ihrer Gouvernante antraf. Ein kleines duftiges Taschentuch, das zur Erde gefallen war, gab mir die Gelegenheit zum ersten Worte, zum ersten Gespräch.

Arme, alte Gouvernante, wie warst du verwirrt von all den Liebenswürdigkeiten, mit denen dich der junge Mann so schlau überhäufte!

Mein Freund kannte mein süßes Geheimnis. Er legte aufopferungsvoll Beschlag auf die gute Gouvernante, und Erica blieb mir.

Was meine Augen seit langem gesprochen, meine Lippen wiederholten es nun in beredten Worten.

Wir waren etwas zurückgeblieben, und ich zeigte der Geliebten eine erblühte Heckenrose, die uns aus dem grünen Laube grüßte. Ich pflückte die Blume und gab sie Erica. Sie dankte mir errötend, und meine Hand ruhte einen Augenblick in der ihrigen.

Die Gouvernante war eben mit dem Freunde an einer Biegung des einsamen Fußweges verschwunden. Ich blickte in die schönen Augen Ericas, in die glänzenden braunen Sterne; da — ich weiß nicht, wie es kam, lag sie an meiner Brust, und meine Lippen fühlten den ersten Kuß der Liebe von diesem jungen, rosigen Munde.

Glückseliger Augenblick.

„Erica!“ rief die Gouvernante zurück.

„Laß mich, Geliebter!“ flüsterte mir die Errötende zu, „laß mich, schnell, schnell, sonst errät sie!“ — —

Und eilend lief sie den Vorausgehenden nach. Wie blitzschnell verging uns die Zeit! Ewig hätte ich verweilen mögen in diesem blühenden Gefild, an der Seite meiner Erica.

Dann kamen die „zufälligen" Begegnungen, die wir immer voraus wußten. Selige Liebesworte, kleine und große Briefe, die uns für Tage und Wochen bitteren Wartens entschädigten.

„Arbeite, studiere recht brav", sagte mir Erica eines Tags, indem sie ihr liebliches Köpfchen an meine Schulter lehnte, „arbeite, um bald deine Studien zu beendigen. Wie stolz werde ich auf deinen „Doktor" sein, und dann — ach du weißt ja, was ich meine", schloß sie errötend und küßte mich.

Und ich versuchte zu arbeiten, versuchte es mit aller Macht. Doch wenn ich im Kolleg saß und den gelehrten Worten des Professors lauschte, ertappte ich mich immer und immer wieder im Begriffe, einen Namen auf mein Heft zu zeichnen, der so gar nichts zu thun hatte mit Fichtes „Ich" und „Nicht ich" und dem Kant'schen „Ding an sich", mir aber dennoch in süßester Melodie mächtig erklang. Und die ganze Philosophie mit all ihrem Bewußten und Unbewußten, entschwebte widerstandslos, wie die Nebel vor der siegenden Morgensonne.

Wollte ich mich in die dicken, trockenen und wissenschaftlichen Werke versenken, da lachten mir große braune Augen entgegen, wenn ich eine Seite umwenden wollte; Buchstaben und Linien tanzten in tollem Ballet, und die großen Majuskeln machten fröhliche Gesichter und schickten mir Kußhände zu.

In solchen Stunden war jede ernste Arbeit unmöglich, ich sprang auf und lief hinaus wie ein Toller. Mai war's draußen, und Mai war's in mir geworden.

Gleich Stunden schwanden die Monde dahin; und der Herbst war nahe.

Eines Abends begegnete ich einem jungen Manne vor dem Hause meiner Geliebten. Er war von großer eleganter Gestalt; aber in seinem Gesicht lag ein gewisses Etwas, das mich beim ersten Blick unangenehm und abstoßend berührte.

Kann man sich diese plötzlichen, instinktiven Antipathien erklären? Woher kommen sie, wie entstehen sie? Sind sie eine geheime Warnung vor Menschen, die uns feindlich gesinnt sind oder einen verderblichen Einfluß auf unser Schicksal ausüben? Was weiß ich!

Aber ich fühlte, daß ich den Menschen mit seinen grauen, falschblickenden Augen haßte; und mein Haß wurde noch heißer, als ich ihn eines Tages in Ericas Haus treten sah.

Bald wußte ich, mit wem ich es zu thun hatte. Es war ein Baron von Randegg, ein reicher Herr, mit vielen Empfehlungsbriefen für den Vater meiner Geliebten.

Bald darauf erzählte mir Erica, der Baron mache ihr den Hof, und ihr Vater ermutige ihn dazu. „Aber laß sie nur", sagte sie, „ich weiß, wen ich liebe!"

Eine dumpfe Eifersucht quälte mich und wuchs von Tag zu Tag.

Eines Abends, am Ende eines Konzerts in der Tonhalle, traf mein Handschuh nach kurzem Wortwechsel das Gesicht des Barons; der Anblick des verhaßten Menschen drängte mich förmlich zu der wahnsinnigen Handlung.

Und ich sehe mich wieder auf der Waldlichtung; zehn Schritt vor mir von Randegg. Seine Hand mit der Pistole senkt sich; deutlich sehe ich die schwarze Mündung, worin sich drohend der Tod verbirgt. Hinter meinem Gegner, auf dem Ast einer entfernten Tanne, sitzen zwei Raben und schauen mißtrauisch und neugierig auf die Szene.

Ein kleines weißes Wölkchen huscht aus der dunklen Mündung, und ein kurzer Knall ertönt. Die beiden Raben fliegen auf. Ich fühle einen dumpfen Schlag und einen stechenden Schmerz über dem linken Auge. Mein Finger berührt den Abzug meiner Pistole; ich höre einen Schrei; der Wald fängt an sich zu drehen, und dann — nichts mehr. —

Es war Nacht; eine lange, düstere Nacht, voll von tausend tollen Träumen.

Immer und immer wieder kämpfe ich gegen einen häßlichen, ungeschlachten Riesen, der mich erwürgen will. Stets fühle ich die mörderischen Finger des Ungetüms an meiner Kehle.

Endlich, nach wildem Ringen auf Leben und Tod entrinne ich dem Riesen — und erwache.

Sechs Monate waren verflossen, seit man mich wie todt in mein Zimmer getragen hatte. Sechs lange Monate hindurch hatte meine Jugendkraft zu ringen gegen Geistesstörung und Tod.

Mein erstes Wort beim Erwachen war „Erica". Mein treuer Freund, durch dessen aufopfernde Pflege ich dem Tod entrissen worden war, umarmte mich unter Freudenthränen und suchte die heiße Ungeduld meiner Fragen zu mäßigen.

Erst nach völliger Genesung erfuhr ich nach und nach alles, was sich während meiner Krankheit zugetragen hatte — und ich fluchte meiner Genesung.

Erica hatte längst die Stadt verlassen und war seit kurzem vermählt — mit Baron Randegg.

Wie ein Blitzschlag traf mich diese Nachricht. Ich fühlte unter unsäglichem Schmerz, daß etwas in meinem Innern zerriß, daß mein Glück für ewig zertrümmert lag.

Wie im Traume ging ich umher. Ein böser Alp lag auf mir, den kein Erwachen verscheuchen konnte.

Ich hatte den Glauben an das Weib, an die ganze Menschheit verloren, und die Liebe kam mir vor wie eine grause Ironie, wie eine satanische Erfindung.

Grau und zwecklos lag das Leben vor mir. Im Vergessen, im Ertödten jeder geistigen und seelischen Regung suchte ich Trost und Linderung meiner Qual.

Manchmal schüttelte mich ein nervöses, krankhaftes Lachen, jenes bittere, spöttische Lachen, die einzige Erleichterung, die uns bleibt, wenn wir Unerträgliches leiden.

Auch das ging vorüber. — Alles war zu Ende.

Ich begann wieder zu arbeiten, arbeitete rastlos und beendigte meine Studien durch ein glänzendes Examen.. Alles ließ mich kalt, mein Herz konnte sich nicht mehr freuen. Drinnen in der Brust war alles öd und zerrissen. —

* * *

Und heute, an dieser geheiligten, einsamen Stätte, am Fuß der Sphinx überwältigt mich plötzlich die Erinnerung.

Weinend berge ich mein Haupt in den Händen. O Menschenherz, giebt es ein dunkleres Räthsel als das deinige? Die wahre Sphinx bist du. —

Eine kleine Wolke gleitet über den Mond hin, und tiefes Dunkel umhüllt meine Umgebung. Von der Wüste her ruft ein Käuzchen in unheimlichem Ton, und von der Straße, die nach Kairo führt, dringt das Geräusch eines Wagens herüber.

Die Wolke ist vorbeigezogen, und alles ist wieder still wie zuvor.

Da plötzlich sehe ich eine junge Frauengestalt, die auf mich zuschreitet. Dem alten Diener, der sie begleitet, bedeutet sie, sich zurückzuziehen, und er gehorcht schweigend.

In namenloser, unerklärlicher Erregung pocht mir das Herz. Was soll das bedeuten?

Die junge Frau schreitet vorwärts. Ihr Blick haftet auf dem verstümmelten Antlitz der Sphinx, und ich sehe ihr Gesich im hellen Mondlichte.

Aber nein! das ist teuflischer Spuk, der mich äffen will: vor mir steht Erica — die Baronin Randegg!

Ich erhebe mich, reibe mir die Augen, um das Bild zu verscheuchen, und da es nicht weichen will, trete ich zurück, um dem Doppelgänger derjenigen auszuweichen, die mich elend verraten hat, und die ich doch nicht hassen kann.

Im gleichen Augenblick wendet sie ihr Gesicht mir zu, und die braunen Augen erblicken mich.

Sie stößt einen Schrei aus, die Augen öffnen sich weit vor Entsetzen; doch sie flieht nicht, wie versteinert steht sie da. Dann öffnen sich die Lippen, und langsam feierlich spricht sie:

„Geist des Mannes, den ich liebte, den zu lieben ich nimmer aufhören werde, warum erscheinst Du mir an dieser Stätte? Sage mir, daß auch Du mich noch liebst im Jenseits, und daß wir uns einst wiederfinden werden, um uns nimmer zu verlassen!"

„Ich bin kein Gespenst, gnädige Frau", erwiderte ich, „und ich weiß nicht, ob man sich im Jenseits wiederfindet, wünschenswert wäre mir das

eben nicht. Ich habe genug und übergenug an der einen Liebeskomödie, die Sie mir im Diesseits vorgespielt haben!“

„Er lebt! Mein Gott, mein Gott! Er lebt! Die Toten stehen auf! O Schicksal, welch schreckliches Spiel hast du getrieben! Zwei Leben hat der böse Dämon geopfert — und da sagen sie, Gott sei gerecht!“ —

Es lag ein so mächtiger Ausdruck der Wahrheit in diesem Jammerschrei; der entsetzte Blick, dieses schreckerfüllte Zittern waren nicht erheuchelt. Die Reue, die Gewissensbisse für den treulosen Verrat waren sichtbarlich aufrichtig. Und ich hatte Mitleid mit der Armen.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich will Sie zu Ihrem Wagen zurückführen. Ich will vergeben und zu vergessen suchen. Ich weiß ja, das Frauenherz ist schwach. Geld und Titel sind so mächtige Versuchungen, daß man dafür wohl die selbstlose Liebe eines treuen Herzens opfern kann“. —

„Sprich nicht so, o sprich nicht so; Du bist ungerecht! Verdamme mich nicht, ohne mich anzuhören, denn ich bin unschuldig. Hast Du gelitten um meinetwillen, o so vergieb mir!“ — Sie warf sich zu meinen Füßen nieder, und schluchzend umklammerte sie meine Knie: „Verzeihung, Verzeihung! O höre mich an!“

Ich richtetete das arme Weib auf, aber sie klammerte sich an mich mit der Kraft der Verzweiflung. Ich ließ sie auf meinen Mantel niedergleiten und setzte mich zu ihr. Sie drückte ihr kleines Köpfchen an meine Brust, und die lieben Augen blickten mich flehend an; diese armen, süßen Augen, wie viel mußten sie doch geweint haben, wie viel Jammer schaute mir daraus entgegen.

Und Erica begann zu erzählen:

„Es sind nun zehn Jahre her; da trat eines Abends Randegg in höchster Erregung in's Bureau meines Vaters und unterhielt sich sehr lange mit ihm. Nach diesem Besuch befahl mir mein Vater, mich reisefertig zu machen, und am folgenden Tage reisten wir ab. Baron Randegg begleitete uns. Ich hatte Dir sogleich geschrieben, Dich noch am gleichen Tage am gewohnten Plätzchen einzufinden. Zum ersten Male fand ich Dich nicht dort und erwartete Dich vergebens. Ich war gezwungen, traurigen Herzens und ohne Abschied abzureisen.

„Unser Ziel war Königsberg, wo mein Vater sich häuslich einrichtete. Einige Tage nach unserer Ankunft gab mir mein Vater einen Brief eines seiner Züricher Freunde, worin ich den Bericht über ein Duell las, in dem Du getötet worden seiest. Eine Zeitung bestätigte die Schreckensnachricht.

„Ich war wahnsinnig vor Schmerz. Ich wollte nach Zürich zurückkehren, um Dich noch einmal zu sehen, um noch einmal im Leben Dein liebes Gesicht im letzten schmerzlichen Abschied zu küssen. Man schloß mich ein, um mich zu verhindern, eine kindische Tollheit zu begehen, wie man mir sagte. Umsonst rüttelte ich an der Thür wie im Wahnsinn; sie blieb verschlossen.

„Mein Leben, mein Glück, all meine schönen Zukunftsträume waren vernichtet. Eine stumpfsinnige Gleichgiltigkeit gegen alles ergriff mich.

„Einige Monate nach dieser Katastrophe teilte mir mein Vater mit, Randegg habe um meine Hand angehalten, und er habe sein Jawort gegeben. Meine Tochterpflicht erheische unbedingten Gehorsam.

„Ich ließ mit mir machen, was man wollte, in gedankenlosem Gleichmut; die Worte hatten keinen Sinn mehr für mich, das Bewußtsein der Wirklichkeit war völlig entschwunden.

„Man zog mir das Brautkleid an, man führte mich zur Kirche. Der Priester vereinigte unsere Hände, und die Leute kamen, mich zu beglückwünschen. Ich verstand sie nicht. Man nannte mich nun Baronin Randegg.

„Am Abend des Hochzeittages brachte Zufall oder böse Absicht ein Zeitungsblatt vor meine Augen, worin ein Artikel mit rotem Bleistift angezeichnet war. Mechanisch begann ich zu lesen, als plötzlich meine Aufmerksamkeit erwachte. Ich hatte Deinen Namen gelesen. Es war der Duellbericht, und ich sah, daß Randegg, derselbe Randegg, dem man mich eben angetraut hatte, Dein Mörder war.

„Mein Schrei der Wut und Verzweiflung rief meine Zofe herbei, die mich ohnmächtig auf dem Teppich hingestreckt fand.

„Als Randegg herbeieilte, um nach mir zu sehen, und um mich in's Leben zurückzurufen, schrie ich ihm seine schurkische Infamie in's Gesicht, und der Haß meines verwundeten und verratenen Herzens machte sich in wilden Verwünschungen Luft.

„Ich fluchte meinem unnatürlichen Vater, der mich mitleidlos an einen Elenden verkauft hatte. Ich fluchte mir selber, weil ich nicht nach den näheren Umständen des Duells geforscht hatte.

„Eingeschlossen in meine Gemächer wies ich jederman zurück, der sich mir nahen wollte. Nur meine alte Gouvernante durfte um mich sein. Mit ihr sprach ich von Dir und von unserer gebrochenen Liebe.

„Eines Abends erlaubte sich Randegg in mein Schlafzimmer zu treten, wo ich eben meine Nachttoilette machte. Er mußte angetrunken sein; seine Augen glänzten in gemeiner Brutalität. Ich ergriff den Revolver, der mich seit dem Hochzeitstag nicht mehr verließ, und setzte die Mündung derselben auf mein Herz: „Noch einen Schritt, Elender", rief ich ihm zu, „und ein zweiter Mord ist auf Deinem Gewissen!"

„Bleich vor Wut zog er sich zurück. Tags darauf verließ er die Stadt, und ich habe ihn nicht mehr gesehen. Er soll in Monaco leben.

„Ich reise seitdem allein mit meiner Gouvernante und ihrem Bruder, dem alten treuen Karl. Gestern bin ich in Kairo angekommen.

„Wie gütig bist Du, o Gott, meine Schritte zu dieser Sphinx gelenkt zu haben, die mein Leben von dem dunklen, blutigen Rätsel befreit! Gesegnet sei der glückliche Tag, der mich Dich wiederfinden ließ, Dich den Totgeglaubten!"

Und Ericas Lippen suchten die meinen.

„Leben ohne Liebe ist ein böser, schmerzlicher Traum“ sagte sie zitternd; ich will nicht mehr leben ohne Dich, Geliebter! Halte mich fest an Deinem Herzen. Und müßte ich eine Ewigkeit leiden dafür — nun will ich leben und lieben! Gott, mein Gott! Du bist die Liebe, Du darfst nicht das Weib verdammen, das da liebt!“

Und in wilder Umarmung hielt mich meine Erica umschlossen. Ihre Augen, die schönen glänzenden Augen, trunken vor Glück, blickten mich an in verzehrender, glühender Liebe.

„Erica!“ rief ich jubelnd, „mein Weib! Keine Macht der Welt soll uns trennen! Oh, wie ich Dich liebe!“ . . .

* * *

Lautes Wiehern meines Pferdes dringt an mein Ohr. Eiskalter Wind fegt über den Sand hin. Erstaunt blicke ich um mich.

Ich bin allein — Erica ist verschwunden!

Fern im Westen schwimmt der Mond in bleichem Licht und taucht in die Nebel des Horizontes.

Heller wird der Morgenhimmel über dem Mokattam.

Um die Pyramide des Menkera flattern Nebelstreifen wie silbern glänzende Schleier, und daraus grüßt eine weiße, schöne Hand; sie grüßt und verschwindet.

Ueber dem Sand erheben sich prächtige Paläste. Schlanke Palmen wiegen ihr Haupt im Wind und spiegeln sich im strahlenden See — es ist das Reich der Fata Morgana.

* * *

Wie trunken steige ich zu Pferd und kehre zurück in die Stadt. Von Gasthof zu Gasthof eile ich, um die Baronin Randegg zu erfragen. Umsonst.

Vergebens kehre ich zu den Pyramiden zurück, zu der ernsten, stummen Sphinx. Nirgends finde ich eine Spur der Entschwundenen.

Wer löst mir das Rätsel meiner Liebe?

Heute frage ich mich voller Zweifel: War es Wirklichkeit oder war es Traum?

Wirklichkeit! — Leeres sinnloses Wort! Was ist denn die Wirklichkeit? Wo sind ihre Grenzen?

Glück und Liebe, alles, alles ist Traum. Als Traumbild schwebt das Gestern dem Heute vor; ein Traum wird das Heute dem Morgen. Ist nicht unser ganzes Leben ein schwerer, schmerzlich trüber Alp, der auf der armen Seele lastet, und von dem uns erst der Tod befreit, zu rechtem Erwachen! —

Wer weiß?





Die Tugenden und die Laster.

Von

M. E. Saltykow-Schtschedrin.

Aus dem Russischen übersetzt von J. Altmann.

Die Tugenden waren von altersher mit den Lastern in Feindschaft. Die Laster führten ein fröhliches Leben und wußten ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Das Leben der Tugenden war recht farblos, aber dafür wurden sie auch in allen Fibeln und Schullesebüchern als nachahmenswerte Vorbilder aufgestellt. Im stillen dachten sie allerdings bei sich: Wenn es uns doch auch wie den Lastern gelänge, ein gutes Geschäftchen zu machen. Und um offen zu sein, sie thaten's auch, wo es unbemerkt ging.

Es ist schwer zu sagen, womit bei ihnen zuerst der Streit begann, und wer von ihnen damit anfing, doch scheint es fast, daß es die Tugenden waren. Das Laster war rührig und glücklich in allerlei Erfindungen. Kaum unternahm es etwas, so ging es auch im Sturmschritt vorwärts; es glich einem kühnen Schlachtroß, das mutig alle Hindernisse überspringt. Das Laster stolzierte gar bald in Goldbrokat und Seide durch die Welt; aber die Tugenden konnten es ihm nicht nachthun, und da sie hinter dem Laster zurückblieben, wurden sie erbittert und sprachen: „Schon gut, ihr Frechen, ihr möget in Seide prunken, uns wird man auch im groben Kittel achten!", worauf die Laster erwiderten: „Mag man doch, so viel man will, in Gottes Namen!"

Die Tugenden, erzürnt über diesen Spott, fingen an die Laster allerwegen zu beschimpfen. Sie gingen in ihren Kitteln auf die Straßen hinaus und hielten die Vorübergehenden mit der Frage an: „Nicht wahr, ihr ehrlichen Leute, wir sind euch auch im Kittel lieb?" Und die Vorübergehenden antworteten: „Oho, ihr Bettlerinnen, wie zahlreich ihr werdet, geht eures Weges, und haltet uns nicht auf! Gott wird euch helfen!"

Dann versuchten die Tugenden, sich um Beistand an die Schutzleute zu wenden. „Seht ihr denn nicht", riefen sie, „das Publikum ist ganz

liederlich geworden; ehe man sich dessen versieht, wird es völlig im Laster versumpfen!" Allein die Schutzleute thun das ihrige, sie stehen und grüßen militärisch — die vorüberkommenden Laster.

So blieb denn den Tugenden nichts mehr übrig, und ärgerlich dachten sie. „Wartet nur, ihr werdet noch für euer Treiben zur Zwangsarbeit verurteilt werden!"

Die Laster drangen nnterdessen immer weiter vor und höhnten noch die Tugenden: „Ob wir Zwangsarbeit bekommen, das ist noch die Frage, ihr aber, ihr steckt ja bis über die Ohren darin, von Geburt an! Vor lauter Bosheit seid ihr nichts als Haut und Knochen und wie eure Augen glühn! Ihr wetzt die Zähne, wenn ihr einen guten Bissen seht; wie ihr ihn aber erlangen könnt, das versteht ihr nicht!"

Der Streit wurde mit jedem Tage erbitterter und heftiger. Mehrmals kam es sogar zu offenem Kampfe, aber auch hier ließ das Glück die Tugenden im Stich. Die Laster siegten und legten den Tugenden Handfesseln an: „So, nun sitzt ruhig, ihr Bösgesinnten". Und die Tugenden mußten solange sitzen, bis die Obrigkeit einschritt und sie auf freien Fuß setzte.

Während eines solchen Kampfes kam gerade Hans der Einfältige vorüber und rief den Streitenden zu:

„Wie dumm ihr nur seid! weshalb verstümmelt ihr euch denn gegenseitig? Ursprünglich wart ihr, die einen so gut wie die andern, Eigenschaften, und erst später durch die Nachlässigkeit und die Ränke der Menschen wurdet ihr Tugenden und Laster. Ein Teil der Eigenschaften wurde unterdrückt, andern ließ man freien Spielraum, so wurden die Rädchen der Maschine verdorben. Verworrenheit, Zwietracht und Trübsal fingen an, die Welt zu beherrschen . . . Ich kann euch nur raten, euch an den Urquell zu wenden, vielleicht kommt ihr auf diese Weise zu irgend einer Uebereinkunft!"

Sprach's und ging seines Weges nach der Rentenkammer, um seine Steuer zu bezahlen.

Sei es nun, daß der einfältige Hans Eindruck auf die Kämpfer gemacht hatte, sei es, daß sie kein Pulver mehr besaßen, um die Schlacht fortzusetzen, jedenfalls steckten die Streiter ihre Schwerter in die Scheide und wurden nachdenklich.

Freilich dachten nur die Tugenden nach, weil bei ihnen der Hunger den Magen knurren machte, während die Laster, sobald nur die Trompeten den Waffenstillstand verkündigten, ihren früheren nichtsnutzigen Geschäften nachgingen und von neuem herrlich und in Freuden lebten.

„Er hat gut von Eigenschaften sprechen", begann die Demut, „wir wissen die Geschichte von den Eigenschaften so gut wie er, und doch prunken die einen in Sammet und speisen von goldenen Tellern, während die andern in Zwillich einhergehn und ganze Tage nichts zu essen haben. Bei Hans ist das etwas anderes; der schlägt sich den Wanst mit Spreu voll — und er hat Recht für sich. Uns kann man aber mit Spreu nicht abspeisen, wir wissen, wo es was zu holen giebt".

„Und was für eine Neuigkeit er da von den Eigenschaften vorbringt", ereiferte sich die Ordnung, „wenn nur dahinter nicht wieder ein Aufruhr steckt! Es hat immer Tugenden und immer Laster gegeben, seit hunderttausend Jahren ist das so gegangen, hundert Tausende von Bänden sind darüber geschrieben worden, und der kommt uns mit seinen Eigenschaften! Laß er sich nur einmal an die hundert Tausende von Bänden machen und er wird sehen, welche riesigen Staubsäulen dabei aufgewirbelt werden!"

Sie richteten und urteilten lange darüber und erklärten schließlich, daß die Ordnung wahr gesprochen habe. Wieviel Tausende von Jahrhunderten galten die Tugenden als Tugenden, die Laster als Laster! Wieviel tausend Bücher sind darüber geschrieben, welche Massen von Papier und Tinte dazu verbraucht worden! Und immer haben die Tugenden zur Rechten, die Laster zur Linken gestanden, und da sollte man so ohne weiteres auf den dummen Hans hören, auf alles verzichten und sich einfach „Eigenschaften" nennen! Das wäre ja beinah so, als wollte jemand auf die Standesrechte verzichten und sich schlechtweg „Mensch" nennen. Enfach ist's ja, das ist wahr, aber manches Einfache ist schlimmer als Diebstahl. Versucht's doch einmal mit dem, was so einfach ist, und bei den ersten Schritten werdet ihr in eine zahllose Menge von Fallen geraten, so daß ihr sicher den Kopf dabei lassen müßt.

Nein, von den Eigenschaften kann weiter keine Rede sein; wir wollen lieber einen Kompromiß suchen; das wird möglicherweise gehn. Ein Mittel müssen wir finden, daß die Tugenden aufheitern und auch dem Geschmack der Laster entsprechen kann. Neuerdings fängt es auch ihnen an, ein wenig unbehaglich zu werden. Letzthin wurde die Wollust auf frischer That in der Badeanstalt ertappt, worüber gleich ein Protokoll aufgenommen wurde, und in derselben Nacht wurde der Ehebruch fast nackt die Treppe hinuntergeworfen. Das Freidenkertum, das noch unlängst seine üppigsten Blüten entfaltete, hat man euch mit der Wurzel ausgerissen. So wird es auch für die Laster nicht minder vorteilhaft sein, einen Kompromiß einzugehn. Hat vielleicht jemand unter Ihnen, verehrte Damen und Herrn, irgendso ein Mittelchen an der Hand, das Sie uns vorschlagen könnten?"

Auf diese Ansprache trat zunächst die greise Erfahrung hinzu (es giebt ihrer nämlich zwei, die der Tugend und die des Lasters, dies aber war die tugendhafte Erfahrung), und stellte folgenden Antrag: „Es muß ein Schatz gefunden werden, der die Tugenden achtet, zugleich aber auch den Lastern nicht abgeneigt wäre, und den müssen wir als Unterhändler ins feindliche Lager schicken.

Man fing an zu suchen, und selbstverständlich fand man, was man suchte; es waren die beiden Habenichtse Mäßigkeit und Genauigkeit. Sie lebten beide auf dem Hinterhofe in den Ansiedelungen der Tugenden, wo ihnen der Waisenanteil zugewiesen war; aber im geheimen handelten sie mit verbotenem Branntwein und nahmen die Laster bei sich auf.

Anfangs schlug die Sache fehl. Die beiden Habenichtse hatten ein zu wenig einnehmendes Wesen und Aussehn, waren auch zu nachgiebig, um die ihnen aufgetragene Angelegenheit zu erledigen. Kaum erschienen sie im Lager der Laster und begannen ihr langweiliges Geträtsche von „ein bischen ruhiger, dafür geht's im stillen um so sicherer", und was dergleichen mehr war, als die ganze Rotte der Laster ihnen zurief:

„Diese Redensarten kennen wir; ihr schleicht ja schon lange mit ihnen um uns herum, aber ihr seid damit nicht an die richtige Adresse gekommen! Geht eures Weges, ihr Schmarotzer; ihr könnt einem gründlich überdrüssig werden!"

Und gleichsam, um den Tugenden zu zeigen, daß man ihnen auf krummem Wege nicht beikommen könne, zechten sie die ganze Nacht im Wirtshause „Samarkand", und morgens, als sie von dort fortgingen, griffen sie zwei Frauen auf: die Enthaltsamkeit und Du-sollst-nicht Ehe-brechen, und behandelten diese so schmählich, daß sich sogar die Tartaren, das Personal des Samarkand, wunderten und sagten: Es sind doch sonst feine Herrschaften, aber so etwas . . . Da fingen die Tugenden an zu begreifen, daß die Sache doch recht ernst sei, und daß es nötig wäre, sich eingehend damit zu beschäftigen.

Während dieser Zeit war unter ihnen ein zweifelhaftes Wesen herangewachsen: weder Fisch noch Fleisch, weder eine Dame noch ein Kavalier, noch sonst irgend etwas Bestimmbares. Es war eben von allem ein bischen. Es war herangewachsen und sah groß und schlank und blühend aus, und der Name dieses eigenartigen, unbestimmten Wesens war Heuchelei.

Bei diesem Wesen war alles rätselhaft, sogar die Herkunft. Alte Leute erzählten, die Demut und die Wollust hätten einst im dunkeln Korridor mit einander Bekanntschaft gemacht, und dies sei nun die Frucht. Zuerst hatten die Tugenden sie gemeinschaftlich erzogen, dann wurde sie zur weiteren Ausbildung in das Pensionat der Französin Comme il faut gegeben. Diese Lösung des Rätsels ihrer Herkunft wurde durch das Aeußere der Heuchelei einigermaßen bestätigt. Sie ging zwar stets mit sittsam zu Boden gesenkten Blicken einher, aber die aufmerksamen Beobachter bemerkten mehr denn einmal wollüstige Schatten, die über ihr Gesicht huschten, und hinter ihrem Gürtel gewahrte man gelegentlich ein Leben, das durchaus nicht tugendhaft war. Ohne Zweifel war an diesem äußeren Zwiespalt das Pensionat Comme il faut in hohem Grade schuld. Dort hatte die Heuchelei alle Hauptwissenschaften gelernt, „auf den Wink gehorchen", „kein Wässerchen trüben", „sich unbemerkt in jemandes Herz einschleichen", mit einem Worte alles, was ein tugendhaftes Fortkommen sichert. Gleichzeitig entging sie aber auch dem Einflusse des Klatsches nicht, mit dem die Wände und die Luft des Pensionates getränkt waren. Außerdem verdarb Madame Comme il faut die Sache noch dadurch, daß sie der Heuchelei allerlei Einzelheiten über ihre Eltern mitteilte. Vom Vater (der Wollust) wußte sie, daß er mauvais ton und frech wäre, daß



er das Kneifen sehr liebte und überall damit zur Hand sei. Von der Mutter (der Demut) hieß es, daß sie trotz ihres unscheinbaren Aeußeren so niedlich zu quieken verstand, wenn sie gekniffen wurde, daß selbst die sonst nicht dazu aufgelegten Laster (wie Bestechlichkeit, Herrschsucht, Verzagtheit und andere) sich dieses Vergnügen nicht versagen konnten.

Dieses Wesen, das die Augen beständig niederschlug, aber hinter den gesenkten Lidern verschmitzt ringsumher blickte, erwählten die Tugenden, um mit den Lastern Unterhandlungen anzuknüpfen und eine Lebensweise zu ersinnen, bei der die einen wie die andern ihre Rechnung fänden.

„Verstehst du dich aber auf unsre Art zu benehmen?" wollte die Galanterie sie zuerst prüfen. — Ich? fragte die Heuchelei verwundert, — seht her, was ich kann. Und ehe die Tugenden zur Besinnung kamen hatte die Heuchelei die Augen niedergeschlagen und die Hände auf der Brust gekreuzt. Zarte Röte spielte ihr auf den Wangen . . . Sie glich einer Jungfrau, wie sie im Buche steht.

„Vollkommen reif!" lautete das Urteil. „Nun aber auf ihre Art, wie die Laster, he?" Die Heuchelei antwortete gar nicht auf diese Frage. In einem Augenblick vollführte sie etwas, das niemanden deutlich sichtbar und dabei doch so glaubwürdig war, daß der Scharfblick nur „pfui" sagte und ausspie.

Darauf wurde einmütig beschlossen, beim Notar eine Vollmacht ausfertigen zu lassen, welche der Heuchelei übergeben werden und sie berechtigen sollte, alle Angelegenheiten der Tugenden zu übernehmen und zu leiten.

Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Wie bitter es auch sein mochte, die Laster um Pardon zu bitten, die Heuchelei begab sich in ihre nichtswürdige Höhle und wußte vor Scham gar nicht, wo sie ihre Augen hinwenden sollte. Laut klagte sie: „Ueberall macht sich diese Unflätigkeit breit", in Gedanken aber fügte sie hinzu: „O, wie schön die Laster leben!" Und in der That, kaum hatte sie sich ungefähr eine Werst von dem Lager der Tugenden entfernt, als es wie ein wogendes Meer von allen Seiten auf sie eindrang: Lachen, Spiel, Tanz; man stöhnte förmlich vor Fröhlichkeit. Und welche wundervolle Stadt die Laster sich erbaut hatten mit Straßen und Gäßchen, mit Plätzen und Boulevards. Da ist die Falsch-Zeugnis-Straße, der Verräterplatz, dort der Schand-Boulevard. Der Vater der Lüge selbst sitzt hier in seiner Bude und verabfolgt Lästerung, sowohl gleich an Ort und Stelle zu verbrauchen als auch für außerhalb.

Aber wie fröhlich die Laster auch lebten, wie erfahren sie auch in allen nichtswürdigen Dingen waren, auch sie ließen, als sie die Heuchelei erblickten, ein lautes „Ah" der Verwunderung vernehmen. Dem Aussehn nach nichts anderes als eine wirkliche Jungfrau; ob es aber wirklich eine war, der Teufel selbst konnte nicht daraus klug werden. Der Vater der Lüge sogar, der doch gemeint hatte, es gäbe in der Welt keine Niederträchtigkeit, die er nicht kenne, auch er riß die Augen weit auf bei ihrem Anblick.

„So, so“, sagte er, „da hatte ich mir ganz umsonst eingebildet, daß es nichts Schändlicheres auf der Welt gäbe, als mich. Was bin ich dagegen? Das da ist das richtige Gift! Ich gelte für unverschämt, und darum kommt es, wenn zwar auch nicht oft, aber ab und zu doch immer einmal vor, daß man mich beim Kragen nimmt und die Treppe hinabwirft. Das da ist aber ein Schatz, wo der sich einnistet, da macht man sich nicht wieder von ihm los. Der verwickelt und verwirrt einen so, daß man nicht eher loskommt, als bis er alle Säfte ausgesogen hat“.

Wie groß aber auch die Begeisterung war, welche die Heuchelei hervorrief, so ging es dennoch auch hier nicht ohne Zwiespalt ab. Die soliden Laster (die Ureinwohner), welchen die Traditionen des Landes über alles gingen, besonders die Afterweisheit, die Gedankenlosigkeit, der Stolz, der Menschenhaß und noch einige gingen nicht nur der Heuchelei aus dem Wege, sondern sie hielten sogar auch andere davon ab.

„Ein echtes Laster bedarf keines Deckmantels“, sprachen sie, „es hält vielmehr stolz und drohend seine eigene Fahne hoch. Was könnte die Heuchelei uns wohl wesentlich Neues entdecken, was wir nicht schon seit Uranbeginn kennen und ausüben? — Entschieden nichts. Im Gegenteil, sie würde uns schädliche Ausflüchte lehren und uns veranlassen, wenn auch nicht gerade uns vor uns selbst zu schämen, so doch jedenfalls uns anzustellen, als ob wir uns schämten. Caveant consules! Bisher hatten wir genug treue und zuverlässige Anhänger; wenn diese uns aber Ausflüchte machen sähen, könnten sie sagen: Mit den Lastern muß es schon gar schlimm stehen, da sie sich selbst zu verleugnen anfangen! Und dann werden sie sich von uns abwenden, das sollt ihr sehen!“

So sprachen die ergrauten Laster, die, unerschütterlich wie Cato, weder durch neue Richtungen noch Künste der Verführung oder Verhältnisse zu beeinflussen waren. Im Dunghaufen geboren, zogen sie es vor, auch darin umzukommen, ehe sie von den Ueberlieferungen ihrer Vorväter ließen.

Ihnen schloß sich eine andere Kategorie von Lastern an, die gleichfalls der Heuchelei keine besondere Begeisterung entgegenbrachten, allerdings nicht etwa, weil sie ihnen zuwider war, sondern weil sie auch ohne Vermittelung der Heuchelei bereits in geheimen Beziehungen zu den Tugenden standen. Dazu gehörten: der Treubruch, der Meineid, der Verrat, die Ohrenbläserei und die Verleumduug. Sie ließen keine Festreden vom Stapel laufen, sie klatschten nicht Beifall und brachten keine Gesundheit aus, sie sagten nur mit einem vielsagenden Blick: Willkommen!

Wie dem auch immer sein mochte, für den Triumph der Heuchelei war gesorgt. Die Jugend, vertreten durch den Ehebruch, die Trunksucht, die Schlemmerei, die Liederlichkeit und die Raufsucht, berief sogleich eine Versammlung ein und begrüßte die Unterhändlerin mit so außergewöhnlichen, stürmischen Ovationen, daß die Gedankenlosigkeit sich gezwungen sah, ihr Brummen gänzlich aufzugeben.

„Ihr wollt nur alle aufrührerisch machen, alte Unfuganstifter!“ riefen die Jungen den Alten zu. Wir wollen das Leben genießen, und ihr



möchtet es einem verkümmern! Wenn es nach uns geht, werden wir noch in Chrestomatieen glänzen, was eine ganz besondere Ehre ist; auch wird man uns in den Salons empfangen, und wir werden noch die Lieblinge der alten Damen werden!"

Mit einem Worte, der Boden war gefunden, auf dem eine Vereinigung stattfinden konnte. Als die Heuchelei wieder nach Hause zurückkam und den Tugenden Bericht erstattete über den Verlauf ihrer Sendung, da wurde einstimmig anerkannt, daß jeder Grund eines getrennten oder gar feindlichen Bestehens der Tugenden und Laster für immer beseitigt sei. Die alte Nomenklatur abzuschaffen entschloß man sich indessen nicht; man konnte ja nicht wissen, ob man sie nicht noch einmal werde brauchen können. Es wurde aber bestimmt, sie so anzuwenden, daß für alle deutlich sichtbar wäre, es stecke nichts dahinter.

Seit jener Zeit verkehren die Tugenden und die Laster sehr freundschaftlich mit einander. Wenn zum Beispiel die Ausschweifung zu der Enthaltsamkeit zu Gast gehen will, nimmt sie nur den Arm der Heuchelei in den ihren, und die Enthaltsamkeit, die sie von ferne erblickt, ruft schon grüßend entgegen: „Willkommen, nur näher, wir sind glücklich . . .

Auf der andern Seite geht es ganz ebenso. Die Enthaltsamkeit möchte sich gern bei der Ausschweifung an einem Fastenessen ergötzen, sie nimmt den Arm der Heuchelei, und schon sind bei der Ausschweifung die Thüren weit geöffnet, und „Willkommen!" heißt es, „treten Sie näher! wir schätzen uns glücklich" . . .

Zur Fastenzeit bewirten sie einander mit Fastenspeisen, zu anderen Zeiten mit Fleischspeisen. Mit einer Hand machen sie das Zeichen des Kreuzes, mit der andern treiben sie Unfug. Das eine Auge ist nach oben gerichtet, das andere drückt Begierde aus. Jetzt erst lernten die Tugenden zum ersten Male die Reize des Daseins kennen, aber auch die Laster standen nicht im Nachteil. Sie sagten vielmehr einem jeden: „Solche Leckerbissen hat es bei uns nie gegeben, wie wir sie jetzt beständig genießen".

Und der dumme Hans kann bis auf diesen Tag nicht begreifen, weshalb die Tugenden und die Laster sich so leicht mit Hilfe der Heuchelei versöhnten, während es doch viel natürlicher gewesen wäre, sich daraufhin zu einigen, daß die einen wie die anderen nichts weiter als Eigenschaften seien.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Die Verhütung eines Eisenbahnunglücks durch eine Vision.

Im „Religio-Philosophical Journal" und „Light" (Nr. 653 vom 15. Juli 1893) wird ein Bericht eines Mr. C. W. Moses von Garrett im nordamerikanischen Staate Indiana wiedergegeben, welcher geeignet ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise anzuziehen. Moses ist, wie bemerkt wird, der Sohn eines Methodistenpredigers und selbst Methodist, nicht Spiritualist. Er erzählt Folgendes:

„Es war im Jahre 1885. Da führte ich einen Zug von Garrett nach Chicago während der Nacht. Ich verließ Garrett um 1 Uhr morgens in guten Verhältnissen, nur mit einigen Minuten Verspätung. Letztere suchte ich bei „Suman's grade", der etwa 20 Meilen lang ist und in Salt Creek endigt, wieder einzuholen. Die letzten drei Meilen führen gerade an die Salt Creek-Brücke hin. Als mein Zug diese gerade Strecke erreichte, bemerkte ich eine weiße Wolke auf der Brücke. Ich hielt sie für Nebel, aber weder über noch unter der Brücke war sie sichtbar. Ich frug meinen Heizer, ob er sie sähe und er bejahte es, meinte aber gleichfalls, daß es Nebel wäre. Nun fühlte ich plötzlich, wie wenn jemand hinter mir stehen würde, als ich mich aber umdrehte, war niemand sichtbar. Dann fühlte ich eine Hand auf meiner rechten Schulter und hörte meine Mutter sagen: „Charlie, diese Brücke ist verbrannt". Ich kannte die Stimme meiner Mutter, — kann denn jemand die Stimme seiner Mutter vergessen? Sobald ich wieder zur Besinnung kam, wandte ich die Bremse an. Der Zug kam etwa 20 Fuß östlich von der Brücke zum Stehen. Ich sagte meinem Heizer, daß ich meine Fackel nehmen und über die Brücke gehen wolle und daß er den Zug nicht bewegen solle, bis ich ein Signal geben würde.

Ich ging etwa 15 Fuß weit bis ans eine Ende der Brücke und fand, daß etwa 37 Fuß derselben verbrannt und ins Wasser gefallen waren. Was ich sah, machte mich so schwach, daß ich keine Kraft mehr hatte

mich zu bewegen und am Ende der Brückenreste mich niedersetzte. Der Kondukteur kam sodann bald zu mir und ich erzählte ihm, was ich Ihnen jetzt berichtet habe".

Mr. Moses ist, wie er ferner mitteilt, noch im aktiven Dienste. Die Zeitungen veröffentlichen noch einen Brief, den er am 22. Mai 1893 von Garrett, Indiana, aus schrieb.

Thomassin.



Wahrtraum.

Die Berliner „Neuesten Nachrichten" vom 29. Juli (Nr. 381) enthalten Folgendes: „Ueber einen eigentümlichen Vorgang, der unsere Theosophen interessieren dürfte, wird uns berichtet: Der städtische Förster Hürche zu Sandau hatte am 21. d. M. von seinem Vorgesetzten Urlaub erhalten, um seinen alten Vater besuchen zu können. In der Nacht vom 25. zum 26. d. M. hatte der Förster folgenden Traum: Er befand sich wiederum in Sandau auf dem sogenannten Möwenwerder und sah in einem dort befindlichen Wasserloch seinen Sohn Karl — den ältesten von 6 Geschwistern — als Leiche schwimmen. Am Morgen darauf fuhr er sofort nach Hause. Während der Rückfahrt wurden seine Gedanken fortgesetzt auf den schrecklichen Traum gelenkt, obwohl er sich alle Mühe gab, ihn zu vergessen. Bei seiner mittags erfolgten Ankunft in Sandau teilte er den Traum sowohl seiner Frau als auch einem bei ihm in Sommerwohnung sich aufhaltenden Oberlehrer aus Hamburg und bei der Meldung dem Bürgermeister mit und freute sich, daß er alle seine Angehörigen gesund angetroffen hatte. Nachmittags gab er seinem Sohn Karl den Auftrag, mit einem jüngeren, 5 jährigen Bruder nach den Kühen zu sehen, ob diese noch angepflöckt seien. Gegen 7 Uhr abends kehrte der kleine Knabe zurück und erzählte weinend, daß Karl trotz des Verbotes in einem Wasserloch auf dem Möwenwerder gebadet und, des Schwimmens unkundig, lautlos versunken sei. Der Vater begab sich sofort dorthin und holte seinen ertrunkenen Sohn aus dem tückischen Wasser. — Da der Förster von seinem Traume verschiedenen Leuten Mitteilung gemacht, als der Kleine noch am Leben war, unterliegen die Einzelheiten des sonderbaren Vorfalls keinerlei Zweifel".



Was war es?

Meine Schwester Christine war Näherin und als solche mußte sie oftmals in die Häuser des Ortes oder der umliegenden Ortschaften gehen, um dort die betreffende Arbeit im Hause des Auftraggebers selbst auszuführen.

Eines Tages, zeitlich morgens, machte sie sich nun auf, um in das benachbarte Dorf P... zu gehen. Dahin war eine Entfernung von einer schwachen Stunde. Der Weg führte beim Schlosse M... vorbei, und gleich darauf begann ein Wald von etwa ½ Stunde Ausdehnung, welcher erst kurz vor dem Dorfe P... endete. Es war ein sehr durchsichtiger Jungwald, mit mehreren Ausblicken dazwischen, und der Weg hindurch war ein häufig befahrener und begangener. Am Eingange des Waldes stand ein sogenanntes Pestkreuz, eine gemauerte Bildsäule, welche im vorigen Jahrhunderte zur Pestzeit errichtet wurde, da an derselben Stelle sich ein Beerdigungsplatz für an der Pest Verstorbene befunden hatte. Das in Bezug auf den Weg.

Meine Schwester ging nun frisch und wohlgemut ihres Weges, um bald ihren Bestimmungsort zu erreichen. Es war ein schöner Sommermorgen und schon hell-lichter Tag. Als sie nun den Wald zurückgelegt zu haben glaubte und meinte, bei den ersten Häusern von P.... anzulangen, erstaunte sie, da sie sich wieder am Eingange zum Walde, beim Pestkreuze, befand.

Sie glaubte, da sie mit ihren Gedanken beschäftigt war, so habe sie aus diesem Grunde im Walde einen gefehlten Weg eingeschlagen und habe einfach eine Wendung gemacht, wodurch sie wieder zur Eingangsstelle zurückgekommen sei. Deshalb trat sie ihren Weg durch den Wald aufs Neue an. Doch, als sie auf der entgegengesetzten Seite hinauszukommen vermeinte, war sie wieder am Eingange beim Pestkreuze. Jetzt konnte es doch nicht Unachtsamkeit auf den Weg gewesen sein, denn meine Schwester richtete ihre Aufmerksamkeit bei diesem zweiten Gange ganz und gar auf denselben. Sie fing an sich zu fürchten; aber da sie versprochen hatte, an diesem Tage bestimmt zur Arbeit zu kommen, so versuchte sie es nochmals durch den Wald zu gelangen, obgleich dieser zweite Irrgang sie einigermaßen in Aufregung versetzt hatte.

Es sei hier bemerkt, daß eine Unkenntnis des Weges vollkommen ausgeschlossen ist, da meine Schwester vielleicht hundertmal schon denselben Weg gegangen war.

Aber auch diesmal kam sie wieder beim Pestkreuz heraus. Meine Schwester wurde ganz bestürzt darüber und ging nach Hause, woselbst sie leichenblaß vor Furcht und Schrecken ankam.

Dieser Vorfall machte viel von sich reden. Der allgemeine Volksglaube gipfelte in der Ansicht, daß sie auf eine „Irrwurz“ getreten sei und deshalb den Weg durch den Wald nicht gefunden habe.

Obgleich der „Irrwurz“-Glaube nicht so selten ist, und ich manche „geheimnisvolle“ Begebenheit zu erzählen wüßte, welche die Leute darauf zurückzuführen und dadurch zu erklären suchen, so will ich doch den eben mitgeteilten Fall, der meiner Schwester passierte, keineswegs auf so lächerliche Weise zu erklären suchen.

Ich glaube vielmehr, daß ihr irgend ein Unglück hätte zustoßen können, z. B. daß tiefer im Walde ein schlechter Mensch gewesen, welcher ihr ein Leid hätte zufügen können oder dergleichen, und daß sie durch eine geheimnisvolle Macht, ohne sich dessen bewußt zu werden, zur rechtzeitigen Umkehr gezwungen wurde.

Sei dem wie immer, geheimnisvoll blieb diese Begebenheit stets für uns alle. Und obgleich schon viele Jahre darüber weggerauscht sind und meine Schwester schon längst im kühlen Erdenschoße ruht, so kommt mir wieder und wieder die Erinnerung an dieses Ereignis, und ich frage mich jedesmal: Was war es wohl? **B. J. K.**







Anregungen und Antworten.



Elementarwesen.

An den Herausgeber. — Soeben las ich im Junihefte 1893 der „Sphinx" auf Seite 332 in den Zeilen 8 und 14 die Worte „Elementarwesen". Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, was Sie hierunter verstehen?

St. P., 30. Juni 1893. **J. G.**

Nach der mir sehr plausibel erscheinenden Lehre des Okkultismus besteht der Daseins-Kreislauf der Individualitäten (Mikrokosmen) aus einer in die immer weitere Verstofflichung hinabsteigenden Evolution und einer sich aus dieser wieder herausarbeitenden Vergeistigung, der Involution oder Rückkehr der Wesen zu Gott (deren Wiederaufgehen in den Makrokosmos). In dieser letzteren wieder aufsteigenden Entwicklung nimmt der Mensch die höchste Stelle ein oder ist vielmehr befähigt und bestimmt, sie als vollendeter Gottmensch einzunehmen. Auf der absteigenden Linie aber stehen viele Wesen erst auf einer solchen Evolutionsstufe, daß ihre Verkörperung noch garnicht bis zu einer leiblichen Ausgestaltung in unserer Sinnenwelt kommt; sondern sich nur in der astralen Welt, also in einer für unsere heutigen „normalen" Menschen übersinnlichen Daseinsform auslebt. Diese noch unentwickelten Wesenskeime hat man „Elementalen" oder „Elementar-wesen" genannt.

Da diese nun noch nicht durch eine solche Bewußtseins-Ausbildung hindurchgegangen sind, wie sie nur ein menschliches Gehirn ermöglicht, so können sie selbstständige klare Gedanken und Willensantriebe nicht fassen, wohl aber sind sie als Wesen der astralen (Gedanken-) Welt für alle von menschlichen Gehirnen ausgehenden Gedanken und Willensantriebe empfänglich; und je nach ihrer eigenen Natur (Wahlverwandtschaft, Affinität) werden sie in Mitleidenschaft gezogen oder zum Mitschwingen gebracht, wie gleich gestimmte Saiten. — Diese Mitwirkung von Elementarwesen ist die einzig ausreichende Erklärung für ziemlich viele mediumistische Mitteilungen, Spukvorgänge und auch anscheinend telepathische Erlebnisse, die einerseits ein Hellsehen bedingen, andererseits jedoch sinnlos und unzweckmäßig erscheinen.

Die Gestalt, in welcher Hellsehende (also auch zu „Hallucinationen" Fähige) solche Elementarwesen wahrnehmen, entspricht entweder der hauptsächlichen Grundeigenschaft der niederen (tierähnlichen) Natur solcher Wesen oder den besonderen, meistens auch nicht gerade idealen Gedanken und Willensantrieben, durch welche ein solches Wesen in dem gegebenen Falle angeregt und zur Mitbethätigung gebracht wird; daher erscheinen sie, wenn überhaupt in menschenähnlicher Gestalt gesehen, meistens als Zerrbilder (Kobolde) oder gar Schreckgestalten. Sich vor solchen Erscheinungen zu fürchten, ist aber für den entschlossenen Willen allemal grundlos, denn der menschliche Wille ist es ja erst, der sie in Bewegung setzt, ihnen sozusagen „Leben giebt". **H. S.**



Instinkt, Vernunft und göttliches Bewußtsein.

An den Herausgeber. — Mir scheint das Verhältnis der Vernunft des Menschen zum Instinkt der Tiere so widersinnig und unbegreiflich, daß ich gerne Ihre Erklärung desselben hörte. Zweifellos muß doch die geistige Kraft des Menschen höher stehen als die entsprechende Fähigkeit der Tiere, und doch tappt jene meistens so unsicher umher und greift so oft in ihren Entscheidungen fehl, während der Instinkt der Tiere mit unfehlbarer Sicherheit arbeitet; und nur bei wenigen Tieren und zwar gerade bei unseren entarteten Haustieren, wie beim Hunde, können die natürlichen Instinkte überhaupt geschwächt und abgestumpft werden. Dem Naturtiere versagt sein Instinkt niemals, dem Menschen aber doch so oft seine Vernunft.

Berlin, 15. August 1893. **B. W.**

Diese, die gepriesene „Vernunft" zu etwas mehr Bescheidenheit herabstimmende Beobachtung findet ihre Erledigung sehr einfach in der Erkenntnis, daß die Tierheit ihren Kreislauf schon vollendet, schon in seinen höchsten Formen bisher auf der Erde ausgebildet hat, die Menschheit aber bis zu ihrer Entwicklung in der europäischen Rasse noch nicht. Der ganze Entwicklungsprozeß des Daseins ist ein solcher des Bewußtseins, wie dies neuerdings sogar die exakte Wundt'sche Schule der physiologischen Psychologie anerkannt hat, so u. a. Dr. Hermann Wolf in seinem „Kosmos" (Leipzig 1890, bei Wilh. Friedrich) als „Biontologie". Jedes Naturreich vollendet seine höchsten Entwicklungsstufen mit der höchsten Ausbildung der denselben möglichen Bewußtseinsformen. Das, was wir im Tierreich den „Instinkt" nennen, entspricht dem, was wir bei uns als „Bewußtsein", als „Verstand" oder „Vernunft" bezeichnen. In der unvollkommenen Form, dem noch unbewußten „Instinkt" entsprechend, haben wir diese Fähigkeit jetzt schon in uns. Wir nennen sie in ihrer negativen Wirksamkeit „Gewissen;" in ihrer positiven Wirksamkeit haben wir bisher noch kein besseres Wort dafür als „inneres Gefühl". Weil dieses nun bisher in uns noch „unbewußt" wirkt und ohne von selbst logische Denkformen anzunehmen, so konnte Eduard von Hartmann noch für den Begriff der göttlichen Urkraft alles Daseins den des „Unbewußten" zum Schlagworte seiner Philosophie erheben. Indem aber der Mensch seine Bestimmung und Daseins-Aufgabe erfüllt und seinen eigenen Kreislauf vollendet, erhebt oder vertieft er sein Bewußtsein immer mehr und mehr bis zur unfehlbaren („göttlichen") Sicherheit des tierischen Instinktes; er entwickelt dadurch jenes „innere Gefühl" und Gewissen in sich zur Vollkommenheit des klarsten Bewußtseins, das dadurch zur göttlichen Vernunft wird. Solche vollendete Entwicklungsstufe ist in einem Christus, einem Meister, wie er in den Evangelien geschildert ist, als verwirklicht gedacht.

Zur Erreichung dieses Zieles diente von jeher die Schulung der praktischen Mystik; und die Erfahrungs-Grundsätze, welche darüber in den Mysterien aller Völker aller Zeiten gelten, stimmen auch im Wesentlichen überein: Erkenntnis des Göttlichen im Innersten des eignen Selbstes, und selbstlose Hingabe an dieses Göttliche; zu diesem Zwecke Sammlung und Beherrschung der Gedanken und des Willens; wirkliche Versenkung in dies innerste Göttliche und dem entsprechende Verwirklichung desselben auch in seinem ganzen Wesen und sinnlich-bewußten Leben. Der hauptsächliche praktische Fingerzeig hierzu ist: stets auf das gewissenhafteste selbstlos und unpersönlich dem tief-innersten Gefühl in sich zu lauschen und ihm unbedingt und ausnahmslos getreu zu folgen. **Hübbe-Schleiden.**





Bemerkungen und Besprechungen.



Praktische Magie.

Unter dem Titel „Traité Elémentaire de Magie Pratique“[1]) hat soeben der berühmte Verfasser des „Traité méthodique des Sciences occultes“, Papus, (Dr. Gérard Encausse) ein größeres Werk herausgegeben, das denen, welche den weiten Umfang der psychischen Kraftwirkung, von der die modernen Spiritisten nur einen Teil kennen, erfassen wollen, als die beste Quelle empfohlen werden muß. Die Uebersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung ist musterhaft, die Fülle des in dem Werke niedergelegten Wissens muß Bewunderung erregen. Es ist eben das Ergebnis jahrelanger Forschung und jahrelangen Fleißes.

Nach einer Definition der Magie geht der Autor an die Beschreibung des Mikrokosmos, des Menschen, und seines Verhältnisses zum Mikrokosmos. Sodann erläutert er stets in vielen Unterabteilungen die Ausbildung, Realisation, der magischen Kraft desselben und die Mittel hierzu, den Gebrauch der materiellen Erregungsmittel und der höheren seelischen, z. B. der Musik. Er spricht von der Entfaltung des Gedankenlebens durch die Meditation, von der des Willens durch Liebe und Reinheit. Den Anweisungen zur Ausbildung der Kräfte folgt immer eine Beschreibung ihrer Wirkung. So wird in dem Kapitel über die Denkkraft von Psychometrie und Telepathie, in dem über Willenskraft und die „Erziehung des Blickes“, über „Zauberspiegel“, magnetische Praxis, Talismane u. a. gesprochen.

Hervorragende Sachverständnis beweist auch die Darstellung der Astrologie in mehreren Abschnitten unter der Ueberschrift: „Réalisation de la Nature“. Sehr interessant ist die Art, wie der Autor in dem Kapitel „De l'influence des Planètes dans les trois règnes de la nature sublunaire“ die Tradition über magische Wirkung der Mineralien, Pflanzen und Tiere mit den astrologischen Behauptungen zu verbinden sucht.

Im dritten Teile des Werkes, betitelt „Adaptation“ werden die Geheimnisse der früheren magischen Praxis genauer erklärt und unter anderem wird daselbst auch ein magisches Laboratorium mit seiner ganzen Einrichtung genau beschrieben. „Der Magier und der Mikrokosmos“ ist ein Abschnitt benannt, der von der früheren Bezauberung und ihrer Beziehung zum Magnetismus, Suggestionismus und Hypnotismus der Gegenwart handelt. Ihm folgt der über den Magier und den Makrokosmos, welcher eine Darstellung der früheren Beschwörungen enthält. Ein Kapitel über hermetische Medizin und die Besessenheit sowie ein zusammenfassendes, in dem auch die in der Gegenwart in der französischen „Groupe Indépendant d'Etudes Esotériques“, deren Präsident bekanntlich der Autor ist, veranstalteten Experimente zur Erklärung der Magie besprochen werden, schließen den dritten Teil. Der Anhang des Werkes enthält noch interessante

[1]) Traité Elémentaire de Magie Pratique. Avec un Appendice sur l'histoire et la Bibliographie de l'évocation magique. Paris. Chamuel. 29, Rue de Trévise. 1893. (Mit 158 Figuren und Darstellungen von Delfosse.)

Abhandlungen über die magische Ceremonie, über den Liebeszauber, über Zauberrezepte und ein kleines magisches Glossar.

Wir glauben, daß wir zum Verständnisse und zur Schätzung des neuen Werkes beitragen können, wenn wir dem Leser Beweise aus den Schlußworten seines Verfassers im Folgenden vorführen:

„Wir haben", so schreibt er, „die Magie definiert als die Einwirkung des menschlichen Willens, gerichtet auf die schnelle Entwicklung der lebenden Kräfte der Natur, und unser Werk hat zum Zweck gehabt, diese Definition zu rechtfertigen und zu entwickeln.

Geheimnisvolle Gebete, Beschwörungen und ähnliches, dem neunzehnten Jahrhundert vorgetragen von einem Autor, der ernst zu sein vorgiebt, der seine Leser einlädt, dem Klerikalismus ebenso sehr zu mißtrauen wie dem Materialismus, ist das nicht lächerlich und unwürdig, die Aufmerksamkeit jener „Söhne des Fortschrittes" zu fesseln, jener „erhabenen Kinder des Jahrhunderts der Eisenbahnen und Telephone."? . . . .

In unseren Tagen, wo die Mode sich dieser Studien bemächtigt hat, wo die großen Initiirten, die „Professoren" des Okkultismus und der Zauberei überall aus dem Boden wachsen und bereits die Redakteure und Verleger mit ihren unverdauten Aeußerungen belästigen, war ein Lichtbad ein Bedürfnis. Man mußte jedem intelligenten Leser es ermöglichen, diese großen Männer nach ihrem wahren Werte zu beurteilen, und wenn unsere Arbeit diesen Zweck erfüllte, so werden wir vollkommen für unsere Mühen belohnt und bereit sein, in Zukunft die giftigen Perfidien jener Unzufriedenen, Neidischen und geistig Ohnmächtigen zu verachten.

Was ferner die Männer anbelangt, welche aufrichtig überzeugt sind von der Größe der zeitgenössischen Wissenschaft, was die anbelangt, welche in Studien der Magie nur Träume und Narrheiten oder Dilettantismus von Phantasten sehen, so fragen wir sie, ob das Gesetz der Evolution sich nicht auf die psychischen Kräfte ebenso beziehen müsse, wie es sich auf die ganze Natur bezieht, und, ob wir das Recht haben, der Energie Grenzen zu ziehen, unter welcher Form auch immer sie uns sich offenbart. . . .

Die Kräfte, auf die der Magier wirkt, sind von derselben Art wie alle möglichen Kräfte der Natur und gehorchen denselben Gesetzen. Nur sind sie erzeugt infolge der Transformation der physischen Kräfte, durch ein lebendes Medium, können an ihrem Ursprunge einigermaßen teilnehmen und geistige Merkmale bieten.

Der Klerikale, seinem Wesen nach in gewisser Hinsicht ignorant und unversöhnlich, sieht beim magischen Wirken den Teufel, der Gelehrte unserer Zeit hierin nur die Narrheit jener, welche es wagen, sich mit Probleme zu befassen, die nicht in das Programm eines Universitätsexamens inbegriffen sind. Der unabhängige Forscher aber soll sich genau über die Frage orientieren und sich nicht vor dem Gerede fürchten.

Zu glauben, daß etwas aus Zufall geschehe oder durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, ist ein Beweis geistiger Trägheit und wissenschaftlicher Feigheit.

Zu glauben, daß im Universum etwas Uebernatürliches existiert, das würde eine Beeinträchtigung der schöpferischen Kräfte zur Voraussetzung haben, deren Gesetze überall unabänderlich und analogisch korrespondierend sind.

So können wir diesen Traktat über Magie nicht besser beschließen, als durch die zwei Sätze, die jeden Magier, der diesen Namen verdient, leiten müssen: Der Zufall existiert nicht. Das Uebernatürliche existiert nicht. **Thomassin.**



Charcot (1825—1893) †.

Der berühmte französische Gelehrte ist, wie bereits bekannt, Mitte August plötzlich in Morvan gestorben. Wir wollen, wenn wir gleich mit seinen Anschauungen bezüglich der Erfahrungsseelenkunde nicht übereinstimmen, gewiß nicht unterlassen, die großen Verdienste rühmend hervorzuheben, welche sich dieser große Forscher auf dem Gebiete derselben durch seine Experimente erworben hat. Die Etudes Cliniques sur la grande

hystérie des Neuropathologen werden immer noch neben seinen andern Werken ein wichtiges Material für die weitere Forschung bieten. Das wurde auch stets von seinen Gegnern anerkannt, wie z. B. gelegentlich seiner Ernennung zum Ehrenpräsidenten des internationalen Kongresses für Hypnotismus im Jahre 1889. — Wir behalten uns vor, noch eingehender des großen Toten zu gedenken. **Th.**

Beiträge zur suggestiven Psychotherapie.

Solche hat kürzlich der berühmte Forscher auf dem Gebiete der Hypnose, Herr Dr. Carl Gerster zu München, in der Zeitschrift für Hypnotismus (Verlag von Hermann Brieger, Berlin) veröffentlicht. Er wendet sich in seinen Eröterungen vorerst gegen die Charcotische Auffassung des Hypnotismus und der Suggestion und sagt unter anderem: „Da er die Wirkungen der Suggestion auf Hysterische nicht genügend beachtete, konstruierte er sich aus den (selbstverständlich ohne Absicht) künstlich erzeugten drei Stadien des Anfalls der grande névrose hystérique das Krankheitsbild des „grand hypnotisme" und indem er dieses verallgemeinerte, ersah er in der Herbeiführung des hypnotischen Zustandes eine Gefahr für die Gesunden und in diesem Zustande selbst etwas Krankhaftes. So versetzte er den ganzen Hypnotismus ins Gebiet der Pathologie und geriet in Gegensatz zur „Schule" von Nancy, die von den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens und der normalen Psychologie ausgehend, im Hypnotismus lediglich ein Kapitel des Suggestionismus erkannte".

Gerster erklärt sodann, auf den Doktrinen der Nancyer Schule fußend, die Bedeutung des Suggestionismus für die Heilkunde im Allgemeinen. Er spricht sogar den Satz aus: „ohne gründliche Kenntnis des Suggestionismus ist keine wissenschaftliche Prüfung irgend einer Therapie möglich;" und weist darauf hin, daß jeder Arzt verpflichtet sei, bei der Veröffentlichung therapeutischer Erfolge diesem Faktor in jedem Einzelfall als mitwirkend oder fehlend genügend Rechnung zu tragen.

Wie weit er Hypnotismus und Suggestion beim Heilverfahren angewandt wissen will, hat er bereits in der „Psychologie der Suggestion", dem bekannten von Dr. Schmidkunz im Vorjahre bei Enke in Stuttgart herausgegebenen Werke, klargelegt. Nachdem er nun seine dortigen Ausführungen wiedergegeben hat, reiht er eine Fülle von bedeutenden Aufschlüssen aus seiner eigenen Praxis und von Anweisungen für Aerzte an. Besonders wichtig ist seine Unterscheidung zwischen allosuggestiblen Hysterikern I, welche zur hypnotischen Therapie besonders geeignet sind, und autosuggestiblen und deshalb nicht zu beeinflussenden Hysterikern II, denen sich die Hypochonder und Neurastheniker anreihen. Die Unterscheidung ist bereits in der erwähnten „Psychologie der Suggestion" zu finden, jedoch scheint sie vorher zu wenig berücksichtigt worden zu sein. — In der neuen Studie finden wir noch einen Beitrag zur Statistik der suggestionistischen, bezw. hypnotischen Therapie, welcher ihren Wert noch erhöht.

Thomassin.



Der Weg aus dem Agnostizismus zur Philosophie der freien Religion.

Der Agnostizismus, die Leugnung der Möglichkeit einer Theorie des Weltalls, hat das seinem Abschlusse zueilende neunzehnte Jahrhundert erobert. Es ist höchste Zeit, daß ihm Kämpfer entgegentreten, welche gerade die wissenschaftliche Methode behandeln, die er in barbarischer Weise mißversteht und durchaus falsch anwendet. Ein solcher hat sich vor kurzem in der Person Abbots[1]) gefunden, der in einem Buche

[1]) Der Weg aus dem Agnostizismus oder die Philosophie der freien Religion von Dr. Francis Ellingwood Abbot, vorm. Dozent der Philosophie an der Harward-Universität. Uebersetzt von Dr. Hermann Schönfeld, Professor an der Columbian University, Washington. D. C. Berlin 1893. Verlag des Bibliographischen Bureaus.

eine Reihe von neuen Vernunftsgründen im Anschluße an die moderne Wissenschaft und Philosophie zur Widerlegung des Agnostizismus und zum Aufbau eines aufgeklärten Theismus zu verwerten sucht. Der Inhalt des Werkes ist aus einer Reihe von Vorträgen an der Harvard-Universität und von Beiträgen für die Bostoner Monatsschrift „The new Ideal" zusammengesetzt. Der Autor bedauert, daß er in der von ihm gewünschten gedrängten Uebersicht gewiße Abkürzungen der Argumentation eintreten lassen mußte. Jedoch scheint eben hierdurch in gewisser Hinsicht seine Publikation uns für weitere Kreise wertvoller geworden zu sein. An manchen Stellen hätten wir sogar im Interesse derselben eine noch kürzere Ausdrucksweise gerne gesehen, wie wir auch eine Absage an die überkommenen abstoßenden philosophischen Phrasen begrüßt hätten.

Abbot erläutert vorerst die verschiedenen Theorien der Universale und bekennt sich schließlich zur „amerikanischen", wie er sie nennt, zum wissenschaftlichen Realismus, gegenüber dem deutschen Idealismus, dessen absurde Konsequenz der „Solipsismus" (sic!) oder die Philosophie, welche alles reale Sein, ausgenommen den einsamen Philosophen selbst, leugnet, ist. Durch die Erkenntnis des Genus an sich führt er dann zur Auffassung der Einheit des Weltalls als höchster Art (summum genus) hin.

Die Möglichkeit des Schlusses von der niedrigen auf die höhere Art, welche die Realität des noch Unerkannten als ebenso sicher feststellt als die des Erkannten, führt ihn dann zu der Behauptung, daß kein transscendentaler Begriff, — d. h. kein Begriff, der wirkliche oder mögliche Erfahrung übersteigt, — in der wissenschaftlichen Philosophie als berechtigt anerkannt werden kann, wobei er offenbar den Begriff des Transscendentalen nicht in dem uns gewöhnlichen Sinne erfaßt.

Bei der höchsten Art der Arten muß, wie der Autor weiter ausführt, die Vielheit nicht außerhalb, sondern innerhalb der eigenen, menschlichen Einheit gefunden werden; ihre Beschaffenheit, die des Weltalls als eines Ganzen, kann nicht mehr auf dem Wege des Artenvergleiches erkannt werden, sondern nur auf dem Wege des Studiums der Beschaffenheit ihrer eigenen endlichen Teile. So enthüllt jeder erkannte Teil ein wirkliches Kennzeichen des Ganzen; alle erkannten Teile zusammen enthüllen alle wirklichen Kennzeichen des Ganzen. Diese Schlüße dürften teilweise wohl denen, die der Beweisführung des Autors aufmerksam folgen, nicht ganz verständlich erscheinen. Abbot zieht zu weiterer Beweisführung die drei kategorischen Typen des realen Seins, Maschine (?), Organismus und Person in Betracht. Er entwickelt sodann den Begriff der Maschine als eines materiellen Ganzen von zusammengestellten materiellen Teilen, die von einem Organismus als ein kausales Mittel zu einem bestimmten eigenen organischen Zwecke konstruiert und durchweg so zusammengesetzt ist, daß sie diesen Endzweck durch Uebertragung oder durch Umwandlung von Bewegung bewirkt. — Im Organismus als einem einheitlichen Komplex von Organen, der kausal zwischen sich selbst und allen seinen organischen Endzwecken vermittelt, müssen wir daher eine selbstschaffende und selbstwirkende, natürliche Maschine sehen. Als solche müssen wir nun auch das Weltall erkennen. Der anthropologische Dualismus, der die Analogien menschlicher Kunst zu wörtlich anwendet, begreift es als eine künstliche Maschine und erklärt es als das „Kunstwerk" nicht eines natürlichen, sondern eines übernatürlichen „Schöpfers". Aber jede künstliche Maschine ist ein künstliches Organ und trennbares Organ eines natürlichen Organismus, und es ist selbstverständlich, daß außer der Natur kein natürlicher Organismus existieren kann. Deshalb muß das Weltall eine natürliche, selbstschaffende und selbstwirkende Maschine sein, das natürliche Ergebnis seiner eigenen, selbstevolvierenden, selbstordnenden und selbsterhaltenden immanenten Energie.

In der Beweisführung, daß das Weltall auch die Eigenschaften der Persönlichkeit besitzen müsse, stellt der Autor, nachdem er den unterscheidenden Grundzug der Person in dem Prinzip der bewußten Selbstbestimmung oder der selbstbewußten Moralität dargestellt und auf deren Uebereinstimmung mit den beiden Prinzipien der Finalität und Kausalität hingewiesen hat, folgende Fragen: „Wenn diese drei Prinzipien in der Beschaffenheit und dem Leben des Menschen in solcher Weise vollkommen übereinstimmen, warum sollten sie dann nicht mutatis mutandis auch in der Beschaffenheit und dem



Leben der Natur vollkommen übereinstimmen! Wenn man von der Natur bereits weiß, daß sie die mechanischen und die organischen Beschaffenheiten besitzt, warum sollte sie nicht auch ebensogut die persönliche Beschaffenheit besitzen? Ja, wenn das Ding und die Art in natürlicher und notwendiger Weise gegenwärtig ihre wesentliche Beschaffenheit offenbaren, und wenn die Maschine und der Organismus als Dinge, wie bereits dargethan, die wesentliche Beschaffenheit der Natur als ihrer höchsten Art offenbaren, warum ist es dann keine rationelle Notwendigkeit, daß auch die Person als ein höheres Ding sie in noch höherem Grade offenbaren soll? Warum ist es nicht ersichtlich, daß die Natur als der „ewige Urtypus“ sich notwendig in der Maschine, dem Organismus und der Person, als ihren ursprünglichen Abbildern in Raum und Zeit offenbart? Warum ist es nicht selbstersichtlich, daß die Person, welche die drei in Eins zusammenfaßt, das „Abbild der Abbilder“ ist, mit einem Worte: daß die menschliche Natur die höchste Offenbarung Gottes ist?“

Er unterscheidet nun ferner zwischen dem emanenten Endzweck der Selbstevolution und dem emanenten Endzweck der Selbstaufopferung des Organismus für die Erhaltung und Evolution des höheren und weist darauf hin, daß diese dualistische Trennung im Weltall als unendlichem, natürlichen Organismus unmöglich ist. Es ist nur eine Sonderung zwischen dem Selbst als einem Ganzen und dem Selbst als vielen Teilen oder inneren andern (Prinzip der Selbstaufopferung) festzustellen. „Demnach sind im Unendlichen das Selbst und das Nicht-Selbst der Zahl nach identisch. Aber die numerische Identität des Selbst und des Nicht-Selbst, des Subjekts und Objekts, macht die „Einheit des Selbstbewußtseins in der Person aus“. Folglich kann das unendliche Weltall nicht ein realer Organismus sein, ohne auch eine reale Person zu sein. — Etwas mehr Klarheit speziell in diesem Versuche des Beweises der „unendlichen Person“ durch sorgfältigere Wahl der Ausdrucksweise würde wohl den Weg aus dem Agnostizismus vielen leichter finden lassen.

Abschließend weist der Autor darauf hin, daß nach dieser Erkenntnis des Menschen Stellung in der Natur der Philosophie der freien Religion zufolge die eines freien und treuen „Dieners des göttlichen Ideals“ ist, und daß alle seine Pflichten, Hoffnungen Freuden, Neigungen, Bestrebungen und Schicksale davon abhängen, daß er die genaue Funktion in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft, die ihm diese unveränderliche göttliche Verwandtschaft zuweist, verständig entdeckt und frei erfüllt. **Th.**



Hellenbachs Ausblick in die Zukunft.

Im vorigen Jahrgange der „Sphinx“ brachten wir aus dem Nachlasse Hellenbachs dessen Aufsätze über den Glauben des 19. und des 20. Jahrhunderts, welcher letztere hauptsächlich durch die Erkenntnis der Thatsachen der Wiederverkörperung ausgezeichnet sein wird. Diese mit hingebender Sorgfalt von Dr. Carl du Prel redigierten Artikel Hellenbachs sind jetzt zusammen mit dessen übrigem litterarischen Nachlasse herausgegeben, und zwar bildet dieses ein zusammenhängendes Ganze“. Eingeleitet wird dasselbe durch einen Aufsatz über die Kriegsbereitschaft und den Krieg: Notwendigkeit einer Begründung von Vereinigten Staaten Europas; ferner Sozialismus: Substitution der Gesamtheit (als Aktionär) für das Individuum (als Kapitalist), Mittellinie zwischen freier Konkurrenz und Monopol; Kommunismus: Krankheit unserer Zeit; sozialpolitische Zustände des 20. Jahrhunderts: Verwirklichung erst in dessen zweiter Hälfte. **H. S.**

---

[1]) L. B. Hellenbach: Das 19. und 20. Jahrhundert. Kritik der Gegenwart und Ausblick in die Zukunft. Leipzig 1893, bei Oswald Mutze. 136 S.)



Das Stromgebiet der Sprache.

Unter dem Titel: „Weltsprache“ hat Dr. R. v. Koeber in der Sphinx vom Juli 1889 Dr. Rudolph Kleinpaul's: „Sprache ohne Worte“ besprochen.

Kleinpaul sagte im Vorwort zu seinem zweiten Hauptwerk: Die Rätsel der Sprache: Dieses sei der Schwanz, die „Sprache ohne Worte“ der Kopf gewesen; der Körper werde folgen. Dieser Körper ist nun gefolgt; unter der Bezeichnung: Das Stromgebiet der Sprache, Ursprung, Entwickelung und Physiologie. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1892. Mk. 10.)

Daß auch dieses Buch des eminent geistreichen, gelehrten und belesenen Philologen und Sprachforschers ebenso wie die „Sprache ohne Worte“ jedem Sphinxleser aufs wärmste empfohlen werden kann, dafür bürgt der Name des Verfassers. Der Inhalt des Buches ist folgendermaßen eingeteilt:

I. Lebensquellen der Sprache: Naturlaute. Die Welt der Töne.
II. Lebensquellen der Sprache: Naturlaute, dem Menschen angehörig. Ein Tag aus dem Leben des Urmenschen.
III. Ahmlaute. Imitation.
IV. Erweiterte Imitation: Klangbilder. Tonmalerei.
V. Den Naturlauten gegebene Wendung: Die Bildung von Schallworten.
VI. Weitere Verarbeitung des Rohstoffs: Schlagwerke.
VII. Vater Adams Beschäftigung im Paradiese. Tierstimmen. Namen von Säugetieren, Vögeln, Amphibien und Insekten.
VIII. Ursprung der Sprache.
IX. Lebensquellen der Sprache: Mündliche Fingerzeige. Pronominalwurzeln.
X. Uebergang der Predigt in Erzählungen und Weissagungen. Ansatz künstlicher Glieder.
XI. Angabe des Geschlechts. Die Weibchen und die Kleinen.
XII. Lebensquellen der Sprache: Der gesunde Menschenverstand.

Um dem Leser eine Probe von dem urgesunden, frischen und humorvollen Geist, der das ganze Buch durchweht, zu geben, wollen wir den Anfang von Kapitel VII: Vater Adams Beschäftigung im Paradiese usw. hierher setzen: „Unser biederer Aeltervater, der sich im Paradiese, weil er noch nicht aufs Feld zu gehen brauchte, und weil er sich ohne Eva, die er zunächst noch ganz eigentlich an seiner Seite, etwas langweilte, die Zeit mit Etymologie und Onomatopöie vertrieb und dessen darauf bezügliche Thätigkeit nach dem Willen Gottes für ewige Zeiten ausschlaggebend sein sollte, fing es nämlich so an: er paßte auf, wie die Tiere auf dem Felde sprechen. Eine so gewaltige Aufgabe kam ihm etwas überraschend — Gott der Herr sah zu, wie er die Tiere nennen würde, und wartete, das brachte unserm guten Adam einigermaßen in Verlegenheit — da dachte er: J, du wirst da nicht so viel Federlesens machen, du wirst's eben machen, wie's das Viehzeug selber macht. Und siehe da, so gings — im Nu war die Naturgeschichte fertig; und wie vorausgesagt, seine Arbeit, namentlich die Methode ist heute noch zu brauchen“.

Es wird wenig Bücher geben, die so belehrend und unterhaltend zu gleicher Zeit sind, wie die Kleinpaul'schen. Nirgends empfindet man die Stubenluft des trockenen Gelehrten, des pedantisch-kleinlich-ängstlichen Philologen. Ueberall der weitausblickende, weitgereiste Weltmann mit dem beneidenswerten Gedächtnis. **Dhd.**



Borderland.

Die erste Nummer von William Stead's neuer Vierteljahrschrift „Borderland“[1]) ist nun in Hundert Tausenden von Exemplaren nah und fern in die weite, weite Welt

[1]) Borderland. — Editorial Office: Mowbray House, Norfolk Str. London W. C. Publishing Office: 125 Fleet Str. London E. C. — 7 sh. stlg. jährlich.



hinausverschickt; und nach der Anerkennung, die das Heft fast überall gefunden, scheint es, daß Mr. Stead auch diesmal wieder seinen Ruf als der erfolgreichste Journalist der Gegenwart bewährt. Er hat den Strom einer großen Bewegung gerade zur Zeit der steigenden Flut erfaßt, und wir können dieser Bewegung selbst nur wünschen, daß sie nun unter Stead's leitender Mitwirkung eine volle Hochflut erleben möge. Bedenken der verschiedensten und auch der ernstesten Art werden dabei freilich jedem urteilsfähigen Kenner der übersinnlichen Bestrebungen und ihrer gegenwärtigen Lage genug sich aufdrängen. Hat der Spiritismus bisher schon viel Unheil angerichtet, so wird dies noch um so mehr geschehen, je größere Massen des Publikums dem in ihnen geweckten Hange zum Magischen unwissend nachgeben werden. Indessen wird doch gerade in den paar Jahren, die jetzt solches planlose und unverstandene Experimentieren noch dauern kann, die Gefahr des Schadens in jedem einzelnen Falle mit der allgemein wachsenden Erfahrung immer geringer werden.

Die erste Nummer des „Borderland" ist überaus reichhaltig und dabei meisterhaft zusammengestellt. Stead leitet dieselbe ein mit dem Abdruck der Ratschläge, die ihm auf sein Ansuchen von Sachkennern gegeben worden sind. Sodann teilt er seine Erfahrungen in übersinnlichen Versuchen mit und auch die Meinungen Anderer über solches auto-telepathische Schreiben. Es folgen Erörterungen über die hauptsächlichen den Spiritismus betreffenden Fragen, sowie Vorschläge über systematische Verwendung der Erfahrungen in geistigen Heilungen. Sehr geschickt ist im Weiteren der ausführliche Abschnitt über die Theosophie und die Theos. Gesellschaft abgefaßt, und wertvoll sind auch die folgenden Kapitel: die Klassifikation übersinnlicher Thatsachen und das Glossarium oder die Worterklärungen von technischen Bezeichnungen. Abschnitt 14 beschäftigt sich mit Astrologie, Abschnitt 15 mit Chiromantie, von der einstweilen die Palmistrie behandelt wird. Den Schluß des Heftes bilden Zusammenstellungen der einschlägigen Litteratur: Bücher, Schriften, Aufsätze der letzten drei Jahre und besonders des letzten Halbjahrs.

Borderland soll heißen das „Grenzland" oder „Uferland" unseres Strebens hin und hinein zum „unermeßlichen Ocean der unerschlossenen Wahrheit". Möge auch diese Zeitschrift Viele dahin führen, die Erschließung aller übersinnlichen Wahrheit nur in sich selbst zu suchen! **Hübbe-Schleiden.**



Neue Bücher.

L. B. Hellenbach: Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert. Kritik der Gegenwart und Ausblicke in die Zukunft. Aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Dr. Carl du Prel. (Leipzig 1893, Oswald Mutze.)

Dr. **Adolf Brodbeck:** Leben und Lehre Buddhas, des indischen Heilandes, 600 Jahre vor Christo. Nach den gründlichen Forschungen der ersten Autoritäten kurz zusammengefaßt und ehrlichen Leuten zum Nachdenken vorgelegt.

Dr. **Adolf Brodbeck:** Leib und Seele. Ihr gegenseitiges Verhältnis zurückgeführt auf das psycho-physiologische Grundgesetz. (Hannover-Linden 1893, Manz & Lange.)

Carl Hauptmann: Die Metaphysik in der modernen Physiologie. Eine kritische Untersuchung. Beiträge zu einer dynamischen Theorie der Lebewesen. (Dresden 1892, L. Ehlermann.)

Ronald Keßler: Praktische Philosophie. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Die Wissenschaft des Atems. okkulte Wissenschaft). Aus dem Sanskrit übersetzt von Pandit Rama Prasad Kasyapa. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Dr. med. **Carl Gehrmann:** Körper, Gehirn, Seele, Gott. Vier Teile mit elf Tafeln. (Berlin 1893, Kochstraße 3, Felix L. Dames.)

Thomas H. Huxley: Grundzüge der Physiologie. Mit Bewilligung des Verfassers herausgegeben von Dr. J. Rosenthal. 3. verb. Aufl. Lfg. 5. (Hamburg 1893, Leopold Voß.)

R. v. Krafft-Ebing: Hypnotische Experimente. (Stuttgart 1893, Ferdinand Enke.)

Quis?: Jeanne d'Arc eine Heilige? Skeptische Studien gelegentlich des Canonisationsprozesses. (München 1893, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poessl.)

Jos. Michael Schlenter: Das zweite Gesicht. Eine natürliche Erklärung mystischer Vorgänge. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Carl Kiesewetter: John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts. Kulturgeschichtliche Studie. Mit dem Protokoll der ältesten bekannten spiritistischen Sitzung vom 28. Mai 1583 und den Porträts von Dr. John Dee und Edward Kelley. (Leipzig 1893, Max Spohr.)

Carl Kiesewetter: Die Entwicklungsgeschichte des Spiritismus von der Urzeit bis zur Gegenwart. Vortrag, gehalten in der Loge „Zum Licht" in Hamburg, am 12. Januar 1893. (Leipzig 1893, Max Spohr.)

Johannes Guttzeit: Spiritualistische Briefe. (Leipzig 1893, Wilhelm Besser.)

Dr. **B. Cyriax**: Wie ich ein Spiritualist geworden bin. Eine Schilderung selbstbeobachteter spiritueller Manifestationen, nebst einer Einleitung: „Die Lehre vom Geist". (Leipzig, Oswald Mutze.)

Lucian Pusch: Katechismus der Religion des Sokrates oder des reformierten hellenischen Monotheismus. (Leipzig 1893, Oswald Mutze.)

Katechismus der deutschen Theosophie. Herausgegeben von Leopold Engel. (Dresden 1893, Rudolph Petzold.)

Hans Arnold: Dornen um die Rose. (Berlin 1893, Karl Siegismund.)

F. von Feldegg: Die Ethische Bewegung der Gegenwart. (Wien 1893, Verlag der „Deutschen Worte"; E. Pernerstorfer.)

Wahrhaftigkeit (The Ethics of Belief). Von William Kingdon Clifford Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. Mit einem Vorwort von Georg von Gizycki. (Berlin 1893, Ferd. Dümmler.)

Friedrich Lange: Reines Deutschtum: Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. (Berlin 1893, Hans Lüstenöder.)

Dr. **Heinrich Herkner**: Die Zukunft der Deutsch-Oesterreicher. (Wien 1893, Leopold Weiß.)

Karl Bleibtreu: Massenmord. Eine Zukunftsschlacht. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Oskar Panizza: Visionen. Erzählungen und Skizzen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Karl Roßner: Decadence. Novelletten. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Detlev von Liliencron: Neue Gedichte. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Richard Dehmel: Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Gustav Falke: Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Julius Vanselow: Sonnenregen. Gedichte. Nebst einer biographischen Charakteristik und dem Bilde des Verfassers. Herausgegeben von Karl Vanselow (Großenhain, Baumert & Ronge.)

Heinrich von Reder: Lyrisches Skizzenbuch. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Heriberta von Poschinger (Heinz Offer): Lieder der Waldfrau. (München 1893, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

Anna Croissant-Rust: Gedichte in Prosa. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

August Krüger: Ernas Fehltritt. Roman. Mit dem Porträt des Verfassers. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.)

L. Engel: Neue Heilmethode nach wissenschaftlichen Grundsätzen der L. Hofrichterschen biomagnetischen Anstalt in Dresden. (Methode des Dr. med. Beckensteiner. (Im Verlage der Anstalt.)

Der Lebens-Magnetismus als Heilkraft der Zukunft. Theorie und Praxis des Lebens-Magnetismus (Mesmerismus) besprochen von Reinh. Gerling und Alfred Schulz, prakt. Magnetopathen. Mit einem Schlußwort von Dr. E. Müller. (Berlin 1893, Kommissions-Verlag von Karl Siegismund.)

Gust. Eckart: Die Wahrheit über das Wesen und die Wirkungen der neuen Naturheilmethoden nebst kritischen Bemerkungen über den jetzigen Stand und die Richtung der offiziellen medizinischen Wissenschaft. Lehrbuch für angehende Magnetiseure und für selbständige heilkundige Hilfeleistung in der Familie in fast allen Krankheitsfällen naturgemäß und ohne Arzt auf Grund physikalisch-chemischer Thatsachen nach neuen Forschungen. (München 1893, Selbstverlag des Herausgebers.)

Vegetarianisches Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise. Mit einem Vorwort und Nachwort von Eduard Baltzer. 31—35 Tausend. (Leipzig 1893, H. Hartung & Sohn [G. M. Herzog].)

Annie Besant: An Exposition of Theosophy. (Boston, The Boston Theosophical Publishing Company, Chamber of Commerce.)

A Catalogue of books to be obtained at the offices of the Theosophical Publishing Society. (London W. C. 1893, 7 Duke Street, Adelphi.)

Transactions of the London Lodge of The Theosophical Society. (No. 17, Februar 1893.) The evolution of humanity, by W. Scott-Elliot. (London 1893, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Limited.)

Proceedings of The Society for Psychical Research. Part XXIV. Vol. IX. (London 1893, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Limited.)

The Ocean of Theosophy. By William Q. Judge. F. T. S. (New-York, The Path, 144 Madison Avenue.)

The Esoteric Basis of Christianity. Part II. Genesis. By Wm. Kingsland. (London, Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, Adelphi.)

Dr. **Philip Davis**: La fin du monde des esprits. (Paris, librairie Henry du Parc.)

Albert Poisson: Nicolas Flamel. Sa vie, ses fondations, ses oeuvres. (Paris 1893, Bibliothèque Chacornac.)

Waldemar Tonner: Un mystique moderne. (Paris 1893, M. W. Tonner.)

Pierre Quillard: L'Antre des Nymphes de porphyre. (Paris 1893, Librairie de l'art indépendant.)





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Probehefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Die hauptsächlichen theosophischen Monatsschriften

zusammenzustellen versprach ich im letzten Hefte.

In Deutschland erscheinen seit Januar d. J. monatlich die Lotosblüthen, herausgeg. von Dr. Franz Hartmann, bei Wilhelm Friedrich in Leipzig. 10 Mark jährlich.

In der englischen Welt sind die sechs bedeutendsten Monatsschriften:

The Theosophist, herausgeg. von Col. H. S. Olcott, in Adyar bei Madras in Britisch-Indien. — 1 £ jährlich.

The Path, herausgeg. von Wm: Q. Judge, in 144 Madison Avenue New York City, U. S. America. — 2 $ jährlich.

Lucifer, herausgeg. von Annie Besant und G. R. S. Mead, in 7 Duke Street, London W. C. — 17 sh. 6 d. jährlich.

The Irish Theosophist, herausgeg. in 71 Lr. Drumcondra Road Dublin. — 1 sh. 6 d. jährlich.

The Pacific Theosophist, herausgeg. von der Theosoph. Publishing Co. in Seattle (Washgt.) U. S. America. — 50 cts. oder 2 sh. jährlich.

The New Californian, herausgeg. von L. A. Off. Ecke d. Union Avenue und Ferst Street, Los Angeles (Calif.) U. S. America. — 1 $ 50 cts. jährlich.

Außerdem werden für die Theosophische Gesellschaft noch 25 andere Zeitschriften in den verschiedenen Ländern und Sprachen der Naturwelt herausgegeben. **H. S.**

Eingegangene Beträge

werden wegen Raummangels im nächsten Hefte mitgeteilt. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:

für den wissenschaftlichen Teil: Ch. Thomassin
für den belletristischen Teil: Franz Evers
beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVII, 93. November 1893.

Der Theosophen-Kongreß.

Zweiter Brief aus Chicago.

Von

Ludwig Deinhard.

Chicago, Mitte September.

Ich bitte den freundlichen Leser auch heute nicht zu vergessen, daß die folgenden Blätter nur flüchtig hingeworfene Schilderungen meiner Eindrücke während des Theosophen-Kongresses sind, Skizzen, keine lange durchdachte, ausgereifte Arbeit. Eine solche erfordert vor allen anderen Dingen Ruhe. Und welcher Fremde wäre gegenwärtig im Stande, Gemütsruhe und Stimmung zu geistiger Arbeit zu finden hier in Chicago, wo Alles zusammenwirkt, um ihm diese notwendigen Eigenschaften zu rauben, statt zu bringen. Alles, die Natur mit ihren häufigen jähen Temperaturwechseln, plötzlichen Stürmen nach vorausgegangener drückender Schwüle, und die Menschen, dieses zappelnde, lärmende, nach dem allmächtigen Dollar jagende, unermüdliche Volk der Amerikaner!

„Ja, aber hast du denn nicht auf dem Theosophen-Kongreß selbst, den du uns schildern willst, jene Ruhe und Stimmung finden können, über deren Mangel du klagst? Man sollte doch meinen, daß dort wenigstens Ruhe und feierliche Stille geherrscht haben wird!" so wird der Leser fragen.

Nein, lieber Freund, durchaus nicht, und ich will dir sagen warum nicht. Stelle dir ja nicht vor, dieser Memorial Art Palace, in welchem nun schon den ganzen Sommer hindurch internationale Kongresse abgehalten wurden, und worin auch am 15., 16. und 17. September der Kongreß der Theosophischen Gesellschaft stattfand, sei etwa ein in einem weiten Park gelegenes Gebäude mit freiem Ausblick nach dem Michigan-See. O nein! Dieser erst kürzlich entstandene, sonst den schönen Künsten geweihte Palast, liegt zwischen einer sehr stark befahrenen Straße und den Schienen der Illinois-Central-Railroad Comp., die während der ganzen Ausstellungs-Periode Zug auf Zug nach dem World's Fair und von dort zurück nach der City fahren läßt, was einen solchen Lärm macht, daß der Fremde, wenn er diesen Palast betritt, eigentlich glauben muß, er befinde

sich in einem Bahnhof, und keineswegs in einem, den schönen Künsten oder gar internationalen Kongressen dienenden Tempel. Dazu kommt noch, daß während dieser letzteren, meistenteils der drückenden Hitze wegen, die Fenster geöffnet gehalten wurden, so daß aller Lärm von außen hereindringen konnte; daß der Kongreßbesucher, in den Tages-Sitzungen wenigstens, fortwährend von Fliegen gepeinigt wurde; daß in den verschiedenen Räumen dieses Palastes gleichzeitig eine Menge verschiedener Kongresse abgehalten wurde: In einem der Räume tagten z. B. die Juden, in einem andern die christlichen Unitarier, in einem dritten war das internationale Religions-Parlament, in einem vierten die Theosophische Gesellschaft, zum Teil bei offenen Thüren — viele Säle besitzen überhaupt keine Thüren, sondern nur Vorhänge —; und nun läuft das neugierige Publikum, das zu allermeist aus Frauen besteht, während der Vorträge durch die Gänge, von einem Saal zum andern, drängt sich in die meistenteils schon ganz überfüllten Räume, ein fortwährendes Herein und Hinaus, wobei die Zwischenpausen der Ruhe innen durch die außen pustenden, zischenden und läutenden Lokomotiven angemessen ausgefüllt werden. Und wenn du dir dann noch, lieber Leser, vorstellst, daß der also gepeinigte Kongreßbesucher in den Abendstunden sehr häufig Gelegenheit hat, unfreiwilligerweise einem Vokal-Konzert im Nebenraum zu lauschen, und durch den geschickten Griff eines Taschendiebs um seine Geldbörse zu kommen — wirst du dir ungefähr ein richtiges Bild machen von den Rosenpfaden, die zu wandeln dem Sphinx-Berichterstatter hier beschieden war. Um dies Bild noch zu vervollständigen, muß ich beifügen, daß viele Vorträge nicht frei gehalten, sondern in großer Hast mit monotoner Stimme vom Manuskript abgelesen wurden, und daß auf dem Theosophen-Kongreß ebenso wenig eine eigentliche Diskussion stattfand, wie auf dem Psychologen-Kongreß.

Es liegt nun sehr nahe, aus allem diesen den Schluß zu ziehen: unter solchen Umständen — und ich habe dieselben nicht zu schwarz gemalt, im Gegenteil, es könnte noch manche Schattenseite dieser Chicagoer Kongresse hervorgehoben werden, — hört überhaupt jede Berichterstattung auf, und da bleibt Nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis der Bericht über die gehaltenen Vorträge im Druck erschienen ist. Allerdings! Allein ich fühle trotz alledem die Verpflichtung, dem Leser Einiges mitzuteilen über Dinge, die für ihn von Interesse sind, und die in den gedruckten Berichten über einzelne wichtige Vorträge, die in der „Sphinx“ später erscheinen sollen, nicht stehen, und ich knüpfe zu diesem Zwecke an Dr. Hübbe-Schleiden's Ausführungen über: Theosophie auf dem Welt-Kongreß der Religionen (September-Sphinx, p. 165) an.

Was zunächst das Religions-Parlament betrifft, so wird sich, nach meinem persönlichen Eindruck wenigstens, Hübbe-Schleiden's Vermutung voraussichtlich bewahrheiten und: das ganze Unternehmen dieses vom 11. bis zum 27. September hier tagenden Parlaments „in akademischer Lang-

weilerei, bei der gar Nichts herauskommt, versauern." Krawall giebt es nicht. Das ist kaum denkbar, wenn man diese würdevolle Versammlung betrachtet, hier die braunen heiter blickenden Söhne Asiens: Chinesen, Japaner, Hindus in ihren malerisch-farbenprächtigen Gewändern, dort die Patriarchen der griechischen Kirche in dunkelm Talar und den langen Stab in der Hand, dazwischen die vielen ernst und würdevoll blickenden Geistlichen der verschiedenen christlichen Konfessionen, dann die Rabbiner und endlich da und dort auch Universitäts-Gelehrte der Theologie und Laien (aus Deutschland Graf A. Bernstorff). Alle diese würdigen Herren, lange wohlvorbereitete Ansprachen haltend, denen das dichtgedrängte, nach Tausenden zählende Publikum, soweit es dieselben verstehen kann, mit Spannung lauscht, die es häufig durch lebhaftes Klatschen unterbricht, und welche die hiesigen Zeitungen, gleichzeitig mit den Bildern der betreffenden Redner, in seitenlangen Auszügen ihren Lesern auftischen. Von einer Debatte, einer Diskussion hier keine Spur. Was soll nun dabei herauskommen? Ist ein Resultat für den geistigen Fortschritt der Menschheit zu erwarten, wenn die Vertreter der verschiedenen Religionen sich gegenseitig verbindlich die Hände schütteln? Wird es nicht vielmehr so kommen, wie bei dem alttestamentlichen Turmbau zu Babel, daß der Turm einer gemeinsamen Religion, einer gemeinsamen Welt- und Gottes-Auffassung nicht gebaut werden kann, weil sich die Bauleute unter einander nicht verstehen? Denn die Sprache der Theosophie, sie ist mit wenigen Ausnahmen diesen gelehrten würdigen Herren unbekannt, oder zu dunkel und unbestimmt, und daß sie an dieser Wissenschafts-Religion oder Weisheits-Religion, wie sie ihnen von den anwesenden Hindus vorgetragen wird, so rasch Geschmack finden werden, ist zum mindesten nicht wahrscheinlich. Denn, wäre das letztere der Fall gewesen, so würden diese Hohenpriester des christlichen Konfessionalismus auf dem theosophischen Kongreß erschienen sein. Dort aber ließ sich, nach meiner Beobachtung wenigstens, keiner blicken, — Dann hätten die Theosophen auf dem Religions-Parlament selbst ihre Sache vorbringen sollen, wird man einwenden. Ganz recht, aber dazu wurden sie ja nicht aufgefordert, dazu hatten sie kein Recht, dazu ist auch die Zeit noch lange nicht reif [1]).

Der Theosophen-Kongreß also tagte für sich in einem Nebenraum, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, wie ich vorhin darzustellen versuchte. Dennoch aber werden sicher die Annalen der Theosophischen Gesellschaft diesen Chicagoer Kongreß als einen großen Erfolg zu verzeichnen haben. Und dieser Erfolg, diese gradezu faszinierende Wirkung auf das nach vielen Hunderten zählende Auditorium ist nicht allein dem Inhalt, der unerschöpflichen Gedankentiefe der theosophischen Lehre zuzu-

[1]) In einem amerikanischen Zeitungsblatt vom 22. September finde ich nun freilich eine anders lautende Mitteilung. Danach hätte dieser Religions-Kongreß „eine Verbrüderung in der Einheit des Christentums zur Förderung christlicher Werktätigkeit" zur Folge. Resultat abwarten!



schreiben, sondern wesentlich auch der Art und Weise, der meisterhaft vollendeten Form, wie diese Lehre in Chicago vorgetragen wurde.

Zum Lobe und Ruhme von Frau Annie Besant, an deren Bildnis man sich erinnern wird, ist in den Blättern unserer Zeitschrift seitens des Herausgebers schon Vieles gesagt worden. Allein, um sich ein klares Bild von dem Wirken dieser merkwürdigen Frau machen zu können, muß man sie selbst sprechen gehört haben. Man muß — so zu sagen — zu ihren Füßen gesessen, muß gelauscht haben dieser unvergleichlich gewaltigen Stimme, diesem vollendet klaren, wunderbar fesselnden Vortrag. Die Wirkung einer solchen Rednerin ist unausbleiblich — mögen die äußeren Verhältnisse noch so ungünstig, die Vorurteile gegen sie und ihre Lehre noch so groß sein, — eine Sache, die Annie Besant auf ihrem platform-work, wie die Engländer und Amerikaner kurz für die Arbeit des öffentlichen Vorträge-Haltens sagen, vertritt, muß wachsen, muß Anhänger gewinnen. Das ist naturnotwendig. Um dies dem Leser klar zu machen, glaube ich, mich folgendermaßen ausdrücken zu müssen: diese Frau besitzt eine geradezu magische Gewalt, ihr Auditorium für jene großartige Welt-Anschauung zu begeistern, deren lebendige Verkörperung sie selbst ist.[1])

Annie Besant sprach am 15. September morgens und abends, am 16. morgens, mittags und abends, am 17., wo auf vielseitiges Verlangen noch eine nachträgliche Schluß-Sitzung veranstaltet wurde, wiederum abends; in den drei Tagen also sechsmal. Die verschiedensten, zum Teil schwierigsten Probleme der Theosophie behandelte sie mit ihrer klangvoll durchdringenden Alt-Stimme immer gleich gewaltig, in durchweg musterhafter Klarheit und Schärfe. Hier eine Probe aus Annie Besant's Vortrag — ein armseliges Wort für solch' eine zündende Rede — über Theosophie und soziale Probleme (16. September mittags):

Die Rednerin begann zunächst mit einem Hinweis auf die in geistigem Irrtum wurzelnden sozialen Uebel und mit einem Fingerzeig darauf, daß neben den Fortschritten der Gesetzgebung, Erziehung und sozialen Bildung für die Wiedergeburt der Gesellschaft eine klare Erkenntnis der Gesetze des Seins unumgänglich notwendig sei, daß die Lehre von Karma und Wiederverkörperung die Grundlage für alles öffentliche und private Zusammenwirken werden müsse, und fuhr dann ungefähr folgendermaßen fort:

[1]) Einen Beweis für diese magisch wirkende Gewalt der Rednerin bietet folgender Vorfall. Der Zudrang zu dem Theosophen-Kongreß war so gewaltig, daß gleich am zweiten Tag diesem eine ebenso geräumige Halle zur Verfügung gestellt werden mußte, wie dem Religions-Parlament. Tausende, größtenteils weiblichen Geschlechtes, verlangten, Annie Besant zu hören. — Eines Abends erscheint der Vizepräsident des Religions-Parlaments auf der Plattform des Theosophen-Kongresses und richtet an das tausendköpfige Auditorium folgende Ansprache: Es sei auffallenderweise drüben im Religions-Parlament so leer, daß er vermuten müsse, es seien sehr Viele nur aus Versehen hier herein gekommen, statt in das Religions-Parlament, und er richte deshalb an diejenigen Personen, die an dem gemeinschaftlichen Gebet, das heute Abend im Religions-Parlament stattfinden werde, sich beteiligen wollen, die Aufforderung, ihm zu folgen. Auf diese Aufforderung hin verließen zwei Personen die Gallerie des Theosophen-Kongresses!



„Der Gegenstand scheint auf einer andern Ebene des Denkens zu liegen, als Alles, was uns gestern und heute beschäftigte. Wir scheinen damit aus geistigen Regionen herniederzusteigen in solche, die einen mehr materiellen Kraftaufwand erfordern. Es sieht zwar aus, wie wenn wir hier mit Dingen vorübergehender, nicht bleibender Natur zu thun hätten, und daß wir diese Arbeit niederer Stufe auch mit rauherer Hand anfassen müßten; allein, ich, die ich so manches Jahr meines Lebens diesen auf niederer Ebene liegenden Problemen widmete, fühle mich verpflichtet, Zeugnis abzulegen dafür, daß die volle geistige Hingabe nur einer einzigen Stunde täglich für die Arbeiter diesen mehr Gutes bringt, als hundert Jahre bloß materieller Bestrebungen, die wir der Besserung ihrer Lage widmen.

„Betrachten wir einmal die Entstehung einer Handlung, so haben wir zunächst den Gedanken, dann das Bild dieses Gedankens im ewigen Astrallicht, endlich die Umwandlung dieses Bildes in Handlung und materielle Wirkung. Unsere eigene Blindheit ist schuld, daß wir so großes Gewicht legen auf die leere Handlung und so wenig auf deren geistige Ursache.

„Der Theosoph wird demnach niemals außer Acht lassen, daß Fortschritte und Erleichterungen auf der physischen Ebene des Daseins weiter nichts sein können, als vorübergehend wirkende Palliative. Wir sollten also einen Fortschritt nicht auf materieller, wir sollten ihn auf geistiger Stufe anstreben.

„Wenn heute das soziale Gewissen zu erwachen beginnt und seine Bisse sich zeigen, wenn statt der Frage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" der Ruf ertönt: „Laßt mich meinem Bruder beistehen, wo immer ich es vermag, und wo immer er dessen bedarf." Wenn Menschen anfangen, ihren Mitmenschen zu helfen, wenn sie sich zu kümmern beginnen um die Leiden der Menschheit, so geschieht dies darum, weil in jenen sich zuerst der Gedanke des Wohlthuns gebildet hat, weil sie gleichsam die Vision einer Utopie erschaut haben; daraus erst werden die besseren Verhältnisse, die wir nachher verwirklicht sehen. Denn was gestern Utopie war, ist heute Wirklichkeit, und eine Besserung kann nur der Ausfluß einer geistigen Veränderung sein. Die Gesetze sollten den Ausdruck der öffentlichen Meinung bilden. Wir haben nun Gesetze genug, eine Masse von Bestimmungen, die, wenn verwirklicht, diese entsetzliche Armut von heute zu einer Unmöglichkeit machen, unser gegenwärtiges Elend wie ein bloßes Alpdrücken der Vergangenheit erscheinen lassen würden.

„Was die Ausbeutung der Arbeiter betrifft, so haben wir Bestimmungen genug, sie unmöglich zu machen, wenn diese Bestimmungen nur ausgeführt würden; sie werden aber umgangen, und das Ausbeuten geht seinen Gang weiter, wie wenn keine Gesetze dagegen bestünden.

„Jeder Mensch, der mehr nehmen will, als er giebt, der nach mehr trachtet, als er verdient, der zum Schaden seines Nachbars lebt, ohne diesen Schaden wieder zu ersetzen, der mit seiner Stärke die Schwäche Anderer ausnutzt, der einherschreitet in Gewändern, an denen das Blut

tausender armer unschuldiger Frauen klebt, der ist in seinem Herzen ein Ausbeuter; denn er begünstigt Ursachen, die das Inkrafttreten der Gesetze verhindern.

„Dieses ist die Wirkung der Gedanken auf unsere sozialen Verhältnisse. Es hilft wenig, den Ausbeuter anzuklagen, wenn dieser in seinem Herzen fernerhin darnach trachtet, seine Mitmenschen unrechtmäßig auszunutzen.

„Wir sollten jenen selbstsüchtigen Wettstreit in unsern Schulen beseitigen, den Konkurrenz-Kampf um Preise, um des bloßen Vorteils willen über Andre, abschaffen. Unter diesen Wettkämpfen verkümmert die Seele, welche die Schule doch zu kräftigen bestimmt ist. Sie bewirken, daß das Kind Freude hat an Dingen, über die Andere straucheln; sie mißleiten und untergraben die ganze geistige Natur des Kindes. Die Fähigkeiten des Geistes sind uns gegeben, Andern zu helfen, nicht sie zu beherrschen.

„Wir alle sind schuldig an dem Blut unseres Bruders, der Bettler, wie der Fürst, der arme Handwerker, wie der Mann des Mittelstandes, alle sind wir verantwortlich für das Elend, die Armut der Gegenwart. Denn diese letztere ist nur die Folge der Unwissenheit, der Verbrechen, welcher sich die ganze Gesellschaft schuldig macht. Laßt uns dieses Unrecht nicht weiter fortsetzen, durch Beharren in der Selbstsucht, die jenes Elend ermöglicht. Denn dies führt zu garnichts. Laßt uns vielmehr eingestehen, daß wir in der Vergangenheit gesündigt haben, und uns vornehmen, die Sünde künftig zu vermeiden. Wenn ihr diejenigen in's Verderben treibt, die ohnehin schon elend sind und die unseres Mitgefühls am meisten bedürfen, so schafft ihr um so mehr nur günstige Bedingungen für das Auftauchen jener vielen Seelen schlimmer Art, die gerade auf solche Verhältnisse warten und zuletzt den Untergang eurer Nation bewirken werden!

„Was wollt ihr haben, Gold oder Weisheit? Ihr habt die Wahl. Wollt ihr Materie oder Geist? Wollt ihr weniger Zeit dem Körper und mehr dem Geist widmen oder umgekehrt? Wählt ihr lieber Geist als Gold, dann wird eure Nation in Zukunft größer sein, als irgend eine der Vergangenheit. Wählt ihr aber Gold, so werdet ihr auch sehr schwer dafür zu bezahlen haben".

So etwa sprach Anni Besant an jenem Tage. Ich hoffe später nähere und genauere Mitteilungen über ihre Reden auf dem Chicagoer Kongresse machen zu können.

Den nächste Hauptanteil an dem Erfolge des Kongresses der theosophischen Gesellschaft hatte Professor Dr. Chakravarti von Allahabad in Indien.[1])

Prof. Chakravarti, heute ein Mann von etwa 35 Jahren, groß und sehr korpulent, verstand es trotz seines schwachen Stimmorgans — eine Eigentümlichkeit, die er übrigens mit allen Asiaten, die ich hier sprechen hörte,

[1]) Siehe Sphinx v. Sept. Seite 166, wo der Name nicht ganz richtig gegeben ist.



teilt — sein Auditorium zu äußerster Aufmerksamkeit zu fesseln. Er spricht fließend englisch. In seinen Vortrag liegt ein tiefes Pathos, und seine oft mit Zitaten aus Sanskrit-Texten geschmückten Reden hören sich an wie die eigenartig monotonen Gesänge der Orientalen. Er liebt es seine Ausführungen mit Erzählungen alt-indischer Legenden zu würzen und seine Gedanken in allegorischer Form darzustellen.

Um dem Leser hier einen Begriff zu geben von den Reden dieses hervorragenden indischen Theosophen, möchte ich eine Stelle aus seiner Schlußrede v. 17. Sept. anführen. Er sprach an diesem Abend von dem höheren und dem niederen Selbst. Er führte aus, daß es inmitten der rastlosen physischen Arbeit und der Unruhe, in welche die Völker des Westens eingetaucht erscheinen, nur natürlich sei, daß sie nur wenig Verständnis besitzen für jenes andere, jenes höhere Leben.

„Manchmal jedoch — fuhr er dann fort, — wenn Ihr Euch zurückzieht aus dem Lärm und ungestümen Strudel der Welt des Werktages, wenn ihr der rauschenden Musik des murmelnden Flusses lauscht, oder wenn ihr aufblickt zu dem silberstrahlenden Sternenhimmel, dann entschwinden alle Erfahrungen und Mühseligkeiten, aller Streit und alle Unruhe der Welt von der Ebene eures Bewußtseins, dann fühlt ihr euch dieser Welt enthoben, dünkt euch nicht mehr jene armseligen Kreaturen, als die ihr euch vorher fühltet, sondern ahnt eure Geburts-Rechte des Paradieses. Es ist schwieriger für die Völker des Westens, diese Ideale des Geistes zu verstehen, wegen ihres endlosen, fieberhaft ungestümen Jagens nach Gewinn oder nach bloß leiblichen Freuden und Vergnügungen.

„Ihr könnt es kaum fassen, welch' weite Felder des Gedankens jenseits liegen. Allerdings ist eine weite Kluft zwischen dem Geiste und der Seele, wenn ihr aber in die Tiefe blickt, so werdet ihr doch eine unversiegbare Quelle des Lebens schauen, die den Schauenden für sein ganzes Leben glücklich macht. Im Osten zieht der Hindu sich, seiner Religion gemäß, jeden Tag einmal aus den Sorgen des Lebens zurück und überläßt sich eine Zeit lang innerer Betrachtung. Er sitzt dann am grünen Ufer des silbern-glänzenden Stroms, wenn sich Tag und Nacht die Hände reichen, und träumt von dem, was jenseits unserer bloß irdischen Lust liegt. Und in seine Seele fließt in dieser Stunde ein unbeschreiblicher Balsam, die eigentliche Poesie des Daseins, die eigentliche Romantik des Lebens".

Dieser indische Theosoph widerlegte hierauf ausdrücklich jene Behauptung europäischer Gelehrten, daß die Litteratur des Ostens gar nichts Esoterisches enthielte, und bewies deren Unrichtigkeit durch Zitate aus derselben und durch ausführliche Erzählung einer indischen Legende, auf die wir die Leser für später vertrösten müssen.

Außer diesen beiden Hauptrednern sprachen an den drei Kongreß-Tagen noch W. Q. Judge von New-York, Vice-Pres. T. S., Hevavitarana Dharmapala von Ceylon, Dr. med. J. D. Buck von Cincin-

nati (O), C. F. Wright von London, Dr. med. J. A. Anderson von San Francisco, Cal., und einige Damen, unter denen sich namentlich Mrs. J. Cooper-Oakley von London durch klaren logischen Gedankengang und sicheren Vortrag auszeichnete.

Indem ich nun den Leser freundlich bitte, bis auf weiteres mit diesem kurzen Bericht vorlieb zu nehmen, möge mir noch eine Schlußbemerkung gestattet sein, Gedanken die sich mir während der Niederschrift des Obigen aufdrängten.

Was können die Leiter und Mitglieder der „theosophischen Vereinigung“ für einen Nutzen ziehen aus diesem so erfolgreichen Kongreß von Vertretern einer Sache, die ja auch die ihre ist? (Der einzige Unterschied liegt ja nur in der Sprache.) Antwort: Sie können von den Engländern, den Amerikanern, den Indern lernen, wie man vorgehen muß, um der theosophischen Bewegung einen Impuls zu geben. Dies geschieht, wie wir in Chicago sahen, am besten durch das gesprochene Wort, durch — um den englischen Ausdruck zu wiederholen — Platform-Arbeit.

Und was diese betrifft, so wurde mir auf diesem Kongreß die große Wahrheit klar, die Goethe am Schlusse seines „Faust“ ausspricht:

Das Ewig-Weibliche
zieht uns hinan.



Innere Selbstherrlichkeit.

Unantastbar und makellos muß der werden, dessen geistiges Schaffen der Menschenmenge seinen Stempel aufdrücken will. Sie sträubt sich wohl zuerst dagegen und schreit, aber sie kann doch nicht aufkommen gegen die Größe solcher Reinheit, bis sie sich daran gewöhnt hat. Das aber ist der Grund all ihres Hasses und ihrer Feindseligkeiten: sie kann Keinen ertragen, der in seiner bewußten Unantastbarkeit hoch über ihnen steht, und möchte Jeden mit denselben Schwächen und Unfertigkeiten behaftet sehen, die sie selbst kennzeichnen.

F. E.





Die psychomagnetische Kraft.

Von

Dr. Carl du Prel.

(Schluß.)

Im Mittelalter war der Begriff des animalischen Magnetismus noch nicht so genau präzisiert, als heute; er war aber verschiedenen Schriftstellern bekannt, und sie wußten insbesondere, daß der angespannte Wille, die lebhafte Imagination und die innere Erregung wichtige Faktoren sind, den magnetischen Einfluß zu verstärken. Marsilius Ficinus sagt: „Wenn ein Dampf oder ein gewisser Geist, durch die Strahlen der Augen oder anderswie ausgesendet, einen Menschen neben uns fascinieren, anstecken oder beeinflußen kann, so wird eine noch schärfer ausgeprägte Wirkung eintreten, wenn dieses Agens gleichzeitig vom Willen und von der Einbildungskraft ausgesendet wird, so daß es nicht erstaunlich ist, daß körperliche Krankheiten auf diese Weise benommen oder mitgeteilt werden können".[1]) Bacon von Verulam definiert die Fascination in der gleichen Weise als Kraft der Einbildung auf den Körper eines Anderen.[2]) Paracelsus aber spricht es geradezu aus, daß diese Kraft eine fernwirkende ist: „Darbey sollen ihr aber alle wissen, daß die imaginatio die ursach ist, und daß imaginatio ein vollkommen Geist macht. Und daß derselbige Geist große Macht und Krafft hat ... Darumb so ist der Imagination die Welt nicht zu weit. Mag wohl imaginiren über Tausend Meil und auch imprimiren Tausend Meil".[3])

Das Mittelalter hat überhaupt den Accent mehr auf die psychologische als physiologische Seite des magnetischen Agens gelegt, sowohl in Bezug auf die Ursache, d. h. den Zustand des Agenten, als bezüglich der Wirkungen, die auf Seite des Perzipienten eintreten. Ein richtiges Verständnis des magnetischen Agens gewinnen wir in der That erst dann, wenn wir diese psychologische Seite ins Auge fassen. Die Magnetiseure haben das viel zu wenig erkannt und in der Ausübung zu wenig befolgt, daher der große Hiatus zwischen unseren modernen magnetischen Heilungen und etwa denen der christlichen Mystik. Unseren Magnetiseuren ist der Magnetismus eine physiologische Ausströmung des menschlichen Körpers, die sogar häufig mit der Körperwärme identifiziert wurde; in der That hat aber das magnetische Agens auch psychologische Merkmale: es spielt

²) Marsilius Ficinus: de vita compar. c. 20. 21.

³) Bacon: de augmentiv scient. N. c. 3.

⁴) Paracelsus: Werke (Huser) II. 276.

nicht nur der psychische Zustand des Agenten eine Rolle, sondern die ausgelöste Kraft selbst ist psychisch modifiziert und kann darum auch den Perzipienten psychisch beeinflußen. Der Magnetismus ist animalisch in doppeltem Sinne, von animal, wie anima abgeleitet. Mit anderen Worten: das magnetische Agens ist Ausfluß der ganzen Seele, nicht bloß als des belebenden Prinzips des Körpers, sondern auch als eines denkenden, fühlenden, vorstellenden und wollenden Wesens. Ich kann aber den Inhalt meiner Seele nur übertragen, soweit sich derselbe in dem Objekt, auf das ich einwirke, zu äußern vermag. Ich kann als Magnetiseur jemanden gesund machen, weil unser belebendes Prinzip wesentlich gleich ist; dagegen kann ich beim Tischrücken das Leben nur in der Form räumlicher Bewegung mittheilen, deren Richtung aber von meinem Willen bestimmt wird. Ich kann Gedanken, Gefühle, Vorstellungen, Empfindungen übertragen, aber nur auf gleichwertige Objekte.

Die magnetische Kraft ist also, näher definiert, eine psychomagnetische Kraft, und erst als solche liefert sie uns den Schlüssel zur Magie. Im Mittelalter hat man zwischen weißer und schwarzer Magie unterschieden. Mit Recht; aber in beiden handelt es sich um magnetische Kräfte. Aber gerade wenn das magnetische Agens animalisiert werden kann im Sinne von anima, wenn es psychisch modifiziert, beseelt werden kann, muß es nach der schwarzen wie weißen Seite gebraucht werden können. Es müssen also Analogien bestehen zwischen den Leistungen der Magnetiseure, der Hexen und Zauberer, wie der Heiligen, und zwar ganz unbeschadet ihrer moralischen Differenz. Die Uebereinstimmung besteht in Bezug auf das Agens, soweit es magnetisch ist; die Differenz besteht, soweit es psychomagnetisch ist.

Alle Magnetiseure von tieferer Einsicht haben erkannt, daß es sich beim Magnetisieren nicht bloß um mechanische Manipulationen handelt, sondern daß die Gesinnung, in welcher magnetisiert wird, die Aufmerksamkeit, die man darauf verwendet, der Wille, der mehr oder weniger angespannt wird, die Kraft der Ueberzeugung u. s. w. Faktoren von großer Bedeutung sind. Das hindert allerdings nicht, daß beim Mangel dieser Faktoren das magnetische Agens noch immer physiologische Wirkungen herbeiführen kann. Unsere heutigen Magnetiseure nehmen also im Durchschnitt die indifferente Mitte zwischen Heiligen und Hexen ein. Daß aber alle drei Kategorien sich der gleichen magnetischen nur verschiedenartig beseelten Kraft bedienen, das zeigen verschiedene Analogien, die jedoch hier nur in Bezug auf Fernwirkung erwähnt werden sollen.

Eine solche Analogie ist die Sichtbarkeit des Agenten für den Perzipienten. Deleuze, einer der erfahrensten Magnetiseure, sagt: „Es giebt mehrere unbestreitbare Beispiele von Personen, welche magnetisiert und somnambul geworden, ihren Magnetiseur gegenwärtig sehen, auch wenn er sie auf mehrere Meilen Entfernung magnetisiert“.[1]) Auch Billot kannte

[1]) Billot: Recherches psychologiques II, 28.

einen Arzt, der seine Patientin auf meilenweite Entfernung in Somnambulismus versetzte, wobei diese ihn jedesmal sah, als stände er neben ihr.[1]) Dr. Meyer erzählt, ein Magnetiseur habe seine Kranke auf 2½ Meilen Entfernung dadurch in Schlaf versetzt, daß er seine Gedanken auf sie richtete. Später erzählte sie, es sei ihr vorgekommen, als stände er neben ihr.[2])

Wenn wir nun in der christlichen Mystik dem gleichen Detail begegnen, und zwar aus einer Zeit berichtet, da man den animalischen Magnetismus kaum kannte, so werden wir daraus nicht nur auf die Identität der Kräfte schließen, sondern auch auf die Wahrheit solcher Berichte. Vom heiligen Xaverius wird berichtet, daß er und sein Genosse, Fernandus ein scheintotes Mädchen in Japan fernwirkend beeinflußten wobei das Mädchen die beiden Wunderthäter im leiblichen Abbild sieht; diese aber erkennen fernfühlend die geschehene Heilung und verkündigen sie,[3]) wie Christus bei Johannes.[4]) Diese Verbindung zweier Agenten muß wohl ebenso als eine magnetische angesehen werden, wie die Verbindung von Petrus und Johannes, die den Lahmen heilen.[5])

Das gleiche Phänomen finden wir nun in der Hexerei. In dem Prozeß gegen die Hexe Helie de la Bruë sagt der Zeuge Cardaillac, die Hexe sei ihm zu wiederholten Malen sichtbar vor dem Bett erschienen, während die Anwesenden nichts sahen.[6]) So würde aber auch bei einer Magnetisierung aus der Ferne ausgesagt werden. Ueber die Klosterfrau Renata von Unterzell bei Würzburg — sie wurde 1749 als Hexe mit dem Schwert hingerichtet und dann verbrannt — existiert ein umständlicher, vom Abte Loschart für die Kaiserin Maria Theresia geschriebener Bericht. Darin kommen auch zauberische Fernwirkungen vor, bei welchen die geplagten Klosterfrauen vor ihren Betten häufig das Phantom der Renata sahen.[7])

Eine ganz ähnliche Aussage aus neuerer Zeit bietet der berühmt gewordene Prozeß von Cidéville, der mit zahlreichen eidlichen Zeugenaussagen vorliegt, vom Geständnisse des Angeklagten ganz abgesehen. Es handelt sich hier um einen Knaben, der beständig vom Schatten eines Mannes verfolgt zu sein erklärte, den er nicht kannte, bis er, mit dem Angeklagten Thorel konfrontiert, ausrief: dies ist der Mann![8]) Ich empfehle das Studium dieses Prozesses hauptsächlich jenen Juristen, welche noch immer meinen, die Geheimwissenschaften gehen ihre hohe Fakultät nichts an. Sowohl bei diesem Thorel als bei der erwähnten Renata wurde die merkwürdige Solidarität des Phantoms mit dem Agenten beobachtet.

---

[1]) Derselbe I, 842.

[2]) Archiv für thierischen Magnetismus XII, 3, 82. — Kreyherr: Die mystischen Erscheinungen I, 246.

[3]) Orlandinus: hist. soc. Jesu IX, 213—215.

[4]) Evang. Joh. IV, 51—53.

[5]) Apostelgeschichte III, 3—4.

[6]) De Lancre: Incrédulité et mécréance du sorcilége 819.

[7]) Horst: Zauberbibliothek III, 165—202. — Görres: Die christliche Mystik V, 357—366.

[8]) Mirville: des Esprits, 319—385.

An diesem Merkmal der Sichtbarkeit des Agenten zeigt sich also die Zauberei und Hexerei als ein Spezialfall des fernwirkenden Magnetismus, und zwar als psychomagnetisch, indem das Agens die Qualität der Psyche annimmt, aus der es fließt, und welche ihre guten wie schlimmen Absichten übertragen kann. Kurz und bestimmt hat schon Paracelsus das mit Worten ausgesprochen: „Es ist alles die eine und die gleiche Kraft, verfluchen und gesund machen".[1]) Das wußte schon der Mönch Roger Bacon im 13. Jahrhundert.[2]) Dieselbe Hand Christi, welche Kranke heilt, läßt den Feigenbaum verdorren,[3]) ganz entsprechend den weiteren Worten des Paracelsus: „Dieweil doch kein unterscheidt zwischen Sanctum und Magum nicht ist, als allein der ein durch Gott, der ander durch die Natur".[4]) Auch van Helmont bekämpft die Anschauung, daß die Hexerei mit Hülfe des Satans geschehe; ihm ist sie eine im Menschen selbst liegende Fähigkeit, eine magnetische Fernwirkung.[5]) Pomponatius spricht davon, daß eine heftig erregte Seele auch nach außen wirken und fremden Körpern die Gesundheit mittheilen kann; dann aber fügt er bei, es sollte diese Kraft geheim gehalten werden, weil sie, wie zum Guten, so auch zum Schlimmen angewendet werden könne.[6]) Wenn in der Bibel Kranke dadurch gesund werden, daß sie sich in den Schatten Christi stellen, so findet sich auch davon das Gegenstück in der schwarzen Magie: Agrippa sagt, daß die Magier es verbieten, sich in den Schatten eines Kranken zu stellen, daß dagegen die Zauberer darauf sehen, den Bezauberten mit ihren Schatten zu bedecken.[7]) Als eine psychisch modifizierte Kraft bezeichnet er den Magnetismus, wenn er sagt, daß durch heftige Einbildung und Leidenschaft Krankheit und Gesundheit fremden Körpern mitgetheilt werden kann.[8]) Avicenna sagt, daß die Seele vermöge der Einbildungskraft auf entfernte Körper wirke, sie faszinieren, heilen oder schädigen kann.[9]) Zu dieser Stelle bemerkt Thomas von Aquin, indem er die physiologische wie psychische Natur dieses Agens betont: „Wie ich nach Avienna annehme, so geht es bei der Bezauberung folgendermaßen zu: Durch die seelische Erregung wird der Körper verändert und diese bösartige Veränderung spiegelt sich im Auge, und wird so auf den Bezauberten übertragen, wie ja auch das Auge einer Menstruirenden einen Spiegel infiziert. Solche Hexen besitzen eine gewaltige ansteckende Kraft der Seele und des Körpers, welche sie leicht durch die Kraft der Imagination übertragen können. Die Kraft kann so groß werden, daß die Hexen durch ihre Imagination ihre widerstandlosen Opfer sogar töten

[1]) Paracelsus: philos. sagax., II, c. 3.
[2]) Opus majus (1733) p. 252.
[3]) Evang. Marc. 11, 20.
[4]) Paracelsus: Werke, II, 490, 629 (Huser).
[5]) van Helmont: de magnetica vulnerum curatione, 168.
[6]) Pomponatius: de incantationibus, 44, 51.
[7]) Agrippa: de occulta phil., I, c. 49.
[8]) Derselbe I, c. 65.
[9]) Avicenna: de nat. ser., VI, 6.

können.[1]) So schreiben noch heute die Indianer am Amazonenstrom ihren Zauberern beide Fähigkeiten zu: durch den Athem — also durch einen magnetischen Akt — Wunden zu heilen, und ihre Feinde fernwirkend mit Krankheit zu schlagen.[2])

Die Fernwirkung kommt auch den Somnambulen und Autosomnambulen zu, kann aber auch bei diesen schädigend auftreten und zeigt sich verbunden mit der Sichtbarkeit des Agenten. Ricard sagt, er habe mehrere Somnambule getroffen, welche, wie Hexen, fernwirkend waren.[3]) Auch Du Potet kannte Somnambulen, die auf ihn und andere Personen einwirkten und deren Gesundheit schädigten.[4]) Deleuze schreibt an Billot, es gebe viele Somnambulen, welche entfernten Personen erscheinen und auf sie wirken.[5]) Als Dr. Herrmann mit der Somnambulen Höhne über die Krankheit seiner Frau sprach, wobei er übrigens nur auf Entlarvung dieser Somnambulen ausging, sagte die Höhne, sie sei in vergangener Nacht bei seiner Frau gewesen und habe sie magnetisiert. In dieser Nacht nun hatte die Frau geträumt, die Höhne sei bei ihr und magnetisiere sie. Als wissenschaftlicher Arzt bemerkt Dr. Hermann dazu natürlich, das sei Zufall gewesen.[6])

Die Somnambule Auguste Müller sagte ihrer Freundin, sie wolle sie in der folgenden Nacht besuchen. Die Freundin achtete nicht darauf und legte sich zur gewohnten Stunde bei verschlossener Thür nieder. Nachts erwachte sie, sah vor sich eine lichte Wolke, rieb sich die Augen und erkannte nunmehr Auguste im Nachtkleid, freundlich sie anlächelnd, von Helligkeit umgeben. Das Phantom sprach ihr zu, sich nicht zu fürchten und legte sich zu ihr, die darauf einschlief, ins Bett. Morgens erwachte sie von ihrem Zahnweh befreit, ging zu Auguste und erfuhr zu ihrem Befremden, diese habe das Bett nicht verlassen.[7]) Den Magnetiseuren ist es von jeher bekannt gewesen, daß die magnetische Kraft von Personen, die sich im Somnambulismus befinden, weitaus bedeutender ist, als die der Magnetiseure selbst; es ist daher nicht verwunderlich, daß es auch bei der Fernwirkung solcher Personen bis zur Sichtbarkeit des Phantoms kommt.

Es ist in neuerer Zeit sehr viel von „psychischer Kraft" die Rede, um gewisse Erscheinungen, sowohl des Somnambulismus, wie des Spiritismus zu erklären. Daß mit dieser Erklärung ohne nähere Definition nicht viel anzufangen ist, bedarf keiner Ausführung. Hätte die bisherige Untersuchung auch nur diese nähere Definition ergeben, so dürfte das doch nicht zu unterschätzen sein. Man kann mit dem Erklärungsprincip der psy-

---

[1]) Thomas: Leutra gratites, IV.

[2]) Wallace: Travel on the Amazon, 499.

[3]) Ricard: traité théorétique du magn. 329.

[4]) Du Potet: Journal du magn., VIII, 371.

[5]) Billot: Recherches psychologiques, II, 29.

[6]) Brendel: Kritik der kommissarischen Berichte und Protokolle über die ärztliche Beobachtung der Somnambulen Christine Höhne, 121.

[7]) Dr. Meier und Dr. Klein: Höchst merkwürdige Geschichte der Auguste Müller, 95.

chischen Kraft immerhin einiges anfangen, wenn wir sie in Verbindung bringen mit dem animalischen Magnetismus, so daß sie fortan an der Entwicklung dieses Wissenszweiges teilnimmt.

Zusammenfassend können wir zwei Sätze aufstellen, welche gewissermaßen identisch sind, und das Problem der Fernwirkung einigermaßen erklären: 1. Die magnetische Kraft hat ihre physiologische und psychologische Seite, und in ihren merkwürdigsten Erscheinungen zeigt sie sich psychisch animalisiert. 2. Die sogenannte psychische Kraft, auf die in neuerer Zeit nicht nur die telepathischen, sondern sogar einige spiritistische Phänomene zurückgeführt werden, zeigt sich bei näherem Zusehen als psychomagnetische Kraft.

Die organische und die seelische Kraftpotenz.

Eine Nachschrift des Herausgebers.

Zu Freiherrn Dr. Carl du Prel's interessantem und wertvollem Beitrage über „die psychomagnetische Kraft" möchte ich folgenden Zusatz machen:

Du Prel sagt: „Sowohl in der Ursache wie im Resultat der Fernwirknng finden wir Analogien mit der magnetischen Fernwirkung; beiden liegt also dieselbe Kraft zu Grunde". — Ersteres ist zweifellos, und ist nunmehr von Du Prel mit reichstem Thatsachenmaterial belegt worden. Ob daraus aber sein Nachsatz folgt, hängt davon ab, was man unter „Kraft" versteht.

Allen Erscheinungen überhaupt, sowohl in der sinnlichen, wie in der übersinnlichen Welt, liegt nur eine (einheitliche) Kraft zu Grunde, die wir „Urkraft" oder „Gott" oder sonstwie nennen mögen, und deren verschiedene Erscheinungsformen alle Krafterscheinungen überhaupt sind. Wenn wir nun aber diese Erscheinungsformen von Kraft als verschiedene „Kräfte" oder verschiedene „Potenzen" jener Urkraft bezeichnen wollen, dann folgt aus der Analogie bei verschiedenen solchen „Krafterscheinungen" oder „Kraftpotenzen" noch nicht, daß sie eine und dieselbe sind, sondern immer nur, daß Verwandtschaft zwischen ihnen besteht, welche auf die Ureinheit aller dieser Kraftformen deutet.

Wie steht es nun mit der Analogie zwischen der „magnetischen" Fernwirkung der „organischen" oder „Lebens"-Kraft und der „psychischen" Fernwirkung des Gedankens und des Willens?

Man kann den Ueberschuß seiner eigenen organischen Lebenskraft anderen derselben bedürftigen Menschen zu gute kommen lassen, indem man diese Kraft durch unmittelbare Berührung ihres Körpers (Handauflegen) überströmen läßt. Die gleiche, oft sogar noch bessere Wirkung wird erzielt, wenn man die Patienten nicht berührt, sondern nur in 10 bis 15 cm Entfernung über ihre ohnehin bekleidete Haut dahinfährt. Das ist magnetische Fernwirkung.

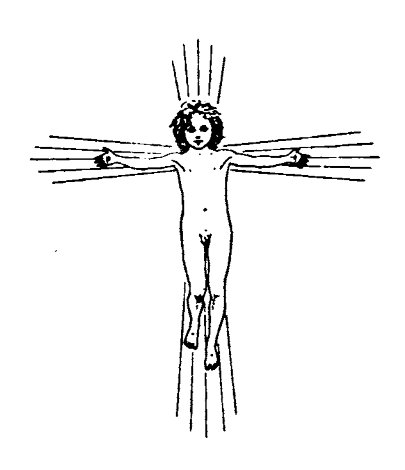
Man kann andererseits durch hypnotische Verbal-Suggestion bei den Patienten in ihrem Gehirne die selbstthätige Naturheilkraft ihrer Seele auslösen und durch solche Suggestionstherapie thatsächliche Heilwirkung ausüben. Die gleiche Wirkung kann bei manchen sehr empfänglichen (hochgradig sensitiven) Patienten auch durch Gedanken- und Willensübertragung (suggestion mentale) aus geringerer oder größerer Ferne (Telepathie und Telenergie) erzielt werden. Das ist psychische Fernwirkung.

Folgt daraus nun, daß beides „dieselbe Kraft" ist? Daß es also nur eine „psychomagnetische Kraft" giebt? — Keineswegs! Die Analogie besteht nur darin, daß sowohl die organische Kraft (der Lebensmagnetismus) wie auch die psychische Kraft (Gedanke und Wille) ihre Schwingungen auf nähere oder fernere Körper durch einen



für uns nicht sichtbaren Stoff übertragen. Der Unterschied zwischen beiden Kraft-erscheinungen ist aber der, daß dieser Stoff bei dem organischen „Magnetismus" die Luft ist, oder die Individual-Aura, bei der psychischen Kraft (Gedanke, Geist) der Aether oder das Astrallicht. Daher ist die Fernwirkung im ersteren Falle bei nicht vorbereiteten Schlafenden oder bei leblosen Körpern auf eine nur sehr geringe Entfernung beschränkt, die Fernwirkung des Gedankens aber umspannt unsern ganzen Planeten. Gedanke und Wille oder die psychische Kraft sind eben eine sehr viel höhere Kraftpotenz als die des organischen „Magnetismus".

Hübbe-Schleiden.



Das Nackte.

Die größte Nacktheit ist immer am keuschesten, und erst durch unreine Gedanken wird Menschliches und Allzumenschliches hineingetragen, durch Gedanken, die alle Ursache haben, in gleißender Gewandung einherzugehen. Und in unserer größten Keuschheit sind wir am nacktesten, das ist: am wahrsten, ohne jede Verkleidung. Das rein Menschliche und das rein Geistige decken sich hier.

Versucht es doch einmal, in euern Gedanken keusch zu sein, ihr „Moralischen"!

F. E.





Nacht.

Von

Franz Evers.

✱

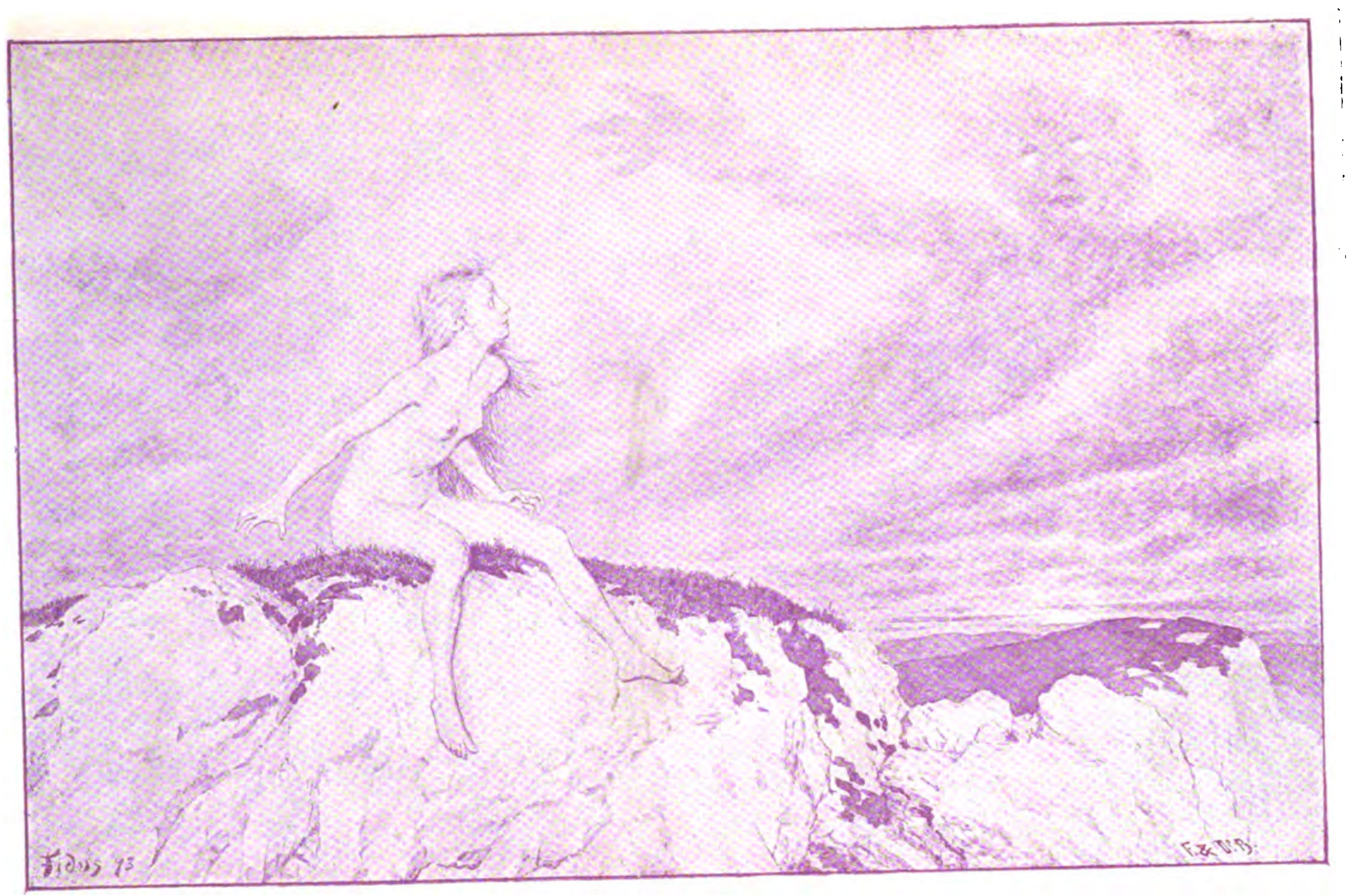
Die Sterne sind so hell, so hell;
nun leuchten meine Lande.
Die Sonne glühte gar zu grell,
nun ward die Nacht mein Weggesell,
nun leuchten meine Lande,
    leuchten in stiller Pracht.

Nehmt ihr den Tag mit seiner Hast
und seiner harten Frohne.
Die ihr des Schaffens Grund nicht faßt,
nehmt ihr den heißen Tag und laßt
mir meine Sternenkrone,
    meine Krone der Nacht.

Und geht ihr euern breiten Weg,
ich schreite wie ein König.
Und was ich tief im Herzen heg,
das leuchtet mir auf meinen Weg.
Ich schreite wie ein König
    zu meiner Königin.

Die Nacht ist weit, die Nacht istt ief,
von ungebornem Leben.
Was seit Jahrtausenden schon schlief,
und was die Sonne noch nicht rief,
das ungeborne Leben:
    L e b e n, ich grüße dich.





Kunstbeilage zur „Sphinx“ Novemberheft 1893.

Der Wolkenmann.



Gottesdienste.

Von

O. Plümacher.

Wie bei den meisten Menschen von normaler Intelligenz gehen auch meine Kindheitserinnerungen bis an die Grenze vom dritten zum vierten Jahre zurück. Ein „Baiser" mit Schlagsahne gefüllt eröffnet den Reigen; die zweite Erinnerung aber, mit so viel anschaulichem Detail ausgestattet, daß ich sie jetzt noch zum farbigen innern Bilde gestalten kann, ist eine Kirchenprozession.

Von meinem vierten bis zu meinem zehnten Lebensjahre lebten meine Eltern in der Stadt des heiligen Gallus. Jeden Monats-Sonntag zog die Kirchgemeinde St. Georgen hinunter in die Stadt zum Hochamt in der Klosterkirche; voraus das silberne Kruzifix und zwei Fahnen, dann der Geistliche mit der Monstranz, die zwei Chorknaben mit den Weihrauchfässern und hinterher die kleine ländliche Gemeinde; die Frauen und Mädchen in der farbenreichen, damals noch allgemein auf dem Lande üblichen Landestracht mit den Pfauennest-Hauben, manche der Männer in den scharlachroten Westen der Sennen, mit den breiten schwarzen Ledergürteln, auf denen von goldblank geputztem Messingblech der „Kuhreigen" prangte. So zogen sie, den „Rosenkranz" murmelnd die steile Mühleckstraße hinunter, in das schöne, weitläufige Kloster an der ungestümen Steinach. Und ich kleines Protestanten-Kind nahm das Bild auf mit all' meinen frischen Sinnen, und es grub sich mir in die Seele zur unvergeßlichen Erinnerung.

Dieser bescheidenen Miniature folgen eine große Anzahl imposanter Gemälde kirchlicher Prachtentfaltung. Fronleichnamstage, eine Bischofsweihe, Firmelungen, österliche und pfingsttägliche Hochämter mit Musik, wohlgeschulten Sängerchören, herrlichem Glockengeläute, fröhlichem Böllerabschießen und süßem Weihrauch bilden glänzende Lichtpunkte in den folgenden sechs Jahren. Ja, diese ganze Zeit nimmt Farbe und Ton vom katholischen Kultus, und das „geistliche Jahr" bildet den goldenen Rahmen innerhalb deren meine Kindheitsidylle sich aufbaut.

Meine Eltern hatten einen schweren ökonomischen Verlust erlitten. Mit Muth und Festigkeit hatten sie sich für einige Jahre noch größere Einschränkung der Lebensweise auferlegt, als wirklich nötig gewesen wäre, um den Verlust teilweise wieder zu decken. Es war ein absolut schmuckloser Haushalt, eine Lebensweise von nüchternster, strengster Einfachheit, in der ich zum Selbstbewußtsein erwachte und von wo aus ich anfing, meine „Welt als Vorstellung“ zu gestalten. Das Kunstschöne hatte keine Stätte in unserem Haushalt; die Mobilien waren einfach und von der wohlfeilsten Art in jenen steif-häßlichen Formen, wie sie die dreißiger und vierziger Jahre mit Vorliebe hervorgebracht haben. Schmucklos waren auch die Wände, denn zu guten Bildern fehlten die Mittel. Surrogate verachtete der gebildete Geschmack meines Vaters. In andere, besser ausgestattete Häuser kam ich nicht, denn meine Eltern hatten St. Gallen gerade deshalb zum Aufenthalt gewählt, weil sie dort völlig fremd waren und unbeachtet, unbekrittelt ihrem Lebensplane folgen konnten. Die halbländlichen, kleinbürgerlichen Heime einiger Nachbaren, in die ich gelegentlich kam, waren eben so schönheitsverlassen wie meine elterliche Wohnung. Die Schönheit der Natur lag freilich reich ausgebreitet da für Jeden, der sie hinsehen wollte, resp. konnte; aber für das Kind ist das Naturschöne noch nicht da. Das Schönempfinden wird ihm erst vermittelt durch die und von den Schöpfungen der Kunst. Aus den letzten Jahren des St. Galler Aufenthaltes erinnere ich mich zwar einiger Abende auf den Höhen von Peter und Paul, Vögelisedk, in einem Ufergarten nahe Arbonis (der Römer Arboarfelix) mit solchen Einzelnheiten der Berg-, Wasser- und Luftfarben, daß ich daraus schließe, daß ich damals anfing, auf Landschaftsbilder ästhetisch zu reagieren. Bis zum siebenten Jahre aber war dies entschieden nicht der Fall; bis dorthin war allein und ausschließlich die Klosterkirche der Quell des Schönen für mich.

Mein Vater verlebte seine Rosenzeit in Frankreich, als Offizier in der Schweizergarde unter Ludwig XVIII und Karl X. Zuweilen schien es ihm selbst Freude zu machen, von den Eindrücken und Erlebnissen jener Jahre zu Frau und Kind zu sprechen und zu erzählen von Pracht und Glanz der Königsschlösser und der Kunst der ersten Weltstadt jener Tage. Da lieferte mir dann meine liebe Klosterkirche das Bild zum Worte, das Material, um die Begriffe meines Vaters mit den konkreten Farben und Tönen sinnlicher Anschaulichkeit plastisch zu gestalten und lebendig zu machen. Die vergoldeten, mit rotem Damast bezogenen Lehnsessel, auf denen die Bischöfe gesessen, die silbernen und goldenen Lampen und Kandelaber, die bergkrystallenen Kronleuchter mit dem strahlenden Walde von Wachslichtern, sie dienten mir, um die Tuillerien und Versailles in meinem Geiste auszustatten. Wie wären doch die „Gallerien des Louvre“ für mich nur ein leeres Wort geblieben, wenn nicht jeder Altar in den marmorenen Seitenkapellen jener Klosterkirche schöne Oelgemälde gehabt hätte, Bilder von der lieblichen Jungfrau Maria, dem ritterlichen St. Georg, dem Meinhardus mit den niedlichen klugen Raben u. s. w. Und wenn

mein Vater von der „alten Catalani", der Grisi, der bezaubernden Malibran, der klassischen Pasta erzählte, dann dachte ich an die süße, geheimnisvolle Stimme, die „letzthin" mir mit „Agnus Dei" so zu Herzen sang; und wenn er gelegentlich von „La Sémiramide" den gewaltigen Chor aufmarschieren ließ und das Rauschen des Orchesters bei einem von Rossini's „poco a poca crescendo bis zum forte, fortissimo und fortefortissimo beschrieb — wie wäre da meine Phantasie am Hage gestanden, wenn es ihr nicht von „unlängst" nachgetönt hätte: Gloria, Gloria in excelsis Deo!"

Ja, du meine liebe Klosterkirche des heiligen Gallus, ein sprudelnder Lebensquell des Schönen, der edelsten, weil selbstlosen, das Ich völlig ausschaltenden Freude bist du für mich gewesen! Die Fähigkeit aber, den katholischen Kultus ästhetisch zu genießen, ist mir aus jenen Zeiten bis zur Stunde verblieben und erregt oft die Verwunderung meiner Freunde, wenn ich — „die Philosophin" — zuweilen zum Hochamte wanderte, wo immer ich es von späteren Wohnsitzen aus erreichen konnte, in einem benachbarten badischen Grenzdorfe — wo die „Pracht" aus verblichenem Baumwollsammt, aus Klosterblumen und versilberten Leuchtern sich zusammensetzte mit Musik, die besser gemeint als ausgeführt war — oder in eine Stadtkirche Venezuela's — wo die hölzerne Gothik mit blauer Oelfarbe gestrichen ist.

Zahlreich sind die Blätter der Weltgeschichte, die von Schrecken und Gräueln, von Blut und Qualen berichten, die im Namen der christlichen, katholischen Kirche von ihren unchristlichen Vertretern, aus blindem Eifer oder mit dem Mantel der Dogmatik sich maskierender Herrschsucht, wohl auch aus gemeinem Eigennutz über Länder und Völker und viele hervorragende Einzelne gebracht wurden. Jedem einigermaßen Gebildeten sind diese „Nachtseiten" der katholischen Kirche wohl bekannt; aber verkannt wird, daß diese nicht dem *Wesen* des katholischen Christentums, sondern nur der Rohheit der dieses verzerrenden *Völker* zur Last fällt, und viel zu sehr wird andrerseits besonders in protestantischen und religiös-indifferenten Kreisen, auch jene „Sonnenseite" der katholischen Kirche übersehen, wo sie gerade innerhalb der europäischen Rasse Erweckerin und Spenderin des ästhetischen Genießens wird und mit der Poesie ihrer unzähligen, zum Teil tief bedeutungsvollen und lieblichen Legenden und gemüthvollen Aberglaubens aller Art *das öde Leben von Hunderttausenden verschönt*, denen — Fortuna's Stiefkindern – die weltliche Kunst und Poesie bisher unnahbar bleibt . . . . . .

In dem Falle, in dem ich mich als Kind befand, sind Tausend und Abertausend in der Entwickelung befindliche Menschen, besonders auf dem Lande und in kleinen Städtchen. Dabei denke ich an dieser Stelle noch nicht einmal an die Massen der noch unendlich schlimmer Gestellten, denen nicht nur das ästhetisch Schöne fehlt, sondern wo das ästhetisch und moralisch Häßliche die Umgebung bildet und die jungen Seelen niederdrückt. All' jenen und all' diesen kann die *Kunst im Dienste des Kultus* die Führerin in's Reich des Schönen werden.

Das Schönempfinden ist eine Form des Wahrnehmens, welche wohl bei keinem Menschen fehlt; schon der sechs Monate alte Säugling greift mit deutlichen Zeichen der Lust nach dem roten Lappen, dem glänzenden Bleche und lauscht dem musikalischen Ton des Glöckleins; es ist auch kein Kind, das nicht ein paar bunte Läppchen, glänzende Steinchen oder Glasstücken sammelt, aus keinem andern Grunde, als, weil sie ihm schön erscheinen. Sobald aber mit erkennendem Bewußtsein etwas als schön gewußt wird, so scheidet sich die Art, wie sich das Individuum zum Schönen verhält, in zwei verschiedene Weisen, von denen ich die eine die objektive, die andere die subjektive nennen will. Die subjektive bezieht das Schöne auf sich, begehrt es für sich zum Schmucke, zum Genusse, zur Vermehrung des Selbstgefühles und des Ansehens vor Andern; die objektive Weise vergißt über die Anschauung das anschauende Subjekt völlig und verlangt das Schöne nur um seiner selbst willen, welches Verlangen in der Schön-Wahrnehmung selbst schon sein Genüge findet und kein weiteres Besitzverhältniß verlangt [1]).

Soll nun das Schöne ein Mittel sein zur Erweckung und Stärkung der idealen Regungen der Seele, so dient dasjenige Kunstschöne hiezu am besten, welches der objektiven Betrachtungsweise am leichtesten zum Siege verhilft. Die Gallerie, die Kunst im Dienste des patriotischen Heroenkultus bleibt dem jugendlichen Bewohner der Dörfer und der kleinen Städtchen in der Regel unzugänglich in den Jahren, wo er dem Eindruck des Schönen am naivsten, unbeeinflußt durch die Meinung Anderer, offen steht; auch ist dem Kinde die Kunst im religiösen Kultus um so viel faßlicher, als seinem Gefühle Gott näher steht als der Begriff des Staates oder gar der des Vaterlandes.

Die hohe kulturelle Bedeutung der Kunst im religiösen Kultus wird aber auch durch negative Instanzen dargethan. Man denke z. B. an die Neu-Englandstaaten Amerika's und ihre Puritaner. Diese machten wie keine anderen religiösen Genossenschaften Ernst mit der Verbannung der Kunst und des Schönen, als Lockvögel zur Sinnenlust, aus dem kirchlichen Kultus und aus dem frommen Haushalte [2]) und unterbanden damit für viele Generationen die Lebensader des Schönheits- und Kunstsinnes, was

---

[1]) Zwischen dem einen und andern Verhalten besteht natürlich keine undurchdringliche Scheidewand, sondern feine Fäden laufen über Kreuz und quer von einer zur andern Seite hin und her; trotzdem bleiben beide als unterschiedlich bestehen und die eine oder andere ist je die vorherrschende in einer Seele. Auch ist letzteres durch ihre Beeinflussung des aktiven Verhaltens zu erkennen: die objektive Weise erzeugt den Künstler von Gottes Gnaden, der um „Gottes Willen“ schafft und nicht aus Geschäftsspekulation; die subjektive Weise führt zur Luxus- und Prachtliebe, erzeugt den Kunstbeschützer und Sammler aus Ehrgeiz und lehrt die Kunst mit Geschick und Schmiegsamkeit nach Brod gehen. Das Kunstwerk das sie erzeugt, ist das „Reizende“. D. V.

[2]) Die „Connecticut Blue Laws“ verbieten das Spielen irgend eines Musikinstrumentes mit Ausnahme der Trommel, der Trompete oder der „jews harp“ (Judenharfe).

wiederum eine ungeheure Verengerung des geistigen Gesichtsfeldes im allgemeinen und ein üppiges in's Krautschießen des Utilitarismus zur Folge hatte, sobald der spezifisch-religiöse Puritaner-Idealismus zu ersterben begann, zusammen mit der Opposition, an der er sich entzündet hatte.

Der europäische Protestantismus hielt die Kunst nur aus Opposition gegen den Katholizismus theilweise aus seinen Kirchen verbannt, nicht aber grundsätzlich ausgeschlossen, und die weitsichtigeren, geschichtlich und philosophisch gebildeten Führer desselben lassen ein bischen Kunst gerne wieder zur Hinterthüre herein. Die Nachkommen der Zwinglianischen „Bilderstürmer“ lassen sich gegenwärtig gerne Gemälde, bunte Fenster und silberne Abendmahlsgeräthe statt der rechtgläubigen hölzernen, schenken; Orgeln haben sie schon lange wieder, und Kirchengesangvereine sorgen allerorten dafür, daß der Gemeindegesang wieder etwas besseres werde als wohlgemeintes Geräusch. —

Aber der überhandnehmende Unglaube und materialistische Aberglaube, die trotzige Abwendung immer breiter werdender Volksschichten von allem, was Kirche heißt, beraubt immer mehr junge Seelen der Wohlthat der Schönempfindung aus reiner Quelle, wodurch das gefährliche, Begehren erweckende „Reitzende“ der dem Luxus und seinem wohlfeilen Affentum dienenden Afterkunst freies Feld gewinnt. Das echte Schöne — nicht das ästhetisch verherrlichte schönste Laster — wirkt ethisch anregend und stillt das unbewußte Verlangen der Seele, indem es beglückt.

Die Kirche mit den „*schönen* Gottesdiesten“ ist aber auch noch in anderer Weise eine Bringerin reiner Lust und Freude durch ihre *Feste*, welche dem Leben der „kleinen Leute“ als farbiger Kranz dienen, um das Grau-in-Grau der Sorge und Arbeit für die baare Existenz herum. Die äußerlichen Anhängsel der Feste des „geistlichen Jahres“, die Ostereier, die Palmenzweige, die Fastnachts-, Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgebäcke aller Art, deren Bereitung eben so geschäftige Fröhlichkeit verursacht, wie das Verzehren der guten Bissen; die schöne Sitte der Bergbesteigung am Himmelfahrtstage; das Herumgehen und Liederabsingen von Kindern am Drei-Königstag, als Weise aus dem Morgenlande verkleidet, die Feier des 1. Mai (Marienmonat) des St. Nikolaus-, des Sylvester- und des Berchtoldstages; all diese wunderbaren Festtagssitten und Gebräuche, welche unsern nüchternen, halbgebildeten und eingebildeten „Aufgeklärten“ als so einfältig erscheinen, in Wirklichkeit aber ebenso symbolisch tiefsinnig wie kulturgeschichtlich interessant sind, sie alle haben mehr oder minder eudämonologischen Wert.

Man muß aber eine recht versauerte Seele sein, wenn man nicht mehr „sich ebenso gut mit den Fröhlichen freuen, wie mit den Trauernden trauern und sie trösten kann; und man muß recht verbohrt in eine pessimistische Welttheorie sein, um nicht einzusehen, daß wenngleich das „Leid“ der schärfste Sporn ist zum „Hinauf“, doch *auch die Freude ihr Recht und ihre hohe Mission* im Erdenleben hat, und daß das Leid wie eine



wilde Pflanze ist, die überall von selber wächst, die Freude aber wie eine Zierpflanze, welche freundlicher Gartenkultur bedarf, und deren Samenkörner von sorglicher Hand ausgestreut werden sollten, wo immer ein geeignetes Plätzchen zu einem Freudenpflänzchen im Lebens-Felde des Nächsten sich zeigt.

Wie öde wird das Leben der Kinder, wie poesielos das sorg- und arbeitserfüllte Einerlei der Tage jener Klassen, denen die Genüsse der weltlichen Kunst, der Wissenschaft, der Reisen, und der feineren Geselligkeit versagt sind, wenn falsche Aufklärerei, gepaart mit unseligem Hasse gegen alles geschichtlich Gewordene, alles das hinwegfegt, was an kirchlich-weltlichen Sitten, Gebräuchen, Vorstellungen und symbolischen Handlungen im Schutz und Schirm der Kirche heranwuchs!

Ich weiß wohl, auch hier ist keine Rose ohne Dornen. Die Kirchweihen, Oster- und Pfingstmontage und so viele der Heiligen-Tage sind die Tage, an denen so recht „gerauft" und gelärmt wird. Aber das sind Ausbrüche des Thierischen im Menschen unter dem Einfluß von „Venus" und „Bachus", welche nicht daher rühren, daß die Lustbarkeit an eine religiöse Feier anknüpft, sondern im Gegenteil, weil solches Geknüpftsein zu sehr gelockert ist. Auch an den Ehrentagen des Vaterlandes wird gerauft, nicht nur an denen der Kirchenpatrone.

Der alte Seume sagt: Jemanden seinen Glauben verleiden wollen, weil derselbe unlogisch sei, ist grausamer, als wenn man einem Armen seinen alten, unschönen Mantel, welcher ihn doch immerhin noch warm hält und schützt, deswegen fortnehmen wollte, weil er altmodisch sei. Während nun die Entkirchlichung noch immer im schnellsten Tempo vor sich geht in der Richtung des praktischen Materialismus, so wenden sich tiefere Geister gerade in der entgegengesetzten Richtung von dem landläufigen Christentum der im Buchstabendienst erstarrten Staatskirche ab, ohne aber bis jetzt eine passende Gußform gefunden zu haben für ihre religiösen Gedanken- und Empfindungsströmung, worin diese den weiteren Kreisen der religiös Verwaisten entgegengebracht werden können. Je geistiger, je mehr von mythologisch-anthropomorphen Vorstellungen geläutert die Religion der Zukunft sein soll, um so schwieriger wird es sein, ein äußeres Gewand zu finden für die Uebermittlung ihrer Ideen und der zu Motiven des praktischen Verhaltens geeigneten Vorstellungen an weitere Kreise, zu deren Gewinnung für die neue Heilslehre und zu ihrer andauernden inneren Erhebung durch dieselbe. Ueberaus wertvolle Vorarbeiten für eine künftige Gestaltung neuer Kulturformen ist die vergleichende Sichtung des wesentlichen Inhaltskernes der verschiedenen Religionen und die Vereinigung der fundamentalen Lehren der indischen esoterischen Religionsphilosophie, des evangelischen Christenthumes und der christlichen Mystik im reinen Geistesmonismus. Es wird dadurch ermöglicht, dereinst das Neue an das Alte anzuknüpfen, statt das Neue vom Alten loszureißen. — Das heißt aber: Wunden heilen, statt Wunden zu schlagen. Für die Gegenwart jedoch ermöglicht es uns, den „alten

Mantel", trotz seines mangelhaften Aussehens, seiner herzwärmenden Eigenschaften willen zu lieben und zu ehren.

Wer für die Kinder, unser Volk der Zukunft („Volk" im weitern Sinne des Wortes) und für „das Volk" (im engeren Sinne des Wortes), die Stiefkinder unserer modernen Kulturverhältnisse, ein Herz hat, und wer, mag er gleich ein Pessimist sein, der „die Welt für eitel" hält, doch auch insofern Optimist ist, als er an die fördernde, reinigende Macht von „einem bischen Freude" und der Lust am Schönen glaubt, dem sollte es wertvoll und wünschenswert sein, daß die alten, zum Teil auf uralten Mythen, zum Teil auf lieblichen Legenden fußenden Festgebräuche des „geistlichen Jahres" für eine farb-, form- und tonreiche Kultur verwertet werden, damit sie auch weiterhin die einem Jeden zugängliche Quelle der beglückenden Schönempfindung und erquickenden, herrenlosen Fröhlichkeit seien. Es sei das alte Haus bewahrt und beschützt, bis daß der neue Palast gebaut ist! Und wer diesen Palast bauen hilft, mag es wohl vorziehen bis zur Vollendung des Neubaues einsam im Zelte zu kampieren, aber er verleide doch denen, die noch im alten Hause wohnen, dessen Schutz nicht dadurch, daß er der windschiefen Wände spottet, durch welche die Zugluft der Kritik hindurchbläst.

Nachschrift des Herausgebers.

Das in dem vorstehenden Aufsatz Gesagte entspricht auch meinen Lebenserfahrungen und meinen geistigen Bedürfnissen. Nur mit den Mitteln der Kunst, der Malerei, Musik und Dichtung in lebendiger Rede und gedrucktem Worte wird ein neues, inhaltreicheres geistig-religiöses Leben weithin geweckt werden. Und daß von aller in Europa vorhandenen Kunst bisher allein die der katholischen Kirche das Leben des Volkes mit religiösem Gefühl durchgeistigt hat und auch allein imstande ist, die Gesamtheit des Volkes religiös anzuregen, das ist das Ergebnis meiner Beobachtungen und Erlebnisse in allen Ländern Europas und auch außerhalb Europas. Und doch bin auch ich protestantisch aufgewachsen, und erst durch geistige Entwicklung, nicht zum Katholiken, wohl aber zum Mystiker geworden.

Es ist selbstverständlich, daß ich mit dem Abdruck dieses Aufsatzes nicht bezwecke, unsere Leser zum Besuche katholischer Gottesdienste zu drängen. Ueber solches Bedürfnis ist wenigstens der Mystiker hinaus.

Für die Gegenwart handelt es sich höchstens darum, aufrichtig anzuerkennen, daß die katholische Kirche bisher in Europa noch die einzige ist, die eine religiöse Kunst erzeugt hat und durch sie vergeistigend wirkt. Das kann nicht anders sein, denn sie allein birgt wenigstens die Mystik und das esoterische Bewußtsein in sich, wenn auch nur Wenigen bewußt; der Protestantismus aber, auf seinen Verstand trumpfend, leugnet und verleugnet Beides.

Auch von „Gottesdienst“ kann eigentlich nur bei den katholischen Gebräuchen die Rede sein, deren Kirchendienst den ganzen Menschen, der ihm beiwohnt, erfaßt, und wo die „Gotteshäuser“ jeden ganzen Tag geöffnet sind. Das, was wir Protestanten in unseren Kirchen, die wir sonst ängstlich verschlossen halten, Sonntags Morgens zwischen 9 und 12 Uhr treiben, kann doch wohl den Namen eines „Gottesdienstes“ kaum beanspruchen. Daher bei uns auch die bekannte Thatsache, daß von zehn gewohnheitsmäßigen Kirchgängern sich etwa neun dem geistigen „Kirchenschlafe“ ergeben — ein Gegenstück zur sogenannten „Sonntagsruhe“.

Aber das Alles ist nicht Zweck und Sinn dieses Aufsatzes. Dies ist vielmehr unser Blick in die Zukunft. Wir sehen ein neues religiöses Geistesleben in und um uns überall erwachen auf dem Boden tiefer begründeter und klarer umfassender Erkenntnis. Wir sind davon überzeugt, daß solches Leben weitere Kreise nur durchdringen wird, indem es sich in künstlerische Formen kleidet und unmittelbar zum Herzen der Beschauer und der Hörer redet.

Hier aber kann ich mich nicht enthalten,. einmal für mein eigenes Heim („pro domo“) zu sprechen. Die Entwicklung solcher neuen künstlerischen Keime habe ich bisher bei Keinem mir Geistesverwandten sich so schön und stark entfalten sehen, wie bei meinen Hausgenossen und Mitarbeitern. Ich meine Franz Evers (in seinen „Sprüchen aus der Höhe“, seinen „Psalmen“ und jüngsten Gedichten) und Fidus in so manchen seiner Bilder, die ich zum Teil auch schon als Kunstbeilagen brachte. Ich erinnere nur an die alle hergebrachten Formen überwindenden Darstellungen seines „Zu Gott!“, des „verlorenen Sohnes“, des „Hebe dich weg von mir, Satan!“, ganz besonders aber an die „Weihnacht“.

Hübbe-Schleiden.





In die Zukunft.

Von

Franz Evers.

Auf dieser Erde beginnt es sich wieder zu regen; das wissen wir, und das erleben wir alle. In den Keimen lag es lange verborgen und wuchs im Stillen auf, und es ward stärker von Jahr zu Jahr, von Stunde zu Stunde. In allen Landen heben sich die Halme einer neuen Saat und bevölkern den Boden, und sie ist nicht mehr auszutilgen, diese Saat des neuen Weltenfrühjahrs. Es ist kein Kampf mehr nötig mit den alten Verleugnungen und mit den Knechten des Stoffes; die schaffende Kraft auf dieser Erde geht ihren sicheren Weg, und sie kennt ihre Berufenen und kennt ihre Auserwählten und die Männer der That, die sie bei Zeiten bewußt macht. Die große Zeit der Stürme, die vor der Thür steht und uns zu bedrohen scheint, wird kein Kampf der Verzweiflung sein für die Wissenden; sie ist der große Beweis des unerschöpflichen Geistes, der ewigen gewaltigen Kraft, die da in unserem Inneren wirkt wie in dem Weltallgetriebe, und die wir Gott nennen. Und jene große Zukunft, die aus Blut und Untergang geboren wird, sie wird viele sehend machen und in Liebe wirken, denn der Samen des Ewigen trägt starke Keime und der Erkennenden sind viele geworden.

Es ist nur die Zeit der That nach außen hin, die unserer noch harrt; wo der göttliche Geist sich beweisen wird in seiner Unerschütterlichkeit und wo ein neues Heil auf dieser Erde erstrahlt, nach Jahrtausenden des Kampfes und des inneren Reifens. Ein neues Licht soll über den Völkern aufgehen, ein Licht, das in eines jeden Tiefe leuchtet und ihm dort, nur dort seines Lebens Grund und Urgrund zeigt. Denn es ist ein jeder auf sich selbst gestellt, auf den Gott in ihm, den Boden seiner eigenen Kraft und Fruchtbarkeit; und darin allein liegt das Heil für alle.

Der Namen sind viele und der Bilder noch mehr für das, was in uns allen das Gleiche ist, und was uns zu Brüdern macht auf dieser rollenden Erde. Es giebt ein Letztes in der Tiefe unseres Ichs, das wir nicht kennen, das unbewußt in uns schlummert, eh' wir zu wachsen beginnen, das unser Leben lenkt und unseren Weg leitet, das uns Lust und Schmerz bereitet und uns Lust und Schmerz überwinden läßt. Wie wir es nennen mögen und wie wir es fühlen mögen, jenes Geheimnisvolle, Große in unserer Brust, wir ahnen es alle und wir wissen, daß es sich nicht umfassen läßt mit den Gedanken unseres grübelnden Hirnes und mit allem Wahrheitsdrang unserer hadernden Menschlichkeit. Es scheint über uns zu schweben wie ein ehernes Schicksal, und ist doch mitten in uns, tief in unserem innersten Ich. Leiden lernen wir hier auf dieser Erde im Drange nach jener letzten Kraft in uns. Wir möchten uns ausfühlen und können nicht zum Ziele kommen, und wir jauchzen in der Freude des Leibes und zittern und zagen im Weh — und finden es nicht. Durch Leiden müssen wir gehen und schwere Prüfungen, und wir müssen den Schmerz fühlen und das Golgatha all unserer Brüder, ehe das Licht in uns erwacht, das uns ganz durchleuchtet und läutert, bis wir auch jenen letzten Grund fühlen und uns seiner bewußt werden. Und das Licht ist die Erkenntnis.

Dann wissen wir von dem Wirken des Ewigen, von dem Heil des wirkenden Geistes in uns — und mit diesem Bewußtsein werden wir stark und können der Leiden entraten und aller Dinge, die von Leibes Art sind. Dann erkennen wir, daß eine stille und große Notwendigkeit über all unserem Thun und Treiben waltet, daß ein ewiges Weltgesetz unsere Bahnen leitet und uns leben läßt. Und wir verstehen den Durst unseres Leibes und den Hunger unserer Seele und wissen, wozu sie gut waren alle diese Erlebnisse und Erfahrungen voller Wollust und Weh. Dann erblicken wir das rettende Riff in diesem Meer all unserer Gefühle und Wandlungen in Rausch und Ratlosigkeit, den hellen Leuchtturm im Gewoge der Leiden: *wir sollen uns kennen lernen.* Darum all dies Zittern und Zagen und die Lust und Leidenschaft in unserem Innern: wir sollen Gott in uns kennen lernen. Bewußt will es wirken, das Göttliche in uns; Herrscher will es sein in sieghafter Liebe, wissend und ohne Dunkel. Und wir lernen uns kennen in diesem letzten Grunde nur durch die Läuterung des Leides. Da liegt das Heil dieser Erde; von diesem Berge aus kann ein jeder in die Zukunft schauen, sobald er seine Augen öffnet und sich bewußt fühlt in der Kraft seines letzten Grundes.

In allen Gesetzesbringern und in allen Religionsträgern wirkte dieselbe Wahrheit, die Kraft des Göttlichen. Mochten sie auch den Vielen anders erscheinen, als es die Tiefe ihrer Lehren den Wenigen offenbarte, sie fanden alle ihren rechten Weg und erfüllten ihren Beruf — und der Kurzsichtigen, der Verächter und Spötter sind immer genug gewesen. Ein Jeder giebt sich, wie er ist; ein Jeder offenbart sich nach der Größe seiner Erkenntnis, d. h. inwieweit er sich bewußt geworden ist. Der gött-

liche Geist wirkt in jedem Einzelnen, und in jedem Geschehen liegt ein Grund zum Fortgang der Menschheit auf dem Wege zu ihrer Erkenntnis; eine jede That ist Weltgesetz. Aber der Weg ist verschieden für einen Jeden; wir sind alle ungleich in unserem Werden. Nur das Ziel ist für alle das Gleiche: die Erkenntnis, und mit der Erkenntnis die Erlösung, die da ist die Befreiung von allem Leid und aller Last des Leibes und die Verwirklichung des göttlichen Geistes in den Sphären seines Bewußtseins. Das Ewige erfüllt sich in einem Jeden von uns allen. Der eine hat viel, der andere hat wenig erhalten, und allen wird die Erlösung zu teil. Wer aber viel erhalten hat, von dem wird auch viel verlangt, d: h. er leistet für die Erlösung der Menschheit auch viel, mehr als derjenige, welcher wenig empfangen hat. Wer aber wenig empfangen hat, mit derselben Mühe und Arbeit, mit demselben Durste des Strebens muß er sich zu dem ihm zu seiner Zeit vom göttlichen Selbste geschaffenen Ziele durchringen, wie derjenige, in dessen Wirken und Schaffen sich die Kraft des Ewigen in ihrer ganzen Größe offenbart. Zu jeder Zeit sind viele berufen und wenige auserwählt, aber Jeder findet das Seine in sich, es muß ein Jeder seine Sendung erfüllen. Und wenn wir auch ungleich sind in unserer Arbeit und im Geschehen unserer Erkenntnis: in unserem letzten Ziele sind wir alle einander gleich, denn unser Ziel erfüllt sich in einem jeden von uns allen.

Verinnerlichung ist der laute Ruf in dieser Zeit des Erstarkens, in dieser Zeit des Wachsens einer neuen Geistessaat. All das übertriebene Genuß- und Sinnenleben unserer wollustgeschwängerten Kultur ist nötig; das soll die Starken nicht abschrecken, denn es ist reif zum Absterben. Reif ist es zum Untergang mit seinem taumelnden Rausch und seiner lebenhinhetzenden Nervosität. Neben diesen kranken Wucherfeldern der Sinnlichkeit gedeiht der Acker der Berufenen vortrefflich, dieser Acker mit seiner frischen vollen Gefühlssaat, die dereinst zu schwerer, segenschwerer Ernte erstarkt. Ja, die Schnitter werden kommen, jene Auserwählten der Zukunft, die die Spreu von den vollen Halmen zu scheiden wissen, die die giftige Frucht des wuchernden Unkrauts beiseitewerfen und verfaulen lassen.

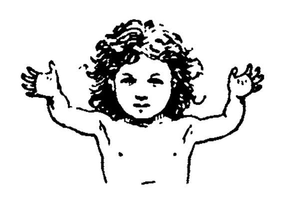
Lerne sich jeder kennen in seiner Tiefe; werde sich ein Jeder seines Zieles bewußt. Und was du leidest auf dieser Erde und an Weh mit dir trägst, daß du fast zweifeln möchtest am göttlichen Geiste und am Heil deines innersten Ich's, betrachte es aufmerksam und lerne die Notwendigkeit solches Geschehens verstehen, denn nur von dort kommt dir die Läuterung und die Erkenntnis. Dann wirst du dir die Frage beantworten können: „Warum?" und du wirst weise und wirst nicht mehr zu fragen haben. Erleben mußt du dich, erleben mußt du das Göttliche in dir — dann wird das, was ahnend und unbewußt in dir schlummerte, dir zum Bewußtsein kommen, und du wirst wissend und sehend sein.

Achte nicht des Lärms der Außenwelt, wenn du dich dem Geiste nahe fühlst. Laß sie dahinrasen in ihrem Taumel und ihrem Haß und Gespötte. Sie bedarf noch ihres Leibes Genusses und ihrer wühlenden Wollust, denn

sie ist sich noch nicht bewußt geworden, sie taumelt noch. Laß sie dahinrollen und sei ganz du selbst, denn sie kann nicht an dir rütteln, wenn du den Weg der Erkenntnis betreten hast. Sie muß sich noch ausleben in ihren lodernden Leidenschaften, ehe sie fähig wird, sich zu läutern. Und sie alle müssen erst das Göttliche in sich erleben, die ihr huldigen und noch im Taumel der Sinne befangen sind. Sie müssen noch leiden lernen; aber auch sie sind auf dem rechten Wege. Denn das Feuer der Läuterung lauert auf ihrem Pfade und der Gott wird ihnen in Schmerzen offenbar.

Dir aber sei diese Erde ein Garten der Freude, wenn du erkannt hast, und ein Boden der That. All dein Schaffen sei ein Vorbereiten der Zukunft für dich und deine Brüder in stiller Gewißheit.

Denke an dich und das Ewig-Eine in dir, dann hast du das Heil! —



Unser Kronen.

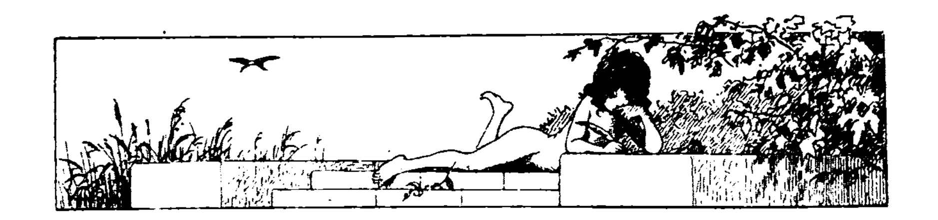
Von

Brutus.

Es wandern Könige auf dieser Erde,
auf goldenen Sandalen geht ihr Fuß.
In ihrem Munde liegt des Lebens Werde,
und ihre Worte sind ein Gottesgruß.
Aus ihren Händen strömt die heilge Kraft,
die Leben niederzwingt und Leben schafft.

Nur Auserwählte können sie verstehn,
die auf dem Haupte gleiche Kronen tragen.
Doch wer ihr stilles Augenpaar gesehen,
der fühlt sein Herz laut an den Himmel schlagen.





Zur Einheit aller Religiosität.

Eine Besprechung.

Von

L. Delius.

✻

Dr. Carl Eugen Neumann hat bei E. J. Brill in Leiden im verflossenen Jahre ein Werk herausgegeben, dessen Studium allen denjenigen empfohlen werden kann, denen es um ein lebendiges Verständnis der ebenso klaren wie tiefen Religionslehre des Buddha zu thun ist. Neumann's „Buddhistische Anthologie" liefert uns den Schlüssel zu diesem Verständnis durch seine vortreffliche Uebersetzung einer größeren Auswahl von Texten aus dem Pali-Kanon des Suttapitakam. Dies ist der zweite Teil des aus drei Teilen bestehenden süd-buddhistischen Kanons, des Tipitakam, dessen Anfänge aller Wahrscheinlichkeit nach bis auf Gotama Buddha selbst (etwa 500 vor Chr.) hinaufreichen. Allen deutschen Lesern, denen durch die „Buddhistischen Katechismen" nur ein kurzer Einblick in diesen Gedankenkreis geboten werden konnte, gewährt diese Anthologie ein volles und unmittelbares Verständnis des inneren Wesens und zugleich der äußeren Gestaltung jener Lehren.

„Aber ich bin nun einmal Christ und will nach Christi Lehre leben und sterben, und davon wird mich weder der Buddhismus, noch die Theosophie abbringen", wird mancher denken, der diese Empfehlung einer buddhistischen Anthologie liest. „Ein theoretisches Interesse will ich den Lehren jenes indischen Weisen gerne entgegenbringen, aber meine Ueberzeugung von dem einzig dastehenden praktischen Werte des Christentums wird dadurch nicht im geringsten erschüttert werden".

Nun, daß soll sie sicherlich auch nicht. Nur kann heutzutage immer noch nicht genug betont werden, daß der Unterschied zwischen den Lehren Buddhas und Jesu durchaus nur in der Darstellungsweise besteht, daß aber beiden Lehren nur dieselbe Wahrheit und derselbe Zweck zu Grunde liegt. Der wesentliche Unterschied ist aber der, daß sich der Buddhismus an solche Völker wendete, in denen schon von vorne herein der Wunsch nach

Erlösung aus dem Erdendasein, trotz ihres Bewußtseins von der Thatsache der Wiederverkörperung, lebendig war und ist, während das Christentum für Volkskreise sich eignet, für die es noch darauf ankommt, jenen Wunsch erst zu erwecken. Daher forderten die Völker, welche den Buddhismus annahmen, einen volkstümlich klaren und *vernunftgemäßen* Nachweis von der *Möglichkeit* und von dem *Wege* zur Erlösung; den Völkern unserer europäischen Rasse aber, die sich für das Christentum empfänglich zeigten, genügten, und genügen auch meist heute noch in weiten Kreisen, schon die christlichen, vorwiegend das *Gemüt* befriedigenden Formen ganz derselben Wahrheit und auch ganz derselben Weisheit.

Wenn nun heute in Europa die gebildete Welt sich vielfach dem Buddhismus zuneigt, so ist dies nur ein Beweis dafür, daß das Christentum der „Kirche" ihren intellektuellen Anforderungen nicht mehr genügt. Deshalb suchen sie ihre religiösen Bedürfnisse durch Aufnahme der klar gedachten und mit unserer heutigen Wissenschaft vereinbaren Formen indischer Anschauungsweise zu befriedigen. Nur *ein* Schritt weiter, oder vielmehr ein *Rückblick*, den man dann nachher auf die Evangelien und Episteln unseres „Neuen Testamentes" thut, nachdem man an den indischen Erkenntnisformen bereits ein tieferes Verständnis sich errungen hat, führte zu der Einsicht, daß nur die vollständige Unfähigkeit der heutigen christlichen Theologie, den *mythischen Kern* der religiösen Weisheit zu verstehen, der Wirksamkeit des Christentumes Schranken zog, daß man aber diese Weisheit, nachdem man sie voll erkannt hat, auch im neuen Testamente unverholen und in schönster, sympatischster Form ausgesprochen findet.

Auch Dr. Neumann hat in seinen Schriften stets an den Grundgedanken von der geistigen Einheit aller Religionen festgehalten und sie besonders für das Christentum und den Buddhismus zum Ausdrucke gebracht. In seiner hier vorliegenden „Anthologie" aber weist er diese Einheit sogar in den weitest gehenden Forderungen für die höchsten Stufen religiösen Strebens nach. Er thut dies in Anknüpfung an das Udaman I, 8 im Kuddaka-Nikayo (S. 226—28) und fügt dort, seine sonstige Gewohnheit überschreitend, als Motto die folgende Stelle aus dem Lukas-Evangelium und zum Schlusse eine längere erklärende Anmerkung hinzu. Wir geben dieses Alles unverkürzt hier wieder, damit unsere Leser selbst urteilen mögen:

Der wahre Mönch.

> So Jemand zu mir kommt und sagt sich nicht los von Vater und Mutter und Weib und Kindern und Brüdern und Schwestern und überdies von seinem eigenen Selbste: Der kann nicht *mein* Jünger sein.
>
> Ev. Luk. XIV, 26.

So habe ich gehört: Zu einer Zeit weilte der Erhabene (so wird Buddha stets genannt) zu Savatthi im Jeta-Waldhaine des Anathapindiko. Zu dieser Zeit nun

war der ehrwürdige Sangamaji (ein Jünger Buddhas) nach Sâvatthi gekommen, um den Erhabenen zu sehen. Nun hatte das frühere Weib des ehrwürdigen Sangámaji reden gehört: „Der Mönch Sangamaji soll in Sâvatthi angelangt sein". Da nahm sie ihr Kind und ging zu dem Jeta-Walde hin. Zu jener Zeit aber saß der ehrwürdige Sangamaji am Fuße eines Baumes, um dort den Nachmittag, in Meditation versenkt, zuzubringen. Das frühere Weib des ehrwürdigen Sangâmaji begab sich nun dorthin, wo der ehrwürdige Sangamaji weilte und sprach hierauf den ehrwürdigen Sangamaji folgenderart an: „Sieh hier dein Söhnchen, o Asket: ernähre mich"! Auf diese Worte verharrte der ehrwürdige Sangamaji im Schweigen. Ein zweites Mal sprach nun das frühere Weib des ehrwürdigen Sangâmaji zu dem ehrwürdigen Sangâmaji also: „Sieh hier dein Söhnchen, o Asket: ernähre mich"! Und zum zweiten Mal blieb der ehrwürdige Sangamaji schweigsam. Zum dritten Mal sprach nun des ehrwürdigen Sangamajis früheres Weib zu dem ehrwürdigen Sangamaji: „Sieh hier dein Söhnchen, o Asket: ernähre mich!" Und zum dritten Mal blieb der ehrwürdige Sangamaji schweigsam. Da nun legte des ehrwürdigen Sangâmaji früheres Weib das Kind vor den ehrwürdigen Sangamaji hin und ging fort: „Das ist dein Sohn, o Asket: ernähre ihn!" Der ehrwürdige Sangámaji aber blickte weder auf das Kind, noch sprach er ein Wort. Als nun des ehrwürdigen Sangamaji früheres Weib in einiger Entfernung sich umwandte, sah sie, wie der ehrwürdige Sangamaji das Kind weder betrachtete noch irgend sprach. Da dachte sie: „Nicht einmal um sein Kind kümmert sich dieser Asket!" — Kehrte zurück, nahm das Kind und entfernte sich.

Es wird wohl sehr wenigen Lesern bei erstmaligem Bekanntwerden mit diesem Text möglich sein, ihren vollen Ernst bis zu Ende zu bewahren, ein Beweis dafür, wie stark bei uns modernen Kulturmenschen — im Schopenhauer'schen Sinne — die Willensbejahung, und wie weit wir von der von Buddha und Schopenhauer, aber auch von Christus in gleicher Weise gelehrten Willensverneinung entfernt sind.

Es sah aber der Erhabene mit dem himmlischen Auge, dem reinen, das menschliche übertreffenden, diese Begegnung des ehrwürdigen Sangamaji mit seinem früheren Weibe. Da erkannte der Erhabene den Sinn (dieser Begegnung) und sprach bei jener Gelegenheit folgenden Vers:

„Die Kommende erfreut ihn nicht, die Gehende betrübt ihn nicht:
den von Sehnsucht geheilten Mönch, den nenne ich einen Brahmanen".

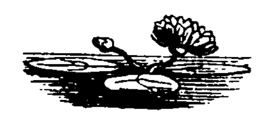
Hierzu macht nun Neumann folgende Anmerkung:

Man vergleiche diesen Text noch mit den berühmten, so oft mißverstandenen Worten Jesu: „Denket nicht, daß ich gekommen sei, Frieden auf die Erde zu bringen. Nicht bin ich gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Frau mit ihrer Schwiegermutter, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, nicht ist der meiner würdig; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, nicht ist der meiner würdig. Matth. X. 34—37. (Ebenso die Stelle des Mottos.)

An solchen Stellen — fährt Neumann fort — tritt die innere Verwandtschaft der tiefsten christlichen Gedanken mit dem Buddhismus sonnenklar zu Tage. Da zeigt sich der wahre Geist des Christentums, als der streng asketische, den man nur von innen nach außen, niemals aber umgekehrt verstehen kann. Sonst bleibt er ein Rätsel, woran aller kritische Scharfsinn elend Schiffbruch leiden muß. Ein Verständnis des eigentlichen Christentums ist ja nicht mechanisch, sondern nur dynamisch möglich und zwar am besten mittels des Buddhismus, als der unvergleichlich klareren, reiferen und tieferen Religion. So wird auch die Naturwissenschaft, wenn sie zur Besinnung gelangt sein wird, zur Philosophie Schopenhauers als ihres sichersten Fundaments und höchsten Gipfels zurückkehren. Wenn das Christentum, das, wie männiglich

bekannt, schon längst nur mehr ein kümmerliches Dasein fristet (? Red.), einmal aufgehört haben wird, Staatsreligion zu sein: sein inneres Lebensprinzip wird sich als unzerstörbar erweisen und sichert seinem tiefen Gehalt Unsterblichkeit. Denn die Religonen kommen und gehen, sie sind die zufälligen, gebrechlichen, fehlerhaften Gefäße für das Körnlein Wahrheit, das sie enthalten; ein solches aber findet man in jeder ächten Religion, wie es auch das Christentum, mag man seinen Kadaver noch so sorgfältig historisch-anato misch seciren und präpariren, ohne Zweifel ist".

Soweit Neumann. Daß Buddha und Schopenhauer sich über die Jahrtausende hinweg, die sie zeitlich trennen, brüderlich die Hände reichen, ist in dieser Zeitschrift ja schon oft hervorgehoben worden. Ihre Lehren gleichen sich aber nicht bloß dem Inhalte, sondern auch der Form nach. Die Religion Buddha's und die Philosophie Schopenhauer's treten uns beide als vollendete Kunstwerke gegenüber. „Nur eines, ihr Jünger, verkündige ich, heute wie früher: Das Leiden und des Leidens Ueberwindung. So sprach Gotama Buddha vor 2400 Jahren. „Und was durch dieses Buch mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke". So schrieb Arthur Schopenhauer im Jahre 1818 in der Einleitung zu seinem Hauptwerk: Die Welt als Wille und Vorstellung. „Die Wahrheit war, ist und wird immer eine und dieselbe bleiben müssen. Die Gestalt aber, unter der sie auf der Erde auftritt, wechselt, wie die Geschlechter der Menschen".



Ueberwindung ist Entwöhnen.

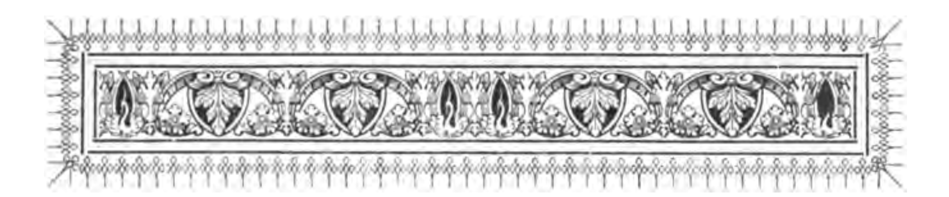
Wenn wir unsere Leidenschaften überwinden, so geschieht dies vielmehr, weil sie schwach, als weil wir stark sind. **La Rochefoucauld.**



Gebet.

Als Kind falten wir die Hände; das ist fromm und schön. Später aber müssen wir mit dem ganzen Menschen, müssen wir unser Leben beten. **Peter Hille.**





Simon Magus.

Von

Thomassin.

II

Die Lehre des Magiers.

(Schluß.)

Gehen wir nun von der Betrachtung der Lehre des Magiers über den Hestos, das Urprinzip, zu der seiner Erklärung des Offenbarungsprozesses über, so finden wir bald die Schwierigkeit, Licht in ein Gewirre von widersprechenden Behauptungen und Bildern zu bringen.

Vorerst erkennen wir eine einfache Darstellung des Wortes, Λόγος, des über den Wassern der Materie schwebenden und waltenden Pneuma, welches dem geoffenbarten Feuer und dem blühenden Lebensbaume entspricht. Dieselbe wird jedoch verdunkelt durch die Lehre von den sechs Aeonen, welche, wie anfänglich Hippolytus (?) erläutert, als Syzygien paarweise aus der siebenten unbegrenzten Dynamis, die unfaßbares „Schweigen“ sein soll, ausströmen, in denen das Ganze derselben vereinigt sein und in denen ihr Bild vervollkommnet werden soll. Diese sechs Aeonen sind offenbar nur verschiedene, wiederholte Bilder für Inneres und Aeußeres, Ursache und Wirkung, Schöpfer und Schöpfung und wir müssen deshalb von dem phantastischen Spiel, das mit ihnen in den Philosophumena getrieben wird, absehen.

Es ist wohl kaum mehr notwendig, auf die Narrheit hinzuweisen, daß die siebente Macht, zuerst als unbegrenzte und ungeschaffene bezeichnet, dann wieder als gezeugter Logos und als die erste Macht, die in der unbegrenzten Macht vorhanden war, erzeugt von einer unzerstörbaren Form, dargestellt wird, daß ferner behauptet wird, daß diese siebente Macht vor den Aeonen g e z e u g t sei, während doch an anderer Stelle gesagt wird, ihr Ganzes sei in denselben vereinigt und ihr Bild (d. i. das der ersten Macht) werde in denselben vervollkommnet.

Der Leser wird bereits auch das Verworrene in der Lehre vom Orte der Mitte gefunden haben, welcher durch die Paarung der „von den unendlichen Aeonen“, nach anderer Lesart vom „unfaßbaren Schweigen“ ausgehenden Allseele und des großen Gedankens besteht und in dem nun



der „Vater“ wohnt, der, zuerst von der unbegrenzten, präexistierenden (!) Macht unterschieden, später Kraft genannt und dann schließlich wieder mit der unbegrenzten Macht identifiziert wird.[1])

Derartige Widersprüche früherer Phantasten wird man im Allgemeinen nur mit Lächeln erkennen und dann übergehen, um in den Kern eines Systems einzudringen. Jedoch scheint es noch immer unter den Autoren solche zu geben, welche sich dazu hingezogen fühlen, eine Deutung aller gnostischen „Geheimnisse“ zu versuchen, derartige Widersprüche umzuformen und dann unter Anwendung von großem Scharfsinn zu erläutern. Wenigstens habe ich einen solchen in Mead gefunden, der über die Aeonen und den Ort der Mitte ehrerbietig und mit großer Gelehrsamkeit uns zu informieren bestrebt ist. So sagt er:

„Das Wort, das aus dem Schweigen folgt, ist erst eine Monas, dann Duas, Trias und Hebdomas. Denn sobald die Differenziation in ihm begonnen hat und es aus dem Zustande der Einheit (μονότης) fortschreitet, kommt sofort die Zweiheit und Dreiheit, die sozusagen, zugleich im Geiste auftauchen, der nicht bei der Zweiheit verweilen kann, sondern durch ein Gesetz seiner Natur gezwungen ist, nur bei der bindenden Emanation aus den Zwei zu verweilen. So ist der erste natürliche Ruhepunkt die Dreiheit. Der nächste ist die Siebenzahl, nach der mathematischen Formel $2^n - 1$, der Summe von n Dingen, 1, 2, 3 . . . n mal genommen. Bei der manifestierten Dreiheit ist $n = 3$; und $2^3 - 1 = 7$. So hat Simon sechs Wurzeln und die siebente Macht, sieben als Typus der Aeonen im Pleroma . . .“

Der Autor macht sodann noch darauf aufmerksam, wie diese aus dem Feuergotte ausgehende Sieben sich z. B. auch in der vedischen Lehre, wo Agni (Feuergott) der siebenzungige (Saptajihva) und der siebenflammige (Sapta-jvâla) genannt wird, sowie in der alten babylonischen findet, wie sie durch den von Prof. A. H. Sayce in den Hibbert Lectures des Jahres 1887 wiedergegebenen Hymnus auf den Feuergott, welcher den „Cuneiform Inscriptions of Western Asia“ (IV, 15) entnommen ist, erhellt.[2]) Diese

---

[1]) Die hier vom Verfasser gefundene Schwierigkeit löst sich in dem Verständnisse der esoterischen Weltanschauung. Das absolute Sein (das „unfaßbare Schweigen“) ist ewig, anfanglos, „unbegrenzt und ungeschaffen“. In der fertigen, in allen Daseins-Potenzen entwickelten Welt ist dieses Sein die siebente, höchste Potenz, wenn man als niederste das materielle Dasein unsrer Sinnenwelt bezeichnet. Seiner zeitlichen Entstehung oder besser Selbst-Offenbarung nach ist aber jene siebente Potenz die erste, die vor den sechs Daseinsebenen „gezeugte“ und zugleich zeugende, schaffende. Sie ist der „Logos“, in dem alles Dasein „sich vereinigt und vervollkommnet“. Allerdings sind in den vorhandenen Quellen für die Lehre Simons die sechs andern Daseinspotenzen gänzlich mißverstanden und entstellt. Indessen stimme ich George Mead ganz darin bei, daß Simon selbst wahrscheinlich eine klarere Erkenntnis dieser Thatsachen hatte als seine gegnerischen Berichterstatter.

(Der Herausgeber.)

[2]) Hibbert Lectures, 1887. „Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religion of the Ancient Babylonians“ pp. 179, 180.



Aehnlichkeit der Lehren ist für Mead ein neuer Beweis für die Behauptung, daß die Initiirten des Altertums alle aus denselben Quellen schöpften.

Hierauf weist, wie er ausführt, auch die Erklärung des Epiphanius und der apostolischen Constitutionen hin, daß die Simonianer ihren Aeonen barbarische oder fremdländische Namen gaben, d. h. solche, die weder griechisch noch hebräisch waren. Es läßt sich durch Monumente und Fragmente feststellen, daß von den Gnostikern und anderen Schulen eine Mysteriensprache gebraucht wurde. Ueber dieselbe konnte man jedoch bisher keine näheren Aufklärungen geben. Die wertvollsten Beispiele dieser Namen und dieser Sprache finden sich in dem Papyrus, der von Bruce am Ende des letzten Jahrhunderts aus Abyssinien gebracht wurde (Schwartzes Pistis Sophia und Amélineaux Notice sur le Papyrus Gnostique Bruce). Jamblichus sagt uns in einer Stelle seines Buches über die Mysterien, daß die Sprache der Mysterien die der alten Egypter und Assyrier war, die er „heilige Nationen" nennt. — Mead folgert auch noch aus einer Stelle der chaldäischen Logia, welche große Heiligkeit und Wirksamkeit der Mysteriensprache zugeschrieben worden sei. Sie lautet: „Aendere die barbarischen Namen nicht; denn bei allen Nationen finden sich Namen, die von den Göttern gegeben sind und die unsagbare Macht bei den Mysterien besitzen".

Nach diesen interessanten Aufklärungen giebt jedoch Mead über den Ort der Mitte folgende, weniger verständliche Erläuterungen:

„Zwischen der göttlichen Welt, dem unmanifestierten dreifachen Aeon und der menschlichen Welt ist der Ort der Mitte, — die Wasser des Raumes geteilt durch das Bild oder den Wiederschein des dreifachen Logos, [1]) der über ihnen gebärend schwebt. Wie drei Welten, die göttliche, mittlere und untere existieren, die von den Valentianern richtig die pneumatische oder spirituelle, die psychische oder Seelenwelt und die hylische oder materielle genannt wurden, so finden wir auch in der mittleren Distanz drei Ebenen oder Grade, oder sogar sieben. Diese mittlere Distanz enthält die unsichtbaren Sphären zwischen der physischen Welt und der göttlichen. Dieselbe haben die Initiirten und Illuminaten, die spirituellen Lehrer aller Zeiten, aufzuklären gesucht. Sie ist zugleich göttlich und niedrig, denn wie die höheren Teile, — um eine Phrase zu gebrauchen, die leider irre führen, aber nicht vermieden werden kann, — rein und geistig sind, so sind die niederen verdorben und unrein. Das Gesetz der Analogie, Einbildung und Reflexion, gelten in jedem Teile emanativer Natur, und obgleich reine und geistige Ideen dem Menschen aus dem Gebiete dieser mittleren Gegend kommen, so erhält sie doch auch vom Menschen die Eindrücke

[1]) Wie Mead in der simonischen Gnosis einen dreifachen „Logos" finden kann, ist uns unverständlich. Wahrscheinlich verführte ihn zu seiner Annahme die Bemerkung in der Philosophumena: „Denn drei sind es, die bestehen, und ohne drei bestehende Aeonen könnte das Erzeugte nicht geordnet werden". Daß aber hiermit das Prinzip als Estos, Stas und Stesomenos gemeint ist, geht doch klar aus dem ganzen Zusammenhange hervor.

seiner unreinen Gedanken und Begierden zurück, so daß ihre niedrigeren Teile sogar verkehrter sind als die der physischen Welt; denn die geheimen Gedanken und Leidenschaften des Menschen sind verkehrter als die Thaten, die er vollbringt. So existiert ein Himmel und eine Hölle in dem Orte der Mitte, ein pneumatischer und hylischer Zustand.

Der Herr dieser Mittelwelt ist Einer in seinem eigenen Aeon, in Wirklichkeit aber ein Abbild der dreifachen Ausstrahlung vom unmanifestierten Logos. Dieser Herr ist der offenbarte Logos, der Geist, der auf den Wassern schwebt. Deshalb sind alle seine Emanationen oder Schöpfungen dreifach. Das dreifache Licht oben und die dreifache Finsternis unten, Kraft und Stoff, oder Geist und Materie, die beide ihre Existenz und ersichtlichen Gegensatz von der Seele haben, die allein alle Dinge ordnet".

Wir müssen gestehen, daß wir derartigen Phantasien keinen Geschmack abgewinnen können und ziehen es deshalb, statt weiter auf sie einzugehen, vor, den einfacheren Ideen Beachtung zu schenken, die sich auf die Lehre Simons vom Logos oder Stas beziehen.

Vorerst möchten wir auf das bekannte Bild des über den Wassern schwebenden Geistes zurückkommen, da wir darauf hinweisen wollen, daß dasselbe auch in den Hinduschriften gebraucht wird. Mead, ein genauer Kenner derselben, führt uns eine Stelle aus dem Vishnu Purâna vor, in welcher die Emanation des gegenwärtigen Universums am Beginne der gegenwärtigen Kalpaperiode beschrieben und in welcher erklärt wird:

„Am Ende der letzten (oder Pâdma) Kalpa, erwachte der göttliche Brahma, begabt mit der Eigenschaft der Güte, von seiner Nacht des Schlafes und sah das Universum leer. Er, der oberste Nârâyana, der unfaßliche, der Herrscher aller Geschöpfe, angethan mit der Form Brahmas, der Gott ohne Anfang, der Schöpfer aller Dinge, von welchem, mit Rücksicht auf seinen Namen Nârâyana, dem Gotte, der die Form Brahmas hat, dem unvergänglichen Anfang der Welt, dieser Vers wiederholt wird: „Die Wasser werden Nârâ genannt, da sie die Sprößlinge Nârâs (des obersten Geistes) waren; und da, in denselben, sein erster (Ayana-Bewegungs-)fortschritt (in der Eigenschaft Brahmas) stattfand, so ist er daher Nârâyana genannt (der, dessen Bewegungszeit die Wasser waren)".

Aehnliche Erläuterungen finden sich auch in den Singa, Vâya und Mârkan deya Purânas, und die Bhâgavata drückt die Idee derart aus: Purusha (der Geist) schuf, als er das (Welt)ei geteilt hatte, als er im Anfange sich offenbarte, einen Ort der Bewegung (Ayanam) für sich wünschend, als ein Reiner die Wasser rein".

Hier wird also das Pneuma als der Schöpfer der Wasser, auf denen es schwebt, bezeichnet, seine Wirkungsweise in der Materie angedeutet. Simon hat vom Stas, von dem Geiste in der Natur sprechend, auch den Grund dieser seiner Offenbarung dargestellt, in dem er von der feurigen Lust spricht, die allem innewohnt und die auch fast alle Mystiker als solchen bezeichnen. „Und wenn er sagt", so erklären bekanntlich die Philo-



sophumena, „daß der Anfang der Erzeugung des Geschaffenen vom Feuer ist, so will er hiermit etwas verstanden wissen. Bei allem Erzeugten ist der Anfang der Lust nach seiner Zeugung vom Feuer. Und in der That wird die Lust der veränderlichen Zeugung feurig genannt".

Diese feurige Lust wird dann mit dem flammenden Schwerte verglichen, das zur Erhaltung des Lebensbaumes geschwungen wird. Derselbe, welcher als Symbol des Weltprozesses eine so große Rolle in der simonischen Gnosis spielt, findet sich auch in vielen anderen Systemen. In der Pistis Sophia ist die Idee desselben in verschiedenen Gestalten wiedergegeben, unter andern wird auch viel von einer Aeonenhierarchie, genannt die fünf Bäume, gesprochen. Eine der ältesten Anwendungen des Symbols liefern uns aber die alten indischen Shâstras. Dieselben enthalten häufig Stellen, die auf den Ashvatthabaum, den Lebensbaum, den Ashvatta mit goldenen Flügeln, hinweisen, auf dem die neugeborenen Seelen ihre Flügel erhalten, um dann glücklich wegzufliegen (wie Sanatsujâtîjà erzählt). Mead übersetzt eine Stelle aus dem Bhagavad Gîtâ, die wir hier folgen lassen wollen. Am Beginne der fünfzehnten Adyâya lesen wir:

„Sie sagen, daß der unvergängliche Asvattha mit Wurzeln oben und Zweigen unten sich ausbreitet, von denen die heiligen Gesänge die Blätter sind. Wer das weiß, besitzt Kenntnis. In die Höhe und Tiefe strecken sich seine Zweige, ausgebreitet durch die Potenzen (Gunas); die Sinnesobjekte sind seine Sprossen. Auch nach unten sind seine Wurzeln ausgestreckt; sie drängen zur Handlung in der Welt der Menschen. Hier wird weder seine Form, noch sein Zweck, noch sein Anfang, noch sein Halt erfaßt. Nachdem nun der Schüler mit dem starken Schwerte der Absonderung (Mead fügt erklärend bei: der Sonderung von der Frucht der Handlung) diesen Ashvattha mit seinen ausgewachsenen Wurzeln abgeschnitten hat, sollte er dieses Höchste suchen, zu dem die, welche kommen, niemals zurückkehren (mit dem Gedanken), daß er jetzt zu dem ersten Wesen gekommen, von dem von altersher die Entwicklung ausging!"

Der Autor bemerkt zu dieser phantastischen Stelle, daß das Schwert der Absonderung an „das feurige Schwert" Simons erinnere, welches geschwungen wird, um den Weg zum Lebensbaume zu überwachen. „Dasselbe Schwert", so fährt er fort, „ist ein Bild unserer Leidenschaften und Begierden, die uns jetzt von dem goldbelaubten Lebensbaume trennen, woher wir Schwingen erhalten können, die uns zum „Vater im Himmel" emportragen. Denn sobald wir die Begierde überwunden und in geistigen Willen umgewandelt haben, wird es zum „Schwerte der Erkenntnis", und wenn der Weg zum Baume des geistigen Lebens gewonnen ist, wird das gereinigte Leben zu „Schwingen des großen Vogels", auf den wir uns nieder lassen, um zu seinem Neste hingeführt zu werden, wo endlich Friede gefunden wird". Mead führt sodann noch die Stellen aus dem Lukas- und Johannesevangelium an, die von dem Baume, der gute Früchte bringt, und von dem Weinstocke handeln, um sie mit Simons



Bilde zu vergleichen. Wir müssen gestehen, daß wir derartigen Bildern, zumal, wenn sie so entstellt sind, wie das, von dem uns Hippolytus Kunde giebt, keinen großen Wert beilegen. Manche scheinen sich, wie gesagt, noch in unserer Zeit für die Darstellungsart der Gnostiker begeistern zu können. Wir jedoch fühlen uns von ihren phantastischen Verirrungen angewidert. Dies gilt vor allem auch von den allegorischen Interpretationen der Schrift, die Simon vorgenommen haben soll. Wir können in der That nicht begreifen, wie ein in mancher Hinsicht so hervorragender Denker wie Mead dieselben einer längeren Besprechung wert halten kann. Die verworrene Vergleichung des im Mutterleibe ernährten Fötus mit der Darstellung des Paradieses in der Genesis wirkt doch heutzutage mehr auf die Lachmuskeln, abgesehen davon, daß sie andeuten könnte, Simon habe ein für die damaligen Verhältnisse bedeutendes Interesse für Physiologie gehabt.

Von großer Bedeutung ist hingegen noch eine Erklärung des Helenamythos, dessen Zusammenhang mit der Lehre vom Logos und Stas der Leser bereits ahnen wird. Vorerst müssen wir darauf hinweisen, daß Näheres über die diesbezügliche Lehre des Magiers aus den patristischen Quellen nur schwer festgestellt werden kann. Denn dieselben widersprechen sich gerade in dieser Hinsicht. Es scheint, daß die Väter teils nur aus eigener Phantasie schöpften, teils die vorgefundenen Berichte nachher zu prüfen sich nicht die Mühe gaben und deshalb Unklarheiten und offenbare Entstellungen darboten. Es war ihnen allen eben nur darum zu thun, den Erzketzer möglichst anzuschwärzen. Ob ihre Behauptungen dann mit der Vernunft übereinstimmten, ob sie der Wirklichkeit entsprachen, daß scheint ihnen vollkommen gleichgiltig gewesen zu sein. Betrachten wir vorerst den Bericht des Irenaeus über die Helenalehre. Er schreibt:

„Er (Simon) sagte, daß sie der erste Begriff seines Geistes sei, die Mutter aller, durch die er im Anfange in seinem Geiste die Schöpfung der Engel und Erzengel begriff, daß dieser Gedanke (Ennoia) von ihm ausgehend und den Willen seines Vaters erkennend, zu den niedrigeren Regionen herabstieg und die Engeln und Mächte erzeugte, von denen auch, wie er sagte, diese Welt gemacht war. Nachdem sie (nämlich der Gedanke als Helena) aber dieselben gezeugt hatte, wurde sie aus Neid von ihnen festgehalten; denn sie wollten nicht als die Erzeugten eines andern gelten. Er selbst nämlich sei ihnen vollständig unbekannt, und es sei sein Gedanke, der von den Mächten und Engeln, die ihr Ausfluß seien, festgehalten worden sei. Und sie erlitt alle Arten von Beleidigung in ihren Händen, um ihr Wiederauffsteigen zu ihrem Vater zu verhindern, so daß sie sogar in einen menschlichen Körper eingeschlossen wurde, und im Laufe der Zeiten in andere weibliche Körper, wie von einem Gefäße in ein anderes, wanderte. Sie sei auch in der Helena gewesen, wegen welcher der trojanische Krieg ausbrach, und Stesichorus [1]) des Augenlichtes beraubt wurde, da er Uebles

[1]) Ein Dichter um die Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. in Sicilien, der von Castor und Pollux wegen Verleumdung ihrer Schwester Helena des Augenlichtes beraubt worden sein soll.



von ihr in seinen Gedichten sprach, es aber wieder erhielt, als er später bereute, und seine Palinoden verfaßte, in denen er ihren Preis sang. Indem sie aber so von Körper zu Körper wanderte, und hierdurch fortgesetzt Schmach erleiden mußte, hielt sie sich zuletzt sogar als Hure in einem Bordell auf: und sei das verlorene Schaf.

Deshalb sei auch er selbst gekommen, um sie zuerst mit sich zu nehmen, und sie von ihren Banden zu befreien, den Menschen aber Heil zu gewähren durch seine Erkenntnis.

Von diesem Berichte unterscheidet sich derjenige Tertullians noch weniger als die späteren. Derselbe sagt:

Sie war die erste Eingebung, wodurch er die Schöpfung der Engel und Erzengel veranlaßte. Indem sie diesem Ratschluß beistimmte, ging sie vom Vater aus und sank in die niederen Regionen, wo sie, da der Plan des Vaters verhindert wurde, angelische Kräfte hervorbrachte, welche den Vater, den Schöpfer der Welt (?), nicht kannten; durch diese wurde sie zurückgehalten, nicht nach seinem Wunsche, damit man nicht nach ihrer Rückkehr glaube, daß sie von einem andern erzeugt wären zc.

Wir finden nun schon in dieser Erzählung willkürliche Aenderungen und Einschaltungen. Abgesehen davon, daß statt Begriff „Eingebung" gesetzt wird, wird auch noch der Zusatz aufgefallen sein, „daß der Ratschluß des Vaters vereitelt wurde", der offenbar erklären soll, daß der gute Gott mit den bösen Geistern in keine Verbindung gebracht werden könne. Ferner muß auch noch die Einschaltung nach dem Worte Vater, „Schöpfer der Welt" Bedenken erregt haben. Sie ist ein Beweis dafür, daß Tertullian Simons System nicht verstanden hat, da er dessen Unterscheidung zwischen dem obersten Geiste und dem Demiurgen nicht berücksichtigte.

Eine viel größere Verwirrung finden wir aber, wenn wir die Berichte des Philaster und des Epiphanius (dem Theodoret nur kurz folgt) mit den angeführten vergleichen. Philaster sagt: „Und er wagte auch zu behaupten, daß die Welt durch Engel geschaffen worden sei, und daß diese Engel wieder von gewissen andern geschaffen worden seien, die mit „Erkenntnis" vom Himmel begabt worden wären und daß diese das Menschengeschlecht betrogen hätten. Er erklärte überdies, daß auch noch ein gewisser anderer Gedanken (Intellectus) existiere, der in die Welt kam, um die Menschen zu erlösen".

Während hier die Phantasie des geistreichen Orthodoxen aus dem göttlichen Begriffe mehrere mit Erkenntnis begabte Engel macht, dichtet Epiphanius nach flüchtigem Lesen eines früheren Berichtes folgendes:

„Diese Macht stieg von oben hernieder und wechselte ihre Form ... Und durch die Macht von oben ... trieb sie dieselben (die Engel) in dem sie ihre Schönheit entfaltete, zum Wahnsinn, und wurde deshalb zur Entthronung der Herrscher gesandt, welche die Welt ins Dasein riefen; und die Engel selbst stritten sich ihretwegen; und während sie kein Leid erfuhr, begannen sie sich gegenseitig zu vernichten wegen der Begierde, die sie in ihnen für sich entflammte".

Man ersieht also aus der Zusammenstellung, daß Sorgsamkeit in Ueberlieferungen und Wahrheitsliebe nicht eben zu den hervorragenden Eigenschaften dieser „heiligen" alt-christlichen Autoren gehörte, und daß wir auf Abwege geraten würden, wenn wir ihren Phantasien irgend welchen Wert beilegen wollten. Leider ist nun der Helenamythos in dem Bruchstücke aus Simons Apophasis nicht erläutert und wir können deshalb nur aus gewissen Andeutungen den eigentlichen Sinn feststellen.

Die Lehre vom Estos, Stas, Stesomenos und die Syzygienlehre, die wir in der von den Aeonen finden, werfen auf denselben hinreichend Licht. Diese Helena ist eben als Ἔννοια, wie sie auch von einzelnen Vätern genannt wird, der Inbegriff des Gottesgedankens und seiner Verwirklichung [1]). Sie ist der große Gedanke, welcher syzygisch mit dem Allgeiste verbunden ist. Sie ist das weibliche und mütterliche Prinzip des Werdens, von Form zu Form wandernd [2]), ebenso auch der Stas, insofern er in der Entäußerung festgehalten und gefangen ist im Endlichen. Und da eben die Offenbarung und Aeußerung die Lust zur Ursache hat, finden wir auch in Helena die Lust und die lusterregende Schönheit, die immer mehr zur Veräußerung treibt, „verwirrt" und gefangen nimmt. Deshalb ist auch Helena der Ausdruck der Gefangenschaft des Prinzipes in der Außenwelt und wird dargestellt als in den Fesseln der Weltenschöpfer befindlich und Streit unter ihnen erregend. Sie wollen sie nicht befreit wissen, weil durch die Befreiung des veräußerten Prinzipes auch ihre auf Aeußerem beruhende Macht zerstört würde. Da aber der Veräußerlichung einmal immer wieder die Verinnerlichung, die Rückkehr in den Urzustand folgen, und in gewissem Sinne der Wille oder die Sehnsucht nach derselben erwachen muß, die Gefangenschaft in der Welt also als etwas Unbeständiges

---

[1]) Mit Bezug auf die gnostische Lehre von der Sophia ist zu bemerken, daß uns Helena, der Gedanke, ἔννοια, in seinen Wandlungen sowohl als das Pneuma, daß auch die Namen Mutter alles Lebens (μήτηρ τῶν ζώντων) oder Weisheit Gottes (ἡ ἄνω σοφία) führt, wie auch als die Sophia Achamoth (Προύνειχος) erscheinen kann, die sich in das Chaos herabstürzte, die träge chaotische Masse in Bewegung setzte und sich dadurch so sehr mit der Materie vermischte, daß sie sich selbst in ihr verdunkelte und vom Lichtreiche losgerissen wurde.

[2]) Den Anlaß zu dem Gedanken, diese Helena mit der des trojanischen Krieges zu vergleichen, haben wie Simson (p. 64) meint, offenbar die allegorischen griechischen Philosophen gegeben, denen ein paar Verse des Homer (Odyss. IV; 121, 122):

Ἐκ δ' Ἑλένη θαλάμοιο θυώδεος ὑψορόφοιο
Ἤλυθεν, Ἀρτέμιδι χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα

genug waren, um daraus herzuleiten, daß Helena hier als eine sogenannte ἄνθρωπος σελήναια bezeichnet werde, ein Geist in dem Gefolge der für das schöpferische Prinzip der Erde geltenden Luna, der von Jupiter aus dem Mondreiche herabgelassen sei, um die Erde zu gründen und dann, nach Vollendung des ihm aufgetragenen Geschäftes, wiederum in den Himmel zurückzukehren. (Eustathii Commentar. in Hom. Odyss. IV, 121). Auch jenen Gedanken des Simon, von dem die Rekognitionen (II, 12) Kunde geben, daß die kämpfenden Griechen und Barbaren nur das Bild jener Ἔννοια gesehen, sie selbst aber ihnen nicht habe sichtbar werden können, finden wir schon bei den alten griechischen Klassikern (Plato, de republica Lib. IX, p. 586 ed. Steph. etc.) verbreitet.

und deshalb Unvollkommenes erscheinen muß, konnte man auch von einem Falle der Helena sprechen, dem die Erlösung folgen soll, und sie als das verlorene Schaf darstellen. Diese aber kann nur von dem Prinzipe ausgehen, daß als Männliches, Erzeugendes in ihr wohnt. Und so konnte sich auch Simon als ihren Erlöser hinstellen, insofern er sich selbst als den Estos bezeichnete.[1])

Daß er dies wirklich that, berichten besonders die Clementinen. Allerdings mißdeuten sie diesen Beinamen. Einmal hält Pseudoclemens ihn gleichbedeutend mit dem Namen Christus (Rec. I. 72), weshalb er auch den Namen in 'Εστώς υἱός umwandelt (Homiliae XVIII, 6, 71; Rec. III, 47). Dann meint er, Simon gebrauchte ihn, weil er lehre, er könne niemals aufgelöst werden und sein Körper sei so mit der Kraft der Gottheit verschmolzen, daß er ewig dauern könne. — Die wahre Auffassung des Simon und seiner Jünger dürften wir aus einer Bemerkung des Clemens von Alexandrien genauer erkennen können, auf die wir schon hingewiesen haben. Er sagt nämlich, daß die Simonianer ihrem Meister als 'Εστώς ähnlich zu werden suchen. Sie haben also in Simon das geistige Urprinzip dargestellt, mit dem sie wieder geeint zu werden anstrebten. Darauf deutet ihr ganzes System hin.

In ähnlicher Weise bezeichnen Irenäus, Theodoret, Cyrillus von Jerusalem, Augustin, Tertullian (de praescript., cap. 46) und Epiphanius (Haeresis XXI, cap. I) Simon als den höchsten Gott. Letztere stellen sublimissima und summa virtus mit summus Deus gleich. Gewiß ist ihre Behauptung richtiger wie die der Apostelgeschichte und die, welche sich in einzelnen Stellen der Clementinen (Recogn. I, 72; II, 7; Clem. Hom. II, 22; Clem. epitome cap. 25) findet, daß Simon sich nur für einen erhabenen Aeon ausgegeben habe, wenn er sich „die große und höchste Kraft Gottes" nannte.

Wenn wir eben diese Auffassung Simons, daß in ihm das unveränderliche Prinzip wohne, das allen Erscheinungsformen zu Grunde liege, annehmen, so haben wir die Erklärung für mehrere angebliche Lehren desselben. Wir verstehen dann seine von Irenäus und Theodoret, ähnlich auch von Cyrill und Augustin berichtete Lehre, er sei unter den

[1]) Vitringa (Observ. sacrae, Lib. I. Dissert. II. cap. II, p. 139) meint, daß Simon mit dem, was er von sich selbst gelehrt, als dem Vater über alles, und von der Helena, seinem Weibe, als der Mutter aller, die von den Engeln geschmäht und von den Menschen verkannt und vernachlässigt worden, nichts anderes habe ausdrücken wollen, als daß das höchste Wesen, der Urgrund aller Dinge, nicht ohne Vernunft und ohne Weisheit gedacht werden könne, die mit ihm so notwendig und so eng verbunden sei, daß sie gleichsam als seine Frau erscheine, daß ferner die durch sie geschaffenen Engel und Menschen sie selbst, die Vernunft, unterdrückt und verachtet haben, bis er, ein einfacher Lehrer der Weisheit, in die Welt gekommen, um die Menschen über diesen verderblichsten ihrer Irrtümer zu belehren, und ihnen zugleich in seiner engen und treuen Verbindung mit Helena ein Bild von der Verbindung des höchsten Wesens mit der Ἔννοια zu geben. — Diese Erklärung ist allerdings sehr einfach, jedoch ist hiebei die simonische Auffassung von dem Wesen der Ἔννοια, wie wir sie vorgeführt haben, nicht genügend berücksichtigt.



Juden als Sohn, in Samaria als Vater, unter den Heiden aber als heiliger Geist erschienen. Wenn er sie wirklich aufstellte, so hatte sie offenbar den Sinn, daß die ihm innewohnende Gotteskraft mit der identisch sei, welche in dieser Weise dreimal sich offenbarte. Auch kann die Erklärung in den Begriffen des Estos, Stas und Stesomenos gesucht werden, sodaß Simon zugleich als Estos oder Vater, Stas oder der ererlösende Gottessohn und Stesomenos odererlöster Geist erscheint.[1]) Ebenso erklärt sich die angebliche doketische Behauptung, von der Irenäus, Tertullian (de praescript. cap. 46), Cyrill von Jerusalem (Catech. IV, cap. 14), Augustin (de haeresibus I,) Theodoret und Philastrius sprechen, und derzufolge Simon in Judäa scheinbar den Kreuzestod erlitt. Insofern er nämlich mit dem Urprinzipe eins war, war er unveränderlich und seine Existenz in der veränderlichen Außenwelt, die überhaupt ähnlichen philosophischen Richtungen wie der simonischen nur als Scheinwelt galt, keine wirkliche, daher auch sein Leiden nur scheinbar, dem er ja auch infolge seiner geistigen Natur nicht unterworfen war.

Wir finden Simon aber im Erlösungswerke auch als Stas vorgestellt. Darauf deutet die Lehre (Epiphanius, Theodoret) hin, daß er in den verschiedenen Regionen des Himmels in abwechselnder Gestalt gewesen sei, bis er endlich auf Erden in menschlicher Gestalt erschien. Um eben die im Weltprozesse befindliche Helena wieder an sich zu ziehen, mußte er — so nahm man an — ihr sich nähern, so aber, daß er sich als Prinzip, als Gottheit, vollkommen bewußt blieb und in ihr die schlummernde Kraft, das potentielle Bewußtsein wieder entfalten konnte.

Die Darstellung von Simon und Helena als Estos und Logos, als Geist und Materie, von denen der erstere die letztere wieder in sich zurückführt, wirft auch Licht auf die Erzählung, daß die Simonianer jeden, der ihre Statuen, ihre Bilder angebetet hätte, als einen, der in die Geheimnisse nicht eingeweiht wäre, verstoßen hätten. Wer, wie die Kirchenväter, nicht verstand, daß es sich hier nur um Personifikationen handelt, war eben in ihren Augen verächtlich.

Da nun mit der Erlösung der Helena, der Wiedereinigung des Logos, alle Veräußerung aufhören muß, konnte Simon auch als Erlöser der Weltgefangenen überhaupt und zugleich als der Vernichter jener Mächte gelten, welche das endliche Weltwesen durch Entfernung vom Prinzipe immer wieder zu erneuern bestrebt sind. Jedoch geschieht die eigentliche Er-

[1]) Hierzu bemerkt Baur in seinem Werke „die christliche Gnosis" (p. 305): Die Behauptung, dem Simon beigelegt: er sei derselbe, der in Judäa als Sohn erschienen, in Samaria als Vater herabgestiegen und zu den übrigen Völkern als heiliger Geist gekommen, soll nur dies sagen: an und für sich sei es dieselbe Offenbarung Gottes, wenn auch die Namen und Formen verschieden seien; wie das Christentum selbst von der Erscheinung des Sohnes die Wirksamkeit des Geistes unterscheide, obgleich das Wesen der Offenbarung dasselbe bleibe, so sei man durch das Christentum selbst berechtigt, Simon Christus zur Seite zu setzen und ihn als Repräsentanten des höchsten Gottes, Vater, zu nennen, wie sich Christus in demselben Sinne Sohn nannte.



lösung eben durch das einzelne Zurückstreben zum Prinzipe, durch Verwirklichung der Geistespotenz, durch Vollendung des Gottesbildes. Das individuelle Streben nach Vollendung deutet Simon klar an, wenn er sagt, daß das Kleine groß werden wird, daß die Kraft, wenn sie vom kleinsten Funken ausgeht, oder wenn sie von einem unteilbaren Punkte aus erzeugt wird, zu aller Vollkommenheit anwachsen, sich ausbreiten und eine unendliche Macht sein wird, unveränderlich, gleich und ähnlich dem unveränderlichen Ewigen, der nicht mehr gezeugt wird für die unbegrenzte Ewigkeit.[1]) So mußte auch, wie gesagt wird, der Mensch Simon zum Gotte werden, seine Potenz ausbildend, leidend, so lange er in Pontentialität blieb, leidlos und von der „Geburt" befreit, da er Vollkommenheit erlangte. Als Erlöser wird er zum Stesomenos, wie alle andern Ausgebildeten" (ἐξ εἰκοσμένοι) und eins mit ihnen im Prinzip, da er auch die Helena an sich gezogen und sich mit ihr aufgeschwungen hat von der Veräußerlichung zur Verinnerlichung. Indes können die Früchte vom Lebensbaume in die „Schatzkammer" gelegt werden; der aber, d. h. das Niedrig-Weltliche, kann zerstört werden. Dem Materiellen ist das Geistige gefolgt. — Wenn wir die Gnosis Simons noch einmal zurückverfolgen, so werden wir auch das Ungereimte der Behauptung erkennen, daß Simon ein christlicher Ketzer oder der Gründer der christlichen Gnosis gewesen sei. Er war eben ein Antimessias und wurde selbst zum Erlöser, indem er die ihm bekannten esoterischen Lehren dem Volke im Bilde bot. Er selbst mußte das Christentum gering schätzen, als er erkannt hatte, daß dessen Stifter und seine Jünger keineswegs in derselben Weise wie er über das Wissen und Können der Initiierten verfügten. Daß seine samaritanische Gnosis, von dem allgemeinen Esoterismus ausgehend, durch einige Ideen ein wesentlich mitwirkender Faktor für die Entstehung der christlichen wurde, auch später wohl in Kontakt mit der letzteren trat, war eben eine Fügung der Verhältnisse, die ganz den Intentionen des Magiers widersprach. Daß Simon als christlicher Ketzer hingestellt wurde, das mag durch den Bericht der Apostelgeschichte erklärt werden, dessen Wert wir schon oben beleuchtet haben.[2])

Gegen die Annahme, daß Simon ein christlicher Ketzer und der Begründer des christlichen Gnosticismus gewesen sei, richteten sich übrigens bereits auch hervorragende christliche Theologen in unserer Zeit: Simson z. B. sagt hiergegen:

„Nach der bisherigen Stellung wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die Behauptung der alten, daß Simon ein christlicher Ketzer, ja, der erste unter ihnen gewesen sei, entschieden zurückweisen. Denn wie kann

---

[1]) Die Behauptung über die Freiheit der Simonianer vom Gesetze ist also, wie ersichtlich, nur von der Freiheit vom Gesetze der bösen Weltmächte zu verstehen. Keineswegs aber können die Simonianer behauptet haben, sie seien frei vom Gesetze der moralischen Entwicklung, wie ihre Widersacher gerne glauben machen wollten.

[2]) Unlogisch muß die Lehre erscheinen, daß das, was in Potenz bleibt, vernichtet wird.

Jemand, der vom Glauben an Jesum und sein Evangelium so weit entfernt war, der den Heiland selbst durch gottlose Schmähreden (der Autor spielt hier auf die Behauptung der Clementinen, daß Simon verächtlich von dem wenig mächtigen Magier Jesus gesprochen habe, an) zu besudeln suchte, der sich überall in Wort und That als seinen heftigsten Feind erklärte, zu den christlichen Ketzern gezählt, oder überhaupt nur in irgend einer Beziehung des christlichen Namens wert geachtet werden? Daher bemerkt schon Epiphanius, daß die Sekte der Simonianer mit Unrecht den Namen einer christlichen führe und aus einer Stelle des Origenes [1]) scheint hervorzugehen, daß dieselbe in jenen Zeiten überhaupt diesen Namen nicht gehabt habe. Nichs destoweniger haben auch viele neue Kirchenhistoriker diese Meinung wiederholt, offenbar, wie die Kirchenväter selbst, durch den Umstand, daß Simon sich wirklich einmal der christlichen Taufe unterzogen habe, dazu verleitet".

„Der Grund eines zweiten Irrtums, in den die Alten verfallen sind, daß sie nämlich den Simon für das Haupt und den eigentlichen Begründer des christlichen Gnosticismus ausgeben, liegt darin, daß sie, unbekannt mit dem eigentlichen Ursprunge der Gnosis, die zu jenen Zeiten ihren hauptsächlichsten Sitz in Aegypten und Syrien, ja im ganzen Orient hatte und von da aus auch nach andern Ländern sich verbreitete, denselben in diesen von den Lehren der griechischen Philosophie so abweichenden Spekulationen Simons zu finden meinen. Wie wenig aber Simon als der Begründer der christlichen Gnostiker betrachtet werden darf, ist schon aus dem sehr einflußreichen Unterschiede klar, daß in den Systemen derselben Christo keine geringe Rolle zugetheilt wird, Simon aber und seine Anhänger die Person und Lehre Christi durchaus nicht geachtet, ja ganz unberücksichtigt gelassen haben".

Wir wollen noch erwähnen, wie der bekannte Verfasser des Werkes „Die Homilien und Rekognitionen des Clemens Romanus" (Göttingen, 1854, p. 292) diesen Ausführungen Simsons entgegenzutreten sucht. Er schreibt:

„Gerade das ist das Eigentümliche, was zu verkennen Simsons größter Fehler ist, daß die Simonianische Gnosis eine ganze Reihe von Phasen durchläuft, und sich allmählich erst von einer vorchristlichen zur christlichen Gnosis entwickelt. Dieses geschieht dann in synkretistischer, eklektischer Weise, wie der ganzen Sekte von Anfang an ein synkretistischer Zug beiwohnt und das System sich in seiner Entwicklung an die Hauptgestalten der Gnosis anlehnt. Das ist das Wahre an der Ansicht, welche den Namen überhaupt nur als Firma der Gnosis ansieht, dabei verkennend, daß es bei aller Anlehnung an andere Systeme doch ein selbständiges, von den andern bestimmt unterschiedenes simonianisches System gab".

Während bei Justin die Lehre der Simonianer noch nicht bestimmt als christliche Gnosis auftritt, geben Irenäus und die Philosophumena, ein ausführliches gnostisches System. Der Bericht der Philosophumena ist

[1]) Contra Celsum Lib. VI, cap. 11, p. 638.



äußerst verwirrt, und wir glauben aus einer Vergleichung des Irenäus schließen zu dürfen, daß hier die Berichte verschiedener Quellen durcheinander gemengt vorliegen, indem der Verfasser jenes Buches teils einen ihm mit Irenäus gemeinsamen Bericht benützte, teils ein Buch der Sekte selbst, die „Ἀπόφασις", die, wie es scheint, dem Irenäus nicht bekannt war. Beide stimmen nicht mit einander und geben kein einheitliches Ganzes; der Bericht aus der Ἀπόφασις ist augenscheinlich eine noch jüngere Gestalt der Lehre, während der Bericht, dem die Philosophumena den letzten Teil ihrer Darstellung entnehmen und dem auch Irenäus folgte, das System in einer noch etwas älteren Gestalt vorträgt, daneben freilich an Ursprünglichkeit hinter jenem zurück steht und Manches enthält, was nur als die Meinung der Orthodoxen über die Simonianer, nicht als deren Lehre selbst anzusehen ist".

Derartige Ausführungen sind offenbar ein Beweis von der Unkenntnis des Autors in esoterischen Dingen, welche ihn die Gestalt des Magiers und sein System gar nicht erfassen läßt. Die Wertschätzung des Justinischen Berichtes und die Verachtung der Apophasis, welcher er übrigens selbst schließlich mehr Ursprünglichkeit als dem „etwas älteren Berichte" einräumt, sind rein willkürlich, nur um den eigenen Vorurteilen eine Stütze zu bieten. Es ist in der That bezeichnend, daß in unserer Zeit christliche Theologen in gewisser Hinsicht die Fehler der Kirchenväter teilen.

Abschließend können wir sagen, daß nach Beseitigung aller phantastischen Beigaben die simonische Gnosis sich als ein mit den Lehren der ältesten Esoteriker übereinstimmendes, klares und einfaches System erweist, das einen allen vorurteilsfreien Denkern ersichtlichen Wahrheitskern enthält. Wenn deshalb schon die Gestalt des Magiers als eine achtungswerte erscheint, so muß sie um so mehr erhaben hervortreten, wenn man sie mit denen des Urchristentums vergleicht, deren Lehren und Kräfte uns nach unseren Betrachtungen nur als Halbheiten erscheinen können, die wir um so mehr mißachten müssen, als wir kennen lernten, mit welchen Mitteln zur Verkleinerung der Gestalt Simons man sie zu verbergen suchte.





Suggestion und Reklame.

Kennst du jenen Kobold, der seit Weltgedenken unter den Menschen herumschleicht, seit jeher kein Fremdling mehr, doch erst seit etlichen Jährchen viel genannt, gefürchtet und verachtet, naturgeschichtlich zergliedert und philosophisch gedeutet? Längst treibt er, wo unser Forscherblick auf vorgeschichtliche Zeiten und auf gegenwärtige Kulturanfänge trifft, sein Unwesen: er springt von den Lippen des ägyptischen Zauberers und des sibirischen Schamanen, er kriecht durch die Fingerspitzen des händeauflegenden Heilkünstlers in das Gehirn des gläubigen Kranken, er reitet auf den Segens- oder Fluchworten der Patriarchen, der Propheten, der Priester wie ein Dämon des Blitzes auf Wolken und stiehlt sich hinein in das Gemüt des Gesegneten oder Verfluchten, bohrt sich tiefer gleich einem Wurm — und wann er längst wieder ruhig geworden scheint, beginnt er aufs neue aus der Tiefe sein Wühlen und wirkt als der innere Feind viel erfolgreicher, als es jemals ein äußerer Feind vermag.

Und trifft unser Blick die heutigen Zeiten, da begrüßen wir ihn wieder in Dichtung und Forscherbuch, in einem Roman Dostojewskij's wie in einer Erzählung Ola Hansson's, in den Schaustellungen des wandernden Künstlers Carl Hansen wie in den Hörsälen medizinischer Professoren und in der Kunst vieler moderner Aerzte. Aber er hatte sich in der Zwischenzeit nicht zur Ruhe gesetzt: immer und überall war er und ist er zur Hand wie im „Hamlet" der Geist des Vaters; wo immer Menschen ihres Lebens walten, wo einer den andern verführt, wo große und kleine Ideen in die Masse geschleudert werden gleich brandschwellenden Funken, wo der Weltverbesserer sein Glückskraut und der Verkäufer seine Waare anpreist, dort krabbelt und kriecht und zappelt und zirpt der Kobold.

Ich brauche dich nicht zu fragen, ob du die berühmte amerikanische Reklameweise des folgenden Beispiels kennst. „Nachricht: Zwei Eisenbahnzüge fuhren auf dem nämlichen Geleise gegeneinander. Schon war der fürchterlichste Zusammenstoß kaum mehr abzuwenden; da warf ein Kind, das in der Nähe stand, seinen Fußball zwischen die beiden Lokomotiven, und dieser vorzüglich verfertigte höchst elastische Ball verhinderte den Anprall und trieb die Züge unversehrt in entgegengesetzter Richtung auseinander. — — — Solche Fußbälle sind zu haben bei John Smith, Broad-Street 199".

Auch das war ein Streich unseres Kobolds. Nur sein Gewand war anders als sonst, seine Bewegungen nicht die gleichen wie dann, wann er auf dem Arm eines hypnotisirenden Arztes sitzt und dem Patienten die müden Augen zudrückt. Aber er selbst ist dort und da stets wieder der alte; und unter dem Namen der Suggestion kennt ihn heute fast jeder Forscher und Zeitungsleser. Wär' ich Polytheist, so würde ich an ihn als an einen Gott glauben, und der hellsten Sterne einer müßte seinen Namen tragen.

Ein Handlanger ist er jeglichem Heidengott sicherlich. Wie verständig schmiegt er sich dem Gotte des Handels, unserm lieben alten Merkur an! Der leiht ihn, seinen Diener, einem Geschäftsmann, und schon kauert auch der Kobold im Auslagefenster als Zettel, drauf „Billiger als überall" steht. Allein Vorübergehende tragen auch ihren Kobold in sich: er ist weiblichen Geschlechts, und Credulitas, Leichtgläubigkeit, lautet sein Name. Wehe, wenn die Kobolde sich erblicken oder auch nur wittern! Mit unheimlicher Gewalt treibt es sie aneinander, und in wessen Brust sie sich finden, der hat für die Folgen aufzukommen. Das ist das Walten unsres Kobolds im Dienste der Reklame.

Er weiß ganz gut, wo er so grobes Gewand tragen darf, und wo er der feineren Gesellschaft zu lieb sich vornehmer kleiden muß. Er thut's oft genug schon im Korb des Hausirers. „Was kostet dieses Stück?" ‚Der Herr werd's koofen!' antwortet schlagfertig der Kobold. „Wie viel begehren Sie?" ‚Was soll mer begehren for ä so faine Woor'!' Und Koboldchen weiß ganz gut, daß er jetzt mit einem hohen Preis beginnen darf und nötigenfalls mit dem Hinabgehn zu einem niedrigeren oder mit einer billigeren Ware den Käufer einen suggerirten Triumph erleben läßt. Koboldchen weiß aber auch ebenso gut, wann er von unten anfangen muß. Er beginnt diesmal mit der Eingebung des Glaubens nicht an die Güte, sondern an die Billigkeit der Ware und zeigt darum erst das billigste Stück. Dann klettert er als gewandter Turner die Preisleiter hinauf und blickt von oben treuherzig auf sein Opfer herab: „Sie können ja mit Vergnügen unten bleiben — ich will nicht jedermann meine Kletterkünste zumuten — will nur zeigen, wie schön sich's hier oben auf den Sprossen steht — würde auch gern Ihnen zu Ehren eine Sprosse tiefer steigen" u. s. w. u. s. w. Es ist, als riefe der Hypnotiseur: „Sie dürfen ganz ruhig den Versuch wagen, Ihre Arme zu bewegen; geben Sie sich alle Mühe, es hilft ja doch nichts!"

Wer versteht so gut wie unser Kobold alle Schliche des Ankündigens, also der Waren-Etiketten, der Plakate, der Zeitungsinserate, ja selbst der Titel der Geschäfte und der Geschäftsinhaber? Er begnügt sich selten mit der bloßen Anmeldung auf der Plakatentafel: er holt aus der Psychologie jene wohlbekannten Mächte Anschaulichkeit, Wiederholung, Steigerung; er verwendet die Lockspeisen der Aufmerksamkeit, das Beispiel der Ueberrumpelung, die Faszinirung und nicht am wenigsten die fortzeugende Wirksamkeit des ersten Sieges, als gelte es eine psychotherapeutische Klinik.

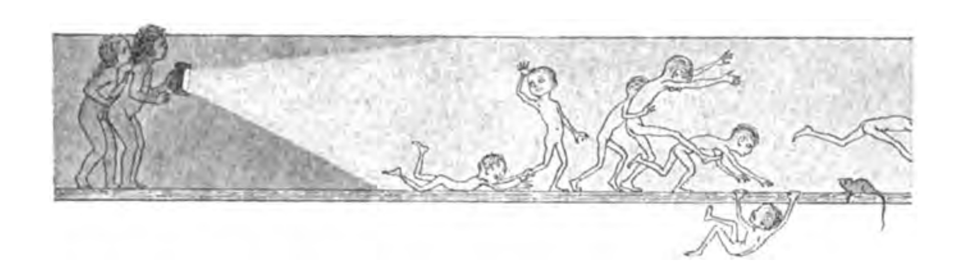
Er weiß, wie er's zu machen hat, wann er Seife oder Cacao oder Hühneraugenringe oder den „wilden Westen", für die alle eine Verkündigung nicht genügen würde, mehrmals anzeigen soll. Er begeht nicht den Fehler, den ein kundiges Adreßbuch rügt, „stets die gleiche Anzeige aufzugeben, die schließlich niemand mehr beachtet, wie man nicht mehr auf einen Menschen hört, der stets dasselbe sagt". Er weiß also, was er der Aufmerksamkeit schuldet, und richtet danach seinen wohlbekannten Kleidungswechsel ein; allein er läßt sich in der neuen Kleidung auch wiedererkennen, denn er muß Fühlung mit seinem alten Freund, dem Gedächtnis, bekommen. Er lacht über ein Geschäftshaus, das sich, wie jene nämliche Quelle tadelt, bemüht, „den Anzeigen stets ein völlig anderes Gesicht zu geben, ohne zu bedenken, daß sich so weder Firma noch Artikel dem Gedächtnis des Publikums einzuprägen vermag".

Er beginnt mit einem starken, aber recht einfachen Eindruck: sein erstes Inserat oder Plakat verliert sich nicht in's Breite und Einzelne, zerstreut nicht, sondern bannt wie ein Krystall in dunkler Hohlkugel. Jetzt hat er die Sinne gefangen, die er braucht; jetzt kann er ihnen seinen Inhalt zuführen. War sein erster Streich ein Telegramm, so ist sein zweiter im Briefstil gehalten; nun kann er näher sagen, was er will. Aber die Sinne brauchen sinnliche Befriedigung; drum spricht er anschaulich. Dann aber darf er nicht das Feld räumen: er muß neue Bilder bringen und darf sie nicht kleiner werden lassen, sondern muß sie gleich halten oder vergrößern, auf daß ein Glaube an etwas noch weit Gewaltigeres, jenseits des Gesehenen, aufkeime. Er weiß allerdings, daß viele seiner Versuchssubjekte schon nach wenigen Gliedern der fortgesetzten Einwirkung gewonnen sind; doch er kennt auch die vermeintlich Unempfänglichen, die lächelnden „Skeptiker", für die er seine Reihe fortsetzen muß. Es ist ihm nicht neu, was sie sagen; er sieht die stolzen Worte: „uns fängt man nicht", voraus. Sie scheinen ein fester Turm; aber den Turm benagen Mäuse, an ihm nagt die stets wachsende Schar der Beispiele und nagt die Neugierde, und dann schnarrt wie eine Steinsäge der Gedanke: „Man kann's ja probieren", und endlich senkt sich der Turm und fällt, und auf den Trümmern sitzt mit boshaftem Ueberwinderlächeln wiederum der alte junge Kobold der Suggestion.

Er wird nicht sterben, so lang Menschen leben. Und so lang es Theater giebt, in denen nicht eine mehr als gemeinmenschliche Vernunft herrscht, wird er als Chef der Claque dem Publikum seine Reklamesuggestionen hineinapplaudieren; und so lang Unternehmungen, so da eines Einzelnen Kräfte übersteigen, vereinter Mittel bedürfen, wird unser Kobold mit seinen Panama-Papieren von Haus zu Haus ziehen, und die derbe Bestechung im gewöhnlichen Sinn des Wortes wird ihm häufig genug nur ein Hilfsmittel zu seinen Hauptmitteln sein, zu den Bestechungen in den feinsten, geheimsten und unerwartetsten Formen.

* * *

Solche Feuilletons sind zu haben bei Hans Isarius, München.



War es Goethes Geist?

Von

Dr. Christian Hundt.

Vielleicht wird die folgende Darstellung einer spiritistischen Sitzung, die zwar an Phänomenen nicht über das allbekannte Tischkippen hinausging, dennoch durch einige Einzelheiten sowohl wie durch den Inhalt der Mitteilung dem einen oder andern der Sphinxleser nicht ohne Interesse erscheinen.

Teilnehmer der Sitzung waren außer mir der Maler N., dessen Sohn (etwa 14 Jahre alt), dessen Neffe (etwa 16 Jahre) und eine Verwandte der Familie, Fräulein S. Die Namen mitzuteilen ist mir nicht gestattet. Die Sitzung fand in der Wohnung des Herrn N., am 31. Mai 1893, abends 9—10¼ Uhr statt.

Diese Darstellung gründet sich auf ausführliche Aufzeichnungen, die ich am Abend des Experiments niederschrieb.

Herr N., in Sprach- und Naturwissenschaften wohl bewandert, erkennt in beiden die absolute Geltung der darwinistischen Entwicklungstheorie in ihrer materiellen Beschränkung an; die geistigen und seelischen Aeußerungen sind ihm Funktionen des Körpers, mit dessen Zerfall beide aufhören. Zugleich aber war er vorurteilsfrei genug, mir Gelegenheit zu geben, durch das Experiment meine ihm dargelegten Ansichten von der Existenz körperloser Intelligenzen zu unterstützen. —

Wir setzten uns um einen runden Tisch, legten die Hände vor uns auf die Platte, und unterhielten uns zwanglos, jede lebhafte Kontroverse vermeidend und ohne unsere Erwartung zu spannen.

Nach einigem Warten hob sich der eine der drei Tischfüße energisch; die angebliche Intelligenz verlangte das Alphabet. Es wurde dann, mit einzelnen Ungewißheiten im Anfang, die ein nochmaliges Nachfragen nötig machten, die folgende Buchstabenreihe durch das Niederstoßen des Tischfußes gegeben:

w . a . i . m . a . r . w . o . o . l . g . g . a . n . g . g . o

Keiner wußte bis jetzt, wo das hinaussollte; ich hielt schon die Sitzung für eine der häufigen verfehlten, in denen nur konfuses Zeug erlangt wird; nun aber folgte der Buchstabe e, der mich denn plötzlich

auf die Spur brachte: ich trennte die gegebene Buchstabenreihe wie folgt:

Waimar . Woolggang . Goe—

Ich richtete nun an die dirigierende Intelligenz die Frage, ob sie zu geben wünsche:

Weimar, Wolfgang Goethe,

was durch lebhaftes dreimaliges Klopfen des Tischfußes bejaht wurde.

Eigentümlich erscheint hierbei nur, die unrichtige Schreibart von Waimar. Indessen kommen gerade zu Anfang spiritistischer Mitteilungen derartige Ungenauigkeiten, Verwirrungen, die den Schreibfehlern unachtsamer Schrift entsprechen, besonders häufig vor. Sie erklären sich hinreichend aus den mannigfachen, erst zu überwindenden Hindernissen, um die geistige (seelische oder astrale) Verbindung, den „Rapportanschluß“ herzustellen.

Die zwei o im Vornamen Goethes werden wohl ihre genügende Erklärung darin finden, daß beim ersten o bei den Zirkelsitzern über dessen Richtigkeit Zweifel herrschten; das zweite sollte dann gewissermaßen nur als Bestätigung dienen. Daß für das f in Wolfgang ein g erhalten wurde, ist, da beide Buchstaben im Alphabet auf einander folgen, leicht begreiflich. — Nochmals aber sei betont, daß bis zum Buchstaben e keiner der Zirkelsitzer den Sinn der Buchstabenreihe, der ja durch die fehlerhafte Orthographie noch mehr verhüllt war, zu deuten wußte.

Darauf folgte durch Alphabethersagen und Klopfen des Tischfußes bei dem betreffenden Buchstaben, rasch und ohne Anstoß:

w i s s e n i s t n i c h t s
s e h e n i s t g e w i—

wir erwarteten hier nun alle, ohne Ausnahme, die Buchstaben s z; zur Verkürzung des immerhin zeitraubenden Verfahrens fragten wir, ob s z folgen sollte? Ein energischer, einmaliger Schlag des Tischfußes verneinte unsere voreilige Frage; es blieb uns also nichts übrig, als das Alphabet herzusagen, neugierig, was kommen würde. Klar und deutlich ergab sich nun der von keinem von uns erwartete Doppelbuchstabe:

n n!

Es war uns also unter dem Namen Goethes folgende Sentenz gegeben worden:

„Wissen ist nichts;
Sehen ist Gewinn“. —

Eine als Einführung in spiritistische Versuche offenbar sehr passende Devise! Doppelt passend für Herrn N. und all die Vielen, die nur zu leicht geneigt sind, der Natur nur solche Aeußerungen zuzugestehen, die den anerkannten wissenschaftlichen Theorien nicht widersprechen!

Keinem von uns war die Sentenz bekannt; überraschend muß für jeden Freund Goethes die absolute Uebereinstimmung derselben in Form und Inhalt mit den aphoristischen Aussprüchen Goethes erscheinen: eine umfassende Wahrheit, die andere in ganzen Büchern ausführen würden, in einem kurzen Satz von schlagender Bedeutsamkeit, gleichsam als er-

leuchtender Gedankenblitz dargestellt. Der spezielle Inhalt des Spruches ist genau der Ausdruck für die großartig-demütige Haltung, die Goethe der Natur und ihren Phänomenen gegenüber sein ganzes Leben hindurch einnahm. Die eigentümliche Form des Ausspruchs ist dieselbe, die uns bei Goethe zu entzücken pflegt: dieselbe Knappheit des Ausdrucks; die wirkungsvolle Gegenüberstellung zweier sich ergänzender Gedanken; die ungemein anschauliche und treffende substantivische Prädikatform; all dies stempelt den vorliegenden Spruch zu einem echt Goetheschen. —

Soviel ich mich erinnern kann, ist mir derselbe bei meiner langjährigen Beschäftigung mit Goethes Werken, in dieser Form wenigstens, nicht begegnet; vor allem aber muß ich bemerken, daß mir während der Sitzung nicht entfernt damit Zusammenhängendes in den Sinn kam. Alle andern Teilnehmer waren gleichermaßen davon überrascht; außerdem verbürge ich mich dafür, daß der Charakter der Teilnehmer eine beabsichtigte Mystifikation ausschließt. Schon der sichtbare, bedeutende Eindruck, den die Sitzung auf Herrn N. und seine Angehörigen machte, schließt für mich eine solche Annahme gänzlich aus. —

Von großem Interesse würde es für mich sein, falls Jemand diesen Ausspruch noch in Goethes Werken auffinden sollte.

Besonders möchte ich mich hier noch gegen die Auffassung verwahren, als sei meiner Meinung nach die Individualität Goethes es selbst gewesen, die uns durch den klopfenden Tischfuß die Botschaft übermittelte; auch wurde dies ja nicht ausdrücklich von der beeinflußenden Intelligenz behauptet; es wurde uns der Spruch eben nur unter Anführung des Namens unseres großen Dichters gegeben. Sich in derartigen Fällen während der Sitzung durch direkt an die Intelligenz gerichtete Fragen über die *Identität* vergewissern zu wollen, halte ich in mehr als einer Hinsicht für mißlich. Sind wir ohnedies doch der Natur für eine unter derartigen Umständen uns vorgeführte Wahrheit, und in Anbetracht der *sichern* Schlüsse, die wir daraus ableiten können, bereits genugsam verpflichtet. Schon wegen seiner Bedeutsamkeit für die Sitzungsteilnehmer gestattet dieser Ausspruch, einen Schluß zu ziehen auf die *sittliche Gesetzmäßigkeit* in der Verbindung der verkörperten Individualitäten mit der Geisteswelt.

Was aber mit annähernder Gewißheit, wenigstens für mich, aus den angeführten, die Sitzung begleitenden Umständen hervorgeht, ist vor allem, daß *uns die Mitteilung durch eine Intelligenz wurde, die nicht diejenige eines der Sitzungsteilnehmer war.* Außer den bereits angeführten Gründen für diese Annahme spricht hierfür auch der wechselnde Charakter, ich möchte sagen: das *Temperament* der Tischbewegungen. Allerdings kann dieser letzte Punkt nur für mich persönlich, der ich beobachtend teilnahm, Beweiskraft haben. —

Der Vollständigkeit halber berichte ich noch über den ferneren Verlauf dieser Sitzung. Nach dem mitgeteilten Ausspruche folgte eine längere Pause in der Bewegung des Tisches; dann Unsicherheiten in der Beant-

wortung unserer Frage, ob die erste Intelligenz noch anwesend sei. Hierauf plötzlich die hervorbuchstabierte Frage:

„Wo ist der Geist?“

Damit war uns ein treffender Hinweis darauf gegeben, daß rein seelisch-geistige Ursachen niemals örtlicher Natur (Fragen der Anwesenheit oder Abwesenheit) sein können, sondern nur Sache der Affinität und Intensität.

Dann folgte wieder eine längere Ruhepause. Unsern Vorschlag zum Abbrechen der Sitzung aber applaudierte die den Tisch kontrollierende Intelligenz mit lebhaftem dreimaligen Klopfen. Wir verabschiedeten sie dankend und ihr Lebewohl bietend. Darauf sofort wieder lebhaftes dreimaliges Klopfen. Dann blieb alles dauernd ruhig. —

Die Sitzungen in diesem Kreise, in welchem sich wahrscheinlich ein kräftiges Medium befand, wurden nicht fortgesetzt, da Herr N. einen aufregenden Einfluß auf die Knaben fürchtete. — Der Zweck eines dauernden Eindruckes war ja auch erzielt worden; und für die weitere Entwicklung ist die Ausbildung von „Mediumschaft“ nicht der richtige Weg.

Nachschrift des Herausgebers.

Herr Dr. Hundt hat uns den vorstehenden Bericht auf meinen Wunsch für die Sphinx mitgeteilt. Das hierin wiedergegebene Erlebnis ist scheinbar wenig beweiskräftig für die Identität der sich in diesem Falle mediumistisch äußernden Intelligenz. Darauf kann es, scheint mir, heute auch für unsere Leser kaum noch ankommen, sondern vielmehr nur auf ein richtiges Verständnis dessen, was Seele und was Geist des Menschen sind und wie deren Fortleben nach dem Tode auf Grundlage der mediumistischen Thatsachen und im Lichte okkultistischer Erkenntnis zu denken ist.

Die Beweiserfordernisse, welche für die Annahme der Identität Verstorbener in mediumistischen Mitteilungen sich geltend machen, habe ich in meinen Verhandlungen mit Dr. Eduard von Hartmann (Sphinx IV, Juli 1887, S. 28) definitiv und erschöpfend festgestellt: Sichgeltendmachen eines Willens unabhängig von demjenigen des Mediums, Sehers oder sonstiger Anwesenden, und gekennzeichnet durch einen Vorstellungsinhalt, welcher für den Verstorbenen eigentümlich ist, aber ohne daß dessen Auftauchen durch die Oertlichkeit, oder durch einen von dem Verstorbenen gebrauchten Gegenstand oder durch den Wunsch eines Anwesenden nach der Kundgebung des betreffenden Verstorbenen veranlaßt worden sein kann. — Diesen Anforderungen genügen eine sehr große Anzahl von privaten mediumistischen Mitteilungen, bei denen sich unerwartet anderwärts verstorbene Verwandte oder Bekannte geltend machen. Häufiger wird aber solche Identität durch öffentliche Medien besonders in Amerika festgestellt. Das Bostoner Wochenblatt



„The Banner of Light" bringt seit Jahrzehnten in jeder seiner Nummern auf deren 6. Seite eine ganze Fülle solcher Mitteilungen.

Soweit man in dem hier berichteten Falle die zur Ueberraschung aller Anwesenden (gegen deren Erwartung: gewiß) im Goethe'schen Sinne mit dem Worte Gewinn vollendete Sentenz als einen für Goethe charakteristischen Vorstellungsinhalt gelten lassen will, würde auch dieser Fall den festgestellten Anforderungen genügen. Wertvoller aber erscheint mir ein solcher Fall dazu, um sich ein Bild davon zu machen, was die sich im Sinne des Verstorbenen geltend machende „Intelligenz" eigentlich ist, um sich eine Vorstellung von der „Mechanik" des Verkehrs oder der Geistesverbindung Lebender mit solcher „Intelligenz" zu bilden.

Fast alle Mißverständnisse und Schwierigkeiten, die sich bisher in dieser Hinsicht bieten, sind zurückzuführen auf die kindliche, gedankenlose Vorstellungsweise der Spiritisten, welche ebenso sehr der wissenschaftlichen und philosophischen Schulung im abstrakten Denken, wie aller Kenntnisse der okkultistischen Erfahrung und Lehre ermangeln. Wenn man — wie es infolgedessen meistens der Fall ist — annimmt: wenn das persönliche Bewußtsein eines Menschen nach dem Tode fortlebt, so müsse dies ebenso einheitlich geschehen wie im Leben, nur ohne den äußeren Körper, so ist das eine handgreiflich irrtümliche Annahme; denn schon die einfachste Beobachtung des lebenden Menschen lehrt, daß das, was die innere Persönlichkeit des Menschen ausmacht, nicht ein einheitliches, einfaches Ding ist, sondern zum mindestens zweiseitig ist und eine niedere und eine höhere Natur in sich vereinigt. Diese beiden kann man sehr gut mit den nach Paulus gebrauchten Bezeichnungen „Seele" und „Geist" unterscheiden.

In der Beobachtung mediumistischer Mitteilungen wie auch nach den okkultistischen Ueberlieferungen aller Zeiten gehören nun Seele und Geist verschiedenen Daseins- und Bewußtseinssphären (oder -Zuständen) an; und jemehr sich der Geist eines Verstorbenen erhebt oder sein Wesen sich vergeistigt, desto mehr zieht es sich von der unreineren seelischen Daseinssphäre ab. Dies kann aber schon geschehen, ehe noch die niedere seelische Wesenssphäre der betreffenden verstorbenen Persönlichkeit bereits gänzlich sich ausgelebt und aufgelöst (disintegriert) hat oder „wie der Ton einer schwingenden Saite ganz verklungen" ist. Daher ist es auch für die Okkultisten vollkommen verständlich, wenn gelegentlich, als von Goethe herrührend, Verse mitgeteilt werden, die in der Form für ihn charakteristisch sind, und daher nicht auf irgend eine andere sich als Goethe maskierende „Intelligenz" zurückgeführt zu werden brauchen, die aber doch seiner unwürdig sind, sei es wegen ihres geringwertigen Inhaltes, sei es auch schon überhaupt deshalb, weil es unglaubhaft ist, daß ein „Geist" wie derjenige Goethes sich noch heute damit die Zeit vertreiben sollte, in spiritistischen Sitzungen Sentenzen herauszuklopfen.

Wie ist nun also solcher Fall wie der vorliegende zu erklären? Und wie unterscheidet sich diese Kundgebung von einer genialen Inspiration eines seherischen Dichters, der plötzlich Verse oder sonstige Gedanken nieder-

schreibt, die Goethes Geist in schönster Form und in geistig vollendetem Inhalte ausprägen?

Im letzteren Falle hat sich der seherische Dichter in diejenige geistige Bewußtseinssphäre erhoben (oder vielmehr unbewußt innerlich versenkt), in welcher Goethes Geist mit allen andern seines Gleichen gegenwärtig weilt; dort hat sein eigener dichterischer Geist eine Färbung des ihm dann verwandten Goethegeistes angenommen und spiegelt diese nun naturgemäß in seinen Darstellungen wieder. — Im ersteren Falle aber, wie er oben vorliegt, hat sich eine der Goetheschen verwandte Seelenschwingung geltend gemacht, und in solchem Falle wird sich und muß sich auch der Reflex von Goethes seelischem Wesen in jeder spiritistischen Sitzung geltend machen, in der solche Seelenverwandtschaft wirklich herrscht. Denn alle echten mediumistischen Vorgänge finden in der astralen Welt statt, d. h. in derjenigen seelischen Daseins- und Bewußtseinsform, welche unmittelbar hinter (oder unter) unsern sinnlichen Raum- und Zeitanschauungen liegt, in der diese letzteren nicht mehr wirken und für die daher die seelische Wahlverwandtschaft (Affinität) die wesentlichste, fast die einzige zwingende Bestimmung der Kausalität ist. **Hübbe-Schleiden.**



Unsterblichkeit.

Ist es wunderbar, daß ich unsterblich sein sollte, wie ein jeder unsterblich ist?

Ich weiß, daß es wunderbar ist, aber mein Augenlicht ist ebenso wunderbar, und wie ich in meiner Mutter Leibe empfangen wurde, ist ebenso wunderbar,

und durch ein paar Sommer und Winter wie im Traume kroch, und endlich zum Sprechen und Laufen kam — dies Alles ist ebenso wunderbar. **Walt Whitman.**





Was willst du thun?

Eine Allegorie.

Von

Hieronymus.

Im Garten seines Herzens wandelnd, traf der Jünger plötzlich seinen Meister; und er freute sich, denn er hatte gerade eine Aufgabe in dessen Diensten vollendet und wollte sie ihm zu Füßen legen:

„Siehe, Meister!“ sagte er, „dies habe ich gethan. Gieb mir jetzt einen andern Auftrag auszuführen!“

Der Meister sah ihn traurig an, doch langmütig, so wie man auf ein Kind schaut, das noch nicht begreifen kann.

„„Es sind ihrer schon viele, die der Welt die Verstandeserkenntnis der Wahrheit lehren“, erwiderte er. „Glaubst du am besten dienen zu können, wenn du dich diesen zugesellst?““

Der Jünger ward verwirrt.

„Sollten wir die Wahrheit nicht von allen Dächern verkünden, bis die ganze Welt sie gehört hat?“ fragte er.

„„Und dann —““

„Dann wird die ganze Welt sie sicherlich annehmen“.

„„Doch nicht““, antwortete der Meister, „„Die Wahrheit ist nicht Verstandessache, sondern Herzenssache. Siehe!““

Der Jünger schaute und sah die Wahrheit wie ein helles weißes Licht, das die Erde umflutete. Doch keins erreichte all die grünen lebenden Gewächse, die seiner Strahlen so dringend bedurften; denn eine dicke Wolkenschicht lag dazwischen.

„„Die Wolken sind der menschliche Verstand““, sagte der Meister. „„Schaue weiter hin!““

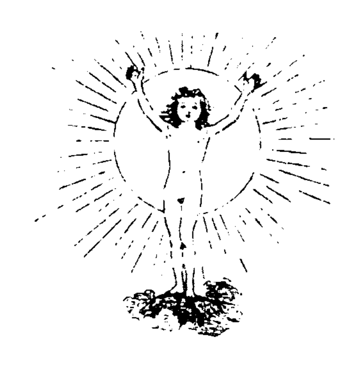
Aufmerksamer betrachtete der Jünger nun das Bild, das sich ihm bot. Hier und da sah er kleine Spalten und Löcher in den Wolken, durch die sich das Licht nur in gebrochenen, schwachen Strahlen hindurchkämpfte.

Jede dieser Spalten war verursacht durch eine kleine Wirbeldrehung, und durch sie hindurchschauend gewahrte der Jünger, daß jeder solche Wirbel von einem Menschenherzen ausging.

„„Nur wenn diese Wirbel vermehrt und vergrößert werden, wird mehr Licht zur Erde hinabdringen"", sagte der Meister. „„Sollte es nun wohl besser sein, mehr Licht auf die Wolken auszustrahlen oder in irgend einem Menschenherzen einen solchen Wirbel in Bewegung zu setzen? Das letztere freilich mußt du ungesehen und unbeachtet thun und auch, ohne Dank dafür ernten zu wollen; das erstere wird dir Ruhm und Ansehen bei den Menschen bringen. Beides ist nötig: beides ist unsere Arbeit; aber der Wirbel sind bisher nur noch so wenige! Bist du stark genug auf den Ruhm zu verzichten und dein Herz zum Mittelpunkte einer reinen unpersönlichen Kraft zu machen?!""

Der Jünger seufzte; denn das war eine heikle Frage.

The Path, Vol. VIII Nr. 7. New York, Oktober 1893.



Wiederverkörperung bei Plato.

Im „Phädo" sagt Plato: Wenn das Gefühl der Lust oder des Schmerzes in der Seele am innigsten ist, glauben wir stets, daß der Gegenstand dieser starken Empfindung dann am wirklichsten und wahrsten sei; doch das ist nicht der Fall ... Und dieses ist derjenige Zustand der Seele, in welchem sie am festesten vom Körper umfangen wird ..., denn jede Lust und jeder Schmerz ist gleichsam wie ein Nagel, der die Seele an den Körper schmiedet, bis sie zuletzt wie der Körper selbst wird, und nur das für wahr hält, was der Körper für wirklich erklärt; und indem sie mit dem Körper übereinstimmt und an seinen Gelüsten teil hat, wird sie genötigt, auch seine Gewöhnungen und Neigungen mit ihm zu teilen, und sie wird dann, wenn sie ihn verläßt, auch sicherlich nicht rein sein ..., sondern sie wird immer wieder durch das körperliche behindert. So sinkt sie wieder zu einem anderen Körper herab, erzeugt sich dort und wächst aufs Neue.





Der stolzen Braue Glück und Elend.

Von

Maria Janitschek.

In stiller Nacht, im Spiegel eines Traumes,
sahn ihre Seelen sich zum ersten mal.
Dann kam des Sommers langer blauer Sonntag,
Vergessenheit, glückseliger Thorheit Feste . . . .
An einem Winterabend trat sie ihm
im Prunkgemache eines Freunds entgegen,
und sprach das: endlich!, das er stolz verschwieg.

Sie liebte es, in ernsten Sternennächten
auf stillem Pfad zu wandern, liebte es,
im Schoß der schönen Zauberin: Einsamkeit
ihr Haupt zu betten, rätselvolle Thale
in Schweigen zu durchwandeln.

Eines Nachts
begegnete auf silbernen Gewässern
ihr Kahn dem seinen. Neidisch sah sie ihn
hinsegeln lautlos durch die weichen Wellen.
Nicht mehr allein gehörten ihr die Sterne,
der Nacht geheime Wunder sah ein Zweiter.

Im Thale fand sie seiner Schritte Spur;
wo früher Stille träumte, wob sein Atem.
„Ich lieb', was du liebst", gab er stolz zurück
auf ihre Frage.

„Deshalb liebst du mich".
Er schwieg. Sie legte leise ihren Mund
auf seinen. Da entrang ein Schrei des Glückes
sich seiner Brust . . . .

Kein Heute und kein Morgen kennen, fremd sein
für alle, nur für eine Seele nicht,
kein Sparen kennen, Gott die Fülle rauben,
das ist die Liebe.

Und so weilten sie,
ein stolzes Königspaar, im Paradiese.
Wo Blumen sind und Ueberfluß der Sonne,
da nistet gerne ungesehn ein Schlänglein,
und drückt den Giftzahn in das weiche Glück. —

Am Abend eines goldnen Junitages,
verwehte Blüten aus den Locken schüttelnd,
rief jenes Weib, der Wonne sich bewußt,
die sie ihm schenkte:

„Wie wenn plötzlich Sturm
vom Himmel stürzte, und mich dir entzög?
Vermöchtest du zu leben?"

Und er lächelnd:
„Wahrhaftig, diese Frage — laß mich sinnen —
ich glaube: nein". — „Du glaubst nur?" — „Aber Kind!" —

Die Nachtigallen schwiegen bang, das Weib
sah ihn mit flehend heißen Augen an.
„Ich glaube: nein". Um seine Brauen zuckte
verhaltner Unmut.

Und sie dringender:
„Vermöchtest Du zu leben ohne mich?"
Darauf ein langer sie liebkosender Blick
aus seinen Augen. „Ja!" — „Wie?" — „Ja, ich könnts!"
Ein leiser Aufschrei . . . . .

Und das Antlitz bergend
in ihren weißen Händen, bleibt sie stumm.
Der Mond verbirgt sich hinter Wolkenhügeln;
s ist kühl geworden, kühl und still auf einmal. —
Mit müden Schritten wandelt sie hinaus;
doch plötzlich hält sie, läuft zurück, und wirft sich
an seine Brust. „Wer ist's, der mich des Szepters
berauben will? Wen liebst Du mehr als mich?"
. . . . „Die Arbeit".

Schnee. Im leergewordenen Garten,
auf nacktes Astwerk stützt sich müd der Winter,
und sieht ins Land hinaus. Mit steifen Flügeln
bewegt sich lautlos hie und da ein Vöglein.
Es schweigt die Liebe.

O du Stolzgekrönte,
du demantharte, flammenzüngige Liebe,
du trotzige Streiterin, wirf endlich ab
den blanken Harnisch deines Engelhochmuts!
Verlange nicht ein ungeteiltes Reich
in ungestümem Stolz. Ein Platz genügt,
ein Platz, dem Throne deines Herrn zunächst!
Sie schüttelte die zorngesträubten Locken.
„Nur Königin, oder — nichts".

Sie floh — verblutend.
Er schwieg in stolzem Trotz. Er schwieg sich tot ...

Von neuem kam der lange blaue Sonntag.
Von neuem gaukelten im Gold der Lüfte
entzückte Lerchen, bebten weiße Blumen
im Arm des Windes. Aber ihre Kähne
begegneten einander nimmermehr
auf silbernen Gewässern.

Und von neuem
fiel eisiger Schnee vom grauen Himmel nieder,
verwandelte sich Thau in starren Reif,
verwischte Frost der Blumen letztes Lächeln.

Mit müden Füßen zog das Weib dahin,
von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Einst fand es
inzwischen mächtigen, weiß beschneiten Bergen,
von Abgründen bewacht, ein Totenfeld.
Vor einer Gruft stand träumend eine Greisin;
sie hob das Haupt empor, und sah die Fremde
mit grellen Augen an, mit Augen die
den Kerzen glichen, die bei Toten brennen. —

„So hast du ihn gekränkt, daß er vor Leid
sich in die Erd' verkrochen", und die Mutter
vergrub ihr Antlitz schluchzend in den Schnee.
Die, die zuletzt gekommen war, schlich weiter.

Vorm Gitterthor des Kirchhofs sank sie nieder,
und griff sich an die Stirn. Sie ihn gekränkt!
So mächtig also hat er sie geliebt,
daß sie zu kränken ihn vermochte! Ah,
so war sie doch die Erste. Nur sein Stolz
verschwieg es. „Nebenbuhlerin, besiegt,
besiegt bist Du!"

Und leuchtend springt sie auf.
„Wie will an seine Brust ich jauchzend fliegen,
zu seinen Füßen bitten um Vergebung
für meinen Zweifel. Ah, ich wußt es ja!"

Von drüben bringt der Wind ein leises Schluchzen ...
da ist zum wehen Schrei das Brautlied worden,
die Liebe hat den Tod begriffen. —

Wieder
ein Wandern durch die Welt ......

In stillen Nächten,
in heiligen Nächten, wenn sie heiß gebetet,
dann öffnet lautlos sich die Kammerthür,
und in dem lichten Kleide eines Traumes,

naht er dem Lager, wo sie schluchzend ihm
entgegen streckt die Arme. Ernst und mild,
voll heiligen Mitleids blickt sein stilles Antlitz
auf sie hernieder.

O wie liebt sie ihn!
Wie namenlos! Von Tag zu Tag gewaltiger,
mit Flammen, die den Tod nicht kennen wollen,
mit mächtigen Flammen, die hinüberschlagen
in jene andere Welt.

Und einstens sank sie
an seinem Grabe nieder.

„Dornenpfade
will ich, die Stolzeste, in Buße gehen,
ernähren mich von meines Nächsten Gnade,
Verachtete um ihre Liebe flehen,
nur eine Glorie, Heiliger, sollst du schenken
der Büßerin: in meinem Todesstreit
o wolle dich auf goldnem Fittich senken,
herab zu mir, aus deiner Ewigkeit.
Zu Füßen meines Lagers stehe dann,
halt mir den Kranz bereit aus lichten Myrten,
so rette aus des Lebens dunklem Bann
an deine Brust die Seele der Verirrten".

Auf ihrem Wege sah sie viele Thüren
geöffnet, die hinüber führten. Viele.
Sie aber wollte harren, bis ihr Gott
mit mächtigem Finger aufthat seines Reiches
geheimnisvollen Eingang.

Müd und freudlos
zog sie dahin. Es kamen Stunden, da
ein fieberhaftes Dürsten sie verzehrte,
ein Hungern, Frieren. Mit geschlossnen Augen
sank sie in fremde Arme, scheue Küsse
auf ihren Lippen duldend.

Und die Kraft,
die, eine unsichtbare Feuersäule,
Natur in ihr entbrannte, löschte endlich.

In fremdem Land, vor einer Bauernhütte
brach sie zusammen. Milde Menschen trugen
sie in ein nahes Stübchen, denn der Tod
begann mit ungeduldigem Finger schon
an ihrem Kleid zu zerren.

„Bete", rief
im Fortgehn leise ihr ein Alter zu.
Dann sank die Nacht herab. Es wurde still,
und immer stiller.

„Bete!" Und das Weib
sann jenem Wort nach.

Ruhig und stumm wars rings.
Und ruhig auch sie. Nur ihre Lippen, die,
die regten sich und klangen . . . klangen traumhaft:

„Nur eine Glorie, Heiliger, sollst du schenken,
der Büßerin; in meinem Todesstreit,
o wolle dich auf goldnem Fittich senken
herab zu mir aus deiner Ewigkeit.
Zu Füßen meines Lagers stehe dann,
halt mir den Kranz bereit aus lichten Myrten;
so rette aus des Lebens dunklem Bann
an deine Brust die Seele der Verirrten".

Da bersten wie zersprungenes Glas die Wände
der engen Kammer, und der Sternenhimmel:
die Freiheit Gottes, breitet golden sich
der Sterbenden zu Häupten aus.

Ein Mann
naht langsam ihr, mit mildem Ernst im Antlitz,
und hebt sie auf. Sie aber schluchzet:

„Herr!
bin ich es wert, daß du dich mein erbarmst?
Mit durstigen Lippen trank ich fremde Brunnen,
und flüchtete, aus meinem stolzen Eigen
verbannt, in fremde Arme".

Aber gütig
aus tiefen Augen sieht er auf sie nieder:
„Du wähntest mich zu trinken, deine Stirn,
an meine Brust zu legen, sei beruhigt.
Dein hochzeitliches Kleid ist weiß geblieben;
und junge Myrten trieb dein heißes Lieben!"





Abendandacht.

Von

Peter Hille.

Es ist ein angenehmes Gefühl, das braunrötliche Laub unter den schlanken Buchenstämmen, dies mürb und voll raschelnde Winterlaub unter kräftigen Schritten, dem Gange der Gesundheit und Zuversicht aufzulockern, darin zu schreiten wie in einer seidenen Brandung. Und die Lunge, wie muß sie ausholen, um die köstliche Luft zu bewältigen beim steilen Aufsteigen! Wie gern hört man das Largho des eigenen Atems, diesen Choral der Lebensfreude heraus aus eigener Brust. Gewonnen! Wie ein Triumphator den Fuß auf den Nacken des überwundenen Feindes setzt, so setzen wir den letzten Schritt auf die schlanken Schultern des Höhenzuges. Durch die reinen Reihen der Bäume geht der Blick zu Thal, über Gründe hinweg, in deren rötlichen Tiefen man weit, weit eindringt und zu unterscheiden trachtet. Der Atem bleibt einem stehn, man fühlt mit. Jetzt muß sich die Gesellschaft der jungen Natur Luft machen oder sie erträgt sie nicht mehr, diese pulsende Lebensfreude. Weit hin bieten einige Tannen Halt in fester, dunkler Deutlichkeit. Ueber dem Allen wird es heller, lichter, und herein bricht das tiefe Gelb des Abends, das bei allem überirdisch Mahnenden doch etwas Sinnliches hat, Feierlichkeit der Welt, die überall ist, zu der alles gehört: unsre Jugend, unser Ahnen und unsere Zuversicht. Zu der auch andere Gemüter in anderen Welten zusammenschlagen — und ahnen. Wo Welt ist, da auch wogt es von Seele, Gemüt und Leben, vielleicht auch von Schuld und Missen, Verloren- und Untergehn.

Vielleicht kann das Schöne nie, nirgends und nimmer rein sein, kann sich nur halten, bestehn nur im Ueberwinden der Hindernisse; einmal aufjauchzen oben und dann wieder hinab. Das Leben der Welt ist vielleicht nur Ahnen, Herüber- und Hinüberahnen und Suchen. Und anders kann auch der Tod nicht sein. Tief mag er uns packen, aber er hat doch ein Ende, und es geht wieder hinauf.

Dieses Licht, dieses Abendlicht gehört uns zu, es ist so irdisch. Es ist Fleischfarbe, Vertrautes darin, und wir gelangen in seine Klarheit, wie auch immer es sei; einige Schluchten auf und einige hinab: wir gelangen hin.

Und nun wird es dunkler, kräftiger, dies leuchtende Rot.

Es beunruhigt uns. Unser Herz wird wilder, regt sich und will nicht bleiben. Es thut uns weh in seiner überdringenden Lebenskraft. Und noch immer steht das Rot und droht in seiner Ueberlust der Allust von drüben. Unser Auge wird unruhig und unsre Sinne wissen nicht wohinaus, sie werden ungesund und voller fremder Begehren. Es hat sie etwas gerufen, und sie möchten folgen. Angezogen und abgestoßen, suchen sie überschwängliche Fährte. Es beängstigt uns wie ein zu gewaltsamer namenloser Gefühlsausbruch. Doch schon läßt es nach. Nun erst weiß ich, was es heißt: ich liebe die Natur. Nun ruht sie ausgedehnt in beschwichtigt steigenden, sanft fallenden Linien. Hehr und hold buchten sich die schlummerschlanken Glieder.

Mir dünkt, es wird lebendig da droben gegen den Abendhimmel. Traumhaftes Leben scheint dort zu wachsen.

Vielleicht steht alles unter dem Schicksal, nur ein Kleines nicht, ein Etwas. Oder ruhet Alles unbehütet neben einander? Hirte der Welt, wo weilst du? . . . Wir beten.

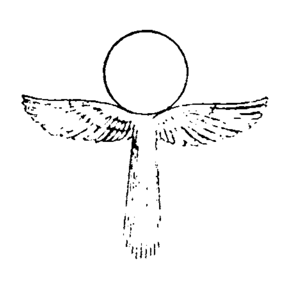
Gieb Kraft und Schönheit und Glück den Wesen. Laß vergessen werden, daß so viel Elend war auf der Welt. Nimm, was uns trennt: Feindschaften der Völker und Stämme, Elend und Haß; nimm dahin Alles, was machte, daß Menschheit und Welt nicht vom Besten war. Wir beten für das gequälte Tier und für den verkümmerten Geist. Ist aber das Verderben schon zu weit, dann laß es untergehen, das Leben der Erde. Und laß wieder langsam ein reines erstehn, das dann vollendet sei. So lange währt dieses Heute und Morgen, so lange . . . . . . laß hell das Leben sein, voller kräftiger Tage, und leicht den Tod. Amen!

Es giebt ja so viele der Andachten; Alles neben uns kann Andacht haben, und wir wissen es nicht. Alles Gute, alles Entsetzliche kann sich neben uns regen, glühende Blicke werfen und seines Amtes walten: wir merken nichts. Wir gehen und sind einmal vergessen, ob von Feindseligkeit verdrängt oder weil es der Welt nach doch einmal nicht anders ging.

Ob wir nun scheu die Augen schließen oder mutig in die Welt blicken: die Welt wimmelt von Wesen, und jedes Wesen hat einen Durst, einen vielleicht gegen Andere feindseligen Grund, gegen Andere, die es verfolgt durch alle Gestaltungen hin. So bleibt es: sie haben alle ihre Andachten und ihre Aufträge, vielleicht für, vielleicht gegen uns.

Wir aber, die wir einander verstehen können, freuen wir uns, thuen ab alle Feindschaft und schirmen uns untereinander gegen das Unbekannte, gegen die Welt! Erhalten wir uns die Begeisterung und ziehen wir das Unbekannte, das in uns aufleuchtet, das uns warm macht, hinüber in das uns und Allen Deutliche, in Sprache, Farbe oder Ton!

So machen wir das Reich des Unheimlichen kleiner und uns selbst größer in der Macht durch das Erhabene. Dies ist das Werk und die Aufgabe des Genies, die es löst im Verein mit Erfindern und Entdeckern: nämlich hinweg zu nehmen vom Unerfaßten, dem uns feindselig erscheinenden, und hinzuzulegen zum Begriffenen, da dieses uns dienen muß.



Segen.

Vom

Wanderer.

Vom Himmel schwand des Abends letzte Röte
und tiefer Frieden träumt auf Flur und Feld.
Die Nacht ist lieblich wie ein Lied von Goethe.
In stiller Sommerruhe liegt die Welt.

Die Nacht ist lieblich und die Vögel schweigen;
goldhelle Sterne gehn und grüßen dich;
und über deinen tiefen Schlummer neigen
die Traumesboten und die Engel sich.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Annie Abbott
noch einmal zum Schluß.

Wer am wenigsten nach übersinnlichen Thatsachen sucht und doch zugleich am meisten mit denselben bekannt ist, wird stets imstande sein, am ruhigsten und sichersten dieselben zu beobachten und zu beurteilen, wenn sie sich ihm ganz von selbst darbieten. Seit Jahrzehnten bin ich mit magischen Vorgängen aller Art vertraut; und ohne daß ich diese suche, drängen sie sich mir oftmals unvorbereitet auf. Nun ist kaum irgend ein Bedürfnis in mir so stark wie das, der Wahrheit unbedingt die Ehre zu geben. Dies hier hinsichtlich Frau Annie Abbott zu thun, fühle ich mich gedrungen, indem ich erkläre, daß mir alle Zweifel, die man mir von befreundeter Seite in betreff ihrer mediumistischen Kraft geäußert hatte und die im Augustheft 1892 der „Sphinx“ (S. 180) mitgeteilt wurden, heute auf Grundlage meiner eigenen Versuche mit ihr gänzlich unbegründet erscheinen. Ueber das was Andere gesehen haben mögen, will ich damit nicht absprechen.

Am 26. Juli 1893, Mittags 12 Uhr, besuchte ich in Hamburg Herrn Robert Wiesendanger. Zu meiner Ueberraschung stellte dieser mir sodann Frau Annie Abbott vor, welche bei ihm einige Zeit als Gast weilte. Nach einer kurzen Einleitung des Gespräches fragte ich diese, ob sie ihre Kraft zu jeder Zeit beherrschte. Auf Bejahung dieser Frage forderte ich sie auf, einen Stuhl, der vor uns stand, sich durch ihre Berührung mit den Fingerspitzen erheben zu machen. Frau Abbott erwiderte, sie könne dieses nur, wenn lebende Objekte damit verbunden wären, also wenn etwa eine Person auf dem Stuhl säße. Ich bot sofort an, mich darauf zu setzen. Da indessen neben uns die Vorbereitungen zur Mittags-Mahlzeit schon fertig waren, und es höchste Zeit für mich war, daß ich mich verabschiedete, lud Frau Abbott mich ein, an einem ihrer Vorstellungsabende dem Untersuchungs-Komitee auf der Bühne beizutreten und mich von dem Gewünschten selbst

zu überzeugen. Abschied nehmend, dankte ich dafür, da ich bereits im Begriffe sei, von Hamburg wieder abzureisen. Noch ehe ich jedoch bis zur Treppe gelangt war, kam mir die Gemahlin des Herrn Wiesendanger nachgeeilt, um mich im Aufftrage der Frau Abbott zu ersuchen, doch wenigstens jetzt ihre Leistungen zu sehen, wenn ich sonst die Gelegenheit dazu bei ihren öffentlichen Vorstellungen nicht haben könne. Ich kehrte ins Zimmer zurück, und um unter den gegebenen Umständen die Hausordnung doch möglichst wenig zu behindern, gingen wir sofort ans Werk.

Frau Abbott forderte mich auf, *sie aufzuheben*, ohne konventionelle Umstände zu machen, nur um mich meinen eigenen Bedürfnissen entsprechend vollständig zu überzeugen. Ich trat hinter sie und hob sie — eine zarte schmächtige Gestalt — ein wenig vom Boden auf, *nicht* indem ich sie unter den Elbogen anfaßte, sondern indem ich sie fest unter den Achseln angriff, denn sonst hätten meine Körperkräfte doch nicht ausgereicht, sie aufzuheben. — „Nun versuchen Sie es nochmal!“ sagte sie; ich wiederholte meine Hebeanstrengung, fand ihren Körper aber wie auf dem Boden *festgewachsen* und konnte denselben auch nicht soviel heben, wie ich ihn würde haben emporziehen können, wenn etwa nur ihre Schuhe am Boden festgehaftet hätten. Daß also ein Elektro-Magnet unter den einfachen Dielen jenes gewöhnlichen Hamburger Etagenhauses verborgen gewesen sein sollte gerade an der Stelle, wo Frau Abbott in dem Augenblicke stand, das war für mich auch schon durch die *Art* ihres fest am Boden Haftens ausgeschlossen.

„Die Kraft wirkt auch nicht blos bei mir“, sagte Frau Abbott; „Sie können es mit irgend *einer anderen Person* versuchen.“ Frau Wiesendanger hatte die Güte, mir zu gestatten das gleiche Experiment mit ihr wie mit Frau Abbott zu versuchen. Ich hob sie ebenso wie diese auf, noch etwas leichter, da sie um ein weniges kleiner als Frau Abbott ist. Kaum hatte ich sie wieder auf den Boden gesetzt, so berührte Frau Abbott, die vor Frau Wiesendanger stand, ganz leise mit ihren Fingerspitzen die Finger meiner beiden Hände, mit denen ich von hinten Frau Wiesendanger unter den Achseln gefaßt hatte. — „Nun versuchen Sie es noch mal!“ — Ich versuchte es mit aller Kraft; aber Frau Wiesendanger war für mich genau so am Fußboden „festgewachsen wie vorher Frau Abbott. — „„Aber *versuchen* Sie es doch wenigstens,““ sagte Frau Wiesendanger, „„greifen Sie nur fest zu.““ — Ich versicherte, daß ich meine ganze Kraft anstrengte; aber Frau Wiesendanger erklärte gleichzeitig, nur noch eine leise Berührung von meinen Händen zu spüren, solange Frau Abbott ihre Fingerspitzen an die meinigen hielt. Daraus folgt, daß Frau Abbotts Kraft in *der* Weise wirkte, daß *meine* Kraftanstrengung durch eine *magische Gegenwirkung* aufgehoben wurde, also *keinerlei Gewichtsveränderung* des Körpers, den ich aufzuheben mich anstrengte, statthatte.

Ohne weitere Umstände, eingedenk der drängenden Zeit des Augenblickes, forderte ich dann zu dem oft berichteten *Stuhlexperimente* auf. Es wurde nun ein ganz beliebiger Stuhl der Eßzimmer-Ausstattung,

massiv von Eichenholz mit gerader Rücklehne und Rohrgeflecht, zur Hand genommen. Ich hob denselben unschwer auf und überzeugte mich auch von der wagerechten Beschaffenheit des Sitzes und der gleichen Länge aller Stuhlbeine. Herr Wiesendanger, die schwerste der anwesenden Personen, setzte sich in ungezwungener Haltung auf den Stuhl mit seinem Rücken an dessen Lehne. Mein Versuch, ihn mit dem Stuhle aufzuheben, war vergeblich, da Herr Wiesendanger ein großer, kräftiger Mann ist und wohl 1½ bis 2 Centner wiegt. — Nun trat Frau Abbott hinter den Stuhl und berührte die Rücklehne einige Centimeterr oberhalb des Sitzes mit den Fingern ihrer flach ausgestreckten Hand. Der Stuhl mit seiner Last erhob sich um ein oder zwei Handbreit vollständig vom Fußboden, so daß Herr Wiesendanger, begreiflicher Weise um das Wohlergehen seines Stuhles und auch seiner untenwohnenden Hausgenossen besorgt, bat, den Stuhl ja nicht plötzlich herabfallen zu lassen. Frau Abbott setzte ihn darauf ebenso behutsam wieder nieder, wie sie ihn erhoben hatte.

Um mir nun zu beweisen, daß ihrerseits dabei keine Kraftanstrengung, sondern nur Willensanstrengung stattfand, ließ Frau Abbott mich das gleiche Experiment selbst ausführen. Ich bückte mich hinter dem Stuhle nieder, das rechte Knie auf den Boden gestützt, und legte meine Hände in der gleichen Weise wie vorher Frau Abbott an die Lehne. Darauf berührte sie, über mich gebeugt, wieder nur mit ihren Fingerspitzen meine äußeren Handflächen und sofort hob sich der Stuhl mit Herrn Wiesendanger darauf, und wurde wieder ebenso niedergelassen.

Auf meinen weiter ausgesprochenen Wunsch ward dann ein Billard-Queue herbeigeholt. Herr Wiesendanger und ich hielten dasselbe wagerecht in unserer Armhöhe. Um zu beweisen, daß sie nicht gegen dasselbe andrücken werde und könnte, ballancierte Frau Abbott ihren Körper auf der Hacke ihres einen Fußes, hob den andern in die Höhe (ihr Kleid nahm Frau Wiesendanger hinreichend auf, so daß wir dies selbst sehen konnten) und indem Frau Abbott ihren Oberkörper zurückbog, hielt sie sich mit ihren Händen an dem Queue nur soviel wie nötig, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren; dabei hing sie mehr an demselben, ohne im geringsten gegen ihn zu drücken. — Auf ein gegebenes Zeichen nun drängten Herr Wiesendanger und ich zusammen mit aller unserer Kraft gegen das Billard-Queue an gegen das von der anderen Seite kein sichtbarer Widerstand geleistet wurde. Trotzdem gelang es uns nur, dasselbe etwa 10 oder 15 cm weit gegen Frau Abbott anzudrücken, so daß dieselbe ihre vorher ausgestreckten Arme einbiegen mußte, um ihr Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Was ich da gesehen habe, mag sich ohne mediumistische oder magische Kraft vielleicht wohl in scheinbar ähnlicher Weise künstlich nachahmen lassen, aber jedenfalls nicht nachmachen. **Hübbe-Schleiden.**



Gedanken-Uebertragung auf einen Sterbenden.

Am 27. Oktober 1892 starb einer meiner hoffnungsvollsten Schüler, ein Knabe von 6½ Jahren, der in Folge seiner geistigen Anlagen meine vollste Teilnahme genoß und auch seinerseits mir sehr zugethan war. Den seelenvollen Blick dieses meines unvergeßlichen Schülers werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen, und sein Auge mag es mir wohl angethan haben, daß ich ihn so lieben mußte und mich in seiner Nähe so wohl fühlte.

Einige Tage vor seinem Tode flehte ich zu Gott mit der ganzen Inbrunst meines Herzens, er möge mir dieses teure Leben erhalten, und meine Phantasie malte mir schon das Entzücken des Wiedersehens mit allen ihr zu Gebote stehenden Farben aus. Ich versetzte mich im Geiste in das Schulzimmer und ließ den blaß aussehenden Knaben eintreten. Ich äußerte meine Freude über seine Genesung, fragte ihn, ob er auch das Bleiben in der Schule wohl schon vertragen könne und sagte, er möge es mir nur sagen, wenn er nach Hause gehen wolle.

Dies war ungefähr mein Gedankengang. Leider war mein Hoffen vergebens; der Knabe starb. — Meiner selbst kaum mächtig, eilte ich zur Mutter meines dahingegangenen Lieblings, um sie zu trösten, oder von ihr Trost zu erhalten. Da erzählte sie mir, daß ihr Knabe während seiner Krankheit und zwar im Zustande äußerer Bewußtlosigkeit oft von der Schule gesprochen habe. Einst — den Tag wußte sie mir leider nicht mehr zu bezeichnen — sagte er Folgendes: Heute war ich in der Schule. Da fragte mich der Lehrer, wie es mir gehe und ob ich das Bleiben in der Schule auch wohl schon vertrage. Er sagte, ich dürfe nach Hause gehen, wenn ich es dort nicht aushalten könne und — ich mußte gehen". Dies seine Worte. Ob ich sein Nachhausegehen auch noch gedacht habe, kann ich nicht bestimmt sagen. Alles Uebrige aber bekräftige ich mit meinem Ehrenworte und mit meiner Liebe zu dem Dahingeschiedenen.

J. Sp.

✱

Hellsehen einer Zigeunerin.

Ein Fall von Hellsehen, wobei Gedankenübertragungen ausgeschlossen zu sein scheint, ereignete sich vor einigen Tagen in Oos bei Baden-Baden. Eine Zigeunerin, im Gespräche mit einigen Frauen, prophezeite diesen einen frühen, strengen Winter und einen künftigen Sommer, trockener als der verflossene. Von einem hinzutretenden Gendarmen über die Möglichkeit dieser Wahrsagung zur Rede gestellt, erwiderte sie: „Das weiß ich so gewiß, wie Sie nur 70 Pfennige in der Tasche haben." Schweigend entfernte sich der Wächter des Gesetzes (der „Aufklärung" könnte man in diesem Falle sagen). Nachher aber gestand er offen zu, daß der Inhalt seines Geldbeutels wirklich nicht mehr und nicht weniger als 70 Pfennige betragen habe. — So höre ich von glaubwürdiger Seite.

Baden-Baden, 1. Sept. 1893. Dr. G. Kratt.

✱



Wahrtraum.

Zum Kapitel der Wahrträume erhalten wir noch folgenden interessanten Bericht:

Im Jahre 1887 hatte ich mir vorgenommen, meine Tante, Frau Mathilde Dambach in Obhausen, St.-Petri bei Querfurt, zu besuchen. In der Nacht vor meiner Abreise von Leipzig träumte ich: Ich befinde mich auf der Reise, steige in Halle aus, werde aber genötigt, gegen 3 Stunden zu warten, ehe ich weiterreisen kann. Diese Zeit will ich ausnützen, um einen Spaziergang in die mir gänzlich unbekannte Stadt zu machen. Um nun über die vom Bahnhof aus einzuschlagende Richtung orientiert zu sein, lasse ich mir von einem auf dem Bahnsteig (des alten Halleschen Bahnhofs, der damals noch im Betriebe stand) befindlichen Bahnarbeiter Auskunft erteilen. — Währenddem sehe ich auf der Erde eine zerbrochene Bierflasche liegen, eine Dame in einem Schleppkleide kommt dahergegangen, die Flasche bleibt in der Kleiderschleppe hängen und wird von der Dame eine Strecke weit fortgeschleift. — Der Arbeiter, den ich um Auskunft angegangen hatte, weist mich an, ich möchte nur den (unterirdischen) Tunnel passieren, das wäre der richtige Weg, weil der Gang in der Richtung nach der Stadt zu läge. Ich folge diesem Rate und befinde mich, nachdem ich den Tunnel passiert, plötzlich vor einer Brücke, durch die sich ein ziemlich lebhaft strömendes Wasser wälzt. Während ich die Brücke überschreite, habe ich mehrmals das Gefühl, als zwänge mich Jemand, in das Wasser zu schauen, sodaß mir ganz bange wird und ich ein Unglück zu fürchten beginne. In die Stadt gelangt, finde ich mich mit einiger Mühe zurecht und entdecke plötzlich das Gastwirtschaftslokal eines Bekannten meiner Tante, des Herrn Schäfer, das ich noch nie gesehen und dessen Lage ich noch nie zuvor gewußt hatte. Soweit mein Traum. —

Als ich nun am nächsten Morgen in Halle ankam, war das Erste, das mir beim Aussteigen in die Augen fiel, eine auf dem Perron liegende Bierflasche ohne Hals. Ich besann mich nicht auf den Traum der vergangenen Nacht, fühlte aber instinktiv, daß es mit dieser Flasche eine eigene Bewandnis habe. Ich erfuhr zu meinem Leidwesen, daß ich gegen drei Stunden warten müßte. Ganz wie im Traum, jedoch ohne mich an diesen zu erinnern, beschloß ich nun, mir die Stadt ein bischen näher anzusehen; ganz ebenso fragte ich einen auf dem Bahnsteige stehenden Arbeiter nach dem nächsten Wege; ganz wie im Traum erhielt ich Auskunft und ebenso präzise trat auch der geträumte für die Dame unliebsame Vorfall ein. — Ich passierte den Tunnel, habe jedoch später die Brücke nicht beschritten, weil ich mich plötzlich auf den Traum der vergangenen Nacht besann. Mit Leichtigkeit fand ich mich nunmehr in den Straßen der Stadt zurecht, bis ich schließlich, dem Traume analog, wiederum das Restaurant Schäfer auffand. Hierauf war es Zeit, nach dem Bahnhofe zurückzukehren.

Als ich in Obhausen ankam, war meine Tante natürlich höchlichst erstaunt, daß ich die Lage des genannten Restaurants so sicher bezeichnen konnte, denn sie wußte genau, daß ich noch nie in Halle gewesen war, und nicht wußte, in welcher Stadtgegend sich das Lokal befand.

Bemerken möchte ich noch, daß ich mich nicht mehr entsinnen kann, ob die Brücke, von der ich sprach, unmittelbar auf den Tunnel folgte oder erst später, da ich nur dieses einzige Mal in Halle war und die Oertlichkeit mir daher nicht mehr genau im Gedächtnis ist. Der damalige Besitzer des Restaurants Schäfer ist seitdem nach Leipzig übergesiedelt; ich vermute daher, daß das Lokal unter dieser Firma nicht mehr bestehen wird.

X.





Anregungen und Antworten.



Die Geschlechter und die Liebe.

An den Herausgeber. — Können Sie mir sagen, ob wahr ist, was ich seit einiger Zeit als wahr festgehalten, daß die Menschen paarweis für einander geschaffen seien, ein Mann für ein Weib und ein Weib für einen Mann? und woraus kann man dann mit Bestimmtheit schließen, daß Der oder Die der bestimmte Gatte oder die Gattin ist?

Oft ist es mir, als gebe es zwischen Menschen, welche durch die Liebe zur Wahrheit oder durch den Geist der Wahrheit verbunden sind, überhaupt keinen Unterschied, als seien sie alle zur Ehe verbunden. Aber ist diese Auffassung nicht vielleicht auch irrig und zu sinnlich? Darf man sich diesen Einflüsterungen hingeben, ihnen ganz die Seele öffnen?

Berlin, den 16. August 1893. **M. F.**

Diese Lehre von den für einander „geschaffenen“ männlichen und weiblichen „Dualen“ findet sich neuerdings auch in der Bietigheimer sog. „Neu-Theosophie“ vertreten; sie ist aber irrig. Schon die Vorstellung eines göttlichen Schaffens im Sinne der bewußten Thätigkeit eines verständig überlegenden Handwerkers oder nachdenkenden Künstlers scheint mir eine kindliche Personifikation des göttlichen Naturgesetzes zu sein, ebenso der Gedanke eines (heteronomen) Bestimmtwerdens durch eine von außen wirkende Gottheit, die noch etwas anderes sein soll, als die bloße Exekutiv-Behörde des im innersten Bewußtsein und Gewissen jedes Menschen (autonom) lebenden Gotteswillens. — Daß nun durch viele Verkörperungen hindurch ein und dasselbe individuelle Wesen männlich und ein anderes weiblich bleiben wird, ist wohl nicht unwahrscheinlich; ebenso ist wohl gewiß, daß, wenn zwei solche Seelen einmal durch innige Liebe mit einander verbunden gewesen sind, diese Liebe sie auch weit über ein Leben hinaus an einander ketten wird. Daß aber dies Liebesverhältnis für immer ein geschlechtliches sein und bleiben müsse, das ist schon dadurch ausgeschlossen, daß beide Wesen, so wie alle anderen auch, jedes für sich, zur endgültigen Vollendung heranreifen müßen und werden; und dazu ist ja selbstverständlich nötig, daß jede solche Individualität alle Erfahrungen des Mannes und des Weibes machen, also auch jede wiederholt sich sowohl als Mann wie auch als Weib verkörpern muß. Zwei solche Wesen, die durch innigste Liebe verbunden sind, können dies Hunderttausende von Jahren bleiben, aber die Geschlechtsliebe ist wohl nur eines der ersten Anfänge solches dauernden Verhältnisses; ihr folgt später die Liebe zwischen Mutter und Kind oder Meister und Schüler und zuletzt zwischen Freunden gleiches (männlichen) Geschlechtes. In solchem näheren Verhältnisse auf sehr verschiedenen Entwickelungsstufen steht jede Individualität mit vielen anderen. Die Seelen-Einheit aber, welche schließlich in der mystischen Vereinigung (Gott) erreicht wird, ist die absolute Vollendung aller dieser zahllosen Verhältnisse, von denen die gewöhnliche Vereinigung als Mann und Weib erst das beschränkteste und relativste Abbild ist. **H. S.**

Eheschließung und Kindtaufe.

An den Herausgeber. — Wie verhält sich die Theosophie dem Austritte aus jeglichem Kirchenwesen gegenüber? Soll dem Säugling bei vollständiger Unzurechnungsfähigkeit eine Sekte aufgedrungen werden? Schon bei der ehelichen Verbindung von Angehörigen verschiedener Konfessionen wird dadurch heute in Deutschland oft Elend und Unglück verursacht. Und ein Unkirchlicher wird hier meistens als Gottesleugner verachtet.

Begeht nicht der Theosoph durch Taufe seiner Kindes einen Rückschritt ins Veraltete? Sollte er nicht für die Zukunft der erkannten tieferen Wahrheit eintreten und kämpfen? Das getaufte Kind muß sich nachher den Zwangsmitteln und dem Blindglauben der Dogmen fügen.

Könnte nicht hier die Theosophie vermittelnd wirken, um den erforderten Formalitäten zu genügen? Dieses namentlich auch bei der Schließung eines Ehebündnisses. Sollte sich nicht hierbei wie an Stelle der Taufe mit der Zeugenunterschrift eine entsprechende, nach innen und nach außen befriedigende Feierlichkeit verbinden lassen?

Andernfalls frage ich im Interesse Mehrerer, was soll ein Theosoph in solchen Fällen thun?

Leipzig-Lindenau, am Siebenschläfer 1893. R. N.

Die Theosophie ist keine neue Religionsgründung, keine neue Sekte und will keine neuen Formen schaffen; sie lehrt vielmehr den ursprünglichen Sinn und die vergessene Bedeutung alter Formen, Lehren und Gebräuche aller Kulturreligionen. Theosophie ist ebenso gut im Christentume enthalten wie im Buddhismus und im Mohammedanismus. Die meisten christlichen Dogmen haben einen tiefen esoterischen Sinn, und wenn auch in der Regel der Herr Pfarrer, welcher traut und tauft, gar keine Ahnung davon hat, was für Mysterien er handhabt, so ist es gerade die Aufgabe des Theosophen, das an innerem Verständnis zu ersetzen, was den staatlich, doch nicht geistig sanktionirten Priestern fehlt. Eben weil der Theosoph den amtlich angestellten Geistlichen überlegen ist, deshalb wird er ihnen niemals Widerstand entgegensetzen.

Daß man Kinder tauft, noch ehe sie es wissen, daß etwas mit ihnen geschieht, geschweige denn ein Verständnis dafür haben, das ist allerdings ein fragwürdiger Gebrauch; aber schaden denn die paar vorsichtig übergesprengten Tropfen dem Kinde? Und schadet es den Kindern, wenn sie das Kulturmaterial des alten und des neuen Testamentes lernend, selbst gedankenlos lernend, in sich aufnehmen? Es kann sich für die theosophisch kundigen Eltern doch nur darum handeln, zu rechter Zeit das innere Verständnis in ihren Kindern zu erwecken und ihnen an der Hand der christlichen, fleißig erlernten Formen, im Vergleich mit den entsprechenden indischen oder andern, deren eigentlichen Sinn zu zeigen, wie es beispielsweise unser Weihnachtsbild im Dezemberhefte 1892 that.

Wem aber die christlichen Formen nun einmal durchaus unsympatisch geworden sind — und die meisten Geistlichen thun freilich alles ihnen Mögliche, um immer mehr verständige Menschen von der Kirche abzuschrecken —, dem steht ja der Austritt aus der Kirche frei. Der Staat zwingt heute in Deutschland Niemanden, einer Religionsgemeinschaft anzugehören; er begnügt sich völlig mit den Eheschließungen und den Geburtsanzeigen auf dem Standesamte. Wer aber doch für sich oder seine Familie das Bedürfnis einer ganz neutralen religiösen Feierlichkeit hat, der findet solche in den frei-religiösen Gemeinden. Und thatsächlich ist der Materialismus, so niedrig er auch intellektuell und seelisch steht, doch immer schon ein Fortschritt über die gedankenlose Orthodoxie. Falls einmal sich in Deutschland eine Buddhisten-Gemeinde gründen sollte, würde ich dieses nach besten Kräften unterstützen. Aber daß die jetzt in Ceylon, Siam, Japan, Tibet u. s. w. üblichen Religionsformen den Deutschen sympathischer sein

würden als die christlichen, scheint mir im höchsten Grade unwahrscheinlich. Es müßte mithin solche indische Gemeinde in Deutschland sich ihre eigenen Religionsformen neu bilden.

Das Alles ist jedoch keine Theosophie; denn diese ist nur derjenige Wahrheitskern der Religiosität und der Erkenntnis, welcher allen Kulturreligionen zu Grunde liegt. Der Theosoph aber, dessen Streben daher sich praktisch in Liebe und in Duldsamkeit bethätigt, wird nie suchen, in Aeußerlichkeiten aufzufallen und zu widersprechen, sondern alle irgendwie sinnvollen Formen dazu benutzen, um an sie anknüpfend, deren Geist und Wesen zu erklären, und die Stärkung und den Fortschritt Aller durch allseitiges Verständnis und durch gemeinsames Streben zu fördern. **H. S.**



Vererbung und Kaisertum.

An den Herausgeber. — Gegen die Lehre der Wiederverkörperung habe ich folgende zwei Bedenken:

1. Die Vererbung der Fähigkeiten und Anlagen ist ein unverkennbares Naturgesetz. Warum soll nun ein sich wiederverkörpernder Mensch an den Fehlern seiner Voreltern und Eltern laborieren, wenn er nur die seiner eigenen vorigen Existenz auszugleichen hätte.

2. Die Verkörperung als regierender Fürst, Kaiser, König &c. müßte dann eine Strafe sein, da doch kein anderer Mensch so sehr in seiner Fortentwickelnng gehemmt ist. Was muß eine solche Individualität in früherem Leben verbrochen haben, um als Erbprinz wieder verkörpert werden zu müssen!

Cz. 28. November. **L. P.**

I. Die Lehre der Wiederverkörperung bestreitet keineswegs die Thatsache der Vererbung, sie erklärt sie ja sogar und zwar giebt sie die einzige Erklärung derselben, die bisher überhaupt versucht worden ist und überdies eine streng wissenschaftliche. Jene Lehre bringt die Thatsache der Vererbung nämlich unter das allgemeine Gesetz der Wahlverwandtschaft, das wir, von der Chemie aufwärts, alle Erscheinungen der Natur und der Kultur beherrschen sehen. Wir sind nämlich nicht deshalb unseren Eltern ähnlich, weil wir deren Kinder sind, sondern weil wir ihnen ähnlich oder vielmehr wahlverwandt waren, sind wir ihre Kinder geworden. Die äußere Kausalität ist nur der Ausdruck der inneren; und indem wir die Fehler, Mängel und Schwächen unserer eigenen Individualität ausgleichen, wirken wir auch zugleich mit, die der Gesamtheit zu verbessern, von der unsere Familie ja ein Teil ist.

II. Daß ein regierender Fürst weniger günstige Gelegenheit zu seiner individuellen Fortentwickelung als andere Menschen haben sollte, scheint mir keineswegs der Fall zu sein. Er hat vielleicht sogar viel mehr Gelegenheit dazu, aber schwerer wird ihm allerdings die zu seiner Fortentwickelung nothwendige Selbst-Ueberwindung des jedem Menschen gefahrdrohenden Stolzes und so mancher anderer Unvollkommenheiten gemacht. Deshalb ist das Loos eines Herrschers sicher nicht beneidenswert für einen Theosophen. Dafür aber, daß ein Kaiser gleichzeitig ein weiser und ein guter Mensch sein kann, dafür haben wir doch u. a. das hell leuchtende Beispiel des Mark Aurel.

H. S.





Bemerkungen und Besprechungen.



Das Jenseits des Künstlers.

So lautet der Titel eines neuen Werkes des rühmlichst bekannten Professors in Graz, Dr. Friedrich von Hausegger. Man kann sich wohl noch erinnern, welche Anerkennung sowohl von Anhängern als von Gegnern dem seinerzeit so vielfach umstrittenen Werke desselben Autors „Die Musik als Ausdruck", in dem man das Fundament zu einer gänzlich neuen Musik-Aesthetik erblickte, gezollt wurde. Wir glauben nun, daß die neue Studie, von der wir zu sprechen haben, noch bedeutender ist wie die eben erwähnte. Speziell für unsere Gesinnungsgenossen muß dieselbe schon deshalb sehr wertvoll genannt werden, als aus ihr erhellt, wie eingehend sich der Verfasser mit den Ergebnissen der neuen Erfahrungsseelenkunde vertraut gemacht hat. Daß er eben letztere zu geistreichster Beleuchtung der Art des Künstlerwesens und Künstlerschaffens verwertet und zur Zeit des krassesten Materialismus auf allen Kunstgebieten kühn als Reformator auftritt, das ist als eines seiner bedeutensten Verdienste hochzuachten Die außerordentliche Gedankenfülle, die er uns entfaltet, läßt uns den Versuch einer ausführlicheren Darlegung gewagt erscheinen. Er könnte eben nicht alle Vorzüge dieses Buches umfassen und wir müssen deshalb dem Leser eigene Prüfung anempfehlen.

Nach einer einsichtsvollen Erörterung der Vorgänge beim künstlerischen Schaffen, bei welcher er auch die Mitteilungen von Künstlern selbst, die er teilweise dem einschlägigen Wirken du Prels entnahm, verwendet, und dem Nachweise, daß dieselben wesentlich von psychischen und physiologischen Vorkommnissen bei andern Thätigkeiten verschieden sind, stellt er zu seinen Zwecken mit großer Sachkenntnis als der produktiven Thätigkeit des Künstlers verwandte Zustände, den Traum, der, wie er erklärt, selbst ein Erlebnis ist und Hinweis auf dessen symbolisierende Gestaltengebung sowie den Wahnsinn, Somnambulismus und die hypnotischen Zustände dar. Als psychologischer Fachmann behandelt er Veränderung und Teilung des „Ich", die Frage des Dämon und Genius. Nach treffenden Ausführungen über die Verschiedenheit des Anschauens und Vorstellens findet er, daß das Lossagen von den Absichten und Zielen des Individuums Voraussetzung des produktiven Vorstellens und eben diese Fähigkeit dem Künstler eigen ist. — Wichtig zum Verständnisse des Autors sind seine Gründe gegen die Nachahmungstheorie und seine Behauptung, daß wir nicht das Objekt im Kunstwerke sehen, auch nicht das Auge des Künstlers, sondern mit dem Auge des Künstlers. — Aufklärend spricht er sich auch darüber aus, daß, wie im Traume und im Wahnsinne auch im künstlerischen Schaffen Reize sich nicht als Empfindungen, sondern als Vorstellungen auslösen, was durch die Sammlung bewirkt werde, ferner über den Zustand der Begeisterung, die Erregbarkeit des Künstlers. Er sucht nachzuweisen, daß lebhafte Phantasie noch nicht Kunstanlage sei, sowie daß das Wollen des Künstlers nicht wie im Traume, zur Ohnmacht herabsinke, sondern sich zum Müssen steigere. Zu überraschenden Resultaten führen ihn ferner seine Betrachtungen über das Symbol, über die Ueberwindung der Abhängigkeit von den trägen Massen des Gewordenen und die Wiederunterwerfung derselben unter den Prozeß des Werdens, über die Subjektivierung

der Außenwelt sowie über die Erweckung des Subjektes im Kunstgenießenden. Jedoch dürfte auch diesem Teile des Werkes gegenüber viel Widerspruch sich geltend machen. Die weitere genaue Kennzeichnung des Unterschiedes zwischen dem Künstler und dem Träumenden und Wahnsinnigen ist scharf durchdacht. Sehr bedeutend sind auch die Erklärungen über Musik.

Abschließend erörtert der Verfasser, wie jeder Künstler seinem innersten Wesen nach Idealist ist, bietet originelle Gedanken über Idealismus, Realismus und Naturalismus, Bedeutung und Wert des letzteren in der Kunst, über Genius und Schule. Sodann faßt er das Resultat seines Denkens und Forschens in die Worte zusammen: „Das transscendente „Ich", von dem der Philosoph träumt und dem der Mystiker grübelnd nachspürt, wird im Künstler lebendig". Wir wollen hinzufügen: „Des Künstlers Muse ist seine eigene hohe Seele". **Thomassin.**



Louvier: der Faustdeuter.

Mit einem ganz außerordentlichen Fleiß und Scharfsinn hat Louvier dies Goethe'sche Haupt- und Rätselwerk einer eingehenden, nimmermüden Deutungsarbeit unterworfen und das Ergebnis in mehreren Schriften niedergelegt, unter denen das zweibändige Werk Sphinx locuta est und eine Prüfung dieser Dichtung auf die Kabbalah hin hervorstechen.

Wie Faust Goethe's Lebenswerk war, so scheint er noch mehr, so scheint er ausschließlich das Lebenswerk Louvier's bilden zu sollen.

Diese Konzentrationskraft schon verdient alle Bewunderung.

Louvier geht noch weiter als seine Vorgänger, er erklärt Alles, auch das Sonnigfreieste auf eine besondere Meinung hin.

Freilich wissen wir, daß Goethe der Offenste, auch der Verschlossenste war, Minister auch seines Innern, daß er als Knabe schon mit der Kabbalah sich abgab und mancherlei sonstigem Rotwälsch: daß er aber die herrlichsten Blüten gezeitigt hat, um selbstische, trockene Geheimgedanken damit zu bekleiden, einen geheimen Sinn darunter zu verstecken, das glauben wir doch noch nicht.

So wahrscheinlich auch Louvier das Einzelne uns darzuthun versteht, das Ganze als Ganzes ist darum doch gegen die innere Wahrheit. Wie schon gesagt: Es liegt in den Schriften Louviers eine ganz ungewöhnliche Spürkraft, ein auf diesem Gebiete einzig dastehender Scharfsinn.

Aber dieses Bacon-Shakespeareexperiment ohne Restitution der Person bringt eben nur eine Mathematik der Vermutungen: die geradeste Linie, während auf dem Gebiete des Geistes, besonders aber der Kunst, die Kurve obwaltet, mutwillige Willkür. Werke wie Goethe's Faust werden eben ewig rätselhaft bleiben, mögen und sollen es, jeder Intelligente mag an ihnen sich wetzen; der Verfasser nahm den Schlüssel mit, denn es gefiel ihm so, unzugänglich zu bleiben.

Nun hat zwar der Verfasser die Pflicht deutlich zu sein, dafür steht aber auch dem Leser das Recht zu, Unverständiges oder Unverständliches liegen zu lassen.

Macht er von diesem Rechte nicht Gebrauch, muß er sich eben alle Schwierigkeiten seines Autors gefallen lassen.

Viele ziehen hierbei gern einen pons zu Rate; denen seien Louvier's Schriften als das weitaus gründlichste und Alles lösende — wohlverstanden: von Louvier's Seite, nicht im Sinne Goethe's! — Stück aus dem niemals ausgesungenen Liede der Fausterklärung bestens empfohlen.

Man kann solche Arbeit würdigen schon als Forschungsathletik, auch wenn sie der Natur der Sache nach zu einem Ziele, zur Verschmelzung mit ihrem Objekt nicht führen kann; denn was sie beweisen will: berechnende Begeisterung, Höchstbegeisterung sogar in diesem Falle, giebt es nicht.



Ein weiteres Beispiel innerer Unwahrscheinlichkeit: Die Stelle von Grab, Fäulnis wird auf Grabbe bezogen, diesen westfälischen Großdichter, den nur zerklüftete Wildheit und Verbitterung dichterisch schädigt, „einen sittlich angefaulten Charakter“, der mit Goethe zu rivalisieren wagte in seinem „Don Juan und Faust.“ Enragierte Litteraturschulmeister wie Gervinus und Biedermann, die sich sittlich erblöden über die Günther, Lenz und Grabbe, da wo es auf kulturpsychologische Analyse ankommt, fangen bereits an, stark antiquiert zu werden, und die Urteile lauten nun etwas anders.

Und dann war Goethe wol zeitweilig Xenieninsekt, aber kein fanatischer Hasser wie etwa Heine, der Gereizte.

Dazu war der Olympier denn doch innerlich zu stark. Also äußerst scharfsinnige, nach Wort und Umständen zutreffende Erklärungen bietet Louvier in seinen Glossarien. Davon wird indeß die Goethemeinung nicht berührt; Bücher wie Faust und Hamlet sind als Rätsel geboren, zu Rätseln geboren und bleiben ewig Rätsel wie die Natur selbst — ewig, weil sie nebenher auch unsterblich sind, mindestens bis auf Weltkatastrophen.

Peter Hille.

Die Propheten.

Im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig ist vor einiger Zeit der zweite Band von Reuß' Altem Testament erschienen, der im Vergleich zum I Bande (Geschichte der Israeliten) mancherlei Verbesserungen im Einzelnen aufweist. So sind unter anderem überall die Verse der Bibel mit angegeben, wodurch das Nachschlagen und das Vergleichen mit dem Originaltexte sehr erleichtert wird; und solches Nachschlagen und Vergleichen ist hier oft von ganz besonderem Interesse, da diese Propheten durchaus dem Urtexte getreu wiedergegeben sind Die eigenartige, langhinschreitende Form der alten Prophetendichtungen, sowie der tiefgehende, gewaltige Aufschwung der Sprache mit dem bald verhaltenen, bald hervordonnernden Pathos wurde von Reuß möglichst genau im Einzelnen und dabei doch ohne kleinliche Pedanterie in seinen Uebertragungen meisterhaft gehandhabt. Dabei erleichtert er oft, im Gegensatze zu der allbekannten Lutherschen Bibelübersetzung, die manche Ungenauigkeiten, ja sogar Verkehrtheiten aufweist, das unmittelbare Verständnis für die malerisch-naturalistische Anschauungsweise und Bildersprache jenes alten Prophetengeistes. Auch äußerlich zeigt sich diese Genauigkeit in der Nachdichtung von Reuß schon darin, daß die Prosaform mit Versen abwechselt, ganz dem Originale der einzelnen Propheten entsprechend. Wohl mag man den harten, germanisch selbständigen Ton Martin Luthers mit seiner stiernackigen Zuversicht und Kernigkeit hie und da vermissen, gerade da, wo durch eine gewisse Freiheit in der Uebertragung wohl ein für unser Ohr größerer, gewaltigerer Aufschwung der Sprache erreicht wird, aber dafür entschädigt, wie oben gesagt, die Reuß'sche Bibelübersetzung an vielen anderen Stellen, wo sie wegen ihrer Genauigkeit das Eindringen in den Prophetengeist bedeutend erleichtert und uns seine altorientalischen Eigenheiten, den feurig-schwärmerischen und dabei doch konkret-plastischen Wortgeist selbst im kleinsten zum Verständnis bringt. Ich erwähne hier nur den 2. (ungenannten) Jesaia (von Kap. 40 an), diesen Riesen des vorausschauenden Seeleneifers, über den der Verfasser Reuß in der Einleitung einige aufklärende Worte sagt. Den Propheten Daniel habe ich vermißt; ich nehme an, daß er als das jüngste der Bücher des alten Testamentes in einem späteren Bande zu finden ist, da ja die Reuß'sche Bibelübertragung chronologisch geordnet erscheint.*)

Evers.

[1]) Wie wir hören, wird dies Werk vor Weihnachten noch bis zum V Bande fertig. Wir kommen im nächsten Hefte darauf zurück. D. R.



Luthers Werke.

Die Objektivität gebietet es, dieser hünenhaften Gestalt des deutschesten Reformators nicht nur volle Beachtung, sondern dankbare Anerkennung zu zollen. Welches religiösen Bekenntnisses man auch sei, sobald man nicht durch der Parteien Gunst und Haß auch auf diesem Gebiete verwirrt ist und gelernt hat, frei zu blicken und zu verstehen, kann man sich der Größe des lutherschen Geistes nicht verschließen; ja man wird selbst der polemischsten Polemikernatur in ihm seine Sympathie nicht versagen, wenn man mit psychologischem Verständnis, das weder verurteilt noch urteilen will, die ganzen Zeitverhältnisse von Luthers Gegenwart in ihren Wurzeln zu erkennen bemüht ist. Ein großer befreiender Atemzug geht durch das ganze Leben dieses ehernen, selbstherrlichen Christenmenschen und Sprachmodlers; und namentlich diese letztere Sendung, die er so herrlich erfüllt hat, ist es doch, die jeden Deutschdenkenden und Deutschsprechenden mit freudigem Bewußtsein erfüllen muß. In dem Schaffen dieses einen Mannes gestaltete sich die Sprödigkeit der verzweigten deutschen Sprache zu jener herbcharakteristischen Schöne, die neben geistigem Schwung, Wortfülle und melodischer Kraft die Biegsamkeit für die höchsten Aufgaben der Poesie und Redekunst erst erhielt, in seinen Werken feierte die neuhochdeutsche Schriftsprache ihre Auferstehung. Voller Humor und Ernst zugleich ist das Wort dieses zuversichtlichen Reformators, in dem ein befreiendes Sichaufbäumen gegen Verflachung und Verlogenheit zur Lebendigkeit wurde. Mag auch manche katholische Seelenstimmung und mystische Tiefe von ihm hinweggefegt sein, zusammen mit dem Kehricht abergläubischer Menschen- und Bildverehrung, wir, die wir nach 400 Jahren so viel überblicken können, glauben auch an die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des protestantischen Geistes und erkennen in ihm einen frischen Zug selbstbewußter Befreiung. An unserer Thür allerdings steht die Zeit dogmen- und konfessionsloser Religiosität, die den Geist, die treibende Kraft der Welt im eigenen Innern gefunden hat.

Es ist sehr verdienstvoll von der Verlagsanstalt C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig, daß sie eine im Verhältnis außerordentlich billige Volksausgabe von Luthers Werken herausgegeben hat, die nunmehr mit dem achten Bande ihren Abschluß fand.[1]) Sie ist von hervorragenden Lutherkennern zusammengestellt und durchgesehen worden und trägt durch ihre erklärenden Einleitungen und Anmerkungen viel zum Verständnisse der Schriften des Reformators bei. Allen Verehrern sei sie aufrichtig empfohlen.

Evers.

Die Wissenschaft des Atems.

Neuerdings, da in Europa das Interesse für die Geheimwissenschaften immer mehr zunimmt, werden aus dem Indischen und der Sanskritlitteratur Werke ins Englische übersetzt, die teils bis dahin weniger bekannt waren, teils aber auch mehr oder weniger geheimgehalten wurden. Dadurch wird nun auch solchen, die nicht direkt mit den altindischen Wissensschätzen sich beschäftigen können, Gelegenheit geboten, tiefer in das Gebiet jener Geheimweisheit einzudringen und ihren Wert und Unwert selbst zu prüfen.

Die vorliegende ins Deutsche übertragene Schrift „Die Wissenschaft des Atems" (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig) will die Anleitung geben, wie man durch magische Entwicklung die Tendenzen der Materie, d. h. ihren hemmenden, schwermachenden Einfluß auf den inneren, geistigen Menschen überwinden kann. Sie baut sich auf der Erkenntnis auf, daß in dem wechselnden Ein- und Ausströmen des Lebensatems ein Bild des ewig schaffenden Weltprinzipes („Gottes") gegeben ist (Involution und Evolution) und daß es in der Gewalt eines jeden liegt, bei ernster moralischer

[1]) Es sind sogar zwei verschiedene Ausgaben davon erschienen, eine einfache zu 21 Mk. 50 Pfg. und eine Prachtausgabe zu 34 Mk. 50 Pf.



Schulung und Festigkeit (!) das Ein- und Aushauchen des Lebensodems, d. h. die eigene Lebensbethätigung und Entwicklung aus dem Stofflichen heraus zu lenken und zu vergeistigen. Es ist ein Stück Yogaphilosophie, das uns hier geboten wird, mit dem Zwecke, durch Uebung und energische Trainierung seines Leibes gewisse magische Kräfte zu erlangen, die der Verwirklichung des Ewig-Einen näherbringen sollen. Magische Kräfte allein thuns nun freilich nicht; und deshalb erscheint mir die Betonung der moralischen Festigkeit als das Wichtigste bei der Sache. Ohne solches Bewußtsein von der eigenen inneren Reinheit und Unerschütterlichkeit ist die Methode einer magischen Entwicklung niemals von Heil und Segen gewesen. Deshalb heißt es auch auf Seite 16: „Ein Anfänger muß rein sein, auch in Gedanken, ruhig im Gemüt, unantastbar in seinen Handlungen und einen unerschütterlichen Glauben zu seinem geistigen Lehrer haben; er muß stark sein im Entschluß und dankbar. Für Händelsucher, niedrige Naturen, Feiglinge, Lügner und Leute, deren Lebenskraft bedenklich gelitten hat, oder die irgendwie „unmoralisch" sind, ist diese Wissenschaft nur eine hohle Nuß". Man sieht, wie beschaffen die Grundlagen solcher magisch-übernatürlicher Fähigkeiten sein sollten; möge sich also jeder selbst prüfen. Sonst ist das Büchlein für jeden, dem die indische Bildersprache geläufig geworden ist, interessant zu lesen. **Evers.**



Le Horla

von Guy de Maupassant[1]) ist in schärfster Ausprägung ein typisches Beispiel für die Schaffensart vieler „Modernen". Ob der Dichter in dieser Erzählung ein eigenes Erlebnis, den Anfang und die Erklärung des Irrsinns, der ihn jetzt hinweggerafft hat, mitteilt, wissen wir nicht. Was er erzählt, ist aber so naturgetreu dargestellt, daß es, wie die ganze moderne real-naturalistische sogenannte Kunst, mehr als wissenschaftliche Beobachtung, denn als Kunstwerk gelten kann.

Maupassant schildert einen Fall von stark-entwickelter Mediumschaft durch die bekannten Spuk-Vorgänge hindurch bis zur Besessenheit, endend mit völliger Preisgabe der vernünftigen Ueberlegung und des ganz vergessenen Gewissens. Charakteristisch für die „modernen" Dichter ist dabei die kindische Unwissenheit, mit der ein solcher dreist über allgemeine, längst bekannte Erfahrungen von Tausend anderen Menschen hinwegsieht und glaubt, oder seine Leser glauben machen will, was er erlebte, sei etwas Besonderes, etwas Neues, abweichend von denselben Erlebnissen unzähliger Anderer. Charakteristisch ist ferner die materialistische, ganz und gar in der äußeren Sinnenwelt lebende Anschauungsweise dieser vermeintlichen „Künstler", welchen jede ganz gewöhnliche Erfahrung übersinnlicher Vorgänge und Thatsachen als eine Entdeckung, als irgend etwas Wunderbares vorkommt. Charakteristisch ist vor allem auch die schon nicht mehr dem „Künstler", sondern nur dem Irrsinnigen zu verzeihende Auffassung der Persönlichkeit des Horla, von welcher der Erzähler sich besessen fühlt, als einer höheren, über den Menschen hinausgehenden Form zukünftiger Erdenbewohner, während es sich doch um nichts weiter als um ganz gewöhnliche Besessenheit durch die Persönlichkeit irgend eines brutal-gesinnten Verstorbenen handelt. Charakteristisch ist endlich für die „Modernen", daß ihre sogenannte „Kunst", wo sie nicht blos kindische Neuerungssucht in willkürlicher, fratzenhafter Ausdrucksweise ist, sehr viel öfter nur auf Mediumschaft beruht, als auf deren Gegenteil, der Genialität. Wenn es Wenigen der „modernen" Dichter geht, wie Maupassant, daß sie im Irrsinn enden, so liegt das nur daran, daß sie weniger begabt und weniger seelisch, oder besser „astral" veranlagt sind, als er. Als Warnung könnte aber sein unglücklicher Lebensverlauf Vielen dienen, wenn sie erkennen wollen, daß ihre Gefahr die Mediumschaft ist; und daß diese ganz naturnotwendig, jemehr sie die vernünftige Selbstverantwortung des Mediums zerrüttet, um so schneller zum Verbrechertum oder zum Irrsinn hinführt. **H. S.**

[1]) Paris bei Paul Ollendorff, 28 bis Rue de Richelieu.





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Probehefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Ueber den Theosophen-Kongreß in Chicago

sind uns verschiedene enthusiastische Zuschriften privaten Charakters zugegangen, die nicht für den Druck bestimmt waren. Aus einem dieser Briefe wollen wir jedoch das Folgende mitteilen:

Auf der Rückkehr von meiner interessanten Reise im fernen Westen der Vereinigten Staaten habe ich zufällig in Chicago die Tage getroffen, an welchen der theosophische Kongreß tagte. Ich las eine Zeitungs-Notiz darüber, daß der Kongreß in den nächsten Tagen stattfinden werde, schon im Zuge von den Rocky Mountains herab, auch daß Frau Annie Besant schon in Chicago angekommen sei.

Ich habe allen Sitzungen beigewohnt, und bin trotz meiner gespannten Erwartungen weit über diese hinaus befriedigt worden. Frau Besant saß zwischen einem Brahminen und einem Buddhisten. Ihre Reden waren der Glanzpunkt des Kongresses; aber außer ihr sprachen noch zwei andere Damen, beide auch sehr gut, ganz frei. Der Vize-Präsident William Judge war leider etwas heiser, hat mir aber sehr gefallen: er sprach fest, sicher, etwas sarkastisch und ironisch, mit sehr angenehmem Humor.

Die Beteiligung war eine sehr große, jedenfalls weit über das Erwarten der Veranstalter. Gleich vor der ersten Sitzung mußten wir in einen viel größeren Saal umziehen; und auch dieser war stets schon eine halbe Stunde vor dem Anfang der Versammlungen vollständig besetzt. Die letzte und noch eine Versammlung am 17. September, welche die Gesammt-Leitung des Religions-Parlamentes den Theosophen noch außerhalb des Programms zugegeben hatte, wurden in dem einen der allergrößten Säle gehalten. G. W.

Noch einiges über den Theosophen-Kongreß

entnehmen wir den vorläufigen sachlichen Berichten in den einschlägigen Monatsschriften:

Schon im Religions-Parlament wurden die Theosophen von dem Vorstande aufgefordert, an der Eröffnung teilzunehmen. Es wurden demgemäß dem Vize-Präsidenten der Theos. Gesellschaft, W. Q. Judge und Professor Chakravarti Sitze auf dem Podium eingeräumt, und damit die Theos. Gesellschaft öffentlich in ihrer Bedeutung gewürdigt.

Den ganzen Morgen wurde von verschiedenen Rednern sehr viel Zeit mit Worten totgeschlagen, die weder etwas Neues brachten, noch zu Herzen gingen. Das waren Protestanten und auch Katholiken. Am Nachmittage aber kam Prof. Chakravarti an die Reihe. Dieser erklärte ohne Weiteres, daß er die Theosophische Gesellschaft ver-

träte, ein Brahmane sei und als solcher von der Gesellschaft hierher gebracht worden sei. Seine ausgezeichnete Rede von einer Viertelstunde trug ihm einen allgemeinen Beifallssturm der sehr großen Eröffnungs-Versammlung ein. Das war am 11. September.

Am 15. September begann der Theosophische Kongreß als Teil des Religions-Parlamentes.

In dem Art-Palace, in welchem die Versammlungen stattfanden, sind zwei große Säle, die je 3000 Sitzplätze und reichlich 1000 Stehplätze enthalten, die Washington-Halle und die Columbus-Halle. An diese schließen sich größere und kleinere Säle an. Einer der letzteren, der 4—500 Personen faßte (Saal 8), war den Theosophen eingeräumt worden mit der zweifelnden Frage, ob er ihnen nicht zu groß sei. Eine Stunde vor dem Anfang der Versammlung war der Saal gänzlich gefüllt. Man versuchte noch hunderte von Stühlen hineinzubringen. Aber immer strömten noch hunderte von Menschen herbei. Die Lage wurde bedenklich. Im anstoßenden Saale (Nr. 7) sollte der Lutherische Kongreß tagen. Dieser Saal hatte 1500 Sitzplätze, war aber nicht zum vierten Teil gefüllt. Als nun unsere lutherischen Brüder von dem Raummangel, der Theosophen hörten, gingen sie in liebevoller Weise auf einen Tausch ein; und in 5 Minuten war Saal 7 übervoll gepackt voll Zuhörern der Theosophen.

Mit jeder Versammlung wuchs der Zulauf, so daß den Theosophen sofort noch die beiden anstoßenden Säle dazu eingeräumt wurden; und trotzdem mußten immer noch hunderte und aber hunderte wieder abziehen, weil die Räume nicht mehr Platz gewährten. Bei der 5. Sitzung haben wohl ebenso viele Personen wieder fortgehen müssen, wie Platz fanden; „und wenn der ganze Art-Palace ein einziger Raum gewesen wäre, würde der Theosophen-Kongreß ihn gefüllt haben," so meint jener Berichterstatter.

Zur 7. (Extra-)Sitzung am Sonntag-Abend, den 17. September, konnte den Theosophen die große Washington-Halle eingeräumt werden. Zwei und eine halbe Stunde vor dem Anfange der Versammlung war die Halle vollständig gefüllt, obwohl diese Sitzung nicht anfänglich beabsichtigt und nachher nur ungenügend öffentlich bekannt gemacht worden war. Nebenan in der Columbus-Halle hatte die große Presbyterianische Kirche ihren Kongreß angesetzt. Und nun kam ein großer Spaß:

Der Theosophen-Versammlung präsidierte Dr. med. Buck. — William Judge sprach über die cyklischen Gesetze unserer Entwicklung. Plötzlich in der Mitte seines Vortrages betrat die Rednerbühne Dr. Barrows, der Vorsitzende des ganzen Religions-Parlamentes und ein hervorragender presbyterianischer Geistlicher Chicagos. Infolge dessen wurde der Vortrags-Redner mitten in seinem Worte unterbrochen, und Dr. Barrows teilte dann mit, daß wohl ein Irrtum über diese Halle unter den Anwesenden walte. Ursprünglich hätten hier die Presbyterianer tagen sollen, und er wolle deshalb den Hörern mitteilen, daß dieses nun nicht der presbyterische, sondern der theosophische Kongreß sei. — Zugleich forderte er alle Presbyterianer, die sich hier irrtümlich befänden, auf, mit ihm in die anstoßende Halle zu kommen, wo die Zahl der presbyterianischen Geistlichen, die deshalb so viele hundert Meilen weit hergekommen seien, ihre Vorträge zu lesen im Begriffe seien. (In der andern ebenso großen Halle sollen sich kaum 100 Zuhörer eingefunden haben.)

Allgemeine Stille. Herr Judge unterstützte den Wunsch des Dr. Barrows, daß alle, die fortzugehen wünschten, das thun möchten. Alle Hälse reckten sich; jedermann schaute umher; Niemand aber zeigte irgend welche Neigung zu gehen. So spazierte Dr. Barrows denn allein hinaus, und diese Gelegenheit benutzten noch 40 oder 50 Menschen von denen, die noch draußen gewartet hatten, um sich noch in die Menge der theosophischen Zuhörer hineinzudrängen.

Konnte der Erfolg des theosophischen Kongresses besser konstatiert werden, als durch diese unbeabsichtigte Demonstration! Ein Lächeln glitt allgemein über die aufschauenden Gesichter. Aber der Redner Judge verstand in geschickter Weise den beginnenden Beifallssturm zu unterdrücken und fuhr — wie wenn nichts geschehen — mit eiserner Ruhe in seinem unterbrochenen Gedankengangefort.

Zum Schlusse mag hier beiläufig noch darauf hingewiesen werden, daß der größte Beifall von allen Rednern wohl Frau Annie Besant gezollt wurde, als sie mit ihrer seelenvollen Stimme ausführte, daß Theosophen nicht mehr auf dem Standpunkte ständen zu glauben, daß man durch die Verdienste eines andern weiser und besser werden könne; sie wollten keine Günstlingswirtschaft, sondern Gerechtigkeit. Freilich seien zu jeder gegebenen Zeit immer viele berufen und nur wenige auserwählt, aber diese seien auserwählt nur durch sich selbst, durch das göttliche Ich, das sich in ihnen selber offenbare. „Es scheint uns auch nicht der Mühe wert, allein erlöst zu werden, wenn nicht schließlich alle Anderen mit uns erlöst werden können: und das können sie und werden sie!"

Bemerkenswert ist endlich auch noch die Kabel-Depesche, welche der Präsident der Gesellschaft Henry Olcott, von Indien sandte. Deutsch ist diese etwa, wie folgt, wiederzugeben:

„Ueber Meere und Erdteile hinweg grüßen euch euere asiatischen Brüder und vereinigen sich mit euch in der Freude über diese viel bedeutsame Gelegenheit, den Vertretern so vieler Völker und aller großen Religionsgemeinschaften der Erde die brüderliche Botschaft der Theosophie zu bringen Aus uralten Tempeln und in den Fels gehauenen Hallen rufen euch die alten Lehrer jene Worte der Weisheit zu, die schon unsern Vorfahren den wahren Weg zur Glückseligkeit, zur Befreiung und zum Geistesfrieden wiesen. Möge der Segen der Weisen mit euch allen sein und möge die Wahrheit siegen!"



Eingegangene Beträge.

Von J. J. in Gr.: 1 Mk. 85 Pf. — Frl. Clara Motzkus in Königsberg: 10 Mk. — Dr. Alfred Gysi in Zürich: 5 Mk. — H. Kattenstein in Bludenz: 3 Mk. — E. S. in M.: 1 Mk. 60 Pf. — C. Möller in Neuhof b. H.: 5 Mk. — Paul Richter in Leipzig: 5 Mk. — Dr. G. Kratt in Baden-Baden: 2 Mk. — A. O. in Hof P.: 5 Mk. — M. Lohmüller in Köln: 5 Mk. — A. Kleiner in Leipzig: 5 Mk. — Bruno Wilhelmi in Französisch Buchholz: 4 Mk — Frau E. L. in St. 2 Mk. — Frau Goetze in Suchorzew: 5 Mk. — Frl. Marie Oeser in Dresden: 5 Mk. 25 Pf. — Hans Arnold in Rostock: 9 Mk. — R. Freymuth in Rosenheim: 3 Mk. — Paul Drittler in Nürnberg: 5 Mk — Franz Rheinard in Bonn: 2 Mk. — C. v. Sturm in Bonn: 2 Mk. — Wilh. Pfankuch in Hersfeld: 5 Mk. — A. K. in L: 5 Mk. — Zusammen: 91 Mk. 70 Pf.

Steglitz bei Berlin, den 15. Oktober 1893. **Hübbe-Schleiden.**

Auf vielfache Anfragen zeige ich hiermit an, daß ich fortan wieder die sachliche Redaktion der Sphinx und die Leitung der Theosophischen Vereinigung übernehme.

Steglitz, im Oktober 1893. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:

Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.



Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!
Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVII, 94. Dezember 1893.

Neue Jesus-Handschriften.

Dritter Brief aus Chicago.

Von

Ludwig Deinhard.

✻

Ein Pariser Mitarbeiter des Chicago-Herald, Henry Haynie mit Namen, kündigte in der Nr. vom 10. Sept. jüngst das demnächst in Paris erfolgende Erscheinen eines Werkes an, welches großes und berechtigtes Aufsehen machen dürfte. Dasselbe soll nämlich eine anscheinend sehr bestimmte und glaubwürdige Antwort geben, auf die in der „Sphinx" durch den Herausgeber schon früher eingehend erörterte Frage: Jesus — ein Buddhist?

Der Verfasser dieses Buches ist ein russischer Gelehrter, Nicolas Notovitsch, allem Anschein nach ein sehr angesehener russischer Schriftsteller, der — um hier kurz zu sein — in einem Kloster in Tibet ein altes Manuskript fand, das von einem aus Israel ausgewanderten und zum Zwecke des Studiums des Buddhismus nach Tibet herübergekommenen jüdischen Propheten namens Issa erzählt, einem Manne, der vor etwa 2000 Jahren gelebt haben soll und dessen Lebensgeschichte derart auf Jesus paßt, daß man geradezu gezwungen ist, auf eine Identität der beiden Persönlichkeiten zu schließen.

Notovitsch ließ die betreffenden Manuskripte — dieselben waren teils in tibetanischer, teils in Pali-Sprache verfaßt — durch einen Mönch übersetzen und brachte diese Uebersetzung später nach Europa, wo er zuerst einem griechisch-katholischen, und ein Jahr später einem römisch-katholischen hohen geistlichen Würdenträger die Frage vorlegte, ob eine Veröffentlichung derselben rätlich sei. Beide sprachen sich ganz entschieden dagegen aus. Der letzte bot ihm sogar eine Summe Geldes an, gegen welche Notovitsch die Manuskripte ihm überlassen solle. Notovitsch, welcher dieses Anerbieten ablehnte, brachte seinen Schatz nun nach Paris, wo er das Schriftstück dem Kardinal Rotelli mit derselben Frage vorlegte. Auch dieser riet von dessen Veröffentlichung energisch ab und zwar mit

folgenden Worten: „Die Kirche leidet bereits sehr stark unter den atheistischen Strömungen der Gegenwart und Sie würden mit Ihrer Publikation den Verleumdern der Lehre des Evangeliums nur neue Nahrung geben. Ich sage Ihnen dies im Interesse aller christlichen Kirchen."

Jules Simon, der Pariser Akademiker, dem Notovitsch sein Manuskript nun zeigte, fand dessen Inhalt sehr interessant und riet ihm über die Frage der Veröffentlichung mit Renan Rücksprache zu nehmen. Als hierauf Notovitsch zu diesem ging, erklärte ihm der Verfasser des Lebens Jesu seine Bereitwilligkeit, der Pariser Akademie darüber einen Bericht vorlegen zu wollen; ein Vorschlag, welchen Notovitsch nicht annehmen zu dürfen glaubte, da er fürchtete, es werde ihm auf diese Weise der Ruhm der Veröffentlichung eines so höchst bedeutungsvollen Schriftstückes von Renan weggenommen werden und es bleibe ihm dann nur noch das geringere Verdienst, dasselbe entdeckt zu haben. So nahm Notovitsch also sein Manuskript wieder mit.

Bald darauf starb Renan. Nun wandte sich Notovitsch zum zweiten Mal mit seiner Bitte um Rat an Jules Simon, der diesmal mit aller Entschiedenheit sich dahin aussprach, das wichtige Schriftstück nun nicht länger der Welt vorzuenthalten, und so schritt Notovitsch denn zur Veröffentlichung.

Nach Haynie, dem Korrespondenten des Chicago-Herald, welcher bei seinem Berichte nur von den Korrektur-Bogen Einsicht nehmen konnte, besteht der Inhalt dieser merkwürdigen Handschriften zuvörderst aus einer Geschichte des Volkes, zu dem jener Issa gehörte, d. h. aus einer kurzen Geschichte Israels, beginnend mit Moses, der hier nicht als ein durch ägyptische Weise unterrichteter Sohn des Stammes Israel, sondern vielmehr als ein durch jüdische Weise erzogenes aegyptisches Königskind auftritt. Im ferneren berichtet diese altindische Chronik mit großer Genauigkeit über die Geburt, Erziehung, Predigt und schließliche Hinrichtung eines gewissen Issa, der aus Judäa stammend als einfacher Pilger zum Studium der Lehre der Brahminen und Buddhisten nach Indien kam, wo ihm zuerst keinerlei Beachtung zu Teil wurde. Die Indier scheinen sich vielmehr erst für ihn interessiert zu haben, nachdem sie später erfuhren, daß dieser selbe Issa nach seiner Rückkehr in die Heimat dort bis zu seiner von dem römischen Statthalter Pilatus angeordneten Hinrichtung eine bedeutende Rolle als Lehrer des Volkes und als Prophet gespielt habe. Die Chronik sagt, Issa sei ein von Gott gesegneter Mensch gewesen, ein solcher, den das höchste Wesen, der große Brahma ausgewählt, um in ihm als Awatar seinen Geist zu offenbaren, wie dies zu bestimmten Zeiten geschieht.

Nehmen wir nun an, dieser Issa und Jesus seien ein und dieselbe Persönlichkeit gewesen, so hätte der Stifter der christlichen Religion in seiner frühesten Jugend viele Jahre hindurch unter den Buddhisten gelebt, um dann mit 26 Jahren den Heimweg anzutreten, hätte dann auf demselben in Persien vor den Anhängern des Zoroaster gegen Götzendienerei

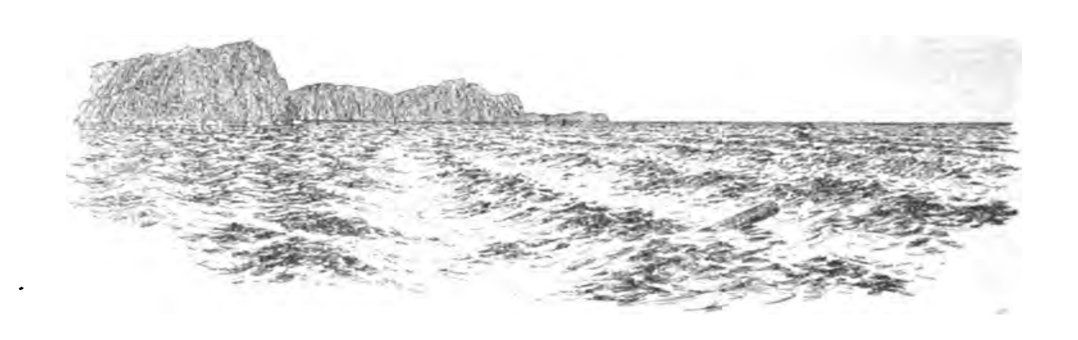


und Menschenopfer gepredigt und dadurch eine wahre Revolution gegen die herrschende Priesterkaste hervorgerufen, wobei ihn aber das Volk gegen deren Nachstellungen beschützte und wäre endlich trotz aller Gefahren der Reise unversehrt nach Israel entkommen, wo ihn das Volk mit Ungeduld erwartete, um ihn im Triumphe in das heilige Jerusalem und dessen Tempel zu geleiten. Die alt-indische Chronik berichtet von Issa, daß er auf dieser langen Reise überall gegen religiöse Irrtümer gepredigt und Jedermann ermahnt habe, Gott zu erkennen und anzubeten, als den Vater aller Wesen, der Sklaven und Herren mit gleicher Liebe umschließe; denn sie alle seien seine Kinder, ihnen allen habe er als gemeinschaftliches Erbe dieses große herrliche Universum gegeben. Die Weisen unter den Menschen, die Issa's Reden vernahmen, bewunderten dieselben, und freuten sich über den guten Eindruck, den dieselben auf das Volk machten. Die Leidensgeschichte Issa's und diejenige Jesus' scheinen endlich in allen Hauptzügen übereinzustimmen.

Ich wollte im Anschluß an meine in meinem zweiten Chicago'er Briefe gemachten kurzen Bemerkungen über das dortige internationale Religions-Parlament nicht versäumen, auf diese — vielleicht mittlerweile erfolgte oder doch demnächst bevorstehende litterarische Veröffentlichung hier hinzuweisen. Freilich liegt einstweilen noch die Vermutung nahe, daß die aufgefundenen Handschriften ein in böswilliger Absicht angefertigtes Falsifikat aus späterer Zeit, vielleicht gar ganz modernen Ursprungs sind. Der Inhalt dieser Schriftstücke ist so tief eingreifend, daß die Ursprungszeit dieser Berichte ganz authentisch als in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallend nachgewiesen werden müßte, um die bisherige Geschichtsüberlieferung und zugleich die christliche Kirche ernstlich zu erschüttern. Uebrigens sollte die *lebendige* Religiosität keines Christen durch diese Entdeckung leiden; nur die Orthodoxie und der Dogmatismus, die ja auch schon Jesus selbst bekämpfte, würden dadurch sehr heilsam beeinträchtigt werden.

Jedenfalls ist die Thatsache der geistigen Verwandtschaft des Christentums und des Buddhismus ein Problem, das gegenwärtig sehr viele denkende Köpfe auf der ganzen Erde beschäftigt; und diese Frage *praktisch* zu lösen, hätte wohl eine der wesentlichen Aufgaben des Religions-Parlamentes in Chicago bilden sollen. Sie wurde aber, wenigstens soweit ich bis jetzt unterrichtet bin, wegen der dogmatischen Voreingenommenheit der betreffenden Religions-Vertreter gegen einander nicht einmal ernstlich ins Auge gefaßt, so daß es nach wie vor allein Sache der Theosophen bleiben wird, der Menschheit die gemeinschaftliche Grundlage *aller* Kulturreligionen zum Bewußtsein zu bringen.





Das Jenseit.

Eine Phantasie.

Von

Friedrich Horn.

I. Der Gläubige.

Der Kranke war auf das Schlimmste gefaßt und hatte sich in sein Schicksal ergeben. Der Arzt hatte bei seiner letzten Anwesenheit bedenklich den Kopf geschüttelt. Der verzweifelten Gattin konnte er allerdings nur den leidigen Trost spenden, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, aber gleichzeitig hielt er sich verpflichtet, hinzuzufügen, sie thäte besser, nichts mehr zu hoffen. Sie saß am Lager des Kranken und hatte seine Hand ergriffen, indem sie ihn stumm mit wehmütigem Blick ansah. Ihm waren die bedenklichen Mienen des Arztes nicht entgangen, sondern er hatte aus ihnen gelesen, daß er aus dieser Welt scheiden müsse. Seine Vergangenheit zog an ihm vorüber. Er hatte sich nicht mehr vorzuwerfen, als die meisten anderen Menschen. Er war ein gläubiger Christ gewesen, wie andere auch und hatte dies durch häufigen Besuch des Gottesdienstes und regelmäßige Teilnahme an den kirchlichen Ceremonien an den Tag gelegt. Sein Streben war stets auf das Gute gerichtet, wenn auch seine Neigungen und Leidenschaften ihn zuweilen auf Abwege geführt hatten. Er glaubte an die Barmherzigkeit Gottes, denn er war kein selbstbewußter und tugendstolzer Pharisäer.

Während solche Vorstellungen seine Seele erfüllten, erblaßten die Bilder allmählich. Er fühlte das Bewußtsein schwinden und Lethe bedeckte ihn mit ihrem dunklen Schleier.

* * *

Nach einiger Zeit fand er sein Ich wieder. Er hatte aber keine Ahnung, wie lange die Bewußtlosigkeit gedauert habe, ob Stunden, Tage, Wochen, Jahre. Er bewegte sich, aber wußte nicht, wie. Er ging, aber er fühlte keinen Boden unter seinen Füßen. Eine Lichtfülle umgab ihn, wie der heitere Glanz eines sonnigen Frühlingstages, ohne daß er die

Ursache des Lichtes erkennen konnte, denn weder Sonne noch Mond noch Sterne zeigten sich seinen suchenden Blicken. Sein Gesichtsfeld war nicht sehr ausgedehnt, sondern durch eine Anzahl menschlicher Wesen beschränkt, die sich in steter Bewegung befanden. Ihre Gestalten waren nicht scharf umgrenzt, sondern erschienen seinem erstaunten Auge wie durch einen leichten Nebel verhüllt. Er bemerkte allerdings, daß sie sich schwebenden Ganges fortbewegten, vermochte aber nicht zu unterscheiden und festzustellen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, solche Bewegung zu ermöglichen. So viel konnte er freilich erkennen, daß sie keine Flügel hatten, wenigstens nicht sichtbare. Als er einen Blick zu Boden warf, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der untere Teil seines Körpers sich seiner Wahrnehmung entzog. Er sah überhaupt nichts von seiner eigenen Persönlichkeit, obgleich er die anderen Wesen erkennen konnte. Er versuchte, sich zu betasten, fühlte aber nichts. Seine Hände glitten durch seinen Körper, wie durch einen leeren Raum. Jetzt merkte er auch, daß er keine sichtbaren Hände und Arme besaß, sondern daß die unwillkürliche Bewegung nur eine Aeußerung seiner körperlichen Gewohnheit gewesen sei. Ein wonniges Wohlbehagen durchströmte ihn. Er hatte das Gefühl der innigsten Zufriedenheit, wie er es früher nur vereinzelt gekannt hatte, wenn ihm ein schwieriges Unternehmen geglückt war, oder wenn er ein Werk der Barmherzigkeit geübt hatte; denn sonst war diese selige Stimmung immer nur von kurzer Dauer gewesen und bald wieder durch neue Erregungen irgend welcher Art, durch Sorge oder Unruhe, durch Unternehmungsgeist oder Niedergeschlagenheit verdrängt worden. Das Gefühl der beseligenden Ruhe aber, das er jetzt empfand, war gleichmäßig und dauernd. Er verspürte auch sonst keinen Drang zur Thätigkeit, wie er ihn auf Erden hin und her gejagt hatte, sondern befand sich in einem dolce far niente, das in keiner Weise durch aufregende Eindrücke getrübt wurde. Man konnte das Gefühl auch mit dem Zustande vergleichen, der einzutreten pflegt, wenn der Körper durch anstrengende Arbeit ermüdet ist und der Geist zwischen Wachen und Schlafen in den Armen wonniger Ermattung ruht. Gedanken und Vorstellungen, die ihn im Erdenleben, mochten sie nun angenehme oder widerwärtige, erhebende oder niederschlagende gewesen sein, oft verfolgt hatten, waren ihm jetzt fremd. Fragen über die höchsten Güter, über Gott, ewiges Leben und Seligkeit oder Verdammnis, die er oft mit seiner Frau ausgetauscht oder mit Freunden erörtert hatte, traten nicht in die Erscheinung. Um ihn herrschte friedliche Stille. Das Licht, das ihn umgab, war kein grelles, blendendes, sondern harmonierte mit seiner friedlichen Seelenstimmung. Nicht einmal das kochende Geräusch in seinen Ohren vernahm er, das der Wanderer zu hören glaubt, wenn er auf einsamen Bergeshöhen, fern von der Welt und ihrem geräuschvollen Treiben, die Großartigkeit der Natur bewundert. So kam auch das Gefühl der Unheimlichkeit, das gewöhnlich den Menschen beschleicht, wenn er einsam und allein, von Totenstille umgeben ist, hier nicht zur Geltung, sondern es harmonierte mit den freundlichen Eindrücken,

und der wohlthuenden Umgebung, in der er sich befand. Oder waren jene Gefühle nur subjektive? War er nicht etwa taub und hörte so nicht das Geräusch außer und um sich? Wie oft hatte er früher den Tauben bedauert! Zuweilen konnte er die Verwunderung nicht unterdrücken, daß seine Umgebung aus nichts Anderem bestand, als aus jener eigentümlichen Lichtfülle, mit Ausnahme der hin- und herschwebenden Gestalten, die ja aber, wie er auch an sich selber erfahren hatte, keinen greifbaren Bestand hatten, sondern nur für das Auge zu erkennen waren. Doch auch hier verschwammen die Umrisse und zerflossen oft gleich Schatten. Nur die Gesichtszüge traten mit einer gewissen Bestimmtheit hervor. Die Gestalten gingen, wenn er diesen Ausdruck gebrauchen durfte, gewöhnlich einzeln. Nie waren sie in größeren Haufen geschart. Sie bewegten sich, als wenn sie in einer großen Menge einen Bekannten suchten. Er bemerkte, daß sie ihre Gedanken austauschten, ohne daß ihm klar wurde, wie es geschah, denn er hörte weder ihre Stimme, wie er denn überhaupt nichts hörte, noch sah er die Lippen sich bewegen oder andere Gesten des Körpers. Nur an den Augen erkannte er, daß ein geistiger Verkehr zwischen ihnen bestand. Denn wenn ihm auch sonst alles tot und schemenhaft vorkam, so waren doch die Augen lebendig; das sah er aus den Blicken, die sie auf einander richteten, die bald fragend, bald zustimmend, bald lächelnd bald ernst ausschauten. Aber stets fand er den Ausdruck einer glücklichen Seelenstimmung; nie aber drückten sie Zorn oder Drohung, Verzweiflung oder Reue, Neid oder Mißgunst aus. Er wollte darüber nachdenken, wie es angehen könne, daß auf diesem Wege ein geistiger Konnex möglich sei; aber er kam nicht über den Versuch einer Schlußfolgerung hinaus, sondern es erging ihm, wie einem Einschlafenden, der Faden der Ideenassoziation entschlüpfte ihm. Er beruhigte sich bei der Thatsache, mochte sie nun Wirklichkeit sein oder nur ein Gebilde seiner Phantasie. Daß er gestorben sein mußte, dämmerte ihm allmählich auf. Wie lange er sich aber schon in diesem Zustand befunden habe, darüber konnte er sich keine Vorstellung machen. Ob Stunden, Tage, Jahre seit seinem Tode vergangen waren, war ihm unklar. Es fehlte eben jeder Begriff der Zeit, weil es keine Veränderung der Verhältnisse gab.

Plötzlich glaubte er ein bekanntes Gesicht zu sehen. Er wandte sich zu ihm und ging darauf zu. In demselben Augenblick geschah das Nämliche von der andern Seite. Es waren die Züge seines Vaters. Er war bei seinem Tode zugegen gewesen und hatte ihm die Augen zugedrückt. Da hatten sich ihm die lieben Züge zuletzt eingeprägt. Inzwischen waren Jahre vergangen. Jetzt sah er aber nicht die Züge des Sterbenden, sondern sie erschienen ihm so, wie er sie sich später immer vorgestellt hatte, und wie sie auf ihn den angenehmsten Eindruck gemacht hatten. Er wollte seinen Vater anreden; als er aber nichts hörte, glaubte er, daß ihm die Stimme versage und schwieg. Er sah, daß sein Vater ihn erkannte und begrüßte. Aber auch von ihm hörte er nichts, noch sah er eine Bewegung der Lippen. Aber er verstand den Vater aus dem beredten Blick seiner



Augen. Auch der Vater verstand ihn, das merkte er wohl, wußte aber nicht, wie.

Sie wandelten neben einander und tauschten ihre Gefühle aus. Es waren eben Gefühle, keine Gedanken, denn diese sind in Worte gefaßte Gefühle, und Worte wurden nicht gewechselt. Sie bedurften auch keiner Rede und Gegenrede, sondern fühlten sich beglückt in der Freude des Wiedersehens. Sie tauschten sich allmählich so ganz aus, sie wußten selbst nicht, wie, sodaß sie sich bald verstanden hatten, ohne daß sie äußerlich irgendwie dazu beitrugen. So gingen sie weiter und weiter. Aber nirgends trafen sie auf eine Veränderung. Sie sehnten sich auch nicht danach, sondern waren seelenvergnügt. Obgleich sie überall andern Wesen begegneten, entstand doch kein Gedränge. Sie stießen nicht auf einander, noch wichen sie sich aus. Sie blieben auch zusammen, ohne daß sie einander anfaßten oder nach einer Trennung sich wieder aufsuchten, denn sie waren durch die gegenseitige Neigung sozusagen an einander gefesselt.

„Wo sind wir?"

„Im Himmel", war Frage und Antwort, aber ohne daß sie gesprochen oder gehört wurden; aber sie fühlten, daß sie einander verstanden hatten.

„Bleibt das immer so?"

„Ja! Sehnst du dich nach Veränderung?"

„Nein!"

„Warum fragst du denn?"

„Ich weiß nicht, die Frage kam mir unwillkürlich".

„Du hast noch Erdenschlacken an dir; sonst würdest du nicht fragen, denn Fragen ist ein Zeichen von Unzufriedenheit. Hier wird man immer zufriedener".

„Zufriedener ist doch ein Widerspruch in sich. Entweder zufrieden oder unzufrieden! Ein drittes giebt es nicht. Wenn ich zufrieden bin, so muß ich vorher weniger zufrieden, d. h. unzufrieden gewesen sein".

„Siehst du wohl? Du bist noch nicht geläutert. Das sind irdische Probleme. Hier löst man keine Probleme".

„Weiß man denn hier alles?"

„Ja! Man weiß alles, weil man nichts weiß und nichts wissen will. Hast du das noch nicht gemerkt? Da kannst du noch nicht lange hier sein. Wie lange bist du hier?"

„Das weiß ich nicht".

„Merkst du wohl? Du fängst auch schon an, dich zu akklimatisieren. Die Zeit wird auch schon für dich ein leerer Begriff".

„Wo sind die andern Verwandten, Mutter, Großmutter?"

„Ich weiß nicht".

„Hast du sie nicht gesehen?"

„Ja!"

„Ist das schon lange her?"

„Es giebt keine Zeit".

„Meinst du wohl, daß ich sie sehen werde?"



„Das kommt auf den Zufall an. In einer gewissen Entfernung findet eine bewußte Anziehung verwandter Seelen statt; dann beginnt die Annäherung, bis die Trennung wieder erfolgt".

„Das habe ich mir anders gedacht. Ich glaubte, wir würden immer bei einander bleiben".

„Ich auch. Aber das hängt nicht von uns allein ab. Eine geringe Differenz der Ansichten genügt, die Seelen auseinander zu treiben".

„Giebt es hier gar keine Unzufriedene?"

„Nein! Hier im Himmel nicht. Aber in der Hölle!"

„Wo ist denn die?"

„Das weiß ich nicht. Darum kümmere ich mich auch nicht. Das geht mich nichts an".

„Sieh! Ist das nicht die Mutter? Ja! Jetzt erkenne ich sie. Sie hat mich auch erkannt".

„Das Erkennen findet immer gleichzeitig statt, dem die gegenseitige Annäherung auf dem Fuße folgt".

Auch sie zeigte dieselben Züge, die er in seiner Erinnerung trug, nicht das alternde Gesicht des irdischen Verfalls, nicht die starren Züge der Totenmaske, sondern die lieben, guten Züge der treuen Mutter. Das Wiedersehen fand ohne leidenschaftliche Aeußerungen der Freude statt, in ruhiger, gleichmäßiger Weise. Sie schloß sich den beiden an. Ihr Auge war stetig auf ihren Sohn gerichtet und auch er sah sie unverwandt an. Sie verstanden ihre Gefühle, ohne sie zu äußern. Es erforderte ein längeres Beisammensein, ehe sie ihre unausgesprochenen Ansichten austauschen konnten. So gingen sie nebeneinander in dem beseligenden Gefühle, sich wiedergefunden zu haben.

Er war in der Mitte, die Eltern zu beiden Seiten. Er hatte das Gefühl, als wenn sie sich angefaßt hätten, ohne daß er weder ein Tastgefühl der Berührung wahrnehmen, noch ihre Hände sehen konnte.

„Wißt ihr etwas von den Hinterbliebenen? Steht ihr mit den Erdenbewohnern in irgend einer Verbindung?"

Er merkte keine Antwort. Also mußte es wohl nicht der Fall sein.

„Habt ihr keine Sehnsucht nach denen, die ihr auf Erden geliebt habt, und möchtet ihr nicht mit ihnen verkehren?"

Auch jetzt blieb die Erwiderung aus.

„Es ist doch von Zurückbleibenden an Sterbende der Wunsch ausgesprochen, ihnen von Jenseit ein Erkennungs- und Erinnerungszeichen zu geben, durch eine Erscheinung, eine Sternschnuppe oder sonst irgend wie".

„Wir haben hier keine Sterne. Wir haben auch kein Licht, weil wir keinen Schatten haben".

„Ist hier denn nicht Licht? Wie würden wir uns denn sehen können?"

„Das weiß ich nicht. Darüber denke ich auch nicht nach. Außerdem haben wir keinen unbeschränkten Willen. Wir können nicht von hier fort. Eine Verbindung mit der Erde ist für uns unmöglich, weil Körper und Geist eine gegenseitige Berührung scheuen".

„Habt ihr denn kein Verlangen nach euren Lieben auf Erden?“

„Nein! Wir kennen überhaupt kein Verlangen, denn das bedeutet Sehnsucht, und Sehnsucht ist der Anfang der Unzufriedenheit. Wir aber leben im Frieden“.

„Aber ihr freut euch doch, daß ihr mich gefunden habt?“

„Allerdings! Wenn du das Freude nennen willst. Wir werden durch die seelische Verwandtschaft, durch die gegenseitige Liebe zu einander hingezogen“.

„Also nicht, weil wir Eltern und Sohn sind?“

„Nein! Körperliche Verhältnisse kommen hier überhaupt nicht in Betracht. Ein unnatürlicher Sohn, unnatürliche Eltern, die sich nicht lieben, ziehen sich nicht an, kommen nicht zusammen, sehen sich hier nicht wieder, sondern bleiben einander fern“.

„Das ist denn wohl die Verdammnis?“

„Das weiß ich nicht. Dafür habe ich kein Verständnis, weil mir solche Gefühle fremd sind“.

„Fühlt ihr denn hier nie Langeweile?“

„Wie sollten wir? Langeweile und Kurzweil sind Begriffe der Zeit, die uns ebenso fern stehen, wie die Zeit selber. Ueberhaupt muß ich dir wiederholen, daß du nicht akklimatisirt bist, sonst würdest du nicht so fragen. Fühlst du denn Langeweile?“

„Nein, das nicht! Aber ich denke doch zuweilen an mein Erdenleben zurück, wo ich immer Langeweile hatte, wenn ich nicht arbeitete“.

„In diesem Augenblick bemerkte er, wie sich seine beiden Begleiter von ihm entfernten. Er sah sie bittend an: „Ihr wollt doch nicht fort? Eben haben wir uns erst gefunden!“

„Hier giebt es kein eben. Wir wollten auch nicht fortgehen, sondern wir wurden von dir abgestoßen, weil du unzufrieden werden zu wollen schienst“.

„Darf man denn hier seine Meinung nicht äußern?“

„Gewiß! Man darf alles, was man will. Aber man muß dann auch die Folgen tragen!“

„Und die wären?“

„Du sahst sie eben“.

„Ihr werdet doch nicht von mir fortgehen?“

„Sobald du unzufrieden bist, müssen wir es“.

„Ich war aber nicht unzufrieden“.

„Du fingst aber an, es zu werden. Sehnsucht und Verlangen ist der Anfang der Unzufriedenheit und führt von der Seligkeit ab, trennt also auch die Seelen“.

„Also man darf nicht an die Lieben auf Erden denken?“

„Denken ist hier reden, denn andere Mittel des Ausdrucks giebt es hier nicht“.

Nachdenklich ging er weiter. Dann fragte er: „Warum bleibt ihr denn nicht immer zusammen? Ihr wart vorher doch getrennt?“

„Die Mutter wurde unzufrieden. Sie sehnte sich nach dir. Das zog uns auseinander".

„Sehntest du dich denn nicht nach mir? Ist das nicht lieblos?"

„Liebe kennen wir nicht, weil wir keinen Haß kennen. Wir kennen nur das selige Gefühl der Zufriedenheit".

„Das verstehe ich nicht".

„Das wirst du verstehen".

„Also, wenn ich mich nach meinen Kindern und nach meiner Frau sehne, dann . . ."

Aber schon verstanden sie ihn nicht mehr, sondern entfernten sich wieder von ihm. Er sah ihren liebenden Blick und suchte sie zurückzurufen, aber sie kamen nicht, denn er sehnte sich nach Weib und Kind. Da legte er die Hände vors Gesicht und glaubte zu weinen. „Jetzt stehe ich wieder allein. Ist das Seligkeit?"

In diesem Augenblick fühlte er sich sinken. Er sank tiefer und tiefer, bis er anstieß, da schlug er die Augen auf.

Neben ihm saß sein treues Weib und betrachtete ihn mit besorgtem Blick. Als er reden wollte, beschwichtigte sie ihn mit den Worten: „Nicht sprechen! Das regt dich auf. Du warst sehr krank. Eine glückliche Krisis ist eingetreten. Der Arzt sagt, du würdest jetzt genesen, wenn du vorsichtig seiest".

Dann ergriff sie seine Hand und blickte ihn mit strahlenden, feuchtschimmernden Augen an.

---

2. Der Ungläubige.

Ein hitziges Fieber hatte ihn aufs Lager gestreckt und jagte das Blut wie Feuer durch seine Adern. Lange hatte seine kräftige, widerstandsfähige Natur den wiederholten Angriffen der tückischen Krankheit Trotz geboten, aber der Kranke ermattete mehr und mehr und schien jetzt dem unerbittlichen Feinde seinen Nacken beugen zu wollen. Die fragenden Blicke der trauernden Gattin, die infolge der ewigen Aufregung und anstrengenden Nachtwachen einer resignierenden Apathie verfallen war, erhielten vom Arzt als Antwort nur ein vielsagendes Achselzucken. Der Kranke war Gelehrter, speziell Philosoph. Seine wissenschaftliche Thätigkeit hatte sein Leben ganz und voll in Anspruch genommen. Sein stetes Streben war gewesen, die Wahrheit zu erforschen und besonders den Isisschleier zu lüften, der die Geheimnisse des Jenseits birgt. Die Metaphysik war sein Steckenpferd gewesen. Diese Neigung sprach sich in seinen Fieberphantasien aus. Worte wie „Spinoza, der edle, selbstlose Wahrheitsforscher. Substanz und Modi. Wir sind die Glieder des großen Körpers, der Gott ist, zugleich Gott und Welt. Wahrheit! Wahrheit!" und ähnliche Reden waren zu den Ohren der betrübten

Gattin gedrungen. In seiner Wahrheitsliebe war er rücksichtslos und ein bitterer Feind alles leeren Scheines. Oft auch hatte er über die höchsten Fragen der christlichen Lehren nachgedacht, war aber trotz eifriger Bemühungen nicht imstande gewesen, sie mit seiner persönlichen Weltanschauung zu vereinigen. Diejenigen christlichen Glaubenssätze, die er nicht begriff, überging er stets mit Stillschweigen. Er ließ andern ihren Glauben, vermied aber jede Erörterung über diesen Gegenstand. Diese selbständige Anschauung hinderten ihn an den Ceremonien der christlichen Kirche teilzunehmen. Nur soweit das gute Beispiel und die Rücksicht auf Weib und Kind es erforderlich erscheinen ließen, bei feierlichen Gelegenheiten, Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten sah er sich veranlaßt, sich dem Kirchgang anzuschließen und sich an den sonstigen Ceremonien zu beteiligen. Er sah es aber nur als eine konventionelle Pflicht an, die er seiner Familie schuldete.

„Also es ist keine Wahrscheinlichkeit? fragte die Frau mit angstvoller Miene den Arzt im Nebenzimmer.

„Liebe Frau! Ich bin nicht allwissend; aber Sie thun gut, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen".

Als sie in das Krankenzimmer trat, lag ihr Mann fieberfrei. Er fühlte sich aber unendlich matt. Er reichte seiner Frau die Hand, als sie sich neben seinem Lager niedergesetzt hatte und sah sie mit wehmutsvollem Blicke an, ohne ein Wort zu sagen. Auch sie schwieg. Was sollte sie ihm auch mitteilen. Ihn beschäftigten ernste Gedanken, so weit denn die matte Seele imstande war, ihnen nachzuhängen. Er hatte sonst nie über sein persönliches Ableben nachgedacht, weil die bewußte Existenz nach dem Tode für ihn ein noli me tangere war, so zu sagen ihm als ein Schmerzenskind seiner philosophischen Anschauung galt. Jetzt sah er sich gezwungen, diesen Gedanken ins Auge zu fassen. Aber die Müdigkeit übermannte ihn, und er fing an das Bewußtsein zu verlieren.

* * *

Als er sich nach geraumer Zeit, wie es ihm schien, denn genaueres vermochte er darüber nicht festzustellen, wiederfand, fühlte er sich von einem grellen Lichtschein geblendet, so daß er zuerst die Augen nicht aufzuschlagen vermochte; erst nach einer kurzen Wendung seines Kopfes war er dazu imstande. Da breitete sich ein unendlicher Horizont vor ihm aus. Die eine Seite hüllte sich in tiefschwarze Nacht, während die entgegengesetzte eine blendende Helle ausströmte, die sich allmählich mit der Finsternis in den Uebergangsfarben vereinigte. Er schwebte durch einen leeren Raum; mußte also wohl selbst auch körperlos sein. Allmählich kam er zu voller Besinnung, und die Erinnerung der Vergangenheit kehrte ihm wieder. War er gestorben und hatte doch das Selbstbewußtsein behalten? War seine Theorie haltlos geworden und waren seine Probleme gescheitert, durch die er die Unmöglichkeit einer persönlichen Fortdauer bewiesen zu haben glaubte? Aber er war nicht allein. Zahlreiche Gestalten bewegten sich in dem unendlichen Raum, die nach beiden Seiten,

sowohl nach der Finsternis als nach dem Licht, mehr oder minder hastig dahineilten. Sie erschienen ihm nicht wie körperliche Wesen der Erdenbewohner, sondern zeigten ihm ein wechselndes Aussehen. An der Lichtseite glichen sie durchsichtigen Nebelbildern, die flatternd, ohne bestimmte Umrisse dahinjagten; an der Nachtseite waren sie schwarzen Schatten zu vergleichen, die gespenstisch einherhuschten. Jene eilten der Finsternis, diese dem Lichte zu. Darin stimmten sie alle überein, daß sie in hastiger Eile offenbar einem bestimmten Ziele zustrebten. Auch ihn ergriff bald eine heftige Unruhe, die ihn zwang, sich über das aufzuklären, was ihm hier dunkel und unbegreiflich war. Sein Streben nach Wahrheit, das schon auf Erden das Ziel seines Dichtens und Trachtens gebildet hatte, bemächtigte sich seiner wieder in gesteigertem Maße. War das alles, was sich seinem erstaunten Auge darbot, objektive Wirklichkeit oder sollte es nur ein Wahngebilde seiner krankhaften Phantasie, ein Erzeugnis des tückischen Fiebers sein. Er begab sich deshalb zunächst nach der Richtung des Lichtmeeres, fühlte sich aber bald nicht mehr imstande, den blendenden Glanz zu ertragen, sondern mußte sich abwenden und die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Jetzt wurde ihm klar, warum die Gestalten nach zwei verschiedenen Richtungen eilten. Jetzt konnte er auch die, die ihm begegneten, deutlicher erkennen, da das Licht ihn nicht mehr blendete. Nur undeutlich konnte er ihre Gesichtszüge wahrnehmen; sie huschten zu schnell vorüber. Außerdem hinderte ihn auch die Beleuchtung daran. Eilten sie nach der Finsternis, so lag ihr Gesicht im Schatten, schlugen sie die entgegengesetzte Richtuug ein, so bogen sie das Antlitz nach vorn, um dem blendenden Glanze des Lichtes zu entgehen. War er im Jenseit? Von einem Wonnegefühl seligen Friedens verspürte er nichts, sondern eine fast fieberhafte Unruhe peinigte ihn, die er auf Erden nicht gekannt hatte. War er im Jenseit, dann mußten alle diese Gestalten Seelen sein. Ob er hier nicht einen Bekannten treffen könnte? Der wäre doch wohl imstande, ihm über Manches Aufschluß zu geben. Er schaute danach aus. Es dauerte lange. Wie lange, wußte er freilich nicht. Weil eben keine Abwechselung stattfand, konnte er die Zeitdauer nicht kontrollieren. Da glaubte er ein bekanntes Gesicht zu sehen. Er ging darauf zu. Allerdings, es war der verstorbene Professor T., den die Schwindsucht dahingerafft hatte. Andere behaupteten, er hätte sich überarbeitet. Der sah ihn unwirsch an.

„Nun! Du auch hier? Was willst du, Mensch? Ich habe keine Zeit".

„Du hast keine Zeit? Was hast du denn hier zu thun?"

„Was ich zu thun habe? Das fragst du? Ich erkenne dich nicht wieder. Weißt du es denn schon?"

„Was?"

„Die Identität des Selbstbewußtseins".

„Nein".

„Nun also! Ist dir das denn gleichgültig?"



„Was meinst du eigentlich?"

„Hast du deine philosophische Terminologie auf Erden gelassen? Du kennst doch noch die Identität des Selbstbewußtseins?"

„Du meinst also, ob wir hier wirklich existieren, oder ob unsere Existenz nur eine subjektive Vorstellung ist?"

„Nun, natürlich! Aber laß mich jetzt! Ich muß weiter forschen".

„Wie willst du das erfahren?"

„An einem realen Objekt".

„Wo sind denn hier Objekte? Ich sehe nur lauter Subjekte".

„Siehst du denn nicht das Licht dort und auf der andern Seite die Finsternis?"

„Gewiß! Aber dahin können wir nicht gelangen, denn die Finsternis verhindert das Sehen aus Mangel an Licht, und das Licht blendet und bringt so die gleiche Wirkung hervor. Bist du vielleicht einmal da gewesen?"

„Nein! Das gelingt auch nicht beim ersten Versuch, sondern muß allmählich durch Gewöhnung erreicht werden. Aber laß mich! Wir vertrödeln hier die Zeit".

„Die Zeit? Ha! Ich muß lachen. Giebt es hier Zeit? Hier in der Ewigkeit? Wo ist deine Philosophie geblieben? Aber glaubst du denn jene Punkte erreichen zu können?"

„Das weiß ich nicht. Was soll ich aber sonst thun? Was treibst du denn? Du stehst doch nicht immer auf demselben Punkt und hast Maulaffen feil, oder drehst dich um deinen Pol und siehst dir die verschiedenen Weltgegenden an?"

„Aber was ist denn das Licht und die Finsternis, die du zu erreichen suchst?"

„Das Licht ist das All, die Substanz des Pantheismus, und die Finsternis ist das Nirwâna des Nihilismus, das Nichts".

„Also noch immer Buddha und Spinoza?"

„Ja! Lebewohl! Auf Wiedersehen! Wenn wir uns wieder sprechen, wirst du schon klüger sein".

Sobald T. sich entfernt hatte, fühlte er auch schon wieder die Unruhe, die ihn forttrieb. Er eilte auf die Finsternis zu. Je näher er aber kam, desto größeres Entsetzen ergriff ihn, so daß er umkehrte und sich nach dem Licht wandte. Aber der Glanz blendete ihn um so mehr, je näher er kam. So flog er hin und her, ohne zur Ruhe zu kommen oder der Erkenntnis näher gerückt zu sein. Es war ihm auch unklar, wie er die Identität des Subjekts feststellen sollte, da er nirgends ein reales Objekt sah, der Bekannte aber, den er eben gesprochen hatte, ebensogut nur ein Bild seiner Vorstellung sein konnte. So eilte er hin und her, ohne zur Ruhe zu kommen, ohne Befriedigung zu finden. Als er an sein Erdenleben dachte, fand er, daß dort wenigstens einzelne Ruhepunkte seine rastlose Thätigkeit unterbrochen hatten, in denen er sich an den gewonnenen Resultaten erfreute, aus denen er gestärkt und ermutigt daran ging,

neue Probleme in Angriff zu nehmen. Aber hier? Soweit er bis jetzt erfahren hatte, ein Streben ohne Ruhe, ohne Resultat, ohne Freudigkeit, eine ewige Eintönigkeit! Während er diesem Gedanken nachhing, stiess er auf seinen alten Lehrer. Dieser war schon vor längerer Zeit gestorben. Er eilte auf ihn zu. Sie erkannten sich gleichzeitig. Ihm fiel auf, dass die Bewegungen des Lehrers nicht so hastig waren und er keine Eile hatte, wie sein Freund vorhin. Sein Benehmen war überhaupt ruhiger und gemessener, wenn er auch ein gewisses Ziel im Auge zu haben schien. Der Lehrer war in seiner Art auch schon auf Erden Philosoph gewesen, aber weniger theoretisch als praktisch. Er hatte sich Fragen gestellt und sie auf eigene Hand zu lösen gesucht, ohne sich durch die Dogmen der christlichen Glaubenslehre beeinflussen zu lassen. Der eben Verstorbene aber war zu jung gewesen, als dass er die geistige Thätigkeit seines früheren Lehrers schon auf Erden hätte würdigen können.

„Du auch schon hier?“ fragte ihn der Lehrer.

„Ja! Wie du siehst. Niemand kann gegen sein Geschick“.

„Hast du einen Vorteil von deinen metaphysischen Studien gehabt?“ fragte ihn der Lehrer, wobei ein spöttisches Lächeln auf seinen Lippen zu spielen schien.

„Bis jetzt nicht. Ich bin noch ebenso klug wie früher. Aber ich hoffe, es kommt noch. Professor C. sagte mir eben, dass er gar keine Zeit habe“.

„Haha! der Thor!“ lachte der Lehrer. „Ich glaubte es auch, als ich erst kam; aber das hört bald auf“.

„Das hört auf?“

„Ja. Sieh mich an! Exempla docent“.

„Aber was dann? Ich kann mir kein Aufhören des Strebens denken!“

„Aber jedes Streben muss ein Ziel haben!“

„Hat es doch auch, wie Professor C. mir sagte. Hier sind die Ziele: dort das Licht, die Substanz, und auf der andern Seite die Finsternis, das Nirwâna“.

Der Lehrer lachte: „Was der sich einbildet“.

„Ist das denn nicht so?“

„In gewisser Weise, ja! Das Licht hat allerdings mit dem Pantheismus die Aehnlichkeit, dass es ebenso unnahbar und unfassbar ist, wie die Idee des Pantheismus selbst“.

„Und die Finsternis?“

„Verhält sich ebenso zum Nirwâna, wie das Licht zur Substanz“.

„Was ist denn deine Meinung darüber?“

„Ich weiss es nicht. Ich flog auch zuerst wie ein Irrlicht hin und her, zwischen Licht und Finsternis. Allmählich bin ich ruhiger geworden und zur Erkenntnis gekommen, dass sie beide gleich unnahbar sind. Auch glaube ich nicht, dass ihre Erreichung das Streben belohnen würde“.

„Sollte es vielleicht die Hölle sein, das ewige Feuer? Und die Finsternis, wo Heulen und Zähnklappern herrschen?“

„Wie kommst du als Philosoph zu so materiellen Fragen?"

„Ich fragte vom dogmatischen Standpunkt".

„Doch hoffentlich ohne Ironie! Denn sonst sind wir geschiedene Leute".

„Nein! Bleibe! Nein! Es war keine Ironie. Bist du denn zufrieden?"

„Ich hoffe es zu werden. Mein heftiges Streben hat schon bedeutend nachgelassen".

„Aber wenn das so weiter geht, was dann? Wirst du in dem Nirwâna unter- oder in der Substanz aufgehen?"

In diesem Augenblick sah er Professor C. zurückkommen. „Sieh! Schon wieder da?"

„Ja, ja! Ich habe aber keine Zeit. Ich bin ein kleines Stück weiter gekommen. Nun! Ich habe ja auch eine Ewigkeit vor mir. Endlich werde ich es wohl erreichen".

Damit entschwand er. Der Lehrer lachte ihm nach: „Der Thor! Auch ich glaubte es einmal".

„Aber das Ende! das Ende! Bedenke: in alle Ewigkeit. Was soll schließlich daraus werden?"

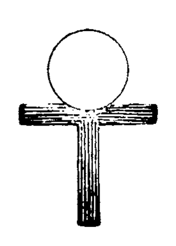
„Frage mich nicht! Ich habe mich selbst schon genug gefragt; du mußt es selber erfahren. Ob es dir dann gehen wird, wie mir, wirst du ja sehen".

Mit diesen Worten entfernte sich der Lehrer. Er aber eilte dem Lichte zu. Der Glanz wurde immer blendender. Aber er wollte nicht nachlassen. Er wollte das Ziel erreichen. Da schlug plötzlich eine so starke Lichtwelle auf seine Augen, daß die Sinne ihm schwanden und er das Bewußtsein verlor.

Nach längerer Zeit kam er wieder zu sich. Tiefe Finsternis umgab ihn. War er im Nirwâna oder hatte das Licht ihn geblendet? Da sah er einen Streifen Licht, der breiter wurde. Eine Thür öffnete sich. Eine Frau trat mit einer Lampe an sein Lager. Es war sein Weib. „Was war das?" fragte er. „Hab' ich geträumt?"

„Du hast lange und fest geschlafen. Der Arzt war mit deinem Zustand zufrieden. Wir gehen einem neuen Leben entgegen".

Da ergriff er ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.





Die Somnambule.

Von

Anna Nitschke.



So laßt mich durch das Leben gehen
mit traumesleis geschloßnem Aug,
weil ich für euer irdisches Sehen,
für euer Fühlen nimmer taug.

Laßt still mich über Rosen wandeln,
wo euer Fuß sich stößt am Stein.
Mich schließt ein unbewußtes Handeln
in unbewußte Welten ein.

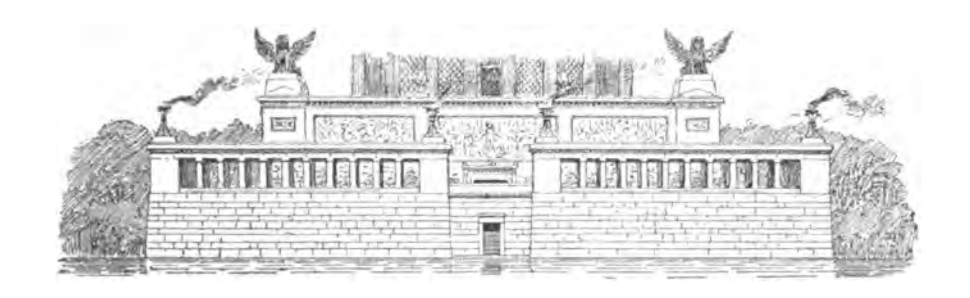
Nie hab' ich meinen Gang gerichtet
im Bangen, was da kommen mag,
der Gott, der klar den Morgen lichtet,
wob auch vor meinem Blick den Tag.

Auf Erden ist der Sünden Fülle
so schwer und schwarz, so drückend tief;
wer sich entwindet ihrer Hülle,
der schwebt allda, wo Christus rief.

Der mag die Wunder all erkennen,
die seine reine Hand vollbracht;
der mag die Dinge schaun und nennen,
die Anderen verhüllt die Nacht.

Die Sonne sucht euch tief im Thale
und findet euch in Angst und Müh;
ich schreite frei im Morgenstrahle
zum Ziel empor und suche sie.





Das Gebet des Theosophen.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

Schon oftmals hat man mich gefragt: „Beten die Theosophen jemals?"

Nun weiß ich freilich nicht, was andere Theosophen thun; nur das weiß ich, daß keinem Theosophen irgend eine gottesdienstliche Handlung geboten noch verboten sein kann.

Da eine solche nur dann Wert hat, wenn sie eignem inneren Bedürfnisse entspringt und auch der eignen geistigen Entwicklungsstufe entspricht. Und dann hat sie wirklich Werth.

Ich weiß aber, was ich thue, und zwar nur deshalb thue, weil es meine eigensten Bedürfnisse befriedigt und weil ich finde, daß es mir sehr gut thut. Möge jeder Andere handeln, wie es seine höchsten, seelischen und geistigen Bedürfnisse erfordern!

Den ganzen Tag also, so lange und sobald ich nicht durch irgend eine Thätigkeit verhindert bin, die mir die innere Geistessammlung ganz unmöglich macht, wiederhole ich mir in Gedanken irgend ein kurzes Wort, in dem ich mein beständiges Streben und Sehnen zusammenfasse, mein Sehnen danach, oder vielmehr das Gefühl, daß die Liebe, Kraft und Weisheit der göttlichen All-Ursache mehr und mehr auch aus meinem Innern quelle.

Zu der Formulierung oder Auswahl solcher Worte oder kurzen Sätze hat mir Kerning in den ersten beiden Bändchen unserer „Theosophischen Bibliothek" die beste Anregung und Anweisung geliefert. Indessen bin ich doch nicht erst durch ihn hierzu gekommen; denn, wie Jedermann weiß, ist dies ja die in aller Welt erprobte Art des inneren Gebetes, der geistigen Sammlung. Die Indier haben diese Weise von jeher bis auf den heutigen Tag geübt, die Brahmanen so gut wie die Buddhisten über ganz Asien hin; und der Rosenkranz, den die Katholiken abbeten, ist auch nur eine, wenn auch meist gedankenlose Anwendung desselben Mittels.

Doch noch mehr als diese Thatsachen hat mich allmählich hierzu die Erfahrung angetrieben, die Erfahrung nämlich, daß man auf dem Wege zur Vollkommenheit, auf dem wir Alle wandeln, nicht am besten dadurch vorankommt, daß man in seinem Wollen und Streben auf der äußeren Bewußtseinsebene blos den Erwägungen und Bestrebungen des überlegenden Verstandes folgt, sondern vielmehr dadurch, daß man stets den feinsten Regungen des eignen geistigen Gefühles und Gewissens, gleichsam seiner unbewußten innersten Vernunft getreu ist. Diese innere Kraft wächst aber in dem Maße der Innigkeit und der Andauer, mit der uns das Sehnen nach dieser Gottesoffenbarung in uns erfüllt und mit der das Bewußtsein uns beherrscht, daß auch wir selbst — wie unvollkommen unsere Persönlichkeit immer noch sein mag — doch dazu bestimmt sind, eine lebendige Quelle zu sein, aus der sich mehr und mehr die Fülle des ewigen Gottesgeistes ergieße.

Dabei hilft mir weiter auch die Erkenntnis, daß dasjenige „Selbst", was alles dieses in mir denkt und will und sehnt und strebt, garnicht das Ich meiner äußerlich bewußten Persönlichkeit ist, sondern schon das Ich der in mir langsam wachsenden innersten Natur, das Ich der Gottheit, das sich schon im Stillen auch in mir wie in jedem offenbart, der aufrichtig bemüht ist, wahr und gut zu sein und selbstlos seine Pflicht zu thun.

„Das hört sich Alles sehr schön an", wirft mir der Frager ein, aber bei dem ‚Ich der Gottheit' oder der ‚göttlichen All-Ursache' kann ich mir nichts Klares denken. Hört denn diese ‚All-Ursache' das beständige Gebet? Wenn aber dies doch höchst wahrscheinlich nicht der Fall ist, warum dann die viele Mühe solches Betens?"

Allerdings hört diejenige Geisteskraft, die für unsere Erde dem entspricht, was in uns Menschen unser Selbst-Bewußtsein ist, natürlich nicht mit menschlichem Gehör. Da aber alle Kraft ihrem innersten Wesen nach nur eine ist, so fühlt auch diese Allkraft mein Gefühl; und eben dadurch allein nur wachse ja auch ich im Geiste, daß ich meinerseits das Gefühl jener Allkraft mehr und mehr in mir zu fühlen suche, ihr „Bewußtsein" in dem meinen aufnehmen, ihren „Willen" durch den meinen wirken lasse.

Allerdings mag aber unser Frager wohl mit Recht noch unbefriedigt sein und sich in solches „Beten" noch nicht hineindenken können. Was nämlich auch für mich dabei eine Hauptsache ist, das habe ich noch nicht gesagt.

Zwar ist die Verbindung und Beziehung jedes Einzelnen zur Gottheit eine subjektive; aber objektiv besteht das ganz gleiche Verhältnis mit jedem andern der unzähligen gleichstrebenden Mitmenschen; und wenn auch der eine „Mensch" nicht weiß, was sein Bruder im Stillen denkt und thut, nicht hört, was sein Gebet ist, so sind doch derer Viele, die dies wissen, sehen, hören. Dieses ist die Schaar der uns auf gleichem Wege schon Vorangegangenen. Und wenn auch nur der eine oder andere

von diesen Veranlassung und Zweck hat, Kenntnis zu nehmen, von dem, was wir geistig thun und denken, um uns im Guten zu stärken und uns die Einsicht, deren wir bedürfen, finden zu helfen, so hat doch eine ganz Reihe solcher uns Vorangeschrittenen die Verpflichtung hierzu. Dieses ist die Kette jener Wesen, die uns auf der Stufenleiter bis zur Spitze der Vollendung mit der göttlichen Allkraft verbindet. Ob diese Wesen noch in Erdenleibern leben oder nicht mehr, ist dabei ganz gleichgültig, denn je mehr sich der Geist im Inneren entwickelt, um so mehr befreit er sich von Raum und Zeit, von allen Schranken des „menschlichen" Geistes.

Jeder Lebende und Strebende ist so mit einem „Meister" verbunden, der ihm auf dem Wege, auf dem er sich befindet, vorangegangen ist. Zum Bewußtsein kommt ihm dieses freilich erst in eben dem Maße, wie er immer mehr und immer klarer diesen seinen „Meister" findet und erkennt. Trotzdem ist schon vom ersten Augenblick des Strebens an diese Führung gegeben, und zwar selten oder niemals eine Führung durch den „Meister" selbst, sondern eben nur durch dasjenige Zwischenglied der Kette, welches ihm am nächsten steht. Das kann ein Bruder oder irgend sonst ein Mensch sein oder auch ein nicht mehr Lebender.

Erfahrungsgemäß nun fördert nichts so sehr und stärkt uns nichts so sehr auf unserm Strebenswege, als gerade das Gefühl der steten Gegenwart des „Meisters" im Geiste, das Bewußtsein, daß sein Auge Alles das sieht, was wir thun und denken und geschähe es auch noch so sehr im Stillen und Verborgenen.

In diesem Sinne habe ich seit vielen Jahren die Gewohnheit, jeden Morgen, ehe ich von meinem Lager aufstehe oder doch ehe ich mein Zimmer verlasse, mich im Geiste an den Meister, der mich führt und der mich stärkt, zu wenden mit der Bitte, daß er mir voranhelfe, soweit es möglich, und mit dem Entschlusse, daß ich mich nach besten Kräften jeden Augenblick des Tages solcher Hülfe würdig erweisen will.

Mit dem entsprechenden Gedanken und in gleicher Gesinnung sammle ich mich jedesmal vor dem ich Nachts einschlafe. Und diese Art der Sammlung ist vielleicht am meisten dem landläufig hergebrachten Begriffe des „Gebets" zu einem „persönlichen Gotte" entsprechend. Wenn der Kirchenchrist sich an den „Vater im Himmel" wendet, so vergißt er in der Regel, daß sein „Meister" schon bei Lebzeiten zu einem seiner Jünger sagte: „Wer mich siehet, der siehet den Vater; was sprichst du denn: Zeige uns den Vater!?" (Joh. 14, 9.) Nur in dem vollendeten Geistmenschen, einem „Meister", nimmt die Gottheit Gestalt an, indem sie sich in ihrer ganzen Fülle offenbart. Aber eine Persönlichkeit Gottes außerhalb der Welt, der ganzen Natur einschließlich der Menschheit, ist ein Unding, ein Selbstwiderspruch.

Um den hier erwähnten Vorteil des Bewußtseins der Hülfe des „Meisters" zu genießen, ist es keineswegs erforderlich, daß man seinen Meister kennt, ihn lebend gesehen und gesprochen oder ihn im geistigen Gesicht geschaut hat. Man mag irrtümlich sogar noch einen andern als

den richtigen dafür halten; auf das Aeußerliche kommt es dabei garnicht an, sondern nur auf den Geist, in welchem man den Meister sucht. Und ob man dieses schon bewußtermaßen thut oder noch nicht, das ist freilich einer der wichtigsten Scheidepunkte auf den vielen Stufen zur Vollendung. Hat nun aber Jemand auch noch seinen Meister nicht bewußt gefunden und erkannt, so ist doch das Gefühl von seiner Gegenwart, in das man sich hineindenkt, stets der beste Antrieb und die stärkste Stütze auf dem Wege zu der Gottheit in uns.



Todesweisheit.

Von

Brutus.

Nun ists vorbei; das süße Lied ist aus.
Die Finsternisse sehen auf mein Haus.
Die Welt ist tot; mein Leben geht zur Ruh;
die stille Nacht drückt mir die Augen zu.

Das war so viel, so viel von großem Glück,
und doch will meine Seele nicht zurück.
Denn alle, alle Fülle nimmt sie mit,
und sie veredelt, was sie trug und litt.

In meinem Dunkel steht ein Sternenbild,
das glänzt verheißungsvoll und segenmild;
und ich, ich weiß wohl, was sein Glänzen will:
Komm Tod, du bist so groß, du bist so still.





Aphorismen.

Von

P. Th. von Schack.

Kann man große, gute Gedanken künstlich in sich erzeugen? Bis zu einem gewissen Grade ja — indem man einen großen und guten Lebenswandel führt. —

Die ganze Kunst des Erfolges besteht darin, daß wir uns selbst im Zaum halten, wodurch wir ein Uebergewicht über andere Seelen erlangen. Alles strebt nach Vollkommenheit und betet sie im Grunde an. Ein starker, großangelegter Charakter offenbart in sich ein göttliches Geheimnis und wie ein Gott herrscht er über die Menge. —

Individualität ist eine bestimmte Zahlengröße in ihrem Verhältnis zur höchsten idealen Einheit. Daher ist Unsterblichkeit der Individualität, wenn im Sinne von „Unveränderlichkeit" betrachtet, ein Unding. —

Der Gedanke freilich hat schon manches Hirn rasen gemacht, daß kein Menschengeist vielleicht je imstande sein dürfte, durch Rückerinnerung zu beweisen, daß er wirklich schon gelebt hat! Aber das Geheimnis unserer Rückerinnerung schlummert in unserer Individualität! —

Der wahrhaft Weise versteht, was in einem jeden Andern vorgeht, denn dies Alles sind überwundene Stadien der eigenen Entwickelung; wie könnte er sonst das Andersartige begreifen? —

„Launen haben" heißt manchmal nur feinfühlig für äußere Einflüsse sein; der Materielle und Phlegmatische ist selten launisch. —

Es wurde ein Mensch allein dadurch zum geistigen Erwachen gebracht, daß er in einer alten Chronik hinter jedem Namen den alltäglichen Zusatz las: „Er lebte — er starb —"

Seltsam — Etwas in uns altert nicht! —

Der Einzelne soll nicht philosophieren: Was ist das Unglück der Welt und woher kommt es, sondern: Was ist mein Unglück und womit habe ich es verdient? —

Alles fließt; aber, was der Mensch säet, das wird er ernten! —

Es giebt eine Auffassung der Dinge, für welche der Begriff „Unglück" völlig ausgeschlossen ist. —

Erst wer sich selbst erkennen gelernt hat, kann über sich selbst bestimmen. Diese anscheinend so alltägliche Wahrheit ist im Grunde der allmächtige Schlüssel zu den Mysterien des Lebens; aber nur Wenige besitzen ihn! —





Die Arya-Samadj in Indien.

Von

Werner Friedrichsort.

Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung der Gegenwart, daß gerade in neuester Zeit, möglicherweise als unbewußte Reaktion gegen die empiristische und materialistische Richtung im Geistesleben der letzten Jahre, eine so energische kirchliche Strömung in verschiedenen Kreisen zu beobachten ist. Ich meine speziell das kräftige Aufblühen des Katholizismus im Abendlande[1]) und eine ganz ähnliche Erscheinung in Indien, die überall zu bemerkende Wiederbelebung des Brahmaismus; während der Protestantismus, ebenso wie der Buddhismus, die ungefähr eine Parallelstellung einnehmen, noch keine so großen Fortschritte aufzuweisen haben, wenngleich auch bei ihnen sich der Zug nach Verinnerlichung und Vereinheitlichung geltend macht.

Selbstverständlich handelt es sich hier lediglich um die rein exoterisch-theologische Form; im Esoterismus giebt es ja keine wesentlichen Unterschiede zwischen den christlichen Konfessionen und den indischen Religionen unter sich, ja schließlich nicht einmal zwischen christlicher und indischer Philosophie überhaupt. Es ist aber doch bemerkenswert, zu einer Zeit, wo im Protestantismus das Dogma seiner Selbstzersetzung entgegen zu gehen scheint, die Thatsache des kräftigen Gedeihens z. B. der katholischen Studentenvereine Deutschlands, die gerade für die Erhaltung der kirchlichen Form eintreten, zu beobachten. Und doch ist dies nur natürlich.

Schätzen wir einen kirchlichen Glauben nach der Fähigkeit, als Trost- und Beruhigungsmittel zu dienen, so gebührt unbedingt dem Katholicismus der erste Preis; finden wir uns damit ab, in allen Formen nur Symbole zu sehen, so sind die des Katholicismus die bedeutenderen, und soll

[1]) Nach den Mitteilungen des vatikanischen Staatshandbuches (La Gerarchia Cattolica) sind unter Leo XIII ein neues Patriarchat, 27 neue Erzbistümer, 77 neue Bistümer, eine apostolische Delegation, 47 apostolische Vikariate und 18 apostolische Präfekturen errichtet. Wenn einzelne dieser geistlichen Stellen auch wohl nur auf dem Papier existieren, so ist der Fortschritt doch immerhin ein recht stattlicher.



endlich der Wert mystischer Versenkung durch Einflüsse ritueller Handlungen hervorgehoben werden, so kenne ich derartig wirksame Vorgänge nur im katholischen Ritus.[1])

Man wolle hierin keine Mißachtung des Protestantismus sehen. Wer den Kinderkittel seiner frühesten Jugend aufbewahrt, der wird bei dessen Betrachtung in späteren Jahren wohl innerlich berührt der Tage der Kindheit sich erinnern und seinen abgelegten Rock nicht missen wollen, aber er wird doch unbefangenen Blickes das Unpraktische in diesem Schnitt, das Zweckmäßigere in dem eines anderen beurteilen können. So scheint mir das Zweckmäßige des Protestantismus aus dem Katholicismus übernommen, manches spezifisch Protestantische aber nicht zweckmäßig zu sein. So gleicht auch der Brahmaismus dem festlich geschmückten Saale, in dem freundlich gewährende Götter Audienzen abhalten für die Priester, die ihnen die Wünsche der draußen harrenden Menge überbringen, während der Buddhismus nur die ernste Gestalt Gautama Buddha's erkennen läßt, der inmitten des geräumten Saales auf die Leere um sich herum aufmerksam macht. Wohl nahm die Lehre Sâkjamunis zur Zeit der Entartung des Priestertums einen mächtigen Aufschwung, doch jetzt ist im Innern Indiens die alte esoterische Brahmalehre, belebt durch Çankara's Advaita- oder Vedantalehre längst wieder zu alter Größe emporgediehen und hat den Buddhismus im Norden über den Himalaya nach Thibet, im Süden nach Madras und nach Ceylon mehr und mehr verdrängt. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Buddhismus in seiner exoterischen Form einen gewissen Quietismus und Fatalismus groß zieht, das zeigt sich am deutlichsten in dem Verhalten der Eingeborenen den Engländern gegenüber. Während die Anhänger Buddhas vollständig mit der Lage der Dinge sich abgefunden haben, erwidert der Hindu die stolze Verachtung des Herren des Landes mit schweigendem Trotz, schließt sich von ihm ab und strebt darnach, das Nationalgefühl zu heben und es der Gewalt als Gegengewicht entgegenzusetzen. Ueberall bilden sich Vereinigungen, zwar religiöser Natur, die aber bei der Lage des Ganzen leicht politischen Anhauch bekommen. Eine außerordentliche Bedeutung gewinnen diese Gesellschaften (Samadj) durch ihre Bemühungen um die Hebung der alten Litteratur. Während die Vereinigungen der Brahmo-Samadj. — mehr in den Küstendistrikten sich entwickelnd — den Einflüssen christlicher Ideen nicht ganz

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, betonen wir hier nochmals, was auch der Verfasser dieses Aufsatzes hervorhebt, daß wir den obigen Gedanken keineswegs in dem Sinne hier Ausdruck gewähren, als ob wir damit für irgend welche exoterischen Religions-Bestrebungen eintreten wollten, noch viel weniger, daß wir für eine Konfession gegen die andere Partei nehmen. Wir erklären uns ausdrücklich gegen jede Veräußerlichung der Religiosität wie gegen jeden Dogmatismus. Vor allem aber wenden wir uns angewidert ab von jenen weltlich-kirchlichen Organisationen, die wie namentlich in der katholischen und in der anglikanischen Kirche die religiösen Bedürfnisse des Volkes für den Luxus üppig lebender Kirchenfürsten und „Geistlichen" ausbeuten. (Der Herausgeber.)



fern geblieben sind, betonen die der Arya-Samadj im Inneren des Landes mehr die nationale Tradition. Sollte Indien je im Stande sein, sich eine politische Selbstständigkeit wieder zu erringen, so wird es nicht zum geringsten Teile der Thätigkeit dieser Gesellschaften zu verdanken sein. Nicht mit Gewalt, dazu lastet die Hand Englands zu schwer, aber dadurch, daß ein politisch reifes Geschlecht heranwächst, kann es möglich werden, daß Indien sich der Bevormundung eines fremden Volkes entzieht.

Mir liegen eine Anzahl Schriften vor, die von der Aryan Tract Society in Lahore herausgegeben sind. Sie geben die Satzungen und Ziele der Gesellschaft an; für besonders interessant erachte ich aber die Uebersetzungen einiger Veda-Texte, die, wie ich glaube, auch dem Leserkreise dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein werden.

Ich wähle in erster Linie die Mundaka Upanischad und gebe sie möglichst inhaltsgetreu wieder; nur in der Form bin ich von der recht mangelhaften und trockenen englischen Prosa abgewichen.

An einigen Stellen, die entschieden mißverstanden zu sein scheinen, habe ich die Uebersetzung von Professor F. Max Müller in den Sacred books of the East (Vol. XV, 27) zu Rate gezogen.

Die Mundaka-Upanischad gehört zum Atharva-Veda,[1] sie lehrt das höchste Wissen, das Wissen von Brahman. Eine Erklärung ihres Namens ist mehrfach versucht worden; eingeborene Kommentatoren nennen sie die „shaving“ Upanischad, weil sie, wie das Messer das Haar des Kopfes, so die Irrtümer vom Geiste rasiert; eine andere Upanischad wird direkt Kshurikâ — das Scheermesser — genannt. „Mundaka“ ist für gewöhnlich eine mißbilligende Bezeichnung für buddhistische Bettelmönche, bedeutend „Geschorener“, in Beziehung zu den Brahmanen, welche ihr Haar sorgfältig pflegen. Möglicherweise ist ein solcher „Mundaka“ der Verfasser des Werkes, wenngleich der reine brahmaistische Inhalt dies unwahrscheinlich bleiben läßt.

Mundaka-Upanischad.

Nach

Datta Bidyarthi.

1.

Der erste, dem Erkenntnis ward, war Brahma. Vor seinem Auge schwand der Schleier, der das Walten der innern Kräfte der Natur verhüllte. Und mit der tieferen Erkenntnis wuchs auch die Macht des Könnens: das dem inneren Sinn geoffenbarte Weltgetriebe vermochte er zum Wohl der Menschheit zu lenken.

---

[1] Ueber den Veda, speziell das Vedantasystem, wird demnächst ein besonderer Aufsatz folgen.



Und seinen ältesten Sohn, Atharva, lehrte er dies Brahma-vidya, diese göttlichste der Künste, die erhaben ist ob allem anderen.

Atharva aber weihte in das Geheimniß Angir ein; als heiliges Vermächtnis, wie er selber es empfangen hatte, gab er's weiter. — Angir aber lehrte Satjavah, den edlen Sprößling aus Bharadvaga's Geschlecht. Von diesem ward das Heilige auf Angiras vererbt.

— So war der Gang, so blieb der Schatz erhalten. —

Zu Angiras, der sinnend saß, trat der edle Fürst Saunaka; mit ehrfurchtsvollem Gruße hub er an zu fragen: „O Herr belehre mich; was birgt in sich das höchste alles Wissens?"

Und jener sprach: „Erfahre denn, Freund, daß es zwei Wissenschaften giebt; eine ist nirguna-vidya,[1]) die dich zur Erkenntis führt; das höhere Wissen nennen es die Weisen. Doch das andere, saguna vidya, lehrt dich Verehrung, und es bleibt denen, die zum ersten nicht gelangen. Saguna vidya macht zur Pflicht das Vedalesen; doch ob du Rig und Sama, Yajur und Atharva, und Kalpa, Nirukta und Vyakaran auch Jyotish[2]) mit eifrigsten Bemühen durchdrungen hast, erst dann gelangst du zur Erkenntnis des Unendlichen, des unvergänglich Höchsten, wenn du nirguna vidya dir zu eigen machtest.

Du fragst mich, wer dies Höchste ist? — Glaubst du daß jenes Unfaßbare in den engen Kreis des Wortes hineinzuzwängen ist? — Nicht durch Vergängliches kann Ewiges begriffen werden; ohne Anfang, wurzellos und ohne Wipfel, ein Abgrund unten und ein Abgrund oben, schwebt es auf sich selbst gestützt, und du erschaust es nicht. Es bleibt dir verborgen, ob du auch das All durchforschtest; und dennoch regt kein Pulsschlag sich, und nicht ein Hauch im Weltall, der nicht die Wirkung seines Waltens wäre. Es ist die Quelle von allem, was da lebt und webt.

So wie die Spinne aus sich selbst den Faden wirkt zu künstlichem Gewebe, so wie die Erde, unerschöpft in ihrem Reichtum, Jahr ein, Jahr aus ihr frisches Grün gebiert, so wie das Tier im Walde auf dem Leibe sein Pelzgewand erstehen läßt, eins mit ihm und unzertrennlich, so knospet und entsprießt aus dem Unendlichen das Endliche, als Kleid, in dem der Schöpfer sich verbirgt.

Was du im ewigen Kreis des Lebens von Geburt zum Sterben sich rollend fortbewegen siehst, und was in dieser Spanne Zeit dir vorschwebt als begehrenswertes Ziel des Strebens, das Schöne, Gute, Wahre, alles, was begeistern kann zu edlem Thun — es ist ein Pulsschlag nur des ewig Gleichen, Unveränderlichen; und im Heer der Sterne, wie im Wogen der Atome, so weit du dringst, da wechseln nur Namen und Ge-

[1]) nirgunâ vidyâ oder pâramârthikâ awarthâ = Esoterismus, im Gegensatze zu sagunâ vidyâ oder vyâvahârikî = Exoterismus.

[2]) Rigveda, Samaveda, Yajurveda und Atharvaveda, die vier großen Sammlungen heiliger Schriften. Kalpa = Ceremoniell, Nirukta = Etymologie, Vyakaran = Grammatik, Jyotisch = Astronomie.

staltung, jedoch **im Wesen** findest du stets das Gleiche. Glaubst du, daß vor dem Alldurchdringenden Verborgenes bestehen könnte? — Nimmer; und doch ist seine Thätigkeit: **Erkennen Seiner Selbst.**

2.

Zweifache Wahrheit giebt es, sagt' ich dir; und so ist denn auch alles wahr, was dich die Priester lehren, wenn sie dich immer wieder mahnend an die Pflicht erinnern, die zu erfüllen dir obliegt. Du kennst die mantra's,[1]) in den drei samhita's,[2]) zögre nicht in der Erfüllung der Gebote. Wenn du mit innerem, heiligem Verlangen der Lehre folgst, so führt sie sicher dich zu jenem Orte, wo du der guten Thaten reichste Frucht genießt. Der ärgste Feind, der sicher dich verdirbt, ist zaudernd Zweifeln.

Jedwede Aussicht auf ein glückliches Geschick in einem andern Leben verhüllt sich jener, der nicht alle Regeln, wie sie die Vedas geben, auf das Pünktlichste befolgt; sei's in der Vorschrift, die dich den Fremden als Freund zu begrüßen heischt, sei's bei der Andacht am heiligem Altar des Gottes. Und wenn du liesest, daß der Opferbrand sieben Zonen umfaßt, daß an den schwarzen und den braunen Gaseskegel, der das Innere der Flamme bildet, sich erst der heiße und dann der glühend-rote Ring anschließt, wie auf den nächsten, nicht mehr brennenden, erst der funkelnde und dann der leuchtend helle Kreis folgt, und daß es nicht von gleicher Wirkung ist, in welche Zone du dein Opfer bringst, so zweifle nicht, wirf deine Opfergabe geklärter reiner Butter so als Speise in die Glut hinein, wie es die heiligen Bücher fordern, und glaube fest an die Verheißung, die da lautet: „Hast du in vorgeschriebener Weise der Flamme dein Opfer dargebracht, so wird der Rauch die Spende aufwärts tragen, die Sonnenstrahlen werden sie empfangen und mit den Wolken dann zu segensvollem Regen vereinen. Aus seinem Rauschen, aus dem Wogen der erfrischten Frucht des Feldes höre dann die Worte: Komm her, du Frommer, und freue dich des Segens, den du dir selbst geschaffen hast!

Und nun die zweite Wahrheit. All die frommen Werke, das Opfer mit den achtzehn Ceremonien, sie sind **doch** nur von irdisch-flüchtiger und ganz vergänglicher Bedeutung. Es mögen jene Frommen, die dem Wort gehorsam sind, auch ihren Lohn empfangen, wie er verheißen ward; jedoch **die That allein** erlöst nicht von den Banden, die ans Sansara sie gefesselt halten, die immer wieder durch Geburt zum Leben, zu Krankheit, Alter und zum Tode führen. Die Armen, die vom Schleier der Maja noch geblendet sind, glauben an die Täuschung der Erscheinung, sie zeigen anderen die Bilder, die ihnen Wahrheit scheinen, und sinken, blinde Führer einer blinden Menge, nur immer tiefer in das Elend.

---

[1]) mantra's = die rituellen Verse (ṛic), Gesänge (sâman) oder Opfersprüche (yaju's), wie sie in den

[2]) samhita's = den Sammlungen der Veden enthalten sind.

Und andre wiederum giebt es, die in diesem Erdenleben, in dieser Spanne Zeit den Endzweck ihres Daseins sehen. O wie lange wird es währen, bis sie alle Stufen irdischen Glückes und Elends durchwandert haben, und bis sie endlich nach tiefstem Schmerz und höchstem Rausch der Freude erkennen, daß nicht in dieser Welt das Glück unwandelbaren Friedens blüht. Dann werden auch wohl sie den Weg erwählen, den sie so oft verspottet hatten, den Weg des Weisen, der ruhigen Herzens in stiller Verborgenheit ein einsames Leben führt, dem nur ein Wunsch das Innerste bewegt, der Wunsch nach ewiger Wahrheit. Von allen Leidenschaften frei, hat er das glühende Begehren, den Durst, die Lust nach Dasein überwunden, und abgesondert von dem Strom des Lebens, der ihn noch brausend umtost, hat er ein friedliches, sicheres Eiland gefunden. Und ist er so vorbereitet, dann wird er auch den letzten Schritt thun und der Welt völlig entsagen, und wird voll Demut des Führers harren, der ihm nicht fehlen wird und der schon lange auf ihn wartete. Solchem Schüler aber wird das Brahma vidya die Quelle zur endlichen Erlösung.

3.

Wie aus dem knisternden, entflammten Feuerbrande die Funken aufsprühn, alle gleichen Stoffes, so strömen auch, o Freund, aus dem Einen, all diese Wesen der belebten Welt und sinken wiederum in ihn zurück.

Wie soll ich dir das Ewige, Unergründliche, das höchste Sein mit engen Worten schildern!

Fein ist der Odem, der dem Mund als Rede entquillt; fein ist der Aether, der das All erfüllt, und feiner noch als dieses ist die Seele in der Tiefe der Brust; doch das Feinste von allem ist das Eine, das da Ursache und Grund in sich birgt. Es wohnt drinnen und draußen, körperlos und unwahrnehmbar. Doch wenn es auch körperlos und unwahrnehmbar ist, es ist doch der innerste Kern von allem, was du siehst, ob es nun fest, ob flüssig oder flüchtigen Gebildes ist. Seine Größe faßt du nicht; denke Sonne dir und Mond als seine Augen, das Feuer als die Regung seines Geistes, die weiten unermessenen Fernen als die Höhlen seiner Ohren; und als der Zunge Laut, die unvergängliche, unzweifelhafte Wahrheit, wie sie im Vedawort verkündet ist; die Luft des Himmels bildet seine Brust, und als sein Herz sieh du das ganze Weltall an! So schaffe dir ein Bild vom Ewigen, wenn du 's vermagst! —

Aus ihm entströmt der ewige Born des Lebens, der, dir erkennbar, seinen Anfang im Lichte unsrer Sonne nimmt. Sie saugt die Feuchtigkeit der Erde auf und läßt sie dann als Regen wieder niederrauschen, damit sie unser Land erfrischt und ernährt. Und aus der Frucht des Feldes sucht sich dann der Mensch die Nahrung seines Leibes, die er in seinem Körper in die mannigfachsten Kräfte umsetzt. Alles, was du auf dieser Erde siehst, und was du im weiten Weltall ahnst, was dir als Heiliges, als Wahrheit, Schönheit, und auch als Tugend oder Laster hier erscheint,

es ist ja nur nach Form und Namen Unterschiedenes des ewig gleichen aus dem Urquell Strömenden, das seinen weiten Werdegang durchlaufen muß, das immerdar, ohn Anfang, ohne Ende im Kreislauf weiterrollt und überall wohl Form und Namen wechselt, und doch stets im Wesen unverändert bleibt. Wenn du des Forschers Blick nach innen richtest, so wird sich deinem Auge offenbaren, daß sieben Lebenskräfte dir ins Herz gepflanzt sind, die ihre Wirkung in sieben Hauptorganen äußern, vermittels dieser in sieben Thätigkeiten sieben Wahrnehmungen zu sieben Vorstellungen dir gestalten. Doch wisse, wenn du tief und tiefer dringst, daß du dann nie ein Ende in der Teilung findest, denn immer anders und mit andern Eigenschaften wird dir das erscheinen, deß Wesen stets das gleiche ist.

Und richtest du den Blick dann in die Ferne, wohin du schaust, da tritt das Eine in Erscheinung. Du siehst es in den Bergen, in den Thälern, in jedem Strom, wie er in Schlangenwindungen die Ebene durcheilt, in jedem Kraut, das auf dem Felde blüht, in jedem Tropfen Saft, der seinen Halm durchrinnt. In allem lebt und webt nur stets das Eine; es lebt nicht nur in ihm, es ist es selbst. So ist es auch in allem, was Menschen thun, erkennen, was sie lieben, hassen, fürchten, in jeder Tugend, jeder Sünde ist es.

Nicht mit Verstandeskräften kannst du dies erfassen, im tiefsten Grunde deines Herzens mußt du nach ihm forschen, dann wird sich der Schleier lösen, der den Blick dir trübte, dann reißt das Band, das deinen Sinn umschlungen hält, und mit dem Lichte der Erkenntnis kommt dir dann das Heil.

4.

Wahrlich, ich sage dir, nicht in der Ferne brauchst du es zu suchen, denn überall, wohin du schaust, du findest nichts, als ihn, den alldurchdringenden, den alles lenkenden, aus seinem innern unerschöpften Reichtum stets neue Kraft verbreitenden Erhalter alles Seins. Anbetend neige dich vor ihm, den du mit Geisteskraft nicht fassen kannst, den du zu ahnen nur vermagst in deiner Seele. Ihm allein gebührt Verehrung, der da thront in unermessener Höhe, und doch das kleinste wogende Atom mit seiner Kraft durchdringt. Ihm dich zu nähern, sei dein ernstestes Bemühen, denn dies allein ist deiner Mühe wert.

Laß unsere Veden dich belehren: Erfasse fest den Bogen mit der Linken, ergreife dann den scharfen Pfeil und setze ihn mit Sorgfalt auf die Sehne; die aber spanne kraftvoll an, mit Macht, und laß das Ziel nicht aus den Augen, bis dein Geschoß in ihm erzittert! — Om, Gottes ewiger Name ist der Bogen, der Pfeil ist deine Seele, und das Ziel ist jenes höchste Wesen selbst. Mit aller Sorgfalt und mit allem Fleiße mußt du zielen und mit aller Kraft den Bogen spannen; und wie der Pfeil im Marke zitternd haftet, so dringt die Seele schaudernd ein ins Göttliche. Erlahme nicht in deiner Kraft, nach ihm zu ringen. Ist nicht dies

Ziel das edelste, das du als Mensch dir stecken kannst, ihm nah zu kommen, ihm, der die Sonnen dort und hier die Erde lenkt, der jeder ihren Raum genau bezeichnet, der mit der gleichen Liebe auch für dich sorgt, der deine Brust sich heben läßt, und der dir Herz und Sinn mit Wonne füllt.

— Sieh das Rad, wie alle Speichen in einem Mittelpunkte sich vereinen, sieh, wie im Herzen alles Blut zusammenströmt, auch aus den feinsten Poren: so thront das höchste Sein inmitten alles Lebens, das fernste, wie das nächste mit seiner Liebe gleich umfassend. Betrachte es, das Ewige, es ist das einz'ge Licht, das dir die dunkle Nacht der Unweisheit erleuchtet, das dir den Weg aus diesem sturmbewegten Meer des Lebens, in dem dein Schifflein ruhelos umhergeworfen treibt, zum stillen, friedbeherrschten Hafen der Erkenntnis zeigt.

Und dieses Unermessene, von dessen Größe Himmel und Erde Zeugnis geben, es offenbart sich dir in deinem Herzen, es herrscht in dir und läßt dich fühlen, denken und erkennen, umfaßt in dir das Höchste wie das Tiefste. „Wer aber jenes Höchst' und Tiefste schaut, dem spaltet sich des Herzens Knoten, dem lösen alle Zweifel sich, und seine Werke werden nichts".[1])

Im tiefsten Innern ruht dies Reine, Unteilbare, in ihm erkennt der Seher das Herrlichste. Nicht strahlt es in erborgtem Glanze eines, sei's auch des hellsten Lichtes, nicht Sonne, Mond noch Sterne, nicht Blitzesleuchten oder Flammen irdischer Natur vermögen es, in irgend einer Weise zu erhellen; nein, umgekehrt, durch seines Glanzes Macht wird erst dem leuchtenden Gestirn sein Schein verliehen, ersteht erst jedes Lichtes Quell. —

Kein Oben und kein Unten, kein Innen und kein Außen, kein Links und auch kein Rechts kannst du an ihm erkennen, es ist das Oben, ist das Unten, es ist das Vorher und das Nachher: Es ist „das Sein".

5.

Zwei Vögel, untrennbar befreundet, sie hausen auf demselben Baume, doch einer nur genießt die süßen Beeren, der andere schaut, nicht essend, zu. So leben auch, umarmend sich mit innigem Durchdringen, so fest umschlungen, daß du sie in ihrem Doppelwesen nicht erkennst, in jedes Menschen Brust zwei Seelen. Die eine, die bewußt nach Regeln handelt, sie freut sich ihrer Thaten, klagt und weint im Schmerz und jubelt auf in froher Lust. Die andre kennt nicht Schmerz noch Freude. Für sie giebt es nicht Saat und auch nicht Ernte. Sie schaut in stummer, teilnahmloser Ruhe dir zu und macht so wenig sich bemerkbar, daß selbst ihr Dasein unbewußt dir bleibt.

[1]) Ich glaube, diese Stelle nicht schöner als in der Deussen'schen Uebersetzung (System des Vedanta) geben zu können. Schopenhauer zitiert in seiner Erlösungslehre die Uebersetzung des Oupnekhat: „finditur nodus cordis, dissolvuntur omnes dubitationes, ejusque opera evanescunt.

Und während sich die erste in irdischen Wünschen aufreibt und immer mehr in ihrer Thaten Folgen sich verstrickt, bleibt thatenlos und wunschlos stets die andere, allein bemüht, sich selber zu erkennen, fühlt sie sich eins mit jenem ew'gen Sein.[1]) —

Und wenn der Weise dieses Atman in sich erkannt hat, als das Brahman außer sich, wenn er in sich den Schöpfer und Erhalter gefunden hat, dann wacht er auf aus des Nichtwissens Traum, dann wird er frei von allem Fehl und Makel, nicht schafft er Gutes oder Böses mehr, denn auch die Werke, die er thut, sind nicht mehr sein; er teilt bewußt das Leben des Unendlichen. — Er wird ein Schweiger, denn nicht mehr mit Worten braucht er, der in dem Selbst versunken, der mit dem Selbst im Einklang sich befindet, sich andern mitzuteilen, ihm stehen andre Wege der Belehrung offen. Sein Denken schon ist Führung allen jenen, die noch auf schwerem steilen Pfad der Selbstverleugnung, der strengen Wahrheitsforschung und der Sinne Schulung zu jenem Ziel, das er erreicht hat, vorwärts ringen; dem Ziele zu, in Herrlichkeit und Glorie strahlend, dem Throne eines Gottes gleichend, dem nur ein Opfer angenehm und hochwillkommen ist, das Opfer aller Leidenschaft und aller Wünsche, der Herzen nur auf seinem Altar will. —

Die Wahrheit hat die Lüge stets besiegt, und so wird auch der Schüler nur den Pfad der strengsten Wahrheit wandeln. Nur auf diesem Wege kannst du der Wesen wahren Kern erschauen, auf diesem Wege nur herniedersteigen, hin zu ihm, dem unbegrenzten Meere ewiger Wahrheit.

Es ist das größte aller Wesen, wunderbar und unverstanden, das Feinste alles Feinen; es ist das Fernste dir und doch so nah zur Hand, nur in dem innern Selbst wird es gefunden auf dieser Erde schon, sobald du Augen hast zu sehen. Doch nicht mit Menschen-Augen oder Ohren oder andern Sinnen, und nicht durch Willen oder Thätigkeit kannst du Erfahrung dieses Seins erlangen. Verfeinern mußt du erst die Mittel. Laß durch ernstes und unablässiges Bemühen erst die Augen dir sich bilden für das Erschauen jenes innern Lichtes, das ohne Flackern, ewig ruhig brennt.

Nicht durch die äußern Sinne kannst du es erkennen, weil ird'schem Einfluß sie empfänglich sind; dich lehrt der Sinn allein, den du dir erst erwecken mußt. Nicht durch Verstandeskräfte kannst du es erfassen, denn auf die Sinne sind sie angewiesen, allein nur durch ein inneres Verstehen kommt das Heil.

Wenn diesen reinen Sinn, dies innere Verstehen du errungen hast, dann wächst dir nie gefühlte, ungeahnte Kraft im Innern. Wohin sich dann die Wünsche auch erstrecken, wohin auch immer die wandernden Gedanken schweifen mögen, nichts giebt es dann, was solchen unerreichbar.

Mit diesen Kräften ausgerüstet, harre dann des Meisters!

---

[1]) Vergleiche hierzu A. Besant „Die Stätte des Friedens" im Junihefte. 1893.

6.

Wer ganz sein Eigen aufgegeben, wer sich nicht mehr als Sonderwesen fühlt, wer andachtvoll das höchste Sein verehrt, der kennt in ihm den Urquell alles Lebens, der schauet Gott in seiner ganzen Macht. —

Wo deine Wünsche sind, da ist dein Herz, und wenn nur einen Wunsch dein Innerstes empfindet, das unstillbare Sehnen nach dem höchsten Gut, so ruht dein Herz geborgen auch in Ihm. Nicht Weisheit, Forschen in der Schrift, nicht Scharfsinn, Grübeln und viel Fragen führt dich zu Ihm. Des Herzens Einfalt, die nur innig wünscht, ist der Vollendung näher, als die klügste Rede; und wer Ihn demutsvoll, vertrauend sucht, sich Ihm ergiebt mit allem, was da sein, dem neigt Er freundlich sich und nimmt ihn an. Dem innig starken Wunsche wird Gewährung, doch ohne ihn ist alles Thun vergebens.

Wer dann erfüllt von der Erkenntnis Segen, wer das Bewußtsein Gottes in sich geweckt hat, wer frei von aller Leidenschaft und festen Sinnes lebt, der ist in Ihm dann eingegangen, das ewig und unsterblich alle Welt durchdringt, und dem du überall dich nahen kannst.

Und wer so aufgegangen ist im höchsten Sein, wer keinen anderen Willen mehr als eigenen erkennt, denn jenen ewigen Willen Gottes, der wird erlöst zur letzten Endeszeit.[1])

In ihm ist alles, seine Seele, die Sinne alle, sein Fühlen, Denken und Handeln ausgelöscht; in seine Teile hat sich aufgelöst das Kleid, in dem als Sonderwesen er sich hier gezeigt. „Wie Ströme rinnen und im Ocean, aufgebend Namen und Gestalt, verschwinden, so geht, erlöst von Name und Gestalt, der Weise ein zum göttlich höchsten Geist".[2])

Und also kündet dir der Veda: „Versage denen, die inbrünstig forschen nach Wahrheit und Erkenntnis, die sich härmen nach jener Seelennahrung, die Erlösung schafft, die alles Leiden willig auf sich nehmen, die demutsvoll vor ihrem Gott sich beugen, und ihm im Herzen eine Stätte gründen — versage ihnen nicht die heil'ge Lehre, gieb ihnen die ersehnte Unterweisung".

Und Wahrheit sprach Angiras, als er so den Menschen vorbereitet wissen wollte; denn wie nur jener Acker, der vom Pfluge aufgerissen in

[1]) Ich habe hier die wörtliche Uebersetzung gewählt, im Original heißt es **para anta-kâle** = zur letzten Endeszeit. Es ist gemeint der Zeitpunkt, wo die durch das **avidya** begründete Unendlichkeit doch ein Ende findet durch den Uebergang des Erlösten in das über Raum, Zeit und Kausalität erhabene Sein. Alles Dasein ist unendlich, weil Zeit, Raum und Kausalität unendlich sind; diese sind als Formen unseres Intellektes aber nur auf dem **avidya** begründet, mit dem **vidya** kommt die Erlösung, die Nicht-Wiederkehr. Vergleiche hierzu auch **Brihadâranyaka**-Upanishad 6. 2. 15: „In dieser Brahmawelt dann weilen sie in Ewigkeit, und keine Wiederkehr giebt es für sie"; und **Khandogya**-Upanishad 4. 15. 6: „Wer vorwärts strebt auf diesem Pfade kehrt nimmermehr zum Menschendasein wieder"; und 8. 15. 1: „Der erreicht die Brahmawelt und kehrt nicht wieder".

[2]) Deußen's Uebersetzung (System des Vedanta).

tausend Wunden klafft, den Samen in seinen Tiefen bergen kann und zur Frucht bringen, so kann nur jenes Herz die Lehre fassen und Früchte treibend in sich keimen lassen, das alle Saat des Bösen ausgerissen hat und sich dem göttlich hehren Worte öffnet.

Heil und Verehrung sei dem großen Weisen!



Victoria Regia.

Vom

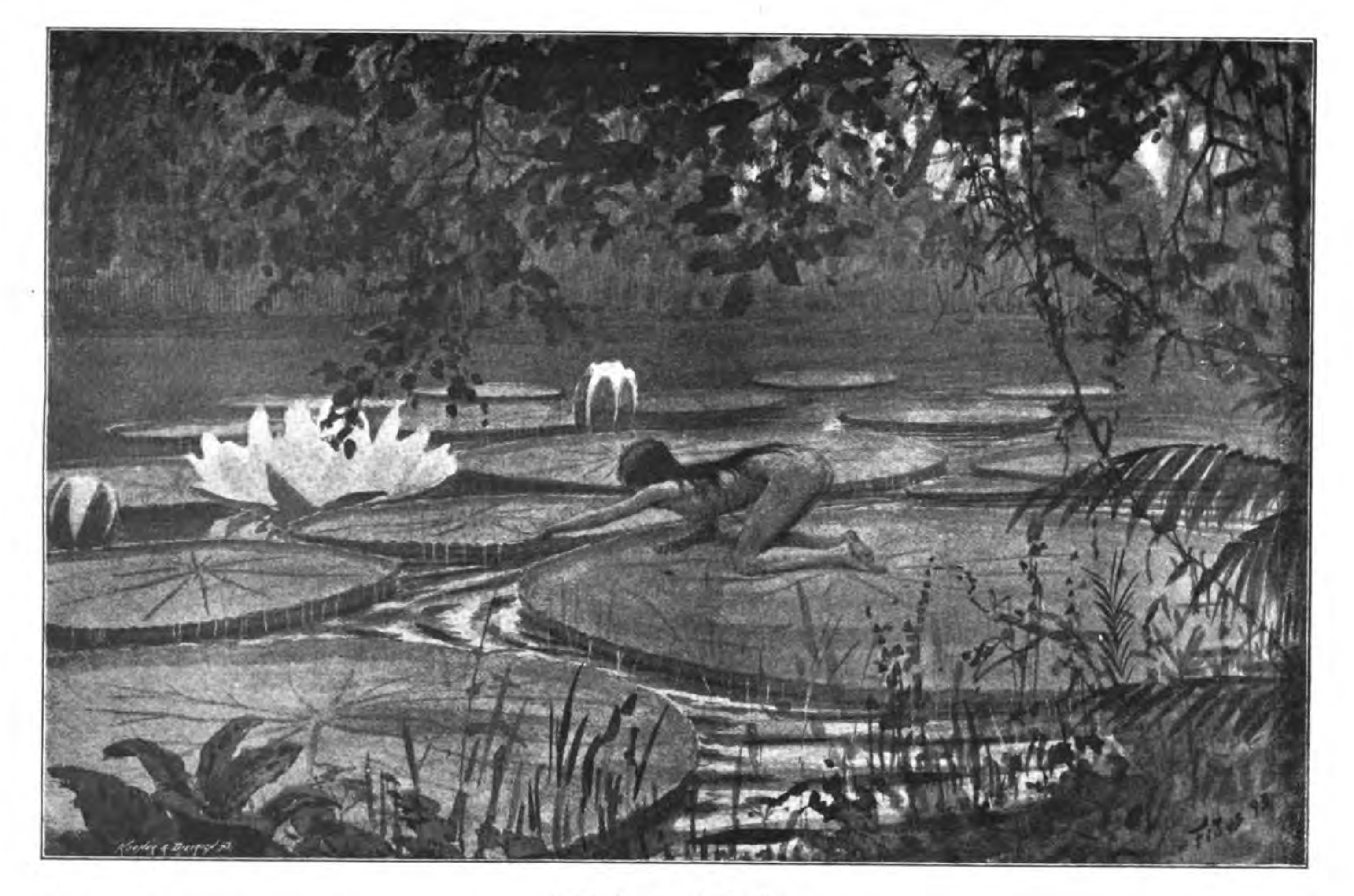
Wanderer.

Im Traumversteck verschlungener Lianen
blüht eine Blume, weit und wunderbar:
und überm Wasser ruht ein großes Ahnen,
die Wasser fluten dunkelblau und klar.

Du Königin: in deiner Märchengröße
bist du der Hoffnung schönster Zeitvertreib,
und es verlangt nach dir in warmer Blöße
der stillen Sehnsucht schlanker Mädchenleib.

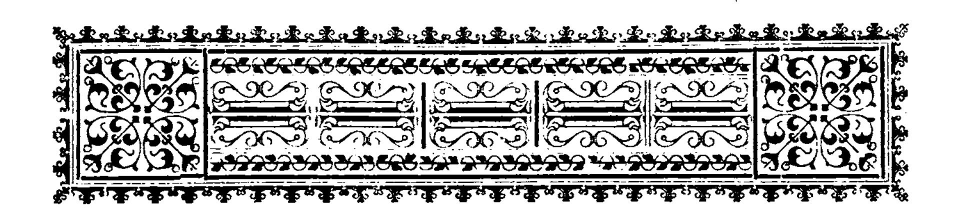
Und beugt sich zu dir hin mit leisem Beben,
zu dir, die schön in ihrer Keuschheit reift,
still wie die Seele durch das dunkle Leben
mit zarten Händen nach dem Ewigen greift.





Kunstbeilage zur „Sphinx“ Dezemberheft 1893.

Victoria Regia.



Das magische Quadrat,

insbesondere

eine neu entdeckte Eigenschaft desselben,

die Polarisation,

das Grundgesetz alles Daseins.

Von

Dr. med. **Ferdinand Maack.**

„Ein jedlicher | der sich in gegenwärtiger betrachtung zu üben begehrt |, oder lust hat | der solle mit sich bringen | Erstlich gedult vnd mühsamkeit | vnd folgen der Lehr Syrachs | die er in seinem Weißheit Buch am 6. Cap. rechte Weißheit zu suchen gibet | da er spricht: Du must eine kleine Zeit ihrentwillen Mühe vnd Arbeit haben | aber gar bald wirst du jhr geniessen".

Remmelin. Ἀριθμὸς ὁ σοφός.
1628. pag. 7.

Einleitung.

Wir unterscheiden drei verschiedene Welten: 1) die subjektiv-phänomenale Welt; 2) die objektiv-transscendentale Welt, welche als „Ding-an-sich" den „Erscheinungen" zu Grunde liegt; 3) die absolut-transscendente Welt.

Die transscendente Welt ist das „Sein"; die beiden andern das „Dasein". Da alles Dasein sich überall, immer und nur in Gegensätzen manifestiert, da es von dem Grundgesetz des Polarismus beherrscht wird, dem alle andern Gesetze sich unterordnen, so verhält sich das Gegenteil zum Dasein, das niemals in Raum, Zeit, Zahl, Form usw. vorhandene Sein unpolarisiert, indifferent. Das Sein bezeichnet die indische Philosophie daher richtig mit Nirwana, was nicht etwa ein absolutes Nichts bedeutet, sondern nur das Nicht, die Negation dessen, was im Dasein ist. Weil hier aber alles polarisiert ist, so ist das Nirwana ein apolarer Indifferenzzustand. —

Den Schlüssel aller Erkenntnis vermuteten und erblickten nun die Alten in dem „magischen Quadrat“ oder „Tetragramm“. In dieser Erwägung wies Hellenbach[1]) nach, daß die unter der Herrschaft der Zahl 7 stehende Periodizität, welche eine so große Rolle spielt bei den Atomgewichten der chemischen Elemente, bei den Schwingungszahlen der Töne, bei den Lichtschwingungen der Farben, bei dem rhythmischen Takt melodischer Musik, beim Wachstum des Menschen,[2]) bei der Charakterentwickelung, beim Lebenslauf usw., auch in dem magischen Quadrat enthalten ist.

Hellenbach meint nun, daß das von ihm mit Recht betonte Gesetz der Periodizität das einzig Interessante am Tetragramm sei, andere Eigentümlichkeiten desselben dagegen ganz unfruchtbar seien. „Es wird in die Augen springen, daß ein Tetragramm nur dort etwas bedeuten kann, wo eine regelmäßige Periodizität vorhanden ist. Da aber die Alten dem Tetragramm eine solche Wichtigkeit beilegten, daß sie in ihm den Schlüssel aller Erkenntnis sahen oder doch vermuteten, so entsteht die Frage: Hatten die Alten Kenntnis von der Periodizität auf allen diesen Gebieten, die wir bisher kennen gelernt haben?“[3])

Da wir nun, wie angedeutet, das Gesetz der Polarität als das das gesamte (phänomenale und transscendentale) Dasein beherrschende Prinzip erkannt hatten, — wie denn ja auch die Periodizität nur eine besondere Art der Polarität ist, diese als Gesetz also jener übergeordnet ist — so legten wir uns die Fragen vor: Wenn es wahr ist, daß das Tetragramm der Schlüssel aller Erkenntnis ist, so muß sich auch im magischen Quadrat die Polarität offenbaren; wie geschieht das?

Dies im Einzelnen nachzuweisen, soll unsere Aufgabe sein, wobei wir aber — schon des besseren Verständnisses halber — auch das magische Quadrat im Allgemeinen betrachten wollen. —

Was ist ein magisches Quadrat?

„τετραγωνισμὸς Ἀριθμο-ισόπλευρω | Das ist | Zahlen gewiser Progression | in viereckete Tafeln der gestalt zu versetzen | daß solche Zahlen nach der länge | nach der breite | auch vbereck | addiert oder multipliciert | einerley collect oder product bringen“ — — —.[4])

Anders gesagt: Ein magisches Quadrat ist ein schachbrettartig in kleinere Quadrate geteiltes größeres Quadrat, auf dessen Feldern Zahlen

[1]) „Die Magie der Zahlen als Grundlage aller Mannigfaltigkeit und das scheinbare Fatum“. Wien, 1882.

[2]) Liharzick: „Das Quadrat, die Grundlage aller Proportionalität in der Natur und das Quadrat aus der Zahl Sieben, die Uridee des menschlichen Körperbaus“. Wien.

[3]) Hellenbach, a. a. O. pl. 66.

[4]) Anfang des Titels eines von Johann Ludwig Remmelin im Jahre 1628 (Schönigk, Augspurg) über das magische Quadrat herausgegebenen Buches.



so geordnet sind, daß sowohl die beiden diagonalen als auch die vertikalen und horizontalen Reihen addiert, die gleiche Summe (resp. multipliziert das gleiche Produkt) geben.

Ein Tetragramm der Zahl 3[1]) ist z. B. folgendes:

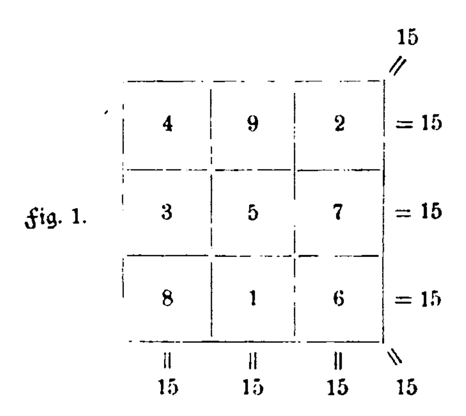


Fig. 1.

Wie konstruiert man ein magisches Quadrat?

Vergleicht man mit dem angeführten magischen Quadrat (M Q) der Zahl 3 das natürliche Quadrat der Zahl 3

Fig. 2.

1	2	3
4	5	6
7	8	9

so sieht man, daß die horizontalen Werte: 4, 5, 6, resp. die vertikalen Werte: 2, 5, 8, in dem M Q diagonal liegen; daß ferner die diagonalen Werte 1, 5, 9, resp. 3, 5, 7, in dem M Q vertikal resp. horizontal liegen. Um also ein M Q zu konstruiren, drehe man zunächst ein natürliches Quadrat (um die stehenbleibende mittlere Zahl) um 45°, indem man die Zahlen, statt gerade unter einander, schief schreibt:

[1]) Dies ist nicht etwa das einzig mögliche Tetragramm der Zahl 3. Ein anderes entsteht z. B. wenn man zu jeder Zahl 1 addiert. Die Summe jeder Reihe ist dann 18



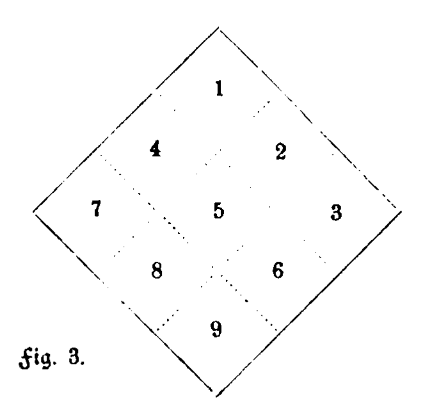


Fig. 3.

Auf dieses Quadrat lege man dann ferner ein Quadrat derart, daß die vier Eckzahlen außerhalb des letzteren zu stehen kommen (oder, was dasselbe ist, man rekonstruiere die Konturen des natürlichen Quadrats):

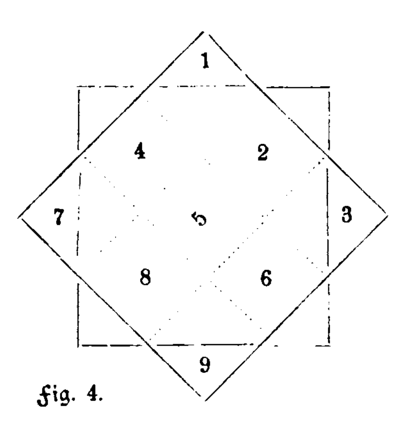


Fig. 4.

Sodann schiebe man die außerhalb stehenden Zahlen um 3 Felder in das Quadrat hinein und zwar die obere hinab, die untere hinauf, die rechte nach links und die linke nach rechts. Dann erhält man das fertige M Q (Fig. 1.)

Nach diesem Paradigma sind leicht andere M Q zu konstruieren. Bei der Konstruktionsphase Fig. 4 des M Q der Zahl 5 stehen natürlich überall 3 Zahlen außerhalb (links z. B. die Zahlen 21, 16, 22, wovon sich der Leser selbst durch eigene Konstruktion überzeugen möge), welche um je 5 entsprechende Felder verschoben werden müssen.

Außer dieser mechanischen Konstruktionsart erwähnen wir noch die mathematische. Sie soll erörtert werden an der Hand des M Q der Zahl 5:

Fig. 5.

11	24	7	20	3
4	12	25	8	16
17	5	13	21	9
10	18	1	14	22
23	6	19	2	15

Man bezeichnet die Zahl 5 als die „Wurzel" (= W) des M Q. Dann ist also

$$W^2 = \text{Felderzahl des M Q } (= 25)$$

$$\frac{W^2+1}{2} = \text{Mittelfeld } (= 13)$$

$$\left(\frac{W^2+1}{2}\right) W = \frac{W^3+W}{2} = \text{Summe einer Reihe } (= 65)$$

$$\left(\frac{W^3+W}{2}\right) W = \frac{W^4+W^2}{2} = \text{Summe aller Reihen } (= 325)$$

$$\frac{W+1}{2} = \text{rechte Eckzahl } (= 3)$$

$$\left(\frac{W-1}{2}\right) W = \frac{W^2-W}{2} = \text{linke, zweit-untere Zahl } (= 10).$$ [1]

Aus diesen und anderen Formeln läßt sich direkt ein M Q zusammenstellen. Wir können nicht näher darauf eingehen.

Die Polarität im magischen Quadrat.

Unter den Eigenschaften des M Q soll uns hier nur die Polarität beschäftigen.

Hellenbach legt zur Lösung seiner Frage nach den periodischen Eigenschaften des M Q das Gewicht auf die innerhalb der diagonolen und schrägen Felder stehenden Zahlen. Es lag nahe, behufs Auffindung einer neuen Eigenschaft des M Q, der Polarität, die Eigentümlichkeiten der außerhalb der diagonalen Felder stehenden d. h. der interdiagonalen Werte einer eingehenderen Untersuchung zu unterwerfen.

Soviel aus den verschiedensten Schriften älteren und jüngeren Datums über das M Q zu ersehen war, hatte man bisher zwar die „magischen Kreise" und die Formel $W^2 + 1$ beachtet. Schlägt man nämlich vom Mittelpunkt des M Q aus durch die Mitte der übrigen Felder Kreise, so ist die Summe je zweier von der Peripherie durchschnittenen, einander

[1]) Die Zahl über der linken unteren Eckzahl hat im M. Q. eine ganz hervorragende Bedeutung. Man nennt sie die „Leitzahl" des M. Q. Siehe bei Hellenbach a. a. O. die Leitzahl Napoleons I.

gegenüberstehenden Felder gleich der doppelten Summe des Mittelfelds, also $= 2 \left(\frac{W^2 + 1}{2}\right) = W^2 + 1$. In Figur 5 ist z. B. $25 + 1 = 26$, $9 + 17 = 26$; $7 + 19 = 26$ usw. Aber die magischen Kreise gelten auch von den diagonalen Zahlen z. B. $18 + 8 = 26$. Dagegen hatte man unseres Wissens noch nicht die Summe aller interdiagonalen Zahlen ins Auge gefaßt. Dies wollen wir thun und sehen, was dabei für unsern Zweck herauskommt.

Die interdiagonalen Zahlen des M Q ($W = 5$) sind die folgenden:

Fig. 6.

	24	7	20	
4		25		16
17	5		21	9
10		1		22
	6	19	2	

Durch Addition erhalten wir die vier Quadrantenwerte:

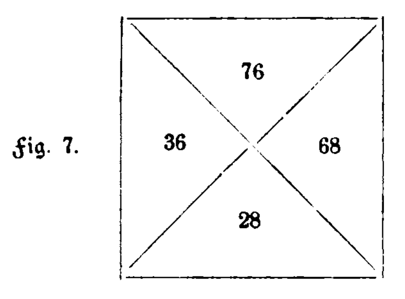


Fig. 7.

Subtrahieren wir dann den Wert jedes Quadranten von dem im Sinne des Uhrzeigers nachfolgenden Wert, so bekommen wir:

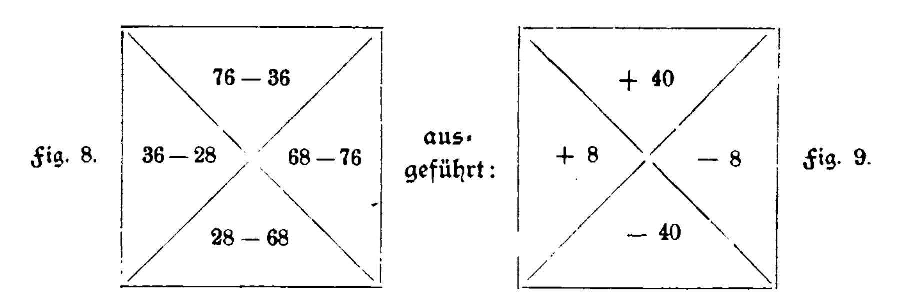


Fig. 8. Fig. 9.

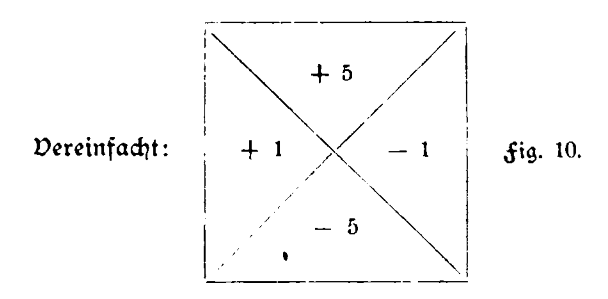


Fig. 10.

Hiermit ist die Polarisation im M Q nachgewiesen und zwar eine doppelte: einerseits + 1 und — 1, andererseits + 5 und — 5. Es ist bemerkenswert, daß 5 die Wurzel des M Q war.

Wir stellen somit den Satz auf: *Subtrahiert man die Summe der interdiagonalen Feldwerte je zweier benachbarter Quadranten eines M Q von einander, so erhält man den Gegensatz der positiven und negativen Wurzel des M Q.*

Wir wollen die verschiedenen vergeblichen Versuche, ehe wir zu diesem Resultat gelangten, nicht hier vorführen. Erwähnt sei, daß sich noch andere Subtraktionsmethoden aufstellen lassen, um Polarisationserscheinungen im M Q nachzuweisen.

Subtrahiert man z. B. statt der *aneinanderliegenden* die *gegenüberliegenden* Quadrantenwerte von einander, so erhält man:

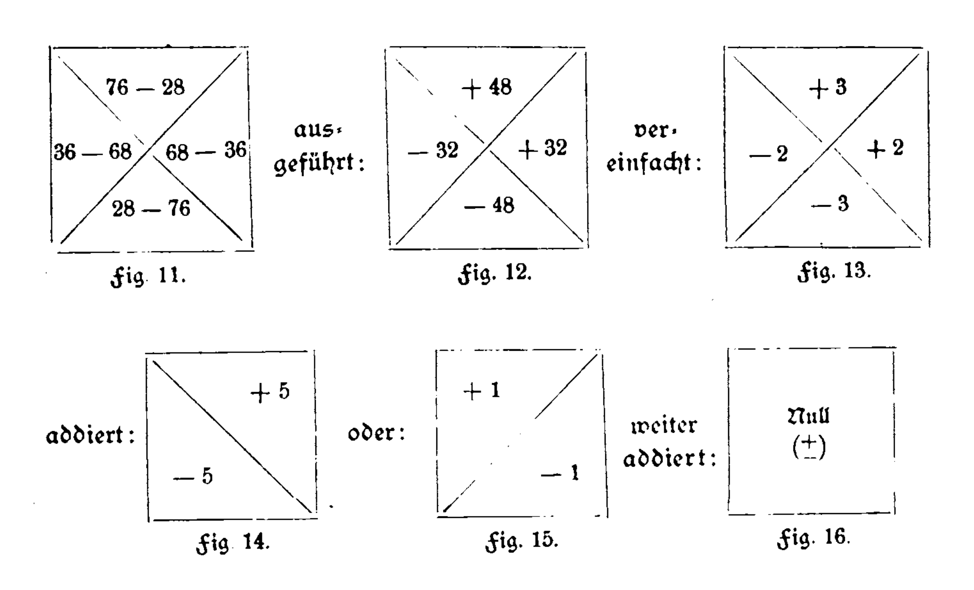


Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13.
Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16.

Ferner kann Fig. 10 weiter behandelt werden nach demselben Modus, wie sie entstanden ist:

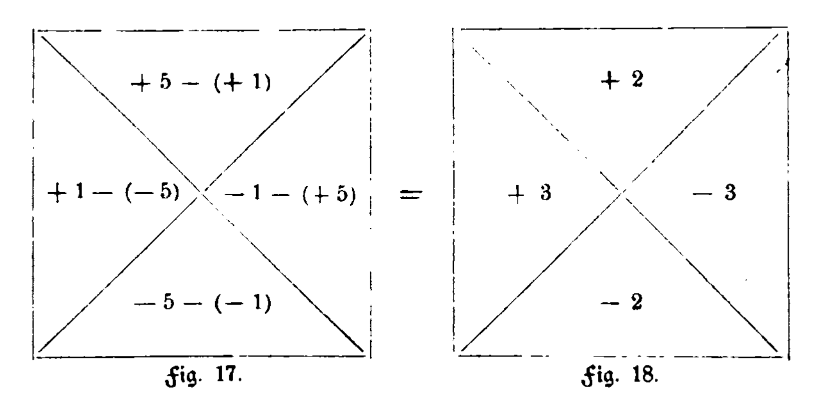


Fig. 17. Fig. 18.

Fig. 18 weiter behandelt, giebt wieder Fig. 10, aber die linke Quadratseite als untere gedacht usw.

Bisher haben wir mit den Summen der interdiagonalen Werte operiert, indem wir die beiden Diagonalen im Werte von je 65 ausschieden: Fig. 6.

Wir können aber auch die vertikale und horizontale Mittelreihe, ebenfalls ja mit dem Wert 65, ausscheiden und mit der Summe der zwischen ihnen stehenden Eckwerte operieren, also mit

Fig. 19.

11	24		20	3
4	12		8	16
10	18		14	22
23	6		2	15

Die Eckwerte, addiert, geben:

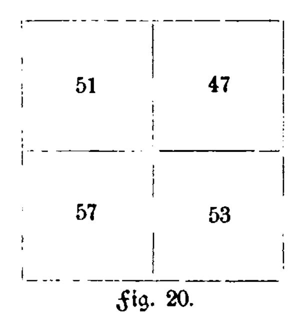


Fig. 20.

subtrahiert:

51 — 57 = — 6	47 — 51 = — 4
57 — 53 = + 4	53 — 47 = + 6

Fig. 21.

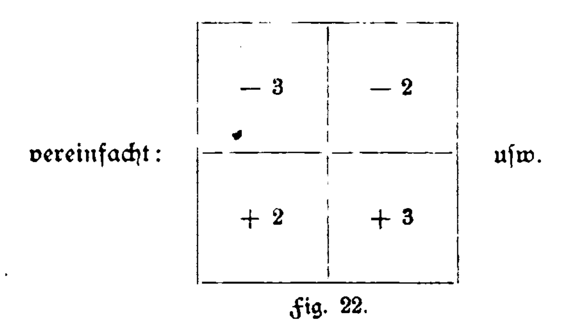


Fig. 22.

Endlich kann man mehrere mittlere z. B. die drei mittleren horizontalen und vertikalen Reihen ausschalten, nämlich:

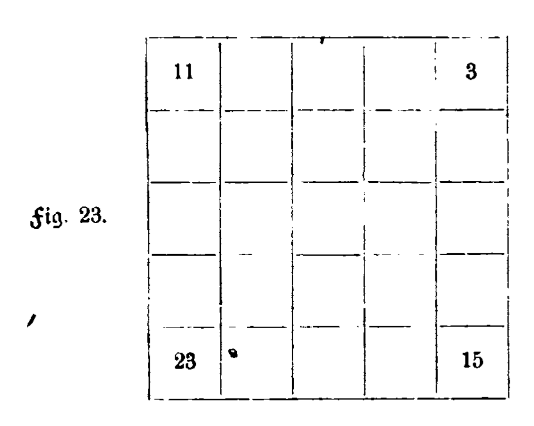


Fig. 23.

hieraus:

11	3
23	15

Fig. 24.

subtrahiert:

— 12	— 8
+ 8	+ 12

Fig. 25.

vereinfacht:

— 3	— 2
+ 2	+ 3

usw.

Fig. 26.

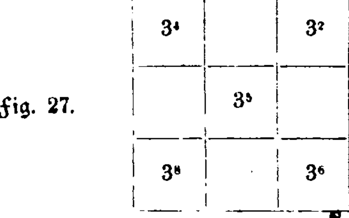
Die verschiedenen Arten der magischen Quadrate.

Um den Leser nicht zu verwirren, haben wir bisher nur eine Art der M Q ins Auge gefaßt. Es giebt aber noch andere Arten.

Wie aus Fig. 5 zu ersehen ist, nehmen in der Diagonale von links oben nach rechts unten die Werte um + 1 zu, in der Diagonale von rechts oben nach links unten dagegen um + 5, also um den Wurzelwert. Eine derartige gleichmäßige Zunahme nennt man eine arithmetische Progression. Unsere bisher betrachteten M. Q. waren also „M Q mit arithmetischer Progression". Ihnen gegenüber stehen die „M Q mit geometrischer Progression". Hier nehmen die Felderwerte nicht durch Addition zu, sondern durch Multiplikation. In der einen Diagonale steigt der Exponent der Potenz um 1, in der anderen um W.

Die Diagonalen des M Q geom. Progr. (W = 3) lautet:

Fig. 27.



3^4		3^2
	3^5	
3^8		3^6

Das M Q selbst ist:

Fig. 28.

81	19683	9
27	243	2187
6561	3	729

In einem M Q geom. Progr. geben natürlich auch nicht die Summen der diagonalen, horizontalen und vertikalen Reihen dieselbe Größe, sondern die Produkte der einzelnen Felder. Also

$$81 \times 243 \times 729 = 19683 \times 234 \times 3 = \text{usw.} = 14\,348\,907.$$

Desgleichen, um die Polarität eines M Q geom. Progr. nachzuweisen, subtrahieren wir nicht die nicht durch Addition erhaltenen interdiagonalen Werte, sondern wir dividieren die durch Multiplikation erhaltenen Werte.



Wir erhalten aus:

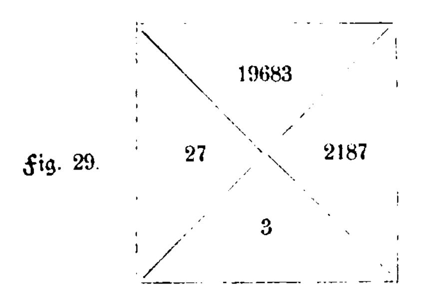


Fig. 29.

durch Division der vorhergehenden Quadranten in den folgenden:

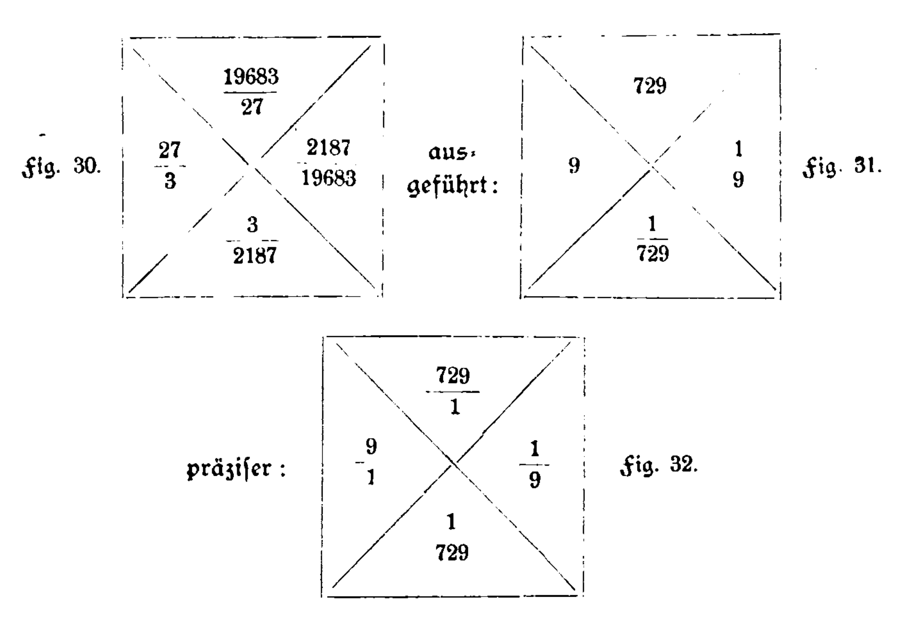


Fig. 30. Fig. 31. Fig. 32.

Die Polarität besteht hier natürlich nicht in + und —, sondern in der Reziprozität der Werte.

Scheidet man statt der diagonalen die vertiko-horizontalen Reihen aus, so erhält man:

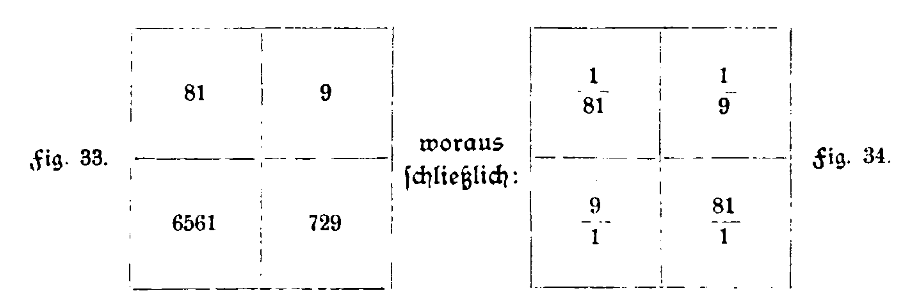


Fig. 33. Fig. 34.

Alle Operationen gelten also ceteris paribus wie beim M Q arithm. auch beim M Q geom. Progression.

Beide Arten von M Q haben aber wiederum ihre Unterabteilungen. W kann nämlich entweder eine ungerade oder eine gerade Zahl sein. Bisher haben wir nur „M Q ungerader Zahlen", z. B. 3, 5, kennen gelernt.

Ein M Q arithmetischer Progression mit grader Wurzel = 4 ist z. B. folgendes:

Fig. 35.

17	4	3	14	= 38
6	11	12	9	
10	7	8	13	
5	16	15	2	

Polarisieren wir dies M Q, so erhalten wir:

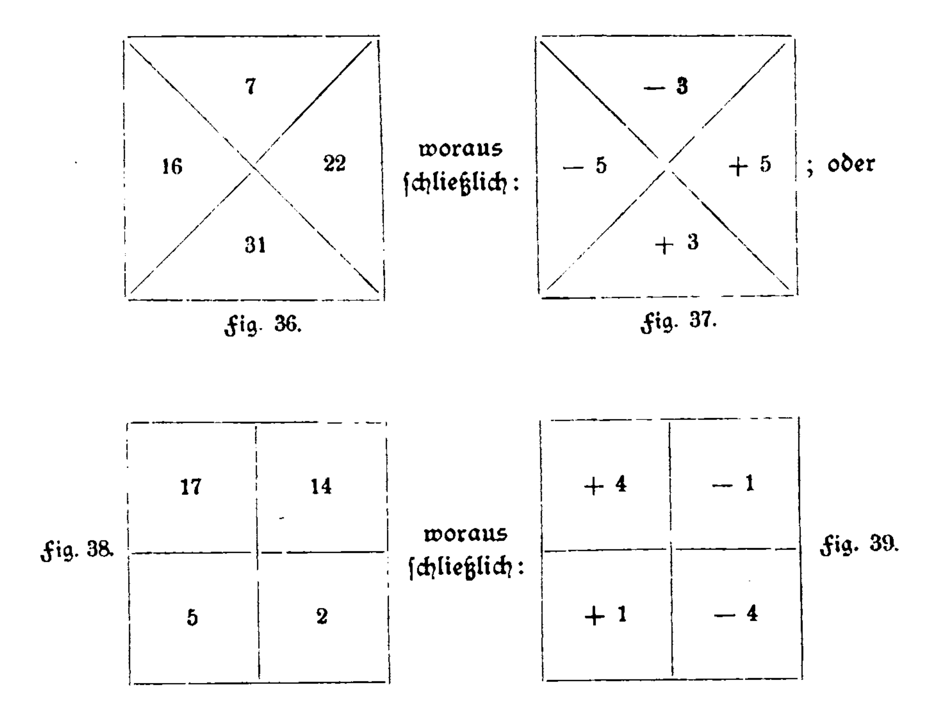


Fig. 36. Fig. 37. Fig. 38. Fig. 39.

Ein anderes Beispiel eines M Q arithmetischer Progression mit gerader Wurzel = 6 ist noch folgendes:

Fig. 40.

73	63	15	17	55	5
7	53	27	25	47	69
9	31	41	43	37	67
11	39	33	35	45	65
57	29	51	49	23	19
71	13	61	59	21	3

Als Beispiel eines MQ geom. Progression mit gerader Wurzel = 6 möge endlich dienen:

34359738368	1073741824	64	128	67108864	2
4	33554432	4096	2048	4194304	8589944592
8	16384	524388	1048576	131072	4294967296
16	262144	32768	65536	2097152	2147483648
134217728	8192	16777216	8388608	1024	256
17179869184	32	536870912	268435456	512	1

Fig. 41.

Das Produkt einer Reihe zu bestimmen, sowie dieses M Q zu polarisieren, wollen wir der Geduld des Lesers überlassen.

Schluß.

Wenn nun Hellenbach sagt:[1]) „Mir ist es also nicht gelungen, über die Periodicität hinaus, die durch das Tetragramm respektiert wird, etwas zu finden, was den Ausspruch der Alten rechtfertigen würde; ich kann in dem Tetragramm nur eine graphische und abgekürzte Darstellung des periodischen Systems sehen", so sind wir anderer Ansicht. Uns ist es in der That gelungen, über die Periodicität hinaus die Polarität im M Q nachzuweisen.

Plus und minus, das ist die Lösung des gesamten „Dasein"-Rätsels! Ob nun dies + und — das eine Mal Rot und Grün, das andere Mal Mein und Dein, das dritte Mal Anziehung und Abstoßung, das vierte u. s. w. Mal Sommer und Winter, Mann und Weib, Lust und Leid, Körper und Geist, Evolution und Involution, Aktion und Reaktion u. s. w. u. s. w. genannt wird, das ist gleichgültig, das ist nur formell, aber nicht wesentlich. Natürlich hat dies + und — ein apolares, indifferentes tertium comparationis, nämlich (+), in welchem die Gegensätze sich ausgleichen. Ob nun dieser Indifferenzpunkt das eine Mal Weiß, das andere Mal Unser, das dritte u. s. w. Mal Frühling, Gleichgewicht, Seele, Nirwana u. s. w. genannt wird, das ist natürlich wiederum völlig nebensächlich angesichts des allgültigen Polarisations-Gesetzes.

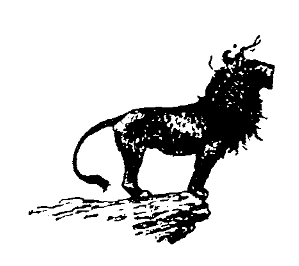
Während die polare Differenzierung die Lösung vom „Daseins"-Rätsel ist, ist die apolare Indifferenzierung die Erlösung vom Dasein, das absolute „Sein", das Nirwana. (cf. Fig. 16.)

Alle diese Ideen sind in der That aus dem M Q heraus zu lesen, es ist von den Alten mit vollem Recht der Schlüssel aller Erkenntnis genannt worden.

So schließen wir denn mit Remmelin, in der Hoffnung, daß „die | so der Zahlen Natur erforschen | sich erlustigen | Andere aber | in dieser sach ihrer vnrecht gefaßten Gedanken | loß werden könden".

---

[1]) a. a. O. S. 70.





Aus einem Tagebuche von Visionen.[1]

Von

M. F.

18. Febr. 1890. — Es war schon spät. Die Morgensonne ergoß schon ihre Strahlen durch das Fenster meines Schlafzimmers; ich lag noch im Bette, aber war hell wach. Ein seltsames Erlebnis der Nacht beschäftigte meine Gedanken; aber vergebens — ich konnte es nicht Ausdenken. Mich erfüllte nur aufs Innigste der Wunsch, die seltsame, befriedigende Vision festzuhalten, die so plötzlich im Schlafe über mich gekommen war. Ich sah eine wunderbare, märchenhafte Stadt, wie vor angen Zeitaltern, zerbrochene Marmorsäulen und -Statuen, zerfallene Paläste von offenbar großartiger Architektur — und alles dies vor meinem völlig wachen Bewußtsein in einer seltsamen schönen und wohlthuenden Beleuchtung . . . Nur einen Augenblick, dann war alles verschwunden . . . Ich fühlte mich glücklich und friedlich, als ich erwachte, ich hatte einen unbestimmten Eindruck wie von etwas, das ich lange, lange vergessen hatte . . . .

23. Juni 1890. — Es war etwa zehn Uhr, als ich zu Bette ging. Ich war gerade im Begriffe einzuschlafen, da sah ich plötzlich ein seltsames Bild. Wie in weiter Ferne, unten auf einem kleinen offenen Platze, mit Bäumen umgeben, spielten Männer und Frauen von winzig kleiner Gestalt, einige schaukelten sich auf Seilen, die zwischen den Bäumen befestigt waren, und bekleidet waren sie mit wunderschönen farbigen Gewändern. . . . Nur ein Augenblick wars, dann war wieder Alles verschwunden. Ich erwachte, die Uhr war zwei Minuten nach zehn.

22. Oktober 1890. — Dies war eine denkwürdige Nacht. Ich lag im traumlosen Schlafe, als plötzlich mein ganzes Bewußtsein hell erwachte; ich fühlte etwas wie eine sanfte Erschütterung und hinaus flog ich in ein unermeßliches Meer von Licht; weithin in die hohen und tiefen Fernen des Raumes schaute meine Seele, wie wenn sie alle Geheimnisse der Natur ergründen wolle; dann, voll der Wunder, taumelte sie — und flog zurück.

2. März 1891. — Eine Vision alle Visionen. Habt ihr wohl den letzten Gesang von Dantes göttlicher Komödie gelesen, habt ihr gelesen, wie er zum Himmel empor getragen ward und wie er den Kuß der

[1] London, 15. Sept. 1893. Lucifer Nr. 73.

Natur empfing? Wer das gelesen, dem brauche ich nichts weiter zu sagen, denn ich fühle mich ohnmächtig, das wiederzugeben, was ich sah, und das, was ich empfand.

28. Juni 1892. — Offenbar meine letzte Vision. Ich sah einen Mann vor mir stehen; schweigend stand er da, seine rechte Hand auf eine zerbrochene Säule gestützt; seine Züge waren regelmäßig. Als ich ihn ansah, fühlte ich ein seltsames Verlangen, daß er reden möchte. Dann sprach er; und jedes Wort, das er mir sagte, kam mir ganz besonders schön vor:

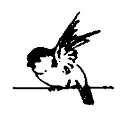
„Jetzt bist du zufrieden. Du hast nun Beweise genug erhalten, um dich von der Wahrheit der Lehre, die euch gegeben ist, zu überzeugen. Dir wurden diese Gesichte gezeigt, um deinen schwierigen Weg fester und sicherer zu machen. Du unsterbliches Wesen hast die Stadt deines früheren Erdenlebens von dem gegenwärtigen gesehen.

„Du hast die Elementalen gesehen, die in Erdgebundenheit auf ihrer eignen Daseinsebene leben.

„Du wurdest hinaufgetragen zu den Göttern, in das zukünftige Dasein des Menschengeschlechtes.

„Du unsterbliches Wesen wardst emporgehoben zur Stätte des Allerhöchsten, woher Schmerz und Freude quellen: für jeden das, was sein ist. Du warst dort in vollem Bewußtsein deines unsterblichen Selbstes. Du empfingest den heiligen Kuß und — Du wardst zurückgebracht.

„Keine weiteren Beweise! Wisse nun und übe es; verwirkliche das, was Du weißt! An jedem Ort des Raumes, in jedem Punkt der Zeit, in jedem Zustand des Gemüts, herrscht — völlige Harmonie; denn alles steht unterm Gesetze, und keine Bewegung giebt es ohne solches. Nur der vollendete Friede ist außerhalb des Gesetzes — jener Friede, nach dem dich so sehr verlangt".

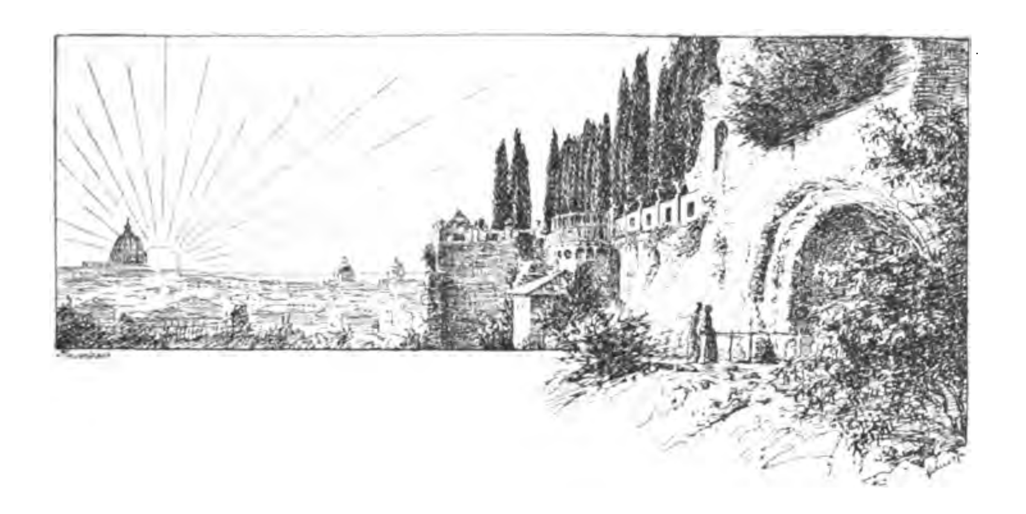


Ein Meister spricht:

Ein naturgemäßes Leben, ein offener Sinn, ein reines Herz, ein eifriger Verstand, ein unverhülltes geistiges Wahrnehmen, Brüderlichkeit für Alle, Bereitwilligkeit, Rat und Unterweisung zu erteilen und zu empfangen, kühnes Eintreten für die erkannten Wahrheiten, mannhaftes Ertragen aller Ungerechtigkeiten, die Einem selbst widerfahren, mutige Verteidigung derer, die man ungerecht behandeln und verläumden sieht, dabei das Auge beständig gerichtet auf das ideale Ziel des Fortschreitens der Menschheit und der endlichen Vollendung — so erklimmt man die goldenen Stufen jener Treppe, die hinaufführt zum Tempel der göttlichen Weisheit.

M.





Geistesentwicklung in der Kunst.

Von

Franz Evers.

Es handelt sich heute in der Kunst mehr denn je um Bewußtwerden. Mehr als je zuvor zeigt sich in unserer künstlerischen Produktion ein nervöses, ja übernervöses Feinempfinden, das mit fast medizinischer Genauigkeit selbst den noch ganz unentwickelten und embryonenhaften Seelenempfindungen nachzugehen versucht, und anfängt, den Menschen und seine Lebensbeweglichkeit auch in den allerletzten Ursachen und deren ersten Mitteln zu fühlen, zu verstehen. Bei solcher Produktionsart, die von Musik, Farbe und Bewegung übervoll ist, gewinnt die Physiognomie der Kunst dann wohl oft einen nervösen, manchmal verzerrten Ausdruck; und so kommt es, daß eingebildete Gesunde anfangen, sie pathologisch zu betrachten.

Das pathologische Betrachten der Kunstjünger und ihnen in der Produktion nahestehender Schöpfer ist nun allerdings keine schwierige Sache. Namentlich aber ist es die billige Methode derjenigen, die sich für ganz besonders gesund halten; und das thut in der Beurteilung anderer fast jedermann.

Ja, die Gesundheit! Alles, was möglichst an Fleischesfülle leidet, was dem Tiere gleich seinen Lebensberuf erfüllt, Hunger und Durst stillt um der Gerechtigkeit willen und jede andere Lebensbethätigung nach seinem Leibeswohlbehagen beurteilt — das alles hält sich für durchaus gesund. Diejenigen aber, welche außer solch brutaler Lebensbefriedigung in ihrem Handeln und Geschehen auf Erden noch andere Bedürfnisse zu befriedigen suchen, die aus seelischen und geistigen Impulsen heraus ihren Weg gehen, deren Hirnthätigkeit schneller, schaffender funktioniert, als die der Vielen, sie werden entweder für staats- und „menschheits“gefährliche Individuen gehalten, oder aber zu den harmlosen Phantasten und Seelenfetischisten gerechnet.

Seelen-Fetischismus! das ist so ein neues Wort, das die liebe medizinische Wissenschaft sich münzte, um für eine wieder neuentdeckte Abart „pathologisch zu betrachtender" Menschlein eine wieder neue Rubrik zu haben. Es liegt ja so unendlich viel Methode, schöne Methode darin, allem, das nicht in ein unfehlbares Schulsystem hineinpaßt, ein schöngezimmertes Schubfach mit so und soviel Begriffsbestimmungen anzuweisen. Dort wird es dann solange eingeschachtelt, bis neue Verständige für solchen unbegriffenen Frühkeim eintreten, ihn zu seinem Rechte kommen lassen und ihn endlich vielleicht mit einiger Entrüstungsbegeisterung auf eine höhere Stufe ihres Begriffssystems hinaufschrauben.

So wird es auch vielen von den jungen und jüngsten Kunstbeflissenen gehn, wenn sie erst mehr Entwicklungs- und Bethätigungsboden gefunden haben; man wird sie zunächst pathologisch betrachten; man wirft sie zu den Seelenfetischisten.

Es ist ja garnicht mehr zu leugnen, daß es auf dem Gebiete der Kunst, selbst der reinsten und unvermischtesten, heute schon ebenso stark keimt wie auf allen anderen Gebieten. Die Bedürfnisse sind andere geworden, zunächst in den Schaffenden selber; ob beim Publikum, das hat noch nichts zu bedeuten, denn „das Publikum" ist grade jetzt stark mit sozialen und national-ökonomischen Fragen beschäftigt, mehr jedenfalls, als mit denen der schönen Wissenschaft und des ästhetischen Genusses.

Aber die Schaffenden selber tendiren stark nach innen hin. In ihrer Nervosität, in ihrem Stimmungs- und Farbenrausch liegen die Keime einer neuen starken Gefühlskraft; das muß immer wieder betont werden. Es steht fest, daß wir mit starken Schritten einer Kunst der Innerlichkeit, einer Seelenkunst entgegengehen. In der Dichtung ist das unverkennbar, und die Dichtung wird gerade jetzt von Jahr zu Jahr wieder triebkräftiger, sie wird an ewigen Problemen gewinnen, wenn sie den vollen gesunden Entwicklungsboden der neuen Gefühlswelt ganz genau kennen gelernt hat. Jene geschmacklose, aber notwendige Revolutionssucht der sogenannten „Jüngsten" in der Litteratur ist geschwunden; man ist ruhiger geworden; man hat vielerseits gelernt und sucht zu lernen; aber vor allen Dingen: man schreit nicht mehr so sehr in bombastischen Phrasen, sondern man sucht zu schaffen und arbeitet an sich. Und dieser Schwerpunkt ist festzuhalten. Wenn auch den Vielen der jetzt noch manchmal stark nervöse, abgerissene und abgehackte Stil moderner Kunstproduktion unbehaglich und ungenießbar erscheint, — sie mögen sich gedulden. Noch einige Jahre, und auch da ist die feste Form wiedergewonnen, mit Ruhe und gestaltender Beherrschung. Die Erreichung dieses Zieles aber wird den Allerjüngsten leichter, die jetzt noch zum großen Teil ihrem ersten Wachstume Opfer bringen, und deren Entwicklungsfasern noch weicher und gestaltungsfähiger sind. Jedenfalls haben wir die ersten Keime einer Seelenkunst, und das ist ein schöner Trost, den der Psychologe allerdings nicht nötig hatte, da er alles begreift. Nicht Musik und Farbe allein werden den Boden dieser Seelenkunst befruchten, sondern die Linie wird wieder zu ihrer Geltung

kommen: die Form mit ihrem festhaltenden Charakter. Denn die Form, die scharfgeschnittene Form in ihrer letzten Vollendung muß für die neue Gefühlswelt in der Dichtung noch geschaffen werden; und das wird das nächste Ziel sein. Ist aber diese plastische Gestaltung erreicht, hat die Idee aus der Stimmung, ja aus dem Stimmungsrausch heraus ihre Auferstehung gefeiert, dann wird auch die junge Kunst mehr Ewiges bieten, sich mit mehr großen Gedanken und Daseinsfragen beschäftigen können, ohne dabei an unmittelbarer Lebendigkeit zu verlieren, sondern im Gegenteil: sie wird die Genießenden mit mehr Wucht und Wirkung mit sich reißen können. Dieser große Zug fehlt noch, und seine Keime sollten mit Bewußtsein entwickelt werden. Denn nicht nur unbewußte, die Natur reflektierende Stimmung, sondern bewußte Gestaltung jener Gefühlsfaktoren wird zur Kunstblüte; — Bewußtsein und Linie sind hier identisch —.

Damit ist nun nicht einer klug erklärenwollenden, trockenen Didaktik das Wort geredet, gewiß nicht! Die Kunst sollte lernen, noch mehr im Gefühle mitzureißen, sie sollte fanatischer werden; und das kann sie nur, wenn sie aus dem Rausch zum Selbstbewußtsein sich emporringt; denn im Grunde ist ja jeder Künstler, und namentlich jeder große Künstler Fanatiker, Seelenfanatiker möchte ich sagen.

Der letzthin zu Weihnachten erschienene II Jahrgang des „Modernen Musen-Almanachs“ weist nun entschieden mehr gesunde Keime einer neuen Gefühlswelt auf, als der I Jahrgang 1893 desselben Almanachs. Es ist das sehr erfreulich, zumal wenn man die Hoffnung hegen darf, daß alles Jenes, was sich noch an Verzerrung und nervöser Ueberhast darin findet, wohl einmal gänzlich daraus verschwinden wird. Starke, tüchtige Keime sind jetzt genug vorhanden; und die Seelentechnik mancher Beiträge zeugt in ihrer unendlichen Feinheit von intimer und großer Lebensempfindung. Auch die Stoffe und Vorwürfe werden mannigfacher, vielgestaltiger; man beginnt an Weltprobleme hinanzutreten und steigt nicht nur in die ruhelosen, ewigbewegten Tiefen der Gefühlswelt; man behandelt nicht nur die äußeren sozialen Lebensbilder, das Elend des vierten Standes, sondern sucht auch in die stillen offenbarenden Gründe der Gedanklichkeit, der Daseinserkenntnis zu dringen. Das geschieht beim Künstler natürlich stets mit Hilfe mehr oder weniger großer Intuition, während der Intellekt dabei nur die Rolle eines Kontroleurs zu spielen hat. Allerdings ist diese Rolle von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit; sie läßt den Künstler das aus dem Unbewußten Emporschießende und in seinen Schöpfungen sich Realisierende bewußtermaßen erkennen und ihm letzte Gestaltung und Form verleihen. Dies das Schaffen stets begleitende Bewußtsein ist das Zeichen, daß die Station einer neuen Bildung erreicht ist; dann wird das Kind zum Manne. Und bei fortdauernder Abklärung dieses Bewußtseins ist es nicht ausgeschlossen, daß die künstlerische Entwicklung an Mannigfaltigkeit und Weitblick noch über den Goethegipfel hinauswächst. Mit dieser Erkenntniß wächst auch in jedem Schaffenden der Wille, die unerschütterliche Kraft der eigenen Arbeit.

Daß in dem neuen „Modernen Musen-Almanach“ neues tieferes Wollen zum Ausdruck kommt, als es im allgemeinen die letzte Revolutionszeit der Kunst aufweist, zeigen die Beiträge von Ernst Rosmer, Loris, Hart, Schlaf, Przybyszewski und Dehmel (der hier mit einem teilweise wertvollen, teilweise höchst überflüssigen Brief an den Herausgeber vertreten ist) zur Genüge. Nur die letzte Form, das organische Ausdrucksmittel für diese Anstrebungen ist noch nicht gefunden. In Ernst Rosmers prächtigem „Märchen vom Leid“, wo ein König das Leid suchen geht, um es endlich durch Unglück, Verzweiflung und Gram zu finden, stört manchmal der etwas zu abrupte Stil, und Schlafs „Frühling“, dieses Lied der bejahenden stillen Lebensfreude, der bewußten, die selbst das Leid mittels dessen Erkenntnis besiegt, ist zu weit ausgesponnen im Einzelnen und wirkt häufig allzu eintönig.

Das lyrische Gedicht, das nicht mehr und nicht weniger will, als lust- und leiddurchhauchte Herzenswinkel des Innern an die Außenwelt zu bringen, sei es mit Zuhilfenahme des Seelenerlebnisses oder landschaftlicher Symbolik, wird gut vertreten durch Falke, Henckell, den lebendigen Liliencron, die tiefglühende Maria Janitschek, Weigand, Evers und besonders Bierbaum selber, den Herausgeber. Bierbaums „Lied“ heißt:

Die Nacht ist nieder gangen,
die schwarzen Schleier hangen
nun über Busch und Haus.
Leis rauscht es in den Buchen,
die letzten Winde suchen
die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,
dann bleibt der Atem stehen
der müden, müden Welt.
Nur noch ein zages Beben
fühl durch die Nacht ich schweben,
auf die der Friede seine Hände hält.

Man achte auf die letzte Zeile und gehe ihrer Empfindungswurzel nach: das ist einfach und tief, das ist gefühlt. —

Nun müßte man einen Strich machen und fragen, was sollen uns aber Dauthendey's „Gesänge der Düfte“ und manches Andere und was soll uns Heinz Tovotes Porträt? — nichts, gar nichts. Tovote möge die Kunst noch weiter verloddern lassen, seine Kunst meine ich — das interessiert uns nicht. Aber wir verzichten gern auf sein Bild. Auch Felix Dörmann's greisenhafte Blasiertheit ist kein Köder für lebendige Seelen- und Vollmenschen; sein lyrischer Zeilenwitz à la Heine am Schlusse seiner Gedichte ist einfach widerwärtig. Dann wäre noch so Verschiedenes zu rügen, so manche Unzulänglichkeit; aber es hält bei einem derartigen umfangreichen Sammelbuche schwer, psychologische Analysen über die einzelnen Beisteurer und ihre Produkte anzustellen, wenn nur wenig Raum dafür zur Verfügung steht. Zwar sagt der Herausgeber im Vorworte, der „M. M. A.“ wolle eine palästra musarum der aufsteigenden künstlerischen Generation in Deutschland sein und, soweit dies möglich, einen Ueberblick über das vielgestaltige Leben bieten, das sich im Schaffen der Jüngeren und jener Aelteren zeigt, die im Streben mit der neuen Generation eins oder verwandt sind; und eine palästra musarum sei kein Fechtboden für kritische Gänge. Allerdings nicht; wohl aber ist es nötig, bei der



weitesten Gerechtigkeit eine gewisse Grenze für die Aufnahmefähigkeit der einzelnen Beiträge sich zu ziehen, kurz die Physiognomie so einheitlich wie möglich in ihren Grundlinien zu gestalten. Nun — das wird kommen; die Verheißung ist gegeben. Und die Verlagsanstalt von Dr. E. Albert & Co., die sich der jungen Kunst (allerdings manchmal sehr wahllos) so anerkennenswert gewidmet hat, wird wohl gut thun, auf diesen M. M. A. ihre Hauptkraft zu werfen, damit er nach Jahren wirklich ein Muster dichterischen Schaffens in auch musterhaft künstlerischer Ausstattung werde, gediegen und aristokratisch in Form und Inhalt. Und auch der Herausgeber wird wohl seinen guten Geschmack, sein feines ästhetisches Empfinden mehr und mehr zum Ausdruck bringen können. Das wäre wünschenswert, aufdaß die Keime, die triebkräftig in unserer Dichtung emporschießen und bereits tüchtig gedeihen und erstarken, in jenem M. M. A. jährlich ein Sammelbeet ihres Wachsens und ihres Wertes fänden.

Auf rein menschlichem Erlebnisboden die hohe Königspalme der Idee: sie sei das Ziel einer lebendigen Seelenkunst, das Ziel unserer plastisch gestalteten Innerlichkeit. Unter diesem Idealismus wird die junge Kunst voranschreiten und siegen, siegen über das himmelblaue Phantasiereich bleicher, lebloser Traumpoesie, wie über die erstickende Wirklichkeitssucht des grobschrötigen konsequenten Realismus. Sie wird in der Menschen Leib und Leben Licht hineintragen, sie wird an Idealität gewinnen und die Herzen mit sich reißen und schneller klopfen machen in ihrer lebendigen befreienden Wirkung. Aber sie behalte ihr Ziel im Auge.

Dieser frische Idealismus erfüllt sich in allen Ländern. In Frankreich wird neuerdings gegen Zola, diesen mächtigsten aller Realisten, Front gemacht; man rechnet ihn zu den „Alten", und eine Schaar junger Kräfte scheint eine Reaktion herbeiführen zu wollen. Ob diese von weitgehender Bedeutung sein wird, bleibt abzuwarten; das hängt von der Stärke und Ausprägung ihrer Individualitäten ab. Vorderhand sind ihre Auslassungen noch etwas schwärmerhaft und voller unklarer Phrasen. Doch sei hier aus dem „Mercure de Paris" aus einem der bedeutenderen Aufsätze einiges entnommen, das gewiß von Interesse sein dürfte und sich in deutscher Uebersetzung im Oktoberheft der „Freien Bühne" findet:

„Man höre doch endlich auf, das Wiedererwachen des Idealismus als einen Rückschritt zu bezeichnen. Der Idealismus des zwanzigsten Jahrhunderts wird nicht der des Mittelalters, nicht einmal der der Alexandriner sein. Zola nehme es nicht übel: dieser Idealismus wird weit fortgeschrittener, weit moderner, weit *wissenschaftlicher* als sein Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts sein. — „Das Ideal ist die durch eine Seele sublimierte Natur." Wohl verstanden, Natur ist hier im allgemeinsten, im erhabensten Sinn genommen: was da *ist* die Substanz, die Menschheit, das Leben. Das Leben — das ist der rechte Ausdruck, und ich würde willig diese Version annehmen: „Das Ideal ist das durch die Seele sublimierte Leben." — Hören wir Remy de Gourmont: „Schopenhauer faßt die durch Kant aufgestellten Prinzipien des Idealismus also



zusammen: „Der größte Dienst, welchen Kant uns geleistet hat, ist seine Unterscheidung zwischen der Erscheinung und dem Ding an sich, zwischen dem, was scheint und dem was ist; er hat gezeigt, daß zwischen dem Ding und uns immer die Auffassungskraft steht und daß es folglich von uns nie so erkannt werden kann, wie es ist."

Und Charles Morian sagt: „Es ist jedoch das Erzittern des Lebens selbst, was die Kunst verewigt, aber eines in dem Heim seines Gehirnes zugleich konzentrierten und verherrlichten Lebens. Was denn auch jedem Künstler vorschreibt, die knechtische Nachahmung des Sichtbaren zu fliehen und jedem Dichter die Notwendigkeit, zu symbolisieren. Nur durch das Symbol ist jene Intensität des Lebens, die keine geschriebene Nachahmung je erreichen würde, zu kondensieren, und kann sie von andern erfaßt werden. Die Lebenswahrheit bleibt also das Ziel, die Nahrung und der Ruhm der Kunst; aber nicht die unvermittelte Wahrheit der gemeinen Aufrichtigkeit, wie bei einem eidlichen Zeugnis vor Gericht, oder die eines Reporters, oder selbst die einer leidenschaftlichen oder einer psychologischen Untersuchung." —

Albert Aurier sagt: „Ein Kunstwerk ist ein neues Wesen, das nicht nur eine Seele besitzt, sondern eine doppelte (die des Künstlers und die der Natur: Vater und Mutter). Das einzige Mittel, in sein Verständnis einzudringen, ist die Liebe. Das einzige Mittel also, ein Kunstwerk aufzufassen, ist, sich darein zu verlieben. Dies ist möglich, da das Kunstwerk ein beseeltes Wesen ist und seine Seele durch eine Sprache offenbart, die man zu erlernen vermag. Es ist sogar leichter, für ein Kunstwerk wahrhaftige Liebe zu fassen, als für ein Weib (?), weil im Kunstwerk die Materie kaum vorhanden ist, und fast niemals die Liebe in Sinnlichkeit ausarten wird. Man wird diese Methode vielleicht Mystik nennen. Dann sage ich: Ja, es ist Mystik darin, und zwar die Mystik, die wir heute brauchen, und die allein unsere Gesellschaft vor der Verrohung, der Sinnlichkeit und dem Utilitarismus retten kann. — Wir müssen wieder Mystiker werden. Wir müssen die Liebe wieder lernen, die Quelle alles Verständnisses."

Arbeite jeder an sich und gebe er sein Bestes und Innerstes, dann kann der Sieg nicht ausbleiben; denn „des Künstlers Muse ist seine eigene hohe Seele". — Die Jahre müssen es bringen; und das neue Jahrhundert, das so viel zu entscheiden hat, möge auch hier Richter sein.





Ein glückseliges Christfest.

von

Peter von Hamm.

Der frohe, weihevolle Abend war angebrochen. In verhalten glück-lichem Tempo klopften Kinderherzen; immer goldflüssiger sprach der ansagende Schein des verschlossenen Zimmers durch Schlüsselloch und Ritze.

Nun endlich! Hereinbrechender Jubel, und erste Bekanntschaft mit den Geschenken. Dann hat der knisternd stille und voll brennende Baum so etwas Anheimelndes, als ob er sich selbst und seine eigenen Gaben genieße, so etwas von Elternfreude. Das ist ein voller Sommer des Gebens, des liebevollen Schenkens, voller Freude und stillem Jubel. Aber auch im Krankenhaus ist Freude, und wohl die höchste von allen. Dort Vorbilder, hier Erfüllung.

Schwester Vinzenze fühlt ihre Auflösung. Sie ist noch jung; kaum die Dreißiger hat sie angetreten. Aber das fromme sanftentschiedene Heldentum Christi, das ununterbrochen an allem Elende, aller Wider-wärtigkeit, allen Gefahren der Krankheiten vorbeiführt, bis dann in der Regel endlich eins dieser Uebel die Großgemute niederstreckt, läßt selten zu hohen Tagen kommen. Das Kloster ist besonders hier erhebender: Lebensverzicht, Verzicht um des edleren Gehaltes willen.

Der Soldat ist tapfer, er geht dem Feinde entgegen — ja; aber er lockert sein Dasein; sowie der Kasernendruck nachläßt, trinkt er und wettert. Die Streiterin, die Amazone Christi aber kennt nur Pflicht und Verzicht, Gebet und Demut; ihr naht der Tod nicht bunt und berauschend und plötzlich, sondern sicher, langsam, unscheinbar. Sie sieht ihr ganzes Leben sich sterben.

Gräfin Julia von der Lippe hatte Stand und Jugendreiz gern ge-opfert, als der höhere Ruf an sie ergangen war, den sie als Vorzug empfunden hatte. Darum war sie auch so freudig, so demütig gewesen. Sie hatte ihren ganzen Adel nunmehr in ihren Pflegerberuf gelegt, und das mußten auch wohl die Kranken wissen; denn fast erregte es ein wenig die Eifersucht ihrer Schwestern, wie alle Alle so gern von ihr gewartet, und — so es Not tat — aufs Ende, aufs gottergebene Sterben vorbereitet sein wollten.



Freilich ein kleines Bedauern nagte doch auch am Glücke, an der stille wartenden Freude der Schwester Vinzenze: die Zeit der Mühsal wahr wohl etwas zu kurz gewesen. Und dann hatte sie auch fast Angst, als wenn sie der Tod zu leicht, ja fast leichtfertig, oberflächlich und opferlos träfe. So liegt sie selig lächelnd da, mit feierlich geröteten Wangen; nur ein genesendes Kind, eine junge Mutter nur atmen fast ebenso leicht glücklich. Die Stunden schlagen. Wie sie so leicht gleiten, so angenehm die Stunden und so schnell! Nichts stört mehr, nichts Irdisches mehr; schon abgetan ist der Leib, schon liegt der Grenzwall der Schmerzen leicht hinter ihr. Sie ahnt, Todeskampf wird sie nicht haben. So gehören diese paar Stunden ungestört, frei und leicht der Betrachtung: Stunden so leicht und so folgsam, wie solches im Leben nicht möglich ist, da alsdann der Leib, auch der besterzogene, der Seele gegenüber zu schwer, zu hartnäckig ist.

Vinzenze weiß, wenn sie zur Christmesse läuten, dann läutet's auch für sie, — und wenn sie singen — wie gerne hörte sie zu einst, wenn sie grade zur Pflegeaufsicht zurückbleiben mußte, wie gern lauschte sie auf den zarten feierlichen Gesang, wenn er aus dem zarten Licht der hohen Kirchenfenster so golden zu ihr herüberblühte, wie gern hatte sie gelauscht.

Doch stille . . . nun Sammlung. Im inneren Ohr ihrer himmelbereiten Seele vernahm sie leise, verheißende Töne. Und ernst lag sie da; nur die Lippen regten sich. Und da es nun läutete, reichte sie ihren Schwestern so glücklich die Hand. Auf Wiedersehen!

Sie haben ausgeläutet: so hell und seelenfrei und leicht! so drangvoll still und so klar.

Fast empfindet sie nicht mehr, nur so ganz innen versteckt. So läßt sie sich von den Fluten staunender Seligkeit überwogen und wieder überwogen. Und ganz leise wächst ihr Himmelssinn der Seligkeit entgegen, der ewigen inneren Seligkeit.

Die Kirche ist beendet.

Und wieder treten die Schwestern ans Bett. Dort holen sie ihr Weihnachtsgeschenk, nehmen still den Wunsch der Vorausgegangenen von den lieben, stilllächelnden Lippen: „Fröhliches Christfest!“ Sie stehn lange. Und nur mit Widerstreben können sie ihr Sinnen fortziehn von den seligen Zügen, denn bei ihnen hat auch dieser Tag seine Arbeit. Das Leiden ruht nicht — so auch nicht die Liebe.

Aber auch sie werden einst solch einen Weihnachtstag haben. Das tröstet sie, ermutigt sie, — die Kranken spüren es.





Psalmen.

Von

Franz Evers.

Der achte Psalm.

Meine erste Wahrheit ist die Macht des Ichs, ihr meine Brüder.

Die Macht des Ichs ist euer erster Aufstieg zur Erkenntnis.

Die Macht des Ichs heißt die erste Säule zum heiligen Tempel des Mittags.

Macht über euch selbst in euerm Innern, das sollt ihr zuerst erstreben.

Macht durch euch selbst aus euerm Innern, das sei euer zweiter Schritt.

Und Macht über alle eure Brüder durch die Gottgewalt eures Ichs: das sei euer dritter Wanderschritt.

Wahrlich, es muß sich erst ein jeder seiner Tiefe bewußt werden, ehe er emporklettern kann;

Und ein jeder muß sich erst selber kennen lernen.

Wer diesen ersten Schritt gethan hat, der hat den starken Weg betreten — und die Vorhalle des Tempels der Wahrheit grüßt ihn von ferne:

Sieben Säulen sind es, die dem Allerheiligsten des Tempels Schutz und Schirm sind —

und die sieben Säulen des Mittags bedeuten sieben Wahrheiten.

Die Macht des Ichs aber ist die erste Wahrheit!

Der neunte Psalm.

Kern ohne Schale ist der Geist, wenn er nicht die zweite Wahrheit hat: den Ueberfluß am Ich.

Und der Ueberfluß am Ich ist die zweite der sieben Wahrheiten.

Ueberfluß aus der Tiefe eures Innersten, Seelenüberfluß eures Herzens und Ueberfluß an der Kraft der Wahrheit aus euerm Geiste: das sei eure Lust.

Ohne Ende sei euer innerer Reichtum, daß ein jeder euch noch berauben kann,

und ohne Abnehmen fließe der Ueberfluß eurer heimlichen Schätze aus.

Mit der Hand des großen Gebers sollt ihr alles hingeben, was ihr in euch habt — daß viele von eurer Ueberfülle satt werden.

Und mit dem Leichtsinn des Gottesgeistes sollt ihr von euerm Gut an alle verschwenden.

Wer zu euch kommt und euch heimlich berauben will, weil er sich seiner Armut schämt, der finde gehäufte Schätze.

Und wer auch von euch gehe, er trage ein großes Gut davon.

Lernt mit Eifer eure Schätze mehren, daß eure Fülle unvergänglich bleibe, denn der Ueberfluß am Ich: das ist die zweite Wahrheit.

Der zehnte Psalm.

Und die dritte Wahrheit ist die That des Ichs, ihr Brüder.

Das ist eine Säule von marmorner Erhabenheit, und die hat viel zu tragen.

Ihr selbst werdet ehern, sobald ihr sie erfaßt habt, und der Tempel der Wahrheit öffnet sich euch langsam.

Die That des Ichs in eurer eigenen Tiefe macht euch zu Gottesträgern, und ihr lernt euch erkennen.

Dort liegt ein eherner Boden für die Thatsächlichen und die wirkenden Willenssöhne;

und dort liegt der Grund zum großen Geschehen des Göttlichen.

Die That des Ichs über eure Brüder zeigt das Heil, das ihr geben sollt, ihr Handelnden;

die That des Ichs birgt die Kraft der Rechten Gottes und hat den Segen des Ewigen.

Unaufhaltsam sei eure Hand in ihrer Stärke und im Vollbringen des Werkes,

und ohne Aufhören fahre euer Wille in die Herzen der Brüder, euer Wille zur That.

Macht und Ueberfülle haben euch stark gemacht in euerm Innern, ihr Gewaltigen,

und aus Macht und Ueberfülle erwächst euch die That, die That des Ichs über euch und eure Brüder.

Ihr steht am Tempel der Wahrheit, ihr Geweihten, an der dritten Säule, der ehernsten von allen.

Und die dritte Säule ist die That des Ichs!

Der elfte Psalm.

Könnt ihr opfern ihr Erkennenden? — Das Opfer des Ichs ist meine vierte Wahrheit.

Denn wer nicht opfern kann, wie sollte der das Letzte schauen können; und das Letzte ist die Ewigkeit.

Wie wolltet ihr in den Tempel treten, der gen Mittag liegt, wenn ihr nicht seine Wahrheiten wißt.

Und seine sieben Wahrheiten sind die sieben Säulen zur Vorhalle des Tempels.

Das Opfer des Ichs ist meine vierte Wahrheit, ihr Brüder.

Diese vierte Säule haltet mir fest und prüft euch dort, daß ihr nicht Traum und Trug mehr an euch findet.

Denn diese vierte Säule ist die letzte der äußeren Reihe; an dieser Wahrheit könnt ihr wissend werden.

Und dort könnt ihr vergessen lernen und euch für das Ewige bereiten.

In euern Tiefen habt ihr die Macht gefunden und den Ueberfluß und die That für euch und eure Brüder.

Nun lernt mir opfern, was in euch ist; opfert euch selbst im Geiste und in der Wahrheit.

Opfert noch eure That dem Heile eurer Brüder, wie ihr sie euch selber geopfert habt.

Das ist die Erfüllung der Liebe: es muß der eine dem anderen geben, was er in sich errungen hat.

Und was er in sich erkämpft hat, soll er der Erde opfern.

Ich schenke mir selber mein Liebstes und gebe der Erde mein Tiefstes; und diese Erde ist für uns das größte Opfer.

Hier endet das Reich des Leibes und euer Ich geht seiner Erfüllung entgegen.

Die Pforten des Tempels der Wahrheit springen auf, und der Mittag glüht von oben.

Schreitet mir voran, ihr Suchenden; drei Säulen müßt ihr noch fassen, und die bedeuten drei neue Wahrheiten.

Das Opfer des Ichs aber ist die vierte meiner sieben Wahrheiten, ihr Erkennenden.

Der zwölfte Psalm.

An der fünften Säule des Tempels fühlt ihr den Segen wirken, denn meine fünfte Wahrheit ist die Kraft der Erkenntnis.

Hier beginnt euer Heil seinen ersten Flug und fliegt dem Allerheiligsten zu, ihr Tapferen.

Blutige Schmerzen weichen von eurer Liebe, und die fünfte Wahrheit heilt euch von aller Verachtung.

Sie heilt euch von aller Verachtung und Scham, und sie ist die Säule der Genesung.

Hier verliert sich alles Leibes Notdurft und Nacht, und ihr breitet eure Hände aus und fühlt die Schmerzen schwinden, ihr Tapferen.

Und ihr öffnet eure Augen und seht den Schleier des Allerheiligsten und ihr ahnt des Lebens Sinn und eurer Seele Geheimnis.

Ihr ahnt des Lebens Sinn und fühlt das Leid der Erlösung; und die blutigen Schmerzen weichen von eurer Liebe.

Dulder seid ihr geworden und schweigende Lichtträger, und mit erhobenen Händen fühlt ihr den Segen wirken.

Mit erhobenen Händen steht ihr da in eurer großen Liebe und ihr kennt eure Werke, und ihr kennt euch selbst.

Ihr haltet die fünfte Wahrheit und fühlt ihren Segen und fühlt ihren flammenden Grund.

Und meine fünfte Wahrheit ist die Kraft der Erkenntnis, ihr Brüder, oh ihr Werdenden.

Der dreizehnte Psalm.

Steht fest an dieser Säule der Schaffenden, denn das Schaffen des Geistes ist meine sechste Wahrheit.

Wankt nicht, denn hier ward ein ewiger Grundstein gelegt, und der Fuß der sechsten Säule ruht auf ihm.

Wankt nicht, ihr Brüder, und wenn euch heulende Stürme umbrüllen, denn hier ist der Grundstein zum Tempel der Wahrheit und die Säule aller Sieghaften

Hier ist die Heimat schöpferischer Gedanken und der Herd der herrschenden Liebe, und alles ist fest und ehern an diesem Grunde.

Mit hellen Augen sollt ihr sie grüßen, diese sechste Wahrheit, denn sie ist die unerschöpflichste von allen, und hier fühlt ihr die Hand des Ewigen.

Daß ihr so stark werdet auf diesem Grunde, das macht die Hand des Ewigen und seine herrschende Liebe in euch und sein waltender Wille über euch.

Und ihr fühlt die Hand des Ewigen, und eure Rechte wird stark, schenkend und unerschöpflich an schaffender Spende.

Eure Augen leuchten, ihr Sieghaften, und die herrschende Liebe geht auf euren Wegen und wirkt in eurer Fruchtbarkeit.

Fruchtbar seid ihr mir alle an dieser Säule des schaffenden Geistes, und ihr gebt aus von euerm unermeßlichen Reichtum an alle, die seiner bedürfen.

Ihr gebt aus, ihr Schaffenden, und werdet nicht ärmer, und ihr habt eure Stärke aus der Rechten des Ewigen.

Herrscher seid ihr in eurer Liebe und Könige in eurer Hingabe an die Bedürftigen, die ihr die Erde fruchtbar macht und voller Gewißheit.

An dieser Säule steht mir fest, ihr Brüder, und wankt nicht, denn hier grüßen sich die Auserwählten.

Haltet mir fest an dieser Säule, ihr Sieghaften, denn sie ist die sechste Wahrheit; die aber redet vom Schaffen des Geistes.

Der vierzehnte Psalm.

Oh du Fülle des Friedens! und wie sie leuchtet, die siebente Säule.

Wie sie lockt und winkt, und die Vorhalle füllt sich mit heiligem Wehen der Kraft.

Sieben Säulen ragen auf in herrlicher Schöne, und die sieben Säulen bedeuten sieben Wahrheiten.

Das aber ist meine siebente Wahrheit: die Fülle des Friedens.

Draußen tosen die Laute des Lebens verworren und schwer und schwinden dahin. Denn das Heil ist nahe.

Und die Liebe ist stumm geworden und schweigt. Denn das Heil ist nahe.

Und ein heiliges Wehen der Kraft durchbraust die Halle. Denn das Heil ist gekommen.

In den Augen liegt dir die Fülle des Friedens, du Vollendeter, und auf deiner weißen Stirne thront der Sieg der Reinheit.

Aufrecht stehst du da an der siebenten Säule, du Erkennender, denn du bist heilig geworden.

Aufrecht stehst du da in der Kraft deiner Freiheit, mit erhobenem Haupte, und es will Ruhe werden in deinem Innern.

Aufrecht stehst du da und fühlst die Fülle des Friedens in dir und die Einheit des Ewigen, und schaust auch das Letzte:

Kein Feuer flammt und der Wind braust nicht einher — es ist ganz stille geworden.

Und die Pforten des Tempels sind weit geöffnet, und die Wahrheit leuchtet aus dem Innern . . . und der Mittag glüht . . .

Der fünfzehnte Psalm.

Siehe, ich bin still geworden und all meine Begierde schweigt.

Ich halte mein Heil in Händen und lasse es nimmer

und mein Mund trinkt sich satt an den Lippen des Ewigen.

Siehe, ich habe nichts mehr, das mir des Wünschens wert wäre — und nun ward mir alles zu Teil.

Unermeßlich ist meine Seele, und sie fließt über von Liebe und unerschöpflicher Kraft . . . .

Wie war ich doch durstig nach dir, du Erkenntnis, du alle Welt füllender Trank;

und wie habe ich gehungert nach dir, oh Ewigkeit!

Siehe, ich bin still geworden und all meine Begierde schweigt.

Alles liegt in mir, unverschleiert und offenbar,

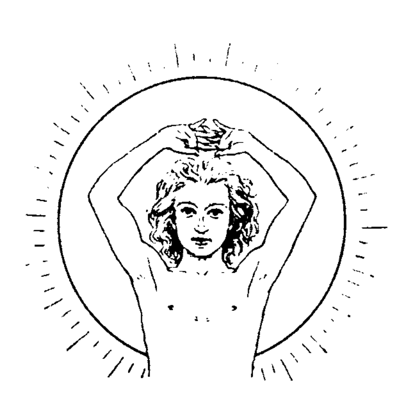
und ich kann des Geistes teilhaftig werden zu jeder Stunde, an jedem Ort.

Ich bin wie ein tiefes Wasser der Erde, das sich nimmer erschöpft,

und ich bin wie der Himmel, der in sich kein Ende findet.

Der Hauch des Geistes füllt mich mit Leben und mein Mund hängt an den Lippen des Ewigen.

Wie unermeßlich bist doch geworden, oh meine Seele, und fließest über von Liebe und unerschöpflicher Kraft.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Phantasma des sterbenden Gambetta.

In den „Annales des sciences psychiques" redigiert von Dr. Dariex in Paris findet sich folgender Brief des Dr. A. Cherrier an Professor Dr. Charles Richet, den bekannten Professor der Physiologie an der Pariser Universität, abgedruckt:

„Geehrter Herr. — Vor zehn Jahren lag ich krank an einer sehr schweren Lungen-Kongestion. Meine beiden Aerzte, die Doktoren Dubuc und Millard hatten mich aufgegeben. Es war die Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar 1882.

„Während meiner Krankheit die am 25. Dezember ausgebrochen war, hatte ich sagen gehört, daß Gambetta, ebenso wie ich selbst, sehr krank sei und daß sein Leben in großer Gefahr stehe. Ich war mit Gambetta persönlich bekannt geworden, als ich Rechtswissenschaft studierte, und ich war auch, nachdem er zu seiner Machtstellung gelangt war, schon wieder mit ihm zusammengetroffen. Naturgemäß beschäftigte ich mich in Gedanken mit den Folgen, die sein Tod für Frankreich haben würde.

„Mein Leiden hatte sich seit dem Morgen des 31. so verschlimmert, daß man daran verzweifelte, mich zu retten. Den ganzen Morgen hatte ich Halluzinationen, die sich auf das Herannahen meiner Todesstunde bezogen. Alles in meinem Zimmer nahm die Gestalt von Skeletten an, die mich riefen, mich zu sich hinzogen, sich über mein Bett beugten und mir winkten, daß ich mit ihnen kommen sollte. So ganz besonders eine kupferne Hängelampe, die mitten im Zimmer hing.

„Plötzlich kam Jemand und setzte sich auf den Rand meines Bettes.

„Es war Gambetta.

„Ein Gespräch entspann sich zwischen ihm und mir über unsere Krankheit. Dabei sagte jeder von uns dem Anderen, daß er zuerst das Ufer des Styx überschreiten werde.

„Dies ermüdende, entnervende Gespräch dauerte wohl eine Stunde. Es endete aber mit dem Verschwinden der Vision bei den Worten, die ich mit aller Gewalt herausgestoßen haben soll (denn meine Pflegerin war an mein Bett geeilt, erschreckt durch den Lärm den meine wilden Reden machten): „Nein Alter, Du wirst der erste sein, der hinübergeht!“

„In demselben Augenblicke erwachte ich aus meinem Fiebertraum, und fühlte mich erheblich besser; ich ließ mir das Thermometer unter die Achsel legen. Man fand, daß meine Körperwärme von 41,6° auf 37,9° gefallen war. Eine glückliche Krisis. Ich war gerettet.

„Als am andern Morgen Dr. Dubuc kam, teilte ich ihm mit, daß Gambetta gestorben sei. Er war sehr überrascht davon, denn er hatte noch keine Zeitung gelesen und wußte noch nicht, daß Gambetta wirklich in dem Augenblicke gestorben war, als ich zu ihm gesagt hatte, daß er, nicht ich, es sein würde, der jetzt sterben müsse.

„Vordem Dubuc gekommen war, hatte ich dies Ereignis schon meiner Frau mitgeteilt. Ich hatte es ebenfalls meiner Mutter erzählt.

„Es ist dies keineswegs eine Geschichte, die erst nachher ausgedacht ist. Da ich Gambetta nur wenig kannte, so duzte ich ihn nicht. Indessen erinnere ich mich sehr wohl, daß wir uns in dieser meiner wahrträumenden Fieberphantasie duzten“.

Paris, 41. rue du Louvre. **Cherrier.**

Der Herausgeber der Annales richtete infolge dieser Mitteilung ein Schreiben an Herrn Cherrier, auf das dieser noch u. a. Folgendes antwortete:

„Ich hatte mich während meiner Krankheit mit lebhafter Teilnahme über Gambettas Zustand mit meiner Mutter und meiner Frau unterhalten; am 31. Dezember aber war davon nicht mehr mit mir gesprochen worden; ich war zu elend und ich befand mich in einer Dumpfheit, aus der ich mich nur mit großer Willensanstrengung herausreißen konnte Aber ich war immer bei Bewußtsein.

„Am Morgen des 1. Januar begrüßte ich zuerst Dubuc mit der Nachricht von Gambettas Tode; er wußte von dem Tode nichts. Als meine Frau nach ihm in das Zimmer trat, hatte ich ihm schon gesagt, daß Gambetta nicht mehr lebe.

„Es war mir bei jener Fieber-Halluzination, wie wenn ich volle Wirklichkeit erlebte, und wie wenn Gambetta selbst anwesend sei. Es schien mir sogar, als ob das Gewicht seines Körpers die Seite meines Bettes, auf der ich ihn sitzen sah, niederdrückte.

„Vor diesen Todesvisionen hatte ich an den Tagen vorher nur angenehme Hallucinationen. Seitdem habe ich nie wieder Visionen gesehen. Aber aus meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich, daß ich während eines starken Wachstumfiebers eine ganze Nacht geglaubt hatte, meine Mutter säße zu Füßen meines Bettes in einem Lehnstuhl und sähe mich sorgenvoll an; während der Zeit war aber meine Mutter selbst leidend

und war garnicht in mein Zimmer gekommen; mein Bruder hatte mir in der Nacht zu trinken gegeben.

„In dem Augenblicke, als Gambettas Erscheinung verschwand, zweifelte ich durchaus nicht an der Thatsache, daß er gestorben sei, und bewies dies auch durch meine zuversichtliche Aussage einige Stunden später. Ich habe aber keine Vision Gambettas als gestorben gehabt. Aber die Worte, die er mir in seiner Vision sagte, ließen mich an seinem Ende nicht zweifeln.

„Der Zeitpunkt ist allerdings schwer genau festzustellen. Um Mitternacht hatte man mir noch Schröpfköpfe setzen lassen; und es war erst beträchtlich später, daß ich diese Halluzinationen hatte. Es mag etwa halb zwei oder zwei Uhr gewesen sein". Cherrier.



Hellsehen.

Der im Folgenden mitgeteilte Fall hat sich vor einigen Wochen ereignet. Ich kam eines Abends zu der mir befreundeten Familie X; Frau X erzählte mir nun sofort, heute ein eigentümliches Erlebnis gehabt zu haben. Als sie früh aufwachte und die Augen aufschlug, sah sie vor sich einen Partezettel[1]) schweben, ohne jedoch den darauf verzeichneten Namen lesen zu können. Sie dachte nun sogleich, daß diese Vision auf den Bruder ihres Mannes Bezug habe, welcher, wenn auch nicht bettlägerig, sich seit Kurzem unwohl fühlte; daher kam es ihr auch nicht in den Sinn, nach der Person, deren Tod auf diese eigentümliche Weise angezeigt wurde, als vielmehr nach dem Zeitpunkt zu fragen, in welchem das traurige Ereignis eintreten würde. Sie erhielt — gewissermaßen durch eine innere Stimme, denn Frau X giebt an, mit dem leiblichen Gehör nichts wahrgenommen zu haben — die Antwort: Heute in einer Woche. Hierauf verschwand die Vision, Frau X in der festen Ueberzeugung lassend, ihr Schwager würde in einer Woche sterben. Zwei Tage später erkrankte aber plötzlich dessen Gemahlin, eine junge, kräftige Frau — und starb nach kurzem Krankenlager, genau eine Woche nach der Vision der Frau X.

Dieser Fall scheint mir in mehrfacher Hinsicht beachtenswert. Frau X ist medianim veranlagt. Bei einer Séance wurde ihr, die bis dahin niemals in Trance verfallen war, von einem in Trance befindlichen Medium mitgeteilt, daß sie die Gabe des Hellsehens besitze und daß sich diese entwickeln werde. Diese Mitteilung bewahrheitete sich. Frau X zeigte schon einmal diese Fähigkeit, wenn auch noch unbestimmter als in dem vorliegenden Fall. Sie ist nun selbst Trancemedium; im Trance jedoch ist sie nicht hellsehend. Das Hellsehen tritt bei ihr spontan auf. Frau X dachte diesmal daran, sich selbst zu kontrollieren und versuchte einigemal nach dem Erwachen, sich einen Partezettel so lebendig vorzu-

[1]) Süddeutsche Bezeichnung für eine Todesanzeige-Karte.

stellen, um ihn vor sich zu sehen. Diese Versuche einer willkürlichen Halluzination mißlangen aber vollständig.

Der Fall ist genau beobachtet. Frau X teilte mir ihre Vision am selben Tage, an welchem sie dieselbe gehabt hatte, mit, so daß ich für die Wahrheit des Berichteten einstehen kann.

Ich zweifle nicht, daß sich bei Frau X das „zweite Gesicht“ entwickeln wird, eine Fähigkeit, über deren Annehmlichkeit man streiten könnte. Aber auch die unangenehmen Formen der mystischen Erscheinungen sind uns hochwichtig; und darin muß auch derjenige, welcher sie besitzt, Trost suchen und finden: daß sie mit zwingender Notwendigkeit hinweisen auf den wahren, das zeitliche überdauernden Kern unserer Persönlichkeit und die im Ewigen wurzelnde Bedeutung unseres endlichen Daseins.

Wien, im November 1893. **Dr. Anton Lampa.**



Hypnotismus im Dienste der Gerichtsbarkeit.

Im Interesse des Frauenmörders Hendrik de Jong in Arnhem beabsichtigte der Untersuchungsrichter, den hartnäckig leugnenden Verbrecher durch Anwendung der Hypnose zum Geständnis zu bringen. Der Antrag des Untersuchungsrichters ist als rechtlich unzulässig abgelehnt worden. Wäre die Hypnose als Beweismittel verwertet worden, so wäre dies nur auf folgende Weise möglich gewesen:

Die Professoren Dr. von Rentberghem und Dr. de Jong (der Name ist in Holland sehr gewöhnlich und weithin verbreitet) würden versucht haben, den Verbrecher zu hypnotisieren. Dies hätte wohl glücken können, da derselbe seit einiger Zeit Wahnsinnsanfälle simuliert hatte und deshalb wohl geneigt hätte sein können, den Aerzten, „die zur Untersuchung seines Geisteszustandes“ zu ihm gekommen waren, die von diesen geförderten „Beweise“ zu geben. Würde die Hypnose gelungen sein, so wäre freilich an sich ein etwaiges Geständnis, das er in diesem Zustande abgelegt haben würde, als gerichtliches Beweismaterial nicht direkt verwertbar gewesen. Man wollte aber dann auch nur von ihm erfahren, wo er die Leiche der Maria Schmitz verborgen hatte. Hätte er in seiner Hypnose eine Angabe darüber gemacht, so hätte erst die thatsächliche Nachforschung ergeben müssen, ob die Angabe richtig war. Erst das so beschaffte Beweismaterial würde zu seiner Ueberführung haben dienen können.

Aus verschiedenen Gründen wäre es zu wünschen gewesen, daß dieses Experiment ausgeführt worden wäre, nicht nur um der Wahrheit willen, sondern auch zur Förderung der Technik unseres Kriminal-Verfahrens. Einstweilen ist es für uns schon von Bedeutung, nur diese in der Tagespresse mitgeteilte Absicht eines Richters zu registrieren. **H. S.**





Anregungen und Antworten.



Theosophie und Kunst.

Nicht bloß die Philosophie, sondern auch die schönen Künste arbeiten im Grunde darauf hin, das Problem des Daseins zu lösen.

Schopenhauer.

An die Redaktion. — Die theosophische Monatsschrift „Lucifer" bringt in ihrer Kritik der mystischen Publikationen folgenden Satz in Bezug auf die Oktobernummer der „Sphinx": „Sie (die „Sphinx") enthält die gewohnten Illustrationen, welche, obschon vom künstlerischen Standpunkt aus höchst empfehlenswert, dennoch in einer theosophischen Zeitschrift nicht am Platze sind" (Lucifer Okt. 15. 1893, S. 174).

Der Satz ist kurz und bündig und läßt keine Zweideutigkeit zu. Jedermann sieht, daß es sich hier entschieden um eine Prinzipienfrage handelt. Nicht diese oder jene Illustration wird aus moralischen oder ästhetischen Gründen bemängelt, sondern der Bilderschmuck überhaupt wird verworfen, als unpassend für eine theosophische Monatsschrift. Denn der künstlerische Wert der betreffenden Sphinxillustrationen wird ausdrücklich hervorgehoben; „sie sind vom künstlerischen Standpunkt höchst empfehlenswert" — heißt es wörtlich.

„Lucifer" stellt so Theosophie und Kunst als zwei ausgesprochene, unvereinbare Gegensätze gegenüber. Solche Auffassung wundert mich im höchsten Grade, und ich bin gewiß nicht der Einzige, dem sie unerklärlich ist.

Wohin geht denn das Streben der Theosophie? Was sucht sie? Doch wohl die Wahrheit. Und was sucht die Kunst, wenn sie in die Geheimnisse der Farben und Formen einzudringen sucht? Doch wohl das Schöne. Wem möchte es nun einfallen, das Wahre und das Schöne als Gegensätze aufzufassen. Welcher Theosoph hat nicht im Gegenteil erkannt, daß Wahrheit und Schönheit im tiefsten Grunde wesenidentisch sind? —

Alle ächte Kunst ist esoterisch. In den Tiefen seines eigenen Wesens empfindet der Künstler sein Ideal; und in ursprünglicher, schöpferischer Gestaltungskraft bringt er es zu äußerer Wirklichkeit. Deshalb wirkt auch jedes wahre Kunstwerk mit geheimnisvoller, unwiderstehlicher Gewalt auf den Beschauer und eröffnet ihm einen Blick in die Tiefen der Menschenseele. Daher enthält oft ein bescheidenes Bildchen genialer Konzeption mehr wunderbare Weisheit, daher wirkt es oft viel unmittelbarer und intensiver als ganze Bände strengwissenschaftlicher Deduktionen. —

Eine theosophische Zeitschrift spricht zum Volke, zu allen, die Ohren haben, zu hören. Und nach allen Richtungen, nicht einseitig soll sie wirken; Kopf, Herz und Schönheitssinn sollen entwickelt werden. Darum muß auch die bildende Kunst in einer theosophischen Zeitschrift ihren Platz finden, gerade so gut wie die Poesie. —

Die lieblichen Allegorien von Fidus und Diefenbach mit ihrer tiefempfundenen Innigkeit haben gewiß auf viele Leser einen ernsten Eindruck gemacht und sie zu wahrer Andacht gezwungen. Je nach seiner inneren Aufnahmefähigkeit und Entwicklung dringt der eine mehr, der andre weniger in den Sinn dieser Bilder ein. Sie enthalten wahre mystische Offenbarung.

Ist dem Kritiker des Lucifer die Bedeutung der kabbalistischen Sephira Tiphereth, dieses Abglanzes der ersten Sephira Kether, ganz entgangen? Gerade auf diese Stellung von Tiphereth hinweisend, glaube ich durchaus behaupten zu können: Alle wahre Kunst ist Theosophie! Ich glaube, Lucifer ist im Grunde ganz mit mir einverstanden, und jene kritische Bemerkung, die Sphinxillustrationen betreffend, war ein bloßer lapsus calami in einem unbewachten Augenblicke. Wenn dem nicht so wäre, warum hätte denn Lucifer auf seiner Decke eine Illustration? Die dort dargestellte Figur ist nicht blos die einfache „Uebersetzung" des Titels in plastische Formen, sondern eine regelrechte Allegorie, wie es manche Sphinxbilder auch sind. Beweise dafür sind die crux ansata (ankh), welche der Lichtengel darreicht, und die drei Segensfinger rc. — In ästhetischer Beziehung aber läßt dieser Lichtengel manches zu wünschen übrig.

Die Sphinx ist also für ihren „vom künstlerischen Standpunkt höchst empfehlenswerten" Bilderschmuck nicht nur nicht zu tadeln, sondern durchaus zu loben, und ich möchte wünschen, daß der in wissenschaftlicher und philosophischer Beziehung so mustergiltig redigierte „Lucifer" ebenfalls der Kunst den ihr gebührenden Platz einräumen wird. Es ist Pflicht der Theosophie, dem ungesunden sogenannten Realismus edlen Ideal-Naturalismus entgegenzustellen, und auch in dieser Beziehung erhebend und veredelnd auf die Menschheit einzuwirken.

Die Theosophie hat sich in der heutigen Kultur eine bedeutende Stelle erworben, und vieler Augen blicken erwartungsvoll auf sie hin. Will sie auf der Höhe der Zeit bleiben, so muß sie die Wahrheit, die da ist in der Veredelung der Menschen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verfechten: so auch auf dem Gebiete der Kunst.

Dr. Theodor Sourbeck.

Es sei hier noch auf das Programm des soeben erschienenen „Prospektheftes" der „Sphinx", das zu weitester Propaganda dienen soll, hingewiesen. Dort ist wörtlich zu lesen: „Weiter wollen wir die Nutzanwendung unserer Anschauungen in allen Zweigen des sozialen Lebens und der Kunst durchführen und in möglichst weitem Umfange in den gegenwärtigen Interessen des Tages und des Jahres aktuell zur Geltung bringen. Ganz besonders machen wir es uns zur Aufgabe, Gemeinverständlichkeit zu erstreben. Anfangs galt es zunächst, uns in akademisch gebildeten Kreisen Eingang zu verschaffen. Dies ist uns gelungen. Mögen sich jetzt immer weitere Kreise unserem Einflusse erschließen. Dazu sollen uns auch die Mittel der Dichtung und der Kunst dienlich sein."

Dies Ziel gilt es zu erfüllen: auf allen zu Gebote stehenden Gebieten die Wahrheit zu suchen mit dem Mittel der Innerlichkeit, das Seelen- und Geistesleben in allen und durch alle zu wecken. Ich habe schon verschiedentlich auf den Wert der Kunst für das Stoffgebiet der „Sphinx" hingewiesen, und ganz besonders auf den Wert von Fidus' Bildern. Wer da nicht unmittelbarste Innerlichkeit und Seelentiefe, wer da nicht Seelenkunst sieht, der hat eben nicht zu sehen gelernt. Allerdings ist diese Seelenkunst menschlich, sie ist naturalistisch in unserem Sinne: ideal-naturalistisch, und ergeht sich nicht in rein abstrakter, unorganischer Symbolik, die mit einigen festliegenden mathematischen Formen und Formeln in ihrer bildlichen Darstellung spielt. Aber grade weil sie menschlich ist, menschlich verständlich bei aller Tiefe, deshalb gerade wirkt sie unmittelbarer, lebendiger auf jeden, der sich ein reines, menschlich-keusches Empfinden bewahrt hat. Und deren giebt es doch genug. Das beweisen die zahlreichen zustimmenden Zuschriften an die Redaktion, die nicht zum kleinsten Teile gerade von hervorragenden Theosophen und Mystikern stammen und von jeder Voreingenommenheit oder Prüderie weit entfernt sind. „Die meisten Bilder von Fidus sind klarere seelische Offenbarungen als mancher Aufsatz" und ähnlich heißt es da oft.

Im Anschluß an den oben zitierten Ausspruch des „Lucifer", des Organs der „Theosophical Society" in London, dürften wohl einige Sätze des Präsidenten der „Theosophischen Gesellschaft" Henry S. Olcott von ganz besonderem Interesse

sein. In einem Briefe aus Adyar in Indien an den Herausgeber der „Sphinx" heißt es da u. a.:

„Ich verfolge Ihre ganze Thätigkeit mit brennendem Interesse, und Ihre „Sphinx" vor allem ist „einfach süperb". Ihre Illustrationen sind entzückend künstlerisch. Eine vom vergangenen Jahrgange habe ich mir herausgeschnitten und in einen kostbar getriebenen Bronzerahmen fassen lassen und mir in die Empfangshalle meiner „Gulistan"-Villa aufgehängt. Jedesmal nun, wenn ich in mein Haus eintrete oder es verlasse, muß ich an Sie denken."

Wenn der Präsident der „Theosophical Society" selbst solche Eindrücke von den Illustrationen der „Sphinx" gewann, braucht man wohl nicht über deren Wert auch für die Theosophie im Zweifel zu sein.

Es ist unsere Absicht, diese Seelenkunst, wie und wo sie sich uns bietet, für unsere Bestrebungen fruchtbar zu machen, denn es liegt in solcher ideal-naturalistischen Kunst ein großer erzieherischer Wert, besonders auch für die Wirkungsgebiete unserer Monatsschrift. **Evers.**



Ahnungen.

An die Redaktion. — Ueber Ahnungen, Wahrträume, Vorzeichen, ist nun schon so viel Material in den Spalten der Sphinx aufgespeichert, daß es wohl überflüssig erscheinen möchte, diesem noch mehr hinzuzufügen. Aber gerade diese Klasse über sinnliche Wahrnehmungen ist, wenigstens in den von modernem „aufgeklärtem" Aberglauben noch verschont gebliebenen Teilen des platten Landes so verbreitet, daß man dort einen Zweifel an derartigen Dingen überhaupt nicht kennt, und ein Skeptiker, der da von „Einbildung" und „Zufall" schwatzen wollte, würde nur ein sehr mitleidiges Lächeln ernten.

Ich selbst, der ich in einem solchen Gefühlskreise aufgewachsen bin, mußte, als ich ihn verließ, bald die Erfahrung machen, daß derartiges Zeug zu glauben, ein längst „überwundener Standpunkt" sei. Mögen nun andere denken, wie sie wollen, meine eigenen Erfahrungen vermögen sie aber doch nicht aus der Welt zu schaffen. Freilich mag für diese Wahrnehmungen sich nicht ein jeder eignen, man könnte sagen, daß den meisten ein sechster Sinn fehle oder daß sie ihn noch nicht an sich entdeckt haben. Ich scheine diese Anlage von meiner Mutter geerbt zu haben, welche für übersinnliche Eindrücke äußerst empfänglich ist. Zwischen uns beiden scheint, obwohl große räumliche Entfernung uns trennt, eine Art Seelentelegraph zu bestehen, denn fast jede größere Gemütswandlung, wie sie Krankheiten und andre Dinge hervorrufen, werden von uns gegenseitig sofort wahrgenommen.

So war's einmal an einem Montag Abend im Oktober des Jahres 1891; ich sitze wie gewöhnlich bei meinen Büchern am Tisch, allein in meinem Zimmer. Aber ich kam über keinen Satz hinweg, so zerstreut war ich an diesem Abend und immer mehr umfing mich eine Beängstigung und innere Aufregung, deren Ursache ich mir nicht erklären konnte. Ich warf endlich die Bücher hin und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um des sonderbaren Zustandes Herr zu werden, allein vergeblich, erst als mich die Müdigkeit überwältigte, wurde ich davon befreit. Am nächsten Tage schrieb ich nach Hause und erhielt bald darauf am 25. von meiner Mutter die Aufklärung über das an jenem Abend Vorgefallene. „Du hast wohl geahnt, daß ich krank war", schrieb sie mir, „ich hatte dir doch geschrieben, ich wäre so ziemlich gesund, wurde aber Montag Nachts darauf so sehr krank, daß ich glaubte, es ist mein Ende — — es konnte mir niemand zu Hilfe kommen — — da habe ich viel an dich gedacht".

Hier liegt also unbedingt eine nicht an den Raum gebundene Aeußerung der psychischen Kräfte vor. Irgend ein bevorstehendes Unglück, Todesfälle in der Familie usw.

wurden meiner Mutter immer einige Zeit vorher mitgeteilt; ein Beispiel will ich anführen:

Gegen Ende des Jahres 1886 vernahm sie an dreien Tagen beim hellen Tageslicht, allein im Zimmer weilend, ein starkes Krachen in ihrer Nähe, gleichsam, wie sie selber sagte, „als ob der große, mit allerhand Glas- und Porzellangeschirr angefüllte Schrank in sich zusammenbräche". Sie ahnte natürlich nichts Gutes und bald kam es Schlag auf Schlag, in einigen Wochen verlor mein Vater seine Stellung, Sorgen um die Existenz bedrängten meine Eltern, und einige Monate später da stand ich sogar am Grabe meines Vaters, den eine kurze Krankheit dahingerafft hatte. —

An den Tod meines Vaters knüpft sich auch das folgende: Ein oder zwei Sonntage vor seinem Heimgange sitze ich mit ihm, der noch völlig gesund war, am Tische und blättere in ein paar Büchern, die er vor ein paar Tagen von einer entfernten Antiquariatsbuchhandlung erhalten hatte. „Dir wird man nun so wie so nichts mehr schicken", sagte ich plötzlich ohne jeden Anlaß. Aber ehe noch mein Vater verwundert nach dem Grunde dieser Behauptung fragen konnte, ward mir auch schon die ganze Tragweite der ausgesprochenen Worte klar, und ich machte vergebliche Ausflüchte, um meine grundlosen Worte zu rechtfertigen. Aber von dem Augenblicke an drängte sich mir die ungeheuerliche Idee auf, daß ich mit jenem Worte sein Schicksal beeinflußt habe. (? Die Red.) Es sollte sich leider nur zu bald bestätigen.

Aehnliches habe ich seitdem oft an mir beobachtet, obgleich es sich auf minder interessante Dinge bezog. Oft aber ist es geschehen, daß ich mitten im Satze gleichsam zum Bewußtsein kam, und das „Orakel" nicht vollendete, das sich später erfüllte. —

Entschieden liegt auch hier eine Thätigkeit des transscendentalen Subjekts vor, für welches die Schranken der Zeit nicht existieren. Wie dies aber beim Tagesbewußtsein möglich sein konnte, bleibt immer noch rätselhaft. Beim somnambulen, beim hypnotischen, ja vielleicht auch beim gewöhnlichen Schlaf, wo ja das niedere Bewußtsein auch n der Thätigkeit bedeutend beschränkt ist, mögen die Bedingungen zu einem Schauen in die Zukunft wohl gegeben sein, wenn man aber Fälle, wie den oben erwähnten, in Betracht zieht, so möchte man fast glauben, daß das transscendentale Bewußtsein in unser Bewußtsein des Tages sich viel weiter hineinerstreckt, als man nach den Erfahrungen der Experimental-Psychologie annehmen dürfte. Ich bin sogar der Meinung, die vielleicht parador und gewagt erscheint, daß es bei sorgfältiger Beobachtung des inneren Lebens und geeigneter Schulung ein Leichtes sein müsse, diesen inneren Gefühlssinn so weit ans Tageslicht zu ziehen, daß wir uns desselben nach Belieben bedienen können. — **Paul Richter.**

Diese Meinung ist keineswegs parador und gewagt. Es hat zu allen Zeiten Personen gegeben, welche durch „geeignete Schulung" dieses Wirken des transcendentalen Bewußtseins beliebig hervorrufen konnten. Die Heiligenakten der katholischen Kirche z. B. sind voll von Erzählungen dieser Art. Eine der bekanntesten Gestalten der Geschichte, welche über diesen Gesichtssinn verfügen konnte, ist Jeanne d'Arc. Ich habe über die Art ihrer Begabung und über ihre physiologische und psychologische Prädisposition seiner Zeit in meinen Vorträgen über „Jeanne d'Arcs Seelenleben" in der Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München eingehend berichtet. — Vorliegender Fall ist für den Forscher eine sehr interessante Bestätigung der früheren Berichte. **Th.**





Bemerkungen und Besprechungen.



Ein Beitrag zur Wiederverkörperungslehre,

und zwar ein poetischer, oder eigentlich ein Beweis dafür, daß der Dichter oftmals intuitiv Wahrheiten ausspricht, welche zu beweisen, sich die Wissenschaft abmüht, wurde jüngst von Max Haushofer (Professor der National-Oekonomie am Polytechnikum zu München) geliefert in seinem Gedicht: „Das eherne Messer" zum allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertag 7—14. Juli 1893.[1])

Ich möchte bei dieser Gelegenheit an die ungemein lesenswerten „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits" desselben Verfassers erinnern, von denen ich den Sphinxlesern im Septemberheft 1888 eine der hübschesten mitteilte, aus welcher klar hervorgeht, daß Max Haushofer, der dem Okkultismus im Uebrigen wohl skeptisch gegenübersteht, die Wahrheit der Seelenwandlungslehre durch Wiederverkörperung spekulativ und intuitiv erfaßt hat.

„Das eherne Messer" wurde am 10. Juli im Königl. Odeon zu München von Hofschauspieler Ernst Possart in vollendet schöner Weise vor dem versammelten deutschen Journalisten- und Schriftstellertag vorgetragen und hat folgenden Inhalt:

Der Dichter erzählt, wie er einst in jungen Jahren mit Freunden den Böhmerwald durchstreift, den er vorher nie gesehen habe. Sie kommen in eine Höhle, und entdecken darin alte Kohlen auf einem niederen Herde liegend. Die Freunde wollen fort, dem jungen H. aber „fährt es wie ein flackernd Licht durch das Gedächtnis", hier müsse er, — obwohl er den Ort nie zuvor geschaut, — einst etwas verloren haben, und richtig findet er nach einigem Wühlen in Schutt und Kohle zur allgemeinen Freude, ein bronzenes Heidenmesser.

Der Tag ist schwül, die Anstrengungen des Marsches machen sich beim jungen H. bemerkbar: er legt sich, beglückt über seinen Fund, ins Haidekraut und schlummert ein.

Im Traum sieht er sich wieder in jener Höhle, doch nun als nacktes Kind; neben sich am Herd ein mit Ziegenfellen bedecktes junges Weib, das sich zu einem fremden, schlanken, jungen Manne beugt, der eine Steinaxt in den Händen hält. Die zwei flüstern vertraulich zusammen; dann enteilt der Mann der Höhle. Gleich darauf Geschrei und Toben außen und:

> „Ein Riesenschatten drängt sich vor die Höhle
> Zwei Augen glühn — es zischt aus rauher Kehle:
> Verrät'rin! Deinen Buhlen traf ich gut!
> Im Bergwald wälzt er sich in seinem Blut!
> Nun folg' ihm nach samt Deiner falschen Brut!"

Mit diesen Worten stößt der Wütende dem jungen Weibe das Messer in den Leib.

---

[1]) Vergleiche „Vormittag im königlichen Odeon zu München" — Berlin, deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Verlagsabteilung.

„Dann faßt er mich — wie Eisen ist die Hand —
Er drückt mich grimmig an die Felsenwand —
Die Todesangst erpreßt mir einen Schrei,
Und dann —“

Hier bricht der grause Spuk ab. Der junge H. ist erwacht und wird von den Kameraden wegen seines Schmerzgestöhns im Schlafe tüchtig ausgelacht. Sie richten den von kaltem Schweiß Bedeckten auf: „Ach — sagt dieser lächelnd —

— verzeiht, ihr zwei!
Im Waldmoos träumt man eben mancherlei
Doch sagt: Ist's möglich, daß dreitausend Jahre
Vom Ahn zum Enkel manchmal wunderbare
Erinnerung an Vergangenes sich spinnt?
Lang bleibt sie ungedacht; — und dann gewinnt
Sie plötzlich ein ergreifend wahres Leben,
Wenn sich mit einmal jene Hüllen heben,
Die meistens gütige Vergessenheit
Um Menschenschicksal wob und Menschenleid?

Und schweigend ziehen die jungen Freunde weiter. Keiner hat auf diese tiefen Fragen eine Antwort.

Dies hoch bedeutsame Gedicht Max Haushofer's verdient sicherlich in das, Bd. XIV Seite 192, erwähnte Sammelwerk: Die Wiederverkörperung in der neueren Litteratur, mit aufgenommen zu werden.

Delius.



Zur Dynamik der Lebewesen*).

Werke dieser Art nimmt der kenntnisernste, urteilsfähige Leser mit ganz besonderer Freude entgegen. Da hastet keine Uebereilung, da zetert keine persönliche Gehässigkeit: stille, kühle Forscherlust umgiebt uns mit wohlthuender Anregung, und mit Dankbarkeit nehmen wir die Ergebnisse arbeitsamer Geduld, gut geordneter wissenschaftlicher Betätigung entgegen. Der sittlichthätige, arbeitsvornehme Verfasser und der sittliche, den Pflichten wahrer Bildung bescheiden nachkommende Leser: ein gar schönes Verhältnis, gleich ehrend für beide.

Hauptmann duckt in diesem Werke, das beiläufig bemerkt, in seiner ein Nebenleben führenden Anmerkungsfülle an die Weise seines dramatisch thätigen Bruders Gerhart Hauptmann erinnert, der in seinen Anweisungen an die Schauspieler ganze Regienovellen bringt, den üppig selbstzufriedenen Darwinismus und bringt die hypothesenschwadronierende Physiologie nach Zurückweisung verschiedener Behauptungen schließlich zu ihrem ABC der Zelle: „Nun erkläre du!“

Betreten und kleinlaut schweigt die stolze Wissenschaft hier sich aus.

„Da nun zeig uns mal die Stelle, wo der Leib Geist wird, wo die Materie in Denken, in Geistesäußerung sich umsetzt. Nun?“

Ich wüßte der ärmsten nur etwas an die Seite zu setzen: mich früher im Mathematikexamen. Seele und körperliches Verhalten werden, so führt Hauptmann aus, uns schon als Parallelen überliefert, jede Regung des Körperlichen, jede Wandlung hier prägt seelisch sich ab.

Ehe irgend weiter gegangen werden kann in der Lebenserklärung, müssen wir die Physiologie der Zelle haben.

So Hauptmann in seinem auf Kant'sche Reduktion führenden Präparate.

*) Beiträge zu einer dynamischen Theorie der Lebewesen von Carl Hauptmann. I. Metaphysik in der modernen Physiologie (Dresden 1893, Verlag von L. Ehlermann).

Aber giebt es denn nicht auch den umgekehrten Gang, Beeinflussung, stärkste Beeinflussung des Stoffes durch das Denken, die Empfindung, die Seele?

Ist nicht die Heilung gewisser Krankheiten durch den Glauben arzneiwissenschaftlich bereits hinlänglich festgestellt?

Wir stehen nicht mehr auf dem Standpunkt der Antike, der passive Mensch der Laune, das gehorsame Erzeugnis der Umstände, ist kaum mehr rein anzutreffen! Es giebt so etwas wie Charakter und Selbstführung.

Ja, diese Seite bildet nun wohl bereits die Regel.

Uebergangsstationen aus dieser passiven Unbefangenheit in eine seelischfreie Belebung stellen der Selbstzwiespalt, der Begriff der Reue und Sünde, sowie die asketisch hemmend und verkümmernd, wie hypnotisch lähmend, krampf- und krankhaft auftretenden Formen der Uebergangsreligion und des Magnetismus vor.

Daran aber schließt sich die frohe freie, den Körper hebende und erziehende, ihm erst zu seinem vollen Ertrage verhelfende Seele.

Das sind so Gedankenketten, die wir gleich hinter Hauptmann angliedern müssen, um nicht einseitig zu werden. **Peter Hille.**



Tod ist nicht Tod.

Wer noch nicht mit den spiritistischen Thatsachen hinlänglich bekannt ist und dies werden möchte, aber nicht die wissenschaftliche Geduld hat, Aksakows grundlegendes Werk „Animismus und Spiritismus" durchzuarbeiten, der kann einen fast ebenso umfassenden und jedenfalls ebenso überzeugungskräftigen Eindruck von den Erlebnissen solcher Thatsachen gewinnen durch das Buch der weltbekannten Novellistin Florence Marryat „There is no death." welches auch in der billigen kontinentalen Ausgabe von Heinemann und Balestier in Leipzig (für Mk. 1,60) zu haben ist.

Wenige Menschen werden so andauernde und allseitige Erfahrungen gemacht haben wie die Marryat (jetzt Frau Lean); und ihr unersättlicher Drang nach spiritistischen Erlebnissen und ihr unstillbares Bedürfnis des Verkehrs mit Verstorbenen kennzeichnet sie als eigentliche Spiritisten. Daß dies selbst im besten Falle nur ein anfängliches Durchgangsstadium sein sollte, über das hinaus man sich zur eigenen inneren Vergeistigung erhebt, das ist der Kernpunkt, welcher einen Theosophen von dem bloßen Spiritisten unterscheidet. Jenem ist es um die subjektiven Thatsachen des eigenen geistigen Werdens, diesem um die Sensation der objektiven Thatsachen der Wunderwelt oder gar nur um die Fortsetzung des „persönlichen" Verkehrs mit bekannten oder unbekannten Verstorbenen zu thun.

Dies Alles, was die Marryat und ihr vortrefflich klar und anregend geschriebenes Buch als spiritistisch kennzeichnet, macht dasselbe — wie gesagt — besonders wertvoll für alle, die sich über die spiritistischen Thatsachen unbefangen unterrichten wollen. Werth jedoch hat es auch noch für den, der so wie ich seit mehr als 25 Jahren mit dem Spiritismus und mit allem Uebersinnlichen vertraut ist. Aus den Erfahrungen anderer, zumal wenn sie so reich entfaltet sind, wie die der Marryat, kann jeder etwas lernen. Das aber, was ich daraus gelernt habe, ist vornehmlich Bestärkung in meiner schon im Dezemberheft 1892 und im Flugblatt 5 der T. V. ausgesprochenen Ueberzeugung von dem sehr beschränkten Wert des Spiritismus. Selbst vom Standpunkte dieser Lebenserfahrungen aus sind 9 von 10 solchen Erlebnissen ein Mißbrauch, namentlich fast alle Materialisations-Sitzungen. Geht man aber der Sachlage auf den Grund, so dürften sich vielleicht gar 99 von 100 solcher Fälle des Verkehrs mit „Toten" als Mißbrauch ergeben. Ist es denn das Ziel und die Aufgabe der Verstorbenen sich immer noch wie zu Lebzeiten mit den ephemeren Werten und Verhältnissen des Weltlebens zu befassen? Und thun die Spiritisten Recht, wenn sie das Bewußtsein der Verstorbenen ohne dringende Veranlassung und zu gewichtigem und notwendigem Zwecke immer wieder in dies Erdenleben hineinziehen und deren Aufmerksamkeit an diese

Erdensphäre fesseln? Dadurch halten sie doch offenbar diese ihre „Lieben" — trotz deren vielfacher Gegenversicherung — um so mehr und um so länger in der Erdgebundenheit zurück, wogegen doch — wie jeder nicht in „geistigen" Dingen völlig Unwissende weiß — die Aufgabe der Lebenden und mehr noch der Verstorbenen ist, sich aus der erdgebundenen Sphäre zu erheben und den Geist von diesen Interessen zu befreien, die nur seinen Aufschwung zu der Gottheit hindern.

Wäre übrigens die spiritistische Annahme richtig, daß man es bei den gewöhnlichen mediumistischen Botschaften mit den „Geistern" der Verstorbenen zu thun hätte, dann wäre die Sachlage noch schlimmer, als sie thatsächlich schon ist. Denn dann würde der „Geist" derselben schließlich von dem Triebe sich zum Allerhöchsten aufzuschwingen, ganz entwöhnt werden. Nun haben wir es aber glücklicher Weise dabei nur mit den Seelen, d. h. den Astralkörpern und dem persönlichen Bewußtsein mit all seinen Neigungen und seinem irdischen Verstande zu thun. Und daß dies wirklich auch so ist, davon hat mich dies Buch der Marryat mehr als jemals etwas anderes überzeugt. Das, was diese Seelen sagen und thun, erhebt sich nicht über das Alltägliche und ist z. Th. sogar nur bösen oder guten Träumen zu vergleichen. Geist, im alltäglichen Sinne überraschenden Verstandesspiels, ist allerdings auch dabei; doch mit dem Worte „Geist" verbinde ich, wie jeder Mystiker, einen ganz andern, sehr viel höheren Begriff. Es sind damit die höchsten und reinsten Bestrebungen des Menschen und seine abstrakte, innerste Erkenntnis gemeint. Freilich sind diese Kräfte heute in den meisten Menschen nur sehr wenig ausgebildet, und daher bemerken die Spiritisten deren Abwesenheit in den ihnen zugehenden Botschaften gar nicht. Wären aber dabei diese schwachen Kräfte dennoch unbemerkt beteiligt, so könnten sie durch den mediumistischen Verkehr wohl meistens ganz erstickt werden. Glücklicherweise sind dieselben in der ihnen eigenen Sphäre wirkend, aus der sie nur denjenigen zugänglich sind, die selber sich in diese reine Geistessphäre erheben können. Immer aber ist die Individualität auch nach dem Tode soweit eine Einheit, daß der persönliche Zusammenhang des Geistes mit der Seele sich nicht löst, bis diese sich vollständig disintegriert. Das wird ihr durch den mediumistischen Verkehr erschwert, und daher schädigt solcher nicht allein die Medien, sondern in der Regel mehr noch die Verstorbenen. **H. S.**

*

Vom Alten Testament

von D. Eduard Reuß liegt uns noch Bd. III und IV vor. „Die heilige Geschichte und das Gesetz" — „Der Pentateuch und Josua" bilden den Inhalt des III Bandes.

Der „Einleitung" zu diesem Bande sei folgendes entnommen, das zur Einführung dienen möge: Die beiden Elemente, welche der Titel namhaft macht, die Erzählungen und die Gesetze, sind in den Originaltexten so eng mit einander verbunden, daß man sie kaum gesondert betrachten kann. Ja, man darf behaupten, daß eben diese enge Verbindung der Ideen und Gesetze mit dem Geschichtsstoffe Ursache gewesen ist, daß sich im Geiste des jüdischen Volkes jene tiefe Anhänglichkeit an das Gesetz, jenes bewunderswerte Festhalten an Religion und väterlicher Sitte gebildet und erhalten hat, deren sich dasselbe heute noch rühmen darf. —

Die Geschichte der christlichen Kirche zeigt uns eine ähnliche Thatsache. Die Grundsätze des Evangeliums haben einen guten Teil ihres Einflusses und ihrer Verbreitung dem Umstande verdankt, daß sie den Völkern in einem historischen Rahmen zugebracht werden konnten. Die übrigen Teile des Neuen Testamentes, welche vorzüglich der Gegenstand rein theologischer Studien geworden sind, waren nie in gleicher

[1]) Das alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von Professor D. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic Erichson, Direktor des Theologischen Studienstifts und Pfarrer Lic. Dr. Horst in Straßburg. Band III/IV. Preis 13 Mk., geb. 15 Mk. (Braunschweig 1893, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn).

Weise populär. Und aus demselben Grunde beginnt noch heute der religiöse und sittliche Unterricht der Jugend mit der biblischen Geschichte, wobei nur zu wünschen bleibt, daß die Auswahl des Stoffes immer vorsichtiger würde und daß man nicht alle Texte als gleich wert und heilsam für den pädagogischen Zweck betrachtete.

Wenn aber in praktischer Hinsicht jene enge Verbindung des geschichtlichen und des gesetzlichen Elementes in den mosaischen Büchern ein großer Vorteil für die Synagoge gewesen ist, so ist sie andererseits eine Quelle großer Schwierigkeiten für das litterarische Studium derselben. Sie ist, wie früher so heute noch, das hauptsächliche Hindernis, auf das die Kritik stößt, wenn sie sich Rechenschaft geben will von dem Ursprung und der Zusammensetzung dieses einzig-artigen Denkmals des Altertums.

II. Es ist überflüssig, die hohe Wichtigkeit dieses Schriftwerkes zu betonen. Zwar könnte man demselben andere Teile des Alten Testamentes von christlichem Gesichtspunkte aus vorziehen. Die Bücher der Propheten, die meisten wenigstens, dürften als noch bedeutendere Denkmäler der hebräischen Litteratur gelten; die in denselben ausgesprochenen religiösen Ideen erscheinen um so erhabener, als sie von den Formen des Kultus ganz unabhängig sind, und ihren Verfassern zollen wir um so mehr unsere Verehrung und Bewunderung, als wir uns die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, die sich ihrem Wirken entgegenstellten.

Andererseits hat uns der Pentateuch wohl eine Anzahl interessanter Bruchstücke althebräischer Dichtkunst erhalten, aber die erhabensten, den Christen noch heute am meisten ansprechenden Töne dieser Poesie erklingen doch aus anderen Blättern. Nichtsdestoweniger behaupten die mosaischen Bücher den ersten Platz in der Reihe der Denkmäler der israelitischen Litteratur, wenn man den Einfluß in Betracht zieht, den sie auf Bildung des jüdischen Nationalcharakters gehabt haben und in gewissem Maße auch auf die historischen und religiösen Ansichten, die in der christlichen Kirche zur Geltung gekommen sind.

Man begreift demnach, welch hohes Interesse die Wissenschaft hat, zu erkunden, was denn dies Werk eigentlich sei, woher es komme, wer es verfaßt habe, aus welcher Zeit es stamme, welche Schicksale es gehabt, auf welchem Grunde dessen Erzählungen beruhen, welches die Quellen seiner Gesetze gewesen, mit einem Wort, welchen Wert seine Ueberlieferungen haben können, die ihres Alters wegen ehrwürdig sind, aber doch auf ihre Zuverlässigkeit untersucht und geprüft werden wollen.

Und solcher ernsten Untersuchungen und Erklärungen unterzieht sich der Verfasser in bekannter und erprobter Weise, eine Fülle von interessanten und aufhellenden Anmerkungen ist den wörtlich aus dem Urtexte übersetzten Büchern des Pentateuchs beigegeben. Besonders aber sei die überaus wichtige „Einleitung" zu dem ganzen Bande erwähnt, sie zeugt von Liebe und Hingabe an den Stoff, an das Feld dieser mühevollen Arbeit.

Ganz dasselbe gilt auch von dem IV Bande, der „Kirchenchronik von Jerusalem (Chronik, Esra, Nehemia)". Der Titel ist gerechtfertigt, weil dieser Band nicht eine vollständige Nationalgeschichte, sondern nur die Geschichte einer einzelnen Stadt enthält. Die Erzählung beginnt mit der Epoche, wo Jerusalem die erste Stelle einnimmt am geographischen und politischen Horizonte Israels und sich zugleich anschickt, der Mittelpunkt des religiösen Lebens der Nation zu werden. Dabei kommt aber in Betracht, daß es nicht die politischen Angelegenheiten derselben sind, auf die der Verfasser sein Augenmerk richtet, sondern die Institutionen, welche bestimmt waren, höheren Interessen zu dienen, als deren Grundlage und Regel.

Das verdienstvolle Werk von D. Eduard Reuß wird in 7 Bänden vollständig sein, wir werden daher Gelegenheit haben noch häufiger darauf zurück zu kommen und dann noch einen kurzen Ueberblick geben.

Einstweilen sei dasselbe allen empfohlen, denen daran gelegen ist, ein klares Bild über die Entstehung des Alten Testamentes zu erhalten und sich durch eine meisterhafte Uebersetzung die Schönheiten desselben näher bringen zu lassen. **Evers.**

Evangelische Erzählungen.

Die junge Kunst ist mehr und mehr bemüht, eine gestaltende Erneuung der Christusidee zu zeitigen und tritt mutiger und tiefer empfindend — unmittelbarer — an jenes große Problem heran. Bis jetzt ist es ihr nun noch nicht gelungen, jenen Geist der handelnden Erlösung selbständig zu erfassen und gestaltend zu verwirklichen; sie ist noch nicht reif dafür, ihre innere Arbeit ist noch zu keimhaft, noch nicht stark, nicht ausgeprägt genug. Darin liegt der Grund: der Künstler kann nur das geben, was er selber ist; sein Kunstwerk ist sein Kind, und das ist in diesem Falle stets dem Vater ähnlich.

M. G. Conrad hat in seinen evangelischen Erzählungen[1]) versucht, die alten biblischen Geschichten und Lebensbilder, die sich um die Heilandsfigur gruppieren, in neuer, dem modernen Kunstverständnis nahekommender Art zu gestalten. Conrad hätte nun nicht nötig, bei derartiger Neuschaffung sich an den Text der Bibel so eng anzulehnen, und das ganz besonders nicht bei wertlosen Einzelheiten, wo er doch durch die dankenswerte Herausschälung des Reinmenschlichen aus den symbolischen Bibellegenden oft auf Kleinigkeiten Gewicht legt, die bedeutungslos sind und in der von ihm gegebenen neuen Auffassung oft klein und störend wirken. Das findet sich selbst in der sonst so einzigartigen, innerlichsymbolischen Erzählung „Das Weib am Brunnen" und in der „Vermählung", wo es der Jünger Johannes bei dem Wunder der Weinverwandlung (Hochzeit zu Kana) für gut hält, Jesu folgendes zuzuflüstern: „Gestatte, daß ich vorgesorgt habe. Ich habe mit Wurzeln den Brunnen gesüßt, das Wasser wird den Gästen wie Wein schmecken. Befiehl den Dienern, daß sie die Krüge vollschöpfen" Wozu denn solche Mittelchen, um ein „Wunder" zu erklären; das geht viel natürlicher. Allzuoft werden auch Bibelstellen wörtlich mit kleinen Variationen zitiert.

Auf diesen evangelischen Erzählungen liegt aber ein unverfälschter heiliger Duft, wie ein Wiederhauch aus der Heilandszeit: es ist viel Landschaft, tiefe Menschlichkeit und echte Bibelstimmung darin. Möge die angekündigte zweite Reihe der Erzählungen die Schwächen der ersten vermeiden und ihre Vorzüge ausbauen. Das kann unserer Dichtung nur nutzen. Es verdient mehr als Anerkennung, daß Conrad sich diesem Stoffgebiet zugewandt hat; denn er ist der Mann, es fruchtbar zu machen. **Evers.**



Das Erlösungsbedürfnis des Menschen

und die doppelte Form seines Erkennens behandelt ein Buch „Die Nächte des Suchenden" von Anton Lampa (Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig 1,50 Mk.) Der erste Teil des Buches „Die große Sehnsucht" bringt das heiße, nach Erkenntnis dürstende Leben einer Seele in den verschiedenartigsten, tiefinnerlich empfundenen Stimmungsbildern, die sich manchmal an Kunsteindrücke und innerlich symbolische Erlebnisse anlehnen. Es ist ein ruheloses Suchen darin, das oft eine gewisse poetische Höhe erklimmt, und von dort nach dem Ziele seiner Sehnsucht schaut.

Im II Teile „Von der Erlösung" wird das Problem des Leidens und des Todes behandelt. „Der Tod ist etwas Entsetzliches" sagt der Verfasser. Er erläutert dann seine Anschauung und mißt sie mit Schopenhauer und Eduard v. Hartmann, kommt dann auf das Christentum zu sprechen, das er für einen „vorgeschobenen Posten des Buddhismus" hält, um dann endlich im „Nirvâna" eben dieses Buddhismus das Letzte zu finden. Er weist darauf hin, daß eine begriffliche Erfassung jenes Zustandes unmöglich sei, daß man höchstens von der negativen Seite ihm in die Nähe kommen

[1]) Bergfeuer. Evangelische Erzählungen (Erste Reihe). (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto). Als 2. Reihe erscheint später „Der Uebermensch".



könne. Zu einem positiven Ziele aber führe nur die mystische Methode, die Methode der inneren Versenkung, die uns ihre Wahrheiten nicht lehrt, sondern erleben läßt, so daß es mit Recht heißt: „Nur wer es an sich selbst erfahren hat, weiß, was Nirvâna ist".

Dies wird nun im III Teile „Von der Philosophie" noch erweitert, und zwar sehr treffend und interessant erweitert. Lampa läßt dort „Die große Sehnsucht", wie er seinen nicht kirchlichen Weg in die Geheimnistiefe des Lebens charakterisierend nennt, aus der Welt des Gefühls in die Welt des mystischen Erkennens hineinwachsen und versucht nun auf manche vorausgegangene „sonderbare" Auseinandersetzung erhellendes Licht zu werfen.

Das Buch verdient, wenn das mit wertvoller Eigenuntersuchung und Erweiterung des Gebietes geschieht, noch eine eingehendere Behandlung. Das soll geschehen.

Evers.



Geschlechtsmystik in der Dichtung.

Für eine charakteristische Erscheinung in der heutigen Dichtung möchte ich das Wort „Geschlechtsmystik" zunächst anwenden, um es später auch auf andere Gebiete zu erweitern. Denn ich bin zu Resultaten gekommen, die nicht zum geringsten Teile die Folgen meines innersten, letzten Erlebnisses sind.

Ich sehe in unserer sogenannten Dekadenz etwas ganz anderes als einen Kulturniedergang, und die Nervosität unserer Zeit ist für mich nicht gleichbedeutend mit „Zerrüttung des Menschengeschlechtes." Im Allgemeinen, in der großen Erscheinungsart mag das zustimmen, für diejenigen nämlich, denen der innerste Grund im Menschen nicht oder nur wenig am Herzen liegt; die haben das Sehen in dunkler Nacht wie im hellsten, blendenden Sonnenlichte verlernt und schleppen durch eine mühelose und doch so sehr mühevolle Dämmerung ihr Leben hin. Ich sehe in unserer Zeit ein sehr ersprießliches Ackerfeld für die Entwickelung des Innersten im Individuum, für die Kraft, die da schafft, und die sich im neuen Jahrhundert schaffend beweisen will.

Es ist der alte Unterschied zwischen der Zeit der Olympier und derjenigen der Gebärer, zwischen der Zeit des Sammelns und der des Austragens einer „neuen Welt." Da kann man von Jahrhundert zu Jahrhundert eine Linie ziehen. Eine neue Welt äußert sich stets zuerst im Empfindungsleben der Einzelnen, in der Art, wie jeder sich selbst und seine Lebenserfüllung auffaßt. Unsere Zeit trägt eine solche neue Gefühlswelt mit sich und sie lauert nur darauf, daß die bewußten Starken kommen, die ihr die Geburt leicht machen sollen.

Ja sie ist anders zu verstehen, diese immer wiederkehrende Zeit der Gebärer, wo alles schwanger geht mit einer neuen Kulturerfüllung der Erde, anders als jene Zeit der Sammelruhe jener Olympier, die die reifgewordenen Früchte von den Bäumen pflücken. Das Pflücken müssen sie allerdings verstehen; dazu gehört Sonnenschein und eine sichere Hand. Wir aber sollen schaffen und arbeiten, daß wir ihnen einst das Pflücken leicht machen können.

In unserer Dichtung besonders zeigt sich in der letzten Zeit ein nervöses Aufwühlen letzter Feinempfindungen in Physis und Psyche, die meist nach dem Geschlechtlichen, nach dem sexuellen Geheimnißgrunde im Menschen hinweisen und wohl auch dort ihre Ursache haben. Allerdings sind die meisten so beschaffenen Kunstprodukte noch zerrissen und wirr in allzugroßer Absichtelei ihrer Probleme wie auch ihrer unorganischen Form, die beide den vorurteilsvoll genießenden Epigonensprossen abstoßend berühren, ja berühren müssen, und dann als „Fratzenhaftigkeit" erscheinen. Frage man sich doch auch hier nach den Warum.

Wohl hat das Hervortreten des sexuellen Elementes heute wie in allen Zeiten eine Menge pikanter Schmierer gezeitigt, die nur auf die sinnliche Reizbarkeit einer

Leserwelt spekulieren und auch so ihr Schäfchen ins Trockene führen. Doch sei man in seinem Urteile gerecht und werfe nicht solche, die es mit jenem menschlichen Lebensgrunde, ja mit jenem letzten mystischen Weltgeheimnis ernst meinen, zu den Vertretern jener jüdisch-journalistischen Litteraturmache, die sich am Ende doch eigentlich nur als witzelnde, zersetzende Reproduktion zeigt, ohne je in voller Gestaltungskraft lebendig werden zu können. Man lerne mehr psychologisch als moralisch zu urteilen.

Richard Dehmel hat in seinem neuesten Gedichtbuch „Aber die Liebe",[1]) das er ein Ehemanns- und Menschenbuch nennt, nun die ganze Symphonie des Liebesdramas im Menschen durchzuspielen versucht. Er geht fast erschöpfend alle die verschiedenen Erscheinungen der „Liebe" von den intimsten geschlechtlich lyrischen Empfindungen bis hinauf zur uranionischen Selbstherrlichkeit durch, er giebt der naiv-kindlichen Lebensfreude wie dem gewaltigen unbegriffenen Christusdurste nach dem Ewigen Ausdruck, oft treffenden Ausdruck, und gewinnt auch manchmal für neue Gebiete eine neue Form. Doch glückt ihm dies letztere nicht immer, er wird oft dabei deklamatorisch-unwahr, manieriert, ganz abgesehen von den Stücken, wo diese pomphaft schreiende Sprechweise in der That angebracht ist. Einige litterarische Geschmacklosigkeiten wie den „Hamburger Lästerbrief" und so verschiedene Verhimmelungen guter Freunde hätte er sich schenken können; das paßt nicht zu seiner sonstigen Physiognomie. Im Allgemeinen aber viel neues Empfinden, das uns viele neue Gefühlswerte bringt.

Die Leser der Sphinx kennen Dehmel schon aus einigen Gedichten wie „Jesus der Künstler", „zu Gott" und „Wiedergeburt" (nach Paul Verlaine vorzüglich übertragen) und können darin schon eine Seite seines Wesens erkennen; aber er hat viele Seiten und müßte sehr eingehend behandelt werden, wenn man allen diesen Seiten gerecht werden wollte. Dann wäre über sein Buch „Aber die Liebe" im Vereine mit noch einigen anderen charakteristischen Produkten, wie z. B. Stanislaus Przybyszewskis „Totenmesse"[2]), diesem wahnsinnig genialen Hohenliede der differenziertesten Geschlechtsempfindung, eine nicht nur individuell-psychologische, sondern zeitpsychologische Studie zu schreiben. Das will ich mir vorbehalten; vielleicht erweitert sich das Gebiet der Geschlechtsmystik in der Dichtung bis dahin noch.

Einstweilen haben wir diese beiden Sturm-Schöpfungen, die beide nach Bewußtsein ringen in brausendem Aufschäumen verborgener Leidenschaften und die beide viel lyrisches Pathos neben medizinischer Selbstuntersuchung aufweisen, viel Willenskämpfe neben der Traumversunkenheit chopinscher Tiefenmusik. Sie sind nicht mit dem Urteil geistiger Knaben, sondern mit dem reifer Menschen zu messen. Ist auch Dehmel mehr rein lyrisch, germanisch und umfassender als der hymnusartige, katholische Przybyszewski in seinem slavischen Anbetungsrausch, durch das Deklamatorische werden beide verbunden und durch den Parallelwert ihrer Stoffe. Aber auch durch manche Greisenhaftigkeit und einige Perversismen werden sie zu Nahverwandten.

Dehmel hat den Vorzug, einer neuen Seelenkunst, einer sehr innerlichen Seelenkunst durch entsprechende Formgestaltung zu einem auch organischen, charakterisierenden Ausdrucksmittel zu verhelfen. Er macht den Versuch wenigstens, und dieser Versuch gelingt ihm auch hin und wieder überraschend. Möge nun der bald kommen, der jenem mystischen Geheimnisgrund im Menschen, jenem bis aufs Feinste ausgefühlten Geschlechtsgrunde der Welt in michelangelesker Meisterung die letzte sieghafte Gestaltung in der Dichtung verleiht.

Evers.

[1]) Mit Deckelzeichnung von Hans Thoma und Randbildern von Fidus. (München 1893, Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto).

[2]) Berlin W 1893, F. Fontane & Co.



Reines Deutschtum.

Ohne in die Manieriertheit, die Geistreichelei und verschrobene Symbolistik des Rembrandtdeutschen zu verfallen, tritt Friedrich Lange kräftig ein für Pflege volkstümlicher Eigenart und Hegung gesunden Vaterlandssinnes, besonders aber für die Ausprägung desselben in Haus und Leben, in Kunst und Erziehung.

Das Buch, wenn es auch manchmal etwas zu preußisch predigt, konnte ein Sauerteig werden, ein vaterländischer Sauerteig wie Justus Möser's patriotische Phantasien oder Fichte's Reden, Anerkennung und Widerspruch um sich sammeln und sich auf alle Fälle zur Selbstbesinnung führen und zur That leiten.

Etwas Lange'sche Anschauung:

Die lebendige Empfindung des deutschen Volkstums steht noch aus, noch hat die äußere Einigung kein deutsches Einheitsgemüt heranzuziehen vermocht, das bei aller Eigenart einen Grundton trägt. Vom deutschen Reiche müssen wir doch endlich zum deutschen Vaterlande gelangen.

Nicht fürder befehde süddeutscher Individualismus die norddeutsche Centralisation, beide durchdrungen erst giebt rechte Mischung.

Gastfreundschaft sollen wir üben, doch Herr im Hause soll der Deutsche bleiben. An dieser Stelle wird ziemlich stark antisemitisch gescharrt.

Besonders aber hindert der leidige Amerikanismus, das rastlose money making im Bunde mit äußerlicher Genußsucht auch die deutsche Gegenwartsmenschheit an Vertiefung und Aufrichtigkeit, an Grundsatzbildung und Grundsatztreue.

Das Schulwesen, o jerum, jerum, jerum, trägt viele Fremdkörper in die jungen Wesenheiten, leistet unfruchtbarem Gelehrtendünkel Vorschub. Während echte Bildung das Vaterländische bevorzugen und auch durch die übrigen Bildungsmittel den Zögling nur deutscher, echter, forscher und lebensstarker machen sollte, tritt Verzopfung und Uebersättigung mit Ungeeignetem ein, wird die Aufnahmefähigkeit für das Wesentliche verkümmert oder vernichtet.

Die Gymnasien, die deutschen Gymnasien — diese doppelte Ironie! — sind Folterkammern, wo neun lange Jahre hindurch gerade Glieder verbogen werden — schwedischer Heilgymnastik gerader Gegensatz

Das wären so die Hauptthesen unseres deutschen Kämpfers.

In kirchlicher Hinsicht berührt Lange sich mit theosophischen Grundsätzen: das Vorbildliche in einem Christus, das Göttliche, Wesensgroße soll auch uns auf unseren sittlichen Boden stellen, hier sollen wir, jeder in seinem Teile, ihm nachfolgen.

Hinreißende Gewalt findet der Prediger von der Nationalkirche besonders in seiner Mahnung zu wieder deutscher Kunst.

„Nun", heißt es Seite 145 und 146, „die Gefäße des Deutschtums in der Kunst müssen reinlicher und keuscher sein, als diese (die Künstler der Gegenwart sind gemeint), aber vor allem auch stärker; Kerle müssen kommen, so ernst und so neckisch, so kindlich rein und doch so wohl bekannt in allen Himmeln und Abgründen des Menschenherzens und so gesegnet schließlich mit den Gaben der Phantasie und des Humors wie etwa Böcklin unter den Malern ist und wie ich unter den heutigen Dichtern noch keinen weiß. Vielleicht, daß er schon lebt, doch das Thor seines Einzuges ist noch geschlossen.

Was ist nun aber deutsch in der Kunst? — Etwa so:

Der deutsche Dichter oder Künstler wird im Grunde nur ernst und keusch und tüchtig sein, niemals leichtfertig. Sein Ausdruck sei schlicht und anspruchslos, aber voll Kraft. Ironie oder Weltschmerzelei sind deutscher Kunst immer ein zersetzendes Salz gewesen, Humor dagegen war immer ein willkommener Schmuck ihrer echten Kraft, denn Humor giebt sinnige Lebensfreude, wonach sie zumeist verlangt und ist zugleich die beste Verhüllung deutscher Keuschheit, die nur von ihrem Innersten nur eine Ahnung geben mag!"

Dem läßt sich doch zustimmen?

Peter Hille.



Gegen die Vivisektion lebender Menschen,

deren thatsächliches Vorkommen in Findelhäusern, Irrenhäusern und Krankenhäusern zur blossen Befriedigung der Brutalität von Aerzten in einer Broschüre von Dr. med. Koch (Aerztliche Versuche an lebenden Menschen. Oeffentl. Anklagen usw., Leipzig, Voigt 50 Pf.) mit authentischen Belegen nachgewiesen wird, hat Freiherr Dr. Carl du Prel in den „Münch. Neust. Nachrichten" vom 6. und vom 29. August 1893 einen Notschrei erlassen, der leider die thatsächliche Wahrheit dieser haarsträubenden Anklagen beweist. Dies zeigt aufs Neue, daß das Publikum heutzutage gegen die Roheit der Aerzte schutzlos ist oder vielmehr, daß den Schutz unserer Rechtsordnung heutzutage nur mehr diejenigen genießen, die es bezahlen können, nicht aber Findelkinder und unbemittelte Kranke, die auf öffentliche Hospitäler angewiesen sind. **H. S.**



Der Magnetismus und seine Phänomene.

In seiner kürzlich in 2. Auflage (bei Karl Siegismund in Berlin) erschienenen Schrift unter obigem Titel liefert Willy Reichel eine geschickte Zusammenstellung von Aussprüchen bekannter Männer älterer und neuerer Zeit über den organischen Magnetismus. Es wird dabei kaum den Leser stören, daß dieses pro domo geschieht, da Herr Reichel selbst ein sehr gesuchter Heil-Magnetiseur in Berlin ist; denn dies läßt vielmehr darauf schließen, daß er sich in seiner langjährigen Praxis von der Wahrheit der Angaben und der Richtigkeit der Lehren und Beurteilungen, die er anführt, selber überzeugt hat. Auch wir haben uns über den Wert des Mesmerismus oder organischen Magnetismus für Heilzwecke so oft in diesen Heften ausgesprochen, daß hier weitere Worte überflüssig sind.

Wir freuen uns hier zugleich konstatieren zu können, daß der Anwendung des Mesmerismus neuerdings von Seiten der Gerichte mehr Gerechtigkeit zu Teil wird. So ist erst am 17. Oktober der Magnetiseur Tormin in Düsseldorf freigesprochen worden in einer Verhandlung gegen ihn, in der u. a. bezeugt wurde, daß der organische Magnetismus sogar in solchen Fällen heilen kann, wo die Aerzte chirurgische Eingriffe für unvermeidlich hielten. **H. S.**



Des Spirits Rache.

ist eine kleine Novelle, die Paul Heyse in den letzten Sommerheften von „Schorers Familienblatt" (Salon-Ausgabe „Unsere Zeit" Heft 1 und 2) erzählt. Wie für Heyse selbstverständlich sein wird, muß man alles, was er zur Erklärung der spiritistischen Thatsachen vorbringt, als Scherz und als Hohn aufnehmen. Aber abgesehen davon, daß ja seine scherzhafte Darstellung des landläufigen Spiritismus der thörichten Wirklichkeit thatsächlich entspricht, ist auch der Ulk, mit dem er die so oft im Namen großer Geister gegebenen geistlosen und unrichtigen Botschaten erklärt, gar nicht so weit ab liegend von dem wirklichen Sachverhalt. Heyse schreibt:

„Die aristokratische Gesellschaft im Zwischenreich verfiel auf ein unschädliches Auskunftsmittel, um sich ihre Ruhe vor den spiritistischen Citationen zu sichern. Sie fragte unter dem Geisterpöbel an, ob nicht dieser oder jener freiwillig sich erbieten möchte, im Falle solcher Citationen als Stellvertreter zu dienen und auf alle vorwitzigen Fragen nach Gutdünken Antwort zu geben."

In der Regel ist bei Tischklopfen herauskommender Unsinn auf die unbewußte Psyche der Medien oder Sitzungs-Teilnehmer zurückzuführen. Im Uebrigen thut aber sich auch fast niemals der Geist eines Verstorbenen kund (denn wie wenige Menschen von allen, die sterben, haben überhaupt schon Geist); es macht sich vielmehr nur die Seele eines solchen geltend; und es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß auch selbst die Seele eines geistig entwickelten Verstorbenen (also sein niederer alltäglicher Ver-

stand) Unsinn reden sollte. Aber daß sich in der niederen astralen Welt irgend eine beliebige Seele für irgend etwas ausgiebt, was gerade gewünscht wird, das ist wohl nicht zu verwundern in solchen Verhältnissen, wo es keine Gerichtsbarkeit und keine Polizei mehr giebt.

Um aber sich mit einem „Geiste“ in Verbindung setzen zu können, muß man selbst schon innerlich „geistig“ entwickelt sein. (Und wieviele der spiritistischen „Medien“ sind das wohl!) Dann freilich kann das Geistigere höher Entwickelte, das Stofflichere, Niedere wahrnehmen, nicht aber das Stoffliche den Geist. **H. S.**

*

Okkultistische Litteratur.

In diesem Hefte zeigt das Antiquariat von Ludwig Rosenthal in München seinen neuen Katalog der Geheimwissenschaft in 2 Heften (Bibliotheca magica et pneumatica) an. Abgesehen davon, daß dieser Katalog für den Bezug der darin aufgeführten Bücher dienen soll, hat er unabhängigen Wert, weil dieses Antiquariat eines der größten in Deutschland ist für okkultistische Litteratur, und daher auch dieser Katalog wegen seiner Reichhaltigkeit dauernd zum nachschlagen verwendet werden kann. **H. S.**

*

Preisermäßigung für Bücher.

Die Verlagshandlung von Rauert & Rocco Nachf. (D. Janssen) in Braunschweig bietet laut der diesem Hefte beigegebenen Anzeige den Mitgliedern der theosophischen Vereinigung ihre Schriften zu ermäßigten Preisen an. Ich habe dieses Anerbieten gerne angenommen, da die angezeigten Schriften inhaltlich das sind, was ihre Titel besagen. In besonderem Maße theosophisch sind allerdings nur die Sachen von und über Giordano Bruno und etwa die „Christliche Weisheit aus der vorchristlichen Zeit“. Im Uebrigen haben uns auch einige der sinnigen Sentenzen in Backhaus' „Vom Baume der Erkenntnis“ und „Samenkörner für Geist und Herz“ sehr gefallen. **H. S.**

*

Unser Prospektheft,

das einen charakteristischen Ueberblick über das Stoffgebiet der „Sphinx“ in kurzen Auszügen aus passenden Artikeln und in geeigneten Bildschmuckproben gewährt, liegt noch vor Weihnachten versandfertig vor. Wir weisen unsere Leser ganz besonders darauf hin, da es in entsprechender Anzahl einem jeden kostenlos zur Verfügung steht. **F. E.**

*

Neue Bücher.

Anton Lampa: Die Nächte des Suchenden. Das Erlösungsbedürfnis des Menschen und die doppelte Form seines Erkennens. (Braunschweig 1893, C. A. Schwetschke und Sohn.)

Dr. **Adolf Brodbeck**: Zoroaster. Ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes. (Leipzig 1893, Wilhelm Friedrich.)

Dr. **Ludwig Kuhlenbeck**: Giordano Brunos Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten (de l'infinito universo e mondi) übersetzt und mit Anmerkungen versehen. (Berlin 1893, Hans Lüstenöder.)

Dr. **Rudolf Steiner**: Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung. Beobachtungs-Resultate nach naturwissenschaftlicher Methode. (Berlin 1894, Emil Felber.)

Dr. **Carl du Prel**: Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften. (Leipzig 1893 Ernst Günther.)

Dr. **Carl du Prel**: Der Spiritismus. (Leipzig, Philipp Reclam jun.)

Carl Kiesewetter: Franz Anton Mesmers Leben und Lehre. Nebst einer Vorgeschichte des Mesmerismus, Hypnotismus und Somnambulismus. (Leipzig 1893, Max Spohr).

Carl Kiesewetter: Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des okkulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Als Anhang: Die Wagnersage und das Wagnerbuch. Mit 33 Abbildungen. (Leipzig 1893, Max Spohr).

Henry Varley: Von den letzten Dingen. I Was wird aus uns nach dem Tode? II Ist Christi Kommen bevorstehend? (Hannover 1894, Carl Meyer: Gustav Prior.)

Friedrich Geißler: Trostbuch für Alle, die über den Tod nachdenken. Eine wissenschaftliche Bekämpfung der Todesfurcht. (Leipzig 1893, Max Spohr).

Friedrich Robert: Aus dem Nichts zum Glauben. (Berlin 1893, Bibliographisches Bureau.)

Anton Ganser: Der reine Gottesbegriff und dessen Wichtigkeit. (Graz 1892, Leuschner und Lubensky.)

Das Jenseits. Eine Rechtfertigung des christlichen Glaubens vom Standpunkt der Wissenschaft und der Vernunft. Ein Weckruf den Zweiflern, ein Trostwort den Betrübten. Allgemein verständlich dergestellt von einem Bekehrten. (Berlin, Struppe & Winkler.)

Dr. **W. Honef**: Staats-Götzentum und Christentum. (München, Liebfrauendruckerei: Dr. W. H. Wingerath.)

Prof. Dr. **Walter Pohlmann**: Das Judentum und seine Feinde. (Neuwied am Rhein 1893, Heusers Verlag, Louis Heuser.)

Prof. Dr. **Walter Pohlmann**: Jüdische Leiden. (Neuwied a. Rh. 1893, Heusers Verlag, Louis Heuser.)

I Psychiatrie und Seelsorge. Referenten: Siemens und Zinn sen.

II Zur Reform des Irrenwesens in Preußen und des Verfahrens in Entmündigungssachen wegen Geisteskrankheit. Referenten: Zinn sen. und Pelman. Herausgegeben im Auftrag des Vereins der Deutschen Irrenärzte. (München 1893, J. F. Lehmann.)

J. Kodis: Zur Analyse des Apperceptionsbegriffes. Eine historisch-kritische Untersuchung. (Berlin 1893, S. Calvary & Co.)

Willy Reichel: Der Magnetismus und seine Phänomene. (Berlin 1892, Karl Siegismund.)

Sonnen-Aether-Strahlapparate von Professor Oskar Korschelt. Erster Nachtrag: Zeugnisse und Berichte.

Kalender aller Deutschen 1894. Für den „Allgemeinen Deutschen Verband" herausgegeben von Karl Pröll. (Im Buchhandel zu beziehen durch Veit & Co, Leipzig.)

Ernst de Veerdt: Von dem Wesen der Kunst. Studie nach dem Leben. (Leipzig 1893, Max Spohr.)

E. v. Franquet: Schaupöbel. Stuck, Klinger, Exter, von Hofmann usw. „Die künftigen Heroen der Rumpelkammer". Glossen zum Streit der Alten und Jungen. (Leipzig 1893, Max Spohr.)

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums; mit sechzehn Autotypien nach Werken von Fidus, L. v. Hofmann, Graf Leopold

Kalckreuth, Max Liebermann, Gabriel Max, Rudolf Maison, Carl Strathmann, Franz Stuck, Fritz von Uhde, Hans Thoma; und mit den Bildnissen von Hermann Bahr, Richard Dehmel, Gustav Falke, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Karl Henckell, Graf Leopold Kalckreuth, Max Liebermann, Rudolf Maison, Oskar Panizza, Heinz Tovote. (München, Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.)

Stanislaw Przybyszewski: Totenmesse. (Berlin W 1893, F. Fontane & Co.)

Wilhelm Jensen: Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnisblatt aus dem vorigen Jahrhundert. (Berlin 1893, Emil Felber).

Julius R. Haarhaus: Christnachtphantasien. (Leipzig 1893, H. Haessel.)

Max Hoffmann: Morgenstimmen und anderes. Mit dem Bildnis des Dichters. (München, Dr. E. Albert & Co, Separat-Conto.)

Heinrich Stümcke: Präludien. Gedichte. (München, Dr. E. Albert & Co.)

Benno Rüttenauer: Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora d. i. Zwanzig fromm-heitere Legenden in anmutige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von P. Hilarus à la Santa Clara. (München, Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.)

Arthur v. Wallpach: Im Sommersturm. Gedichte. (München, Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.)

Dr. **Friedrich Lauchert**: G. Chr. Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Uebersicht dargestellt. Mit Nachträgen zu Lichtenbergs „Vermischten Schriften" und textkritischen Berichtigungen. (Göttingen 1893, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.)

Emilie Flygare-Carléns sämtliche Romane. Erste Abteilung. Lfg. 1. Eine Nacht am Bullarsee I Bogen 1—4. (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co.)

Fenner: Gezeichnete und geschriebene Gedichte. I Teil. Auch drei Singspiele; auch Aufschlüsse für Anfänger und Künstler im Zeichnen. (Zürich 1893, Orell Füßli.)

G. W. Geßmann: Die Frauenhand und ihre Bedeutung für die Erforschung des weiblichen Charakters. (Berlin 1894, Karl Siegismund.)

Dr. **Ernst Krause** (Carus Sterne): Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde. Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas. Mit zwölf Abbildungen im Text. (Glogau 1893, Carl Flemming.)

Dr. med. **Emmet Densmore**: Die Nahrung des Paradieses. Mit Erlaubnis des Verfassers ins Deutsche übertragen von H. B. Fischer. (Leipzig, 1893, Max Spohr). — Ferner: Obst als Nahrung. — Kurze Darstellung des Systems der stärkemehllosen Kost. — Schrotbrot und Entzündung. — Wie die Natur heilt. —

Handbuch für Magenleidende. Ratschläge, Winke und Belehrungen zur Selbstheilung chronischer Magenleiden auf naturgemäßem Wege. (Leipzig 1894, H. Hartung & Sohn.)

Reminiscences of H. P. Blavatsky and „The secret doctrine" by the Countess Constance Wachtmeister, F. T. S. and others. Edited by a fellow of the theosophical society. (London 1893, Theosophical Publishing Society Adelphi W. C. Duke Street 7.)

The nine circles, or the torture of the innocent. Being records of vivisection, english and foreign. Third and revised edition. With introduction by Edward Berdoe, M. R. C. S., etc. (London 1893, Swan Sonnenschein & Co., Paternoster Square.)

Vom Verlage Rauert & Rocco Nachf. (D. Janssen) in Braunschweig erhielten wir folgende Bücher:

Wilhelm Emanuel Backhaus: Vom Baume der Erkenntnis. Gedanken über Gesittung und Erziehung, Kunst und Wissenschaft, Staat und Gesellschaft, Gott und Natur, Kirche und Religion. 1890.

Dr. med. **H. Beck**: Des Grafen Leo Tolstoi Kreutzersonate vom Standpunkt des Irrenarztes. 1890.

Samenkörner für Geist und Herz. Sinn- und Kernsprüche, jedem freien Deutschen auf den Lebenspfad mitgegeben. 1888.

Dr. **Emil Brenning**: Der Selbstmord in der Litteratur. Vortrag, gehalten in der litterarischen Gesellschaft des Bremer Künstlervereins.

Emil Brenning: Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein litterarischer Essay. 1885.

Hermann Brunnhofer: Giordano Bruno's Lehre vom Kleinsten als die Quelle der präftabilierten Harmonie von Leibnitz. 1890.

Hermann Brunnhofer: Goethes Bildkraft im Lichte der ethnologischen Sprach- und Mythenvergleichung. 1890.

Hermann Brunnhofer: Festschrift zur Feier der am 9. Juni 1889 in Rom stattfindenden Enthüllung des Denkmals Giordano Brunos. Mit einer Beilage: Die Ehrfurcht vor dem Altertum als die schuldige Achtung vor der lebendigen Gegenwart. Eine Idee Giordano Bruno's in ihrem Widerhall bei Bacon und Pascal. 1889.

Christliche Weisheit aus der vorchristlichen Zeit.

Ludwig Kuhlenbeck: Liebe, Bürgin der Unsterblichkeit! Das Mysterium von Eros und Psyche. Eine Romanze. Liebenden und Trauernden dargereicht. 1890.

Dr. jur. **Ludwig Kuhlenbeck**: Reform der Ehe. 1891.

Dr. **Edmund Rothe**: Poesie und Medizin. Ein Vortrag. 1888.

Dr. **Friedrich Scholz**: Die Handschrift und ihre charakteristischen Merkmale. Mit chemigraphischen Tafeln. 1888.

Dr. **J. W. Spengel**: Die Stellung des Menschen in der Reihe der Organismen. Vortrag. Mit einer lithographischen Tafel. 1888.

Eingegangene Beträge.

Von L. D. in M.: 100 Mk. — J. v. Bleyleben in Wien: 6 Mk. — Dr. Ernst Ottmer in Braunlage i. H.: 5 Mk. — Dr. C. M. J. in B.: 5 Mk. — Gr. v. d. Schbg. in F.: 100 Mk — E. S. in G.: 1000 Mk. — General von Kohsen in Petersburg: 21 Mk. — E. J. Erichsen in Lehe: 3 Mk. — C. Dorasil in Troppau: 4 Mk. 75 Pf. — Grf. Sch.-F. in F.: 160 Mk. — Adolf Siegl in Kaaden: 3 Mk. 10 Pf. — Paul Zillmann in Dresden-A.: 1 Mk. — Clemens Eisert in Lohsdorf: 2 Mk. 50 Pf. — Zusammen: 1411 Mk. 35 Pf.

Steglitz bei Berlin, den 15. November 1893. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:

Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig